Katholischer
Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Vierter Band:

Schule der Weisheit.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1857.


FLEGEL

Schule der Weisheit.

Ein
katholisches Anekdoten-Büchlein
zur
Unterhaltung und Belehrung
für
alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben
von
A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1857.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das heilige Kreuz des Erlösers.

Das allerheiligste Sakrament des Altars.

Ave Maria!

Gebet und Betrachtung.

Werke der Frömmigkeit.

Treue gegen die Kirche.

Ereignisse in der Familie.

Die Erziehung.

Handwerker und Künstler.

Tiara und Mitra.

Aus der Seelsorge.

Fürsten-Kronen.

Berühmte Klöster.

Aus dem Kloster.

Werke der Barmherzigkeit.

Bunte Welt.

Aus den Missionen.

Religiöses Still-Leben.

Krieg und Sieg.

Blumen aus der Wüste.

Merkwürdige Geschichts-Stationen.

Wundersames.

Sinniges und Gemüthliches.

Frauen-Zierde.

Aus der Revolution Frankreichs.

Martyrer-Fahnen.

Kreuzträger und Krankentröster.

Die Stunde des Todes.

Verbesserungen.

Man lese gefälligst:

Seite 99. Zeile 3 von Unten — König Klodwig statt der heilige Klodwig.

„ 352 „ 15 von Oben — À bas statt Abbas.

Schule der Weisheit

in

katholischen Anekdoten.

1. Das heilige Schweißtuch „Veronika."

Wund gedrückt von der Last des Kreuzes ging unser Herr und Heiland, der Gott-Mensch Jesus Christus, den Weg, der hinausführte nach der Richt- oder Schädelstätte. In dem so unmenschlich Mißhandelten sah gewiß noch manches bessere, fromme Gemüth — den verheißenen Erlöser, den Mann des bittersten Wehes, den der Prophet Isaias in einer seiner Weissagungen mit den Worten geschildert: „Gestalt und Schöne hat er nicht! Wahrlich, er trägt unsere Krankheiten und ladet auf sich unsere Schmerzen! Wir halten ihn für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und gedemüthigt hat; aber er ist verwundet um unserer Missethaten willen, und zerschlagen um unserer Sünden willen; unseres Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt! Wir Alle gingen in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher wich ab nach seinem Weg; aber unser Aller Missethat hat der Herr auf Ihn gelegt! Er wird geopfert, weil er selbst wollte! Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt, und er verstummt wie ein Lamm vor Demjenigen, der es scheert, und thut seinen Mund nicht auf! Der Herr will ihn zermalmen in der Schwachheit; doch, wenn er für die Sünde sein Leben geopfert, schaut er ewigen Samen, und der Wille des Herrn gelingt in seiner Hand!" Isaias 53, 2 bis 11. —

Diese gräßliche, blutige Erscheinung des Erlösers unter der Kreuzeslast, den sie in seinem Elend noch allum verhöhnen und verfluchen, — zog, wie mit mitleidigen Engelshänden, eine ehrwürdige Matrone in Jerusalem zu einer Engelsthat, durch welche sie die Grausamkeit ihres Volkes mildern will. Zu ihr sprach das namenlose Unglück des göttlichen Dulders mit herzerschütternder Stimme. In ihrer Seele erwachte das heißeste Erbarmen mit dem ungerecht Verurtheilten. Sie vergißt die Schwachheit ihres Geschlechtes, und nimmt keine Rücksicht auf die Gefahren, die sie von den Feinden Jesu bedrohen. Offen zeigt sie und ungescheut das Ehrwürdige ihrer Gesinnung. Sie drängt sich durch die Volksmassen und die Reihen der Kriegsknechte, um sich dem Erlöser zu nähern. Wie mit sanftesten Kindesblicken schaut sie in das hehre

Antlitz Jesu, diesen Spiegel seiner Gottheit. Und als sie dieses Antlitz des Gott-Menschen so entsetzlich verunreinigt sah von Speichel, Blut, Staub und Schweiß, nimmt sie, von Mitleid tief bewegt, ihr Schweißtuch und trocknet voll Andacht — ihm — das Antlitz ab.

Und, o des himmlischen Segens für diese That! — das heilige Angesicht des dorngekrönten Hauptes des Erlösers bleibt auf dem kostbaren Schweißtuche derselben abgeprägt — zum herrlichsten Zeugnisse der Dankbarkeit Jesu Christi gegen die außerordentliche Liebe dieser Heldin des Mitleids, dieser **ersten** barmherzigen Schwester. —

In solcher Weise erzählt uns die uralte Legende; und durch bereits achtzehnhundert Jahre hat sich der echte Diamant dieser Tradition unverletzt in der Christenheit erhalten. — Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man zu Jerusalem den Ort, wo die ehrwürdige Matrone Berenice, die so theilnehmend dem lieben Heiland begegnet, ihm das Antlitz abgetrocknet; er bildet die sechste Station auf der „via dolorosa," dem Leidenswege. Das Tuch selbst erhielt den Namen **„Veronika,"** das heißt — **„wahres Bildniß,"** nämlich — wahre Abprägung des Bildnisses des Welterlösers. (Man leitet das Wort ab aus vera icon [εἰκὼν].)

Einige glauben — Berenice *) sei jenes blutflüssige Weib gewesen, von welchem der heilige Evangelist Matthäus erzählt:

---

*) Johannes Malala, ein Byzantiner Geschichtschreiber aus dem sechsten Jahrhundert, nennt den Namen Βερονίκη. —

In seiner Kirchengeschichte (VII, 18) berichtet Eusebius: „Jene blutflüssige Frau, welche Christus wunderbar heilte, sei aus Cäsarea Philippi (Paneas) gewesen, und habe hier, vor der Thüre ihres Wohnhauses, aus Dankbarkeit zwei eherne Bildsäulen aufstellen lassen, die Figur einer knienden Frau und eines ehrwürdigen Mannes, der ihr hilfreich die Hand darbietet. Es seien dieß die Bilder Christi und der kranken Frau selbst gewesen, und er (Eusebius) habe sie noch mit eigenen Augen gesehen." —

Der Arianer Philostorgius giebt in seinen Bruchstücken (VII, 3) darüber noch nähere Auskunft, spricht aber nur von einer Statue Christi — mit dem wichtigen Beisatze: man habe lange nicht gewußt, Wen dieses Bild vorstellen solle; weil aber am Fuße desselben ein seltsames Kraut gewachsen, habe man endlich neugierig die Inschrift gereinigt und das Ganze gefunden, daß das blutflüssige Weib dem Herrn zu Ehren die Statue errichtet habe. Sofort sei die Statue in dem Diaconicon, d. i. in der Sakristei der Kirche, aufgestellt worden. —

„Und siehe! ein Weib, das seit zwölf Jahren am Blutflusse gelitten hatte, trat von hinten herzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: „„Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund!““ Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: „„Tochter, sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen!““ Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ Matth. 9, 20 bis 22. —

Nach einer Sage bei Beda (opp. III. p. 365. Colon. 1688) wurde nach der Auferstehung des Erlösers das Schweißtuch von einem Juden gestohlen. Als er starb, ließ er seinen Söhnen die Wahl: Welcher das Tuch, Welcher das übrige reiche Vermögen erben wolle. Der nun das Geld nahm, wurde arm; der aber das Tuch behielt, reich. — Später entstand unter den Erben Streit über das Tuch, und der Chalif Moawia befahl, seine Echtheit und Wem es gebühre, durch's Feuer zu erproben. Man legte es also in's Feuer. Da flog es auf und einem frommen Christen in den Schooß. Seitdem wurde es zu Jerusalem aufbewahrt und hochverehrt. —

Nach der Eroberung und Zerstörung der Stadt Jerusalem, im Jahre 70 nach Christus, brachte der römische Feldherr Titus das Schweißtuch nach Rom, und er soll durch den bloßen Anblick desselben vom Aussatze gereinigt worden sein. — Nach Anderen soll es erst um das Jahr 700 nach Rom gebracht worden sein. —

Das heilige Schweißtuch Veronika ist in der St. Peterskirche zu Rom aufbewahrt. —

In dem im Jahre 1845 zu Stuttgart erschienenen und betitelten Werke: „Beschreibung Roms, ein Auszug aus der Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner und Ludwig Urlichs,“ liest man:

„In den unteren Nischen der vier Pfeiler der Kuppel der St. Peterskirche stehen die colossalen Bildsäulen der Berenice (auch genannt Veronika), der heiligen Helena, des heiligen Longinus und des heiligen Apostels Andreas. — Diese Statuen beziehen sich auf die vier bedeutendsten Reliquien, welche die Kirche nebst den Gebeinen des heiligen Petrus besitzt. Sie sind das heilige Schweißtuch Veronika; — ein Stück vom Kreuze Christi, das die heilige Helena entdeckte; — die Lanze, mit welcher der heilige Longinus die Seite des Heilands durchstach; — und der Kopf des heiligen Andreas. Sie werden in den Loggien, über den Nischen der gedachten Statuen aufbewahrt, und von da aus an bestimmten Tagen den Gläubigen gezeigt. An jeder von diesen Loggien sind zwei von den gewundenen Marmorsäulen angebracht, die vor dem Hauptaltare der alten St. Peterskirche standen. Zu denselben führen Treppen im Innern der Pfeiler empor. Niemand darf sie besteigen,

und jene Reliquien in der Nähe betrachten, außer die Domherren der St. Peterskirche; und wer daher dazu Verlangen hat, muß zuvor zum Titular-Domherrn dieser Kirche ernannt werden; eine Vergünstigung, die nur Fremde von fürstlichem Range erhalten." —

In dem zu Mainz erschienenen Werke: „Leben der Väter und Martyrer nebst anderen vorzüglichen Heiligen von Alban Butler, übersetzt von Dr. Räß und Dr. Weis" liest man Seite 258 im I. Bande:

Die Meinung Derjenigen, welche die fromme Frau, von der sie sagen, daß sie Jesu Christo, als er den Kalvarienberg hinanging, das Schweißtuch gereicht habe, Veronika nennen, scheint sich nur auf einige Gemälde zu stützen, wo eine Frau mit der Veronika (dem dorngekrönten Haupte Jesu) in der Hand vorgestellt wird. — Das Mißverständniß Einzelner kann aber nicht auf die Kirche zurückfallen, welche niemals eine solche Heilige *) anerkannt hat. — Das „Veronika-Fest" ist in einigen Kirchen bloß eingeführt worden, um unsern Heiland zu verehren. Auf diese Weise wurde auch am 23. November 1011 zu Rom ein „„Altar des heiligen Schweißtuches"" geweiht, in dem der Schleier aufbewahrt wurde, auf welchem das heilige Angesicht abgebildet war. Dieß ersehen wir aus einem Breve des Papstes Sergius IV. Man trug dieses heilige Angesicht in der Prozession, und las eine Votiv-Messe von der heiligen Veronika, oder der geheiligten Vorstellung Jesu Christi. — Unter den Votiv-Messen des Mainzer Meßbuches vom Jahre 1493 ist eine Messe de sancta Veronica seu Vultu Domini. — Ehehin hatte man auch „„Tagzeiten von der heiligen Veronika oder dem Bildnisse des Erlösers,"" und aus diesen hat man die Antiphone gezogen, welche noch in einigen besonderen Kirchen gesungen wird. — Es ist wohl nicht nothwendig, zu bemerken, daß die Christen, durch die Verehrung des Bildnisses des Erlösers, den Erlöser selbst ehren, an den sie durch dieses Bild nur erinnert werden. —

2. Das Wahrzeichen.

Es war im Jahr 802 nach Christi Geburt, als Carl der Große über Frankreich herrschte und die römische Kaiserkrone trug.

Zu den Zeiten nun, da der König Carl zum römischen Kaiser erwählt war, vertrieben die Heiden den Patriarchen aus der

*) Der Name dieses Bildnisses ist nicht zu verwechseln mit der heiligen Veronika von Mailand, die im Jahr 1497 daselbst gestorben.

Stadt Jerusalem. Der Patriarch ging nun zu dem Kaiser Constantin und seinem Sohne zu Constantinopel und klagte dem Kaiser sein Mißgeschick. — Darauf sah der Kaiser in derselben Nacht ein Gesicht, wie ein Jüngling vor seinem Lager stand, der mit tröstender Stimme sprach: „Constantin, du hast die göttliche Hilfe angerufen, höre! und merke das: Du sollst den großen Kaiser Carl von Frankreich zu Hilfe nehmen, denn der ist ein Streiter des Herrn!" — Da zeigte der Jüngling ihm einen gewaffneten Ritter mit langem Barte, der hatte einen rothen Schild und ein Schwert an der Seite, einen großen Speer in der Hand und einen güldenen Helm auf dem Haupte. Drauf sprach wieder der Jüngling zu Constantin: „Du, Mehrer des Reiches, sollst streiten wider Diejenigen, die Gott ungehorsam sind! Freue dich in Gott und lobe Gott!"

Constantin hatte schon sieben Mal die Heiden von Jerusalem weggetrieben; sie kamen aber immer wieder, und nun gar so mächtig. — Nachdem er das Gesicht geschaut, schrieb er es dem Kaiser Carl, und auch, wie die Heiden den Patriarchen vertrieben hätten.

Carl, als er den Brief gelesen, ward sehr betrübt, daß die Heiden das heilige Grab inne hätten, und gebot, den Brief allem Volke vorzulesen, und Alle, die den Harnisch tragen, ließ er zur Befreiung des heiligen Grabes aufbieten.

Da kam ein so großes Heer zusammen, als es Carl noch nie so groß hatte, weder vor, noch nachher, und es zog fröhlich und kühngemuth mit ihm.

Und da Carl mit seinem Heer und auch Constantin zu Jerusalem ankamen, stürzten die Heiden in eiligster Flucht davon. Die Kaiser nahmen das Land wieder ein und besetzten es.

Hierauf bat Carl den Kaiser Constantin und den Patriarchen, daß sie ihm Urlaub vergönnen möchten. Constantin behielt jedoch den wahrhaft ritterlichen Carl noch Einen Tag bei sich, und hieß Gold, Silber und Edelgestein bereiten, mit dem er seinen Freund beschenken wollte.

Als es der römische Kaiser inne ward, sprach er zu seinen Rittern und Räthen: „Rathet mir! Nehm' ich nichts, so erachtet man mich für einen Thoren!" Die Räthe erwiederten: „„Herr, habt Ihr die Fahrt ganz um Gottes Willen gethan, so ziemt es Euerer Würdigkeit nicht, Gut und Gabe dafür zu nehmen!""

Der Rath gefiel dem Kaiser so wohl, daß er seinem Heere gebot: „Niemand dürfe bei Leib und bei Gut eine Gabe nehmen, weder groß, noch klein."

Wie nun Kaiser Constantin das hörte, zwang er den Kaiser Carl, und schwur gar theuer und hoch, er müsse eine Gabe nehmen.

Carl sah nun, daß er denn doch Etwas nehmen müsse, und bat sich daher das Heiligthum aus, das unser Herr und Heiland mit seinem Haupt und Leiden gewürdigt hatte. —

Da gebot Kaiser Constantin seinem Heervolke, daß es drei Tage fasten möge bei Wasser und Brod, und erwählte Zwölf, die das Heiligthum erheben sollten.

Am dritten Tage beichtete Carl alle seine Sünden dem Bischof Ebronensis und hieß sein Heer die sieben Buß-Psalmen und die Litanei singen, während man das Heiligthum erhob.

Und wie der Bischof den Sarg aufthat, worin ein Theil des Kreuzes sammt der Dornenkrone unseres Herrn lag, ging ein gar süßer Wohlgeruch aus demselben hervor.

Da fiel Carl auf seine Kniee und bat Gott mit inbrünstiger Andacht: daß er ein Zeichen gäbe zur Bekräftigung seines heiligen Leidens und seiner hochwürdigen Urstände. — Alsogleich kam ein himmlischer Thau von Oben herab auf das heilige Kreuz, an dem der Gott-Mensch Jesus Christus auf Golgatha ausgelitten hatte. Und das Kreuz ward mit Einem Male grün und wuchs und trug anmuthige Blumen, und da wurden Alle von einem wunderhellen Lichtschein und würzigen Dufte umgeben.

Hierauf nahm der Bischof Daniel eine große Säge, und wollte von dem Kreuz einen Theil abschneiden; aber je mehr er sägete, je mehr das heilige Kreuz grünte und Blumen brachte.

Nun nahm Carl von den Blumen, und füllte mit ihnen seinen rechten Handschuh, und gab ihn dem Bischof Ebronensis, ihn zu halten, bis er den zweiten gefüllt habe. Nun war aber der Handschuh fort. Carl'n gedäuchte es, er hätte ihn dem Bischof gegeben, und dieser meinte auch, er hätt' ihn empfangen. Da hatte Gott seine Gnade gethan, daß der Handschuh eine ganze Stunde in den Lüften hing. Darauf wollte Carl die Blumen in ein anderes Gefäß bringen, und siehe! da wurden sie in ein Himmelsbrod verwandelt, das noch zu Paris bei Sanct Dionys zu sehen ist. Viele Kranke wurden durch den Duft geheilt, der aus den Blumen ging.

Bischof Daniel gab nun dem Kaiser Carl einen Nagel und ein Stück vom heiligen Kreuze, das Grabtuch, Unserer Lieben Frauen Kleid und noch andere Heiligthümer.

Carl hing sich das Heiligthum um den Hals und ritt von dem Kaiser Constantin zurück in die deutschen Lande, und verrichtete manch Wunder mit dem Heiligthume. —

3. Die Uebertragung der heiligen Dornenkrone nach Frankreich.

(Von H. C. Scholten.)

Während der Abwesenheit des Kaisers Balduin II. im Jahre 1238 befanden sich die Reichsverweser in Constantinopel in solcher Geldverlegenheit, daß sie von der Noth gezwungen wurden, selbst die verehrtesten Heiligthümer nicht zu schonen, und sogar die Dornenkrone, welche einst dem Haupte des Weltheilandes aufgedrückt worden war, zuerst an mehrere Genueser und Venetianer und dann dem venetianischen Edlen Nicolao Quirino zu versetzen. Sie wurde in einer Kirche zu Constantinopel, welche den Venetianern gehörte, niedergelegt, unter der Bedingung: „daß sie bis zum November dort deponirt bleiben solle; werde aber bis dahin die darauf geliehene Summe von 13,134 Hyperperen (ungefähr 10,000 Livres) nicht wieder zurückbezahlt, so sollte sie nach Venedig gebracht, dort dem Dogen vorgezeigt und vier weitere Monate verwahrt werden; wenn aber auch während dieser Frist die Summe nicht zurückgegeben werde, so solle Nicolao Quirino befugt sein, sie als volles Eigenthum zu betrachten." —

Sobald Kaiser Balduin von dieser Lage der Dinge unterrichtet worden war, bot er sie dem Könige Ludwig dem Heiligen als Geschenk an, wenn er mit einer bedeutenden Summe ihn unterstützen wolle; denn eines Kaufes durfte er nicht erwähnen, um nicht des Königs Gewissen zu verletzen.

Da freute sich Ludwig, seinem Reiche einen so kostbaren Schatz erwerben zu können; denn er überlegte: daß Jener, der die Krone getragen habe, zur Schmach für unsere Erlösung, wünsche, daß sie auf Erden von den Gläubigen geehrt werde, bis er, wenn er komme zum allgemeinen Gerichte, sie wieder auf sein Haupt setzen werde. Alsbald schickte er die Brüder Jakobus und Andreas vom Prediger-Orden, wovon der Erste in Constantinopel Prior gewesen und die heilige Dornenkrone oft gesehen hatte, als Gesandte in die griechische Hauptstadt, begleitet von einem Boten Balduin's, der den Großen des Reiches ein Schreiben übermachte, worin sie angewiesen wurden, den Gesandten die Reliquie auszuliefern. Denn noch befand sich die Krone in Constantinopel, weil die Frist, nach welcher sie fortgebracht werden sollte, noch nicht verstrichen war. Man kam mit den Venetianern überein, daß sie von den Gesandten nach Venedig gebracht werden sollte, in Begleitung vornehmer Venetianer und kaiserlicher Boten. Sie wurde nun in ein Kästchen gelegt, dasselbe unter vielen Thränen versiegelt und

unter dem Wehklagen des Volkes, dem man sein theuerstes Heiligthum entriß, um die Zeit des Christfestes in's Schiff gebracht. Trotz der ungünstigen Jahreszeit und des Auflauerns feindlicher Griechen kam das Schiff glücklich nach Venedig, wo man ihm einen festlichen Empfang bereitete. Man legte nun die heilige Krone in dem versiegelten Kästchen in den Schatz des heiligen Markus, und während Bruder Andreas dabei zur Bewachung zurückblieb, eilte Jakobus mit den kaiserlichen Boten zum Könige von Frankreich, der die Nachricht, daß sie bis dahin gelangt, mit unbeschreiblicher Freude aufnahm. Sogleich wurde Jakobus und die kaiserlichen Gesandten in Begleitung anderer Boten, mit königlichem Schreiben versehen, zurückgeschickt. Kaiser Friedrich wurde um freies Geleit ersucht. Sie fanden in Venedig den Bruder Andreas und die Krone. Französische Kaufleute streckten auf Vorzeigung der königlichen Briefe die Summe vor, und so wurde denn das heilige Unterpfand ausgelöst zum größten Leidwesen der Venetianer. Auf dem Rückwege geleitete Gottes Schutz die Boten, so daß kein Unfall sie traf, kein Tropfen Regen sie benetzte, obgleich es oft stark regnete, wenn sie schon die Herberge erreicht hatten. Von Troyes aus ließen sie Ludwig ihre Ankunft melden.

Der König, seine Mutter und Brüder, Walther, Erzbischof von Sens, Bernard, Bischof von Puy, und andere Großen gingen ihnen entgegen. Zu Villeneuve l'Eveque, fünf Stunden von Sens, fanden sie den Schatz. Als der äußere hölzerne Kasten aufgeschlossen worden, zeigte sich ein silberner mit den Siegeln der Reichsverweser. Die Boten hatten die Petschaften derselben mitgebracht, nebst Briefen an den König und an Balduin. Man verglich die Petschaften mit den Abdrücken und fand Alles in Ordnung. Als sie darauf diese Siegel und das des Dogen von Venedig, welches zu größerer Sicherheit mit aufgedrückt war, erbrochen hatten, fanden sie ein Kästchen von reinstem Golde und in demselben die heilige Reliquie. Nun erhob sich unsägliches Weinen und Wehklagen unter den Umstehenden: man glaubte den mit Dornen gekrönten Heiland vor sich zu sehen. Dann verschloß man dieselbe wieder und versiegelte sie mit dem königlichen Insiegel. Dieß geschah am Feste des heiligen Laurentius, den 10. August. Am folgenden Tage wurde das heilige Kleinod nach Sens gebracht unter Herbeiströmung alles Volkes. Beim Eintritt in die Stadt huben der König und sein Bruder Robert, ohne Obergewänder und barfuß, sich die heilige Last auf die Schultern. Vor und hinter ihnen gingen Ritter, Alle unbeschuht; ihnen entgegen kam der Clerus im prächtigsten Ornate, und die gesammte Bürgerschaft.

Die Mönche trugen die Reliquien ihrer Kirchen, als ob die Heiligen gewünscht hätten, ihrem Herrn entgegen zu gehen. Die ganze Stadt hallte wieder von Glockenklang und Orgelton und dem Jubel des Volkes; die Häuser waren mit Teppichen geschmückt und die Straßen mit Wachskerzen erleuchtet. Darauf wurde die heilige Reliquie in der Stephanskirche zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. — Den folgenden Tag setzte der König die Reise nach der Hauptstadt fort, von Allen gepriesen wegen des Schatzes, mit welchem er Frankreich bereichert habe. So näherte man sich Paris in ungeheuerer, immer wachsender Prozession, vorauf (vom Walde von Vincennes an) Abt Odo Clement von Sanct Denys mit seinen Mönchen in ihren prächtigsten Gewändern. — Am achten Tage gelangte man an die Stadtmauer (18. August), da errichtete man außerhalb derselben, neben der Kirche des heiligen Antonius, eine hohe Tribune, um von derselben das Kästchen der Volksmenge zu zeigen; ringsherum standen die Prälaten und der Clerus in Festgewändern mit den Reliquien der Heiligen ihrer Kirchen. Darauf trug der König und sein Bruder, unbeschuht und ohne Oberkleid, die heilige Krone in die Stadt, unter dem Geläute aller Glocken. Die ganze Geistlichkeit, die Ordensleute und die Ritterschaft gingen barfuß vorauf. Die Freude der Bürgerschaft war unbeschreiblich. Zuerst ging der Zug nach Notre-Dame, um Gott und der heiligen Jungfrau zu danken, dann setzte man den Schatz in der königlichen Burgkapelle des heiligen Nikolaus nieder. Es entstand nun ein ungeheuerer Volkszulauf nach Paris; Alle wollten die heilige Reliquie sehen; und da dieselbe nicht mehr ausgestellt war, ging man zu jener Tribune, wo das Kästchen gezeigt worden, und küßte den Ort, wo es gestanden hatte. Viele Wunder sollen dort sich zugetragen haben. —

Man betrachtete die heilige Krone nachmals als den Hort Frankreichs und die Ehre des ganzen Abendlandes. —

Ludwig verschenkte einzelne Dornen an verschiedene Kirchen Frankreichs und des Auslandes; so schon zu Sens an Bischof Bernard von Puy, dann später an die Kirchen von Köln und Toledo. —

Das Kapitel von Cisterz verordnete im Jahre 1240 auf Bitten des Königs und der Königin, daß in allen Abteien dieses Ordens in Frankreich das Fest der heiligen Dornenkrone am 11. August begangen werden sollte. —

Zur Aufbewahrung dieser Heiligthümer erbaute Ludwig in der Nähe seines Palastes eine eigene Kirche, die noch heutigen Tages unter dem Namen „die heilige Kapelle“ bekannt ist, wo er

dann so manche Stunde unter Gebet und Thränen zubrachte; ja, an einem jeden Donnerstag pflegte er, ob der darin niedergelegten Reliquien, barfuß diese Kirche zu besuchen, auf den Knieen bis zu dem heiligen Kreuze hinaufzurutschen und — selbst in der Gestalt eines Kreuzes auf dem Boden ausgestreckt — es andächtiglich zu küssen. —

4. Der erbetene Kreuzes-Span.

(M. M. Mayer kleine Chronik von Nürnberg.)

Niklaus Muffel, Schultheis zu Nürnberg, erfreute sich der vorzüglichen Gunst des Königs Wenzel so, daß er sich öfters in seinem Hause auf St. Egydienhof aufhielt.

Als er einst um Ostern des Jahres 1370 bei ihm zur Herberg gelegen, begehrte er an Frau Barbara Kolerin, des Muffel's eheliche Hausfrau, daß sie ihm das Haupt zwage (wasche), dazu sie willig war. Danach sagte der König: „Liebe Wirthin, jeder Arbeiter ist seines Lohns würdig, und was begehrt Ihr, daß wir Euch zu Lohn geben?" Sagt sie mit ehrsamen Worten, sie begehret nichts. Da wollt der König je, daß sie von ihm irgend eine Gabe fordere. Also sagt sie, daß er ihr ein Bedenken gebe, mit ihrem Hauswirth Niklaus Muffel zu unterreden; und also nach dem Bedenken bat sie den König um einen bewährten Span von dem heiligen Kreuz, da hätt sie groß Liebe dazu. Also sagt der König, er wollt ihr viel mehr geben; denn das heilig Kreuz, das er an seinem Hals trage, das hätt ihm sein Vater, Kaiser Carl, geben, und wär gar lang von seinen Eltern, den Königen zu Böhmen und dem Haus Luxemburg, herkommen; doch so schickt er nach einem Priester und einem Goldschmied, und ließ da Kerzen anzünden, und knieten nieder und thäten das Kreuzlein, das da golden war, darin der Span dann lag, von seinem Hals, und brachen das auf, und thäten den Span heraus, und schickten nach glühenden Kohlen in die Kuchen, und die bracht man in eim silbern Wasserbeck, und also legt der Priester den Span in die glühenden Kohlen, also sprang der Span des heiligen Kreuzes, das viel Leut sahen, kräftiglich heraus aus dem Feuer, eim Ritter auf sein Mantel, als sie dann um das Kreuz knieten. Der Ritter hieß Herr Christian von Blumeratz, war gar ein mächtiger, frummer, gottforchtiger Mann und des Königs Hofmeister. Und nachdem sagt der König dem Priester in Böhmischer Sprach, er sollt ihr ein wenig von dem Span geben, und der Span lag auf einem neuen, weißen leinen Tuch; und da nahm der Priester ein Messer, und sah den heiligen Span an und

gedacht, ein Wenig nach des Königs Gebot davon zu nehmen, und indem er das Messer noch einen Spann hoch ob dem heiligen Span hätt, da spaltete sich der heilige Span ganz gleich von einander. Da erschrack der Priester und sah den König an. Da sagt der König: „Liebe Wirthin, wir wollen Euch recht beichten; wir haben dem Priester in geheim in Böhmisch gesagt, er soll Euch ein klein Theil davon geben! Also seht ihr das groß Wunder Gottes, der Span ist aus dem Feuer gesprungen, und nun also ohn alle menschliche Hilf sogar gleich auseinander gesprungen, daß kein Mensch sehen kann, welches Theil größer sei. Also will recht Gott der Herr, daß das heilig Kreuz von Euch geehrt soll werden, mehr dann von uns, darum so nehmet, welches Theil Ihr wollt!" Also wendet der Priester die zwei Stück um, und kunnt Niemand anders gesehen, denn, daß sie gleich von einander getheilt wären. Und also nahm sie und ihr Hauswirth das ein Stück gar mit großen Freuden, und also gab ihr der König dazu dreißig Schock Böhmische Groschen, daraus machten sie ein silbern Kreuz, darin dasselbig Stück des heiligen Kreuzes verschlossen wurd. —

---

5. Das wunderbare Kreuz zu Caravaca.

Der berühmte und gelehrte Jesuit Gretserus erzählt in seinem Buche „vom heiligen Kreuze" eine sehr wunderbare Geschichte von dem Kreuze zu Caravaca. —

Caravaca ist eine Stadt, die mitten im Königreiche Murcia in Spanien auf einem etwas rauhen Berge liegt und dem Ritterorden Sanct Jago angehört. Diese Stadt hat eine sehr starke Festung, die wohl bewacht wird, und unter welcher sich viele Felsenhöhlen befinden, die zu den Zeiten der Mauren als Gefängnisse dienten, die christlichen Sclaven darin zu verschließen, auf die sie ohne Unterlaß ausgingen.

Nun geschah es einmal, daß der König der Mauren sich in jenes Schloß begab und die christlichen Sclaven sich vorführen ließ, die in den Felsenhöhlen eingesperrt waren. Als er aber sah, wie übel sie behandelt und wie bleich und abgezehrt sie erschienen, konnte er des Mitleids über ihren elenden Stand sich nicht erwehren; und er befahl, daß man sie künftig nicht mehr in diese Höhlen einsperren sollte. Ueberdieß befragte er jeden Einzelnen sehr gütig über sein Vaterland, seine Eltern und über die Kunst oder das Handwerk, das er erlernt habe, und gab Befehl, man sollte sie je nach ihren Kenntnissen und Künsten zum Nutzen des Staates verwenden, und

auf solche Weise ihr Unglück mildern, damit sie ruhiger und zufriedener lebten.

Unter den Uebrigen aber, die dem König vorgeführt wurden, befand sich auch ein Priester, der, als er um seine Kunst ihn befragte, ihm sagte: er sei ein Priester der Christen, und sein Stand übertreffe an Erhabenheit jede andere, sogar die königliche Würde. Da bezeigte der König ihm das Verlangen, daß er sein priesterliches Amt in seiner Gegenwart ausübe; und befahl ihm, das Opfer nach dem Ritus und den Gebräuchen der Kirche zu feiern. Der Priester entschuldigte sich, daß es ihm an allem dazu Erforderlichen fehle; der König aber sandte auf der Stelle in den nächsten christlichen Ort, und ließ Alles herbeibringen, was der Priester ihm als nothwendig angezeigt hatte.

Sobald man nun die heiligen Gefäße und Gewande herbeigebracht, ward ein Altar aufgerichtet und der geheiligte Stein darauf gelegt; auch kleidete der Priester sich an und wollte eben das heilige Opfer beginnen, als er wahrnahm, daß das **Kreuz** auf dem Altare fehlte, welches dem heiligen Gebrauche gemäß daselbst aufgestellt sein mußte; und zwar an jenem Tage um so weniger fehlen durfte, als es gerade der dritte Mai war, an welchem das Fest der Kreuzes-Erfindung in der Kirche begangen wird. Da nun der Priester einige Augenblicke nachdachte, was er thun sollte, und der König ihn um die Ursache dieser Zögerung befragte, sagte er ihm diese Gründe an, und bat um Entschuldigung. Doch sieh', in demselben Augenblicke öffnete sich das Gewölbe, unter welchem der Altar stand, und es erschienen in großem Glanze zwei Engel, die ein zwei Spannen langes, hölzernes Crucifix trugen, und dasselbe auf den Altar niederstellten.

Ueber den Anblick dieses Wunders entsetzte sich der maurische König und sein ganzer Hof; die Christen aber, die zugegen waren, dankten dem Herrn für eine so wundersame Gnade, brachen in Thränen der Andacht aus, schlugen an die Brust, und bezeigten mit lauter Stimme ihr Erstaunen und ihre Freude. Der König und sein Hof konnten einem so großen und so augenscheinlichen Wunder nicht widerstehen; er bekehrte sich zum Christenthum, empfing die heilige Taufe, schenkte allen Christensclaven die Freiheit und erbaute in der Feste selbst eine Kapelle, worin dieses wunderbare, vom Himmel gesandte Kreuz aufbewahrt und mit gebührender Ehrfurcht und Andacht verehrt wurde. —

Dieses Kreuz befindet sich daselbst noch bis auf den heutigen Tag, und wird unter drei Schlüsseln verwahrt, von welchen der eine bei dem Castellan der Festung, der andere bei dem Dom-

probst, der dritte bei der Landesregierung von Caravaca hinterlegt ist. —

Zu beständigem Andenken an dieß Wunder wird jedes Jahr am dritten Mai eine feierliche Prozession abgehalten, zu welcher zahllose Pilger und sogar Solche hinzuströmen, deren Heimath fern von Spanien liegt. Diese Prozession wandelt zu einem Quell, der durch sein reichliches Gewässer einen Teich bildet, welcher mit einem eisernen Gitter umgeben ist. In diesen Teich wird dann das Crucifix gesenkt, um durch seine Berührung das Wasser zu weihen, von welchem hierauf den Kranken zu trinken gebracht wird, und das auch zu anderm Gebrauche dient. Da das Kapitel und die Geistlichkeit es mehrmals versucht hatten, dieses Kreuzes habhaft zu werden, um es in der Domkirche zu öffentlicher Verehrung aufzustellen, wird vor der Prozession immer ein schwerer Eid von dem Clerus gefordert: daß sie nach der Prozession dasselbe getreu zurückstellen.

Als ein denkwürdiges und wunderbares Zeichen wird auch bemerkt, daß dieses Kreuz, das bereits so viele Jahrhunderte zählt, nicht das geringste Merkmal einer Versehrung, Veralterung oder irgend einer Beschädigung an sich hat, sondern so ganz neu und unversehrt ist, als ob es eben aus den Händen des Künstlers hervorgegangen wäre. —

---

6. Das traurige, kreuztragende Christusbild im Münster zu Straßburg.

(Erzählt von Dr. Ludwig Schneegans.)

Es war im Jahre 1410, in der Charwoche. Mehr noch als es sonst in dieser heiligen Woche zu geschehen pflegte, eilte und drängte das Volk dem Münster zu Straßburg zu. Dorthin strömte Alles, Jung und Alt, Frauen und Männer, daß der damals enge Raum vor der Kirche bei weitem nicht all die Andächtigen und Schaulustigen zu fassen vermochte, welche unaufhörlich heranflutheten wie die Wogen eines stürmisch aufgeregten Meeres.

Vorn, bei dem großen Portale, ehemals die „Schappelthüre“ genannt, war das Gedränge am dichtesten. Dort befand sich der Gegenstand, der all diese zahllose Menge herbeizog: dort, inwendig bei dem Hauptportale, war nämlich das vielbesprochene, berühmte hölzerne Kreuz aufgestellt zum Verkaufe, damit es männiglich beschauen möge.

Es war auch eine sonderbare, wundervolle Geschichte, diejenige der Entstehung dieses hochgefeierten traurigen, kreuztragenden

Christusbildes. Ein Jeder, der da kam, es zu sehen, wußte dieselbe, und dennoch erzählte sie ein Jeder neuerdings dem Andern wieder, als hätte sie Keiner gekannt.

Zuvor war dieses Kreuz ein krummer, ungeschickter Wilgenstock oder Weidenstamm gewesen, der lange Zeit hindurch, als solcher, in der Hirtzlache gelegen hatte, und von den Wellen und dem Winde, von einem Orte zu dem andern, war hin und her getrieben worden. Niemals aber hatte der Stamm aus dem Wasser gezogen werden können. Wie Viele dieß zu thun auch versucht hatten, Keinem war es gelungen.

Da gedachte ein Jeder, es sei nicht ohne Ursache und es müsse dieß wohl etwas mehr zu bedeuten haben.

Also wurde Meister Michel Böhem, ein äußerst geschickter und allgemein beliebter Bildhauer, aufgefordert, das Wunderbloch zu besehen, ob er etwa ein Bild oder sonst etwas daraus schneiden könne.

Und alsobald nahm Meister Michel sein Werkzeug, und ging hinaus zur Hirtzlache. Ihm nach die stets eilfertige, gaffende, neugierige Menge.

Ohne Zaudern machte sich der Meister an's Werk und wollte den Stamm herausziehen aus dem Wasser. Allein auch ihm wollte dieß nicht glücken. Der Meister überhob sich an dem schweren Bloche, und ließ es, vor Schmerzen, zurückgleiten in die Fluth.

Da gelobte er, wenn er den Stamm herausbrächte aus dem Wasser, ein Crucifix daraus zu formen. —

Und siehe! der Baum, der bis dahin den kraftvollsten Anstrengungen getrotzt und Aller Mühe und Arbeit zu Schanden gemacht hatte, erweist sich mit Einemmale gewillig und gehorsam wie ein Lamm, läßt mit sich handeln und umgehen, läßt sich drehen und wenden, nach dem Wunsche und Willen des Bildhauers. — Jetzt, zum Erstaunen Aller, liegt er schon am Land! Und ringsum an der Hirtzlache ertönt ein Schrei der Freude und der Verwunderung.

Wohl hatte der Meister Schaden genommen über der Arbeit und hatte sich überhoben an der ungeheuern Last des Wilgenstammes, daß er gebrochen war; er achtete aber dessen nicht: nur seines Gelübdes war er eingedenk, es getreulich zu erfüllen.

Voller Zuversicht, mitten in den Schmerzen, begann er unverzüglich sein Werk, und leicht ging es ihm von Handen. Splitter um Splitter flog hinweg vom Stamme; jeder Streich brachte den Meister sichtbar voran mit Riesenschritten, daß er es selbst nicht begreifen konnte. Bald war ein Theil des Wunderstammes umgestaltet zu einem Kreuze. Da fiel Meister Böhem nieder auf die

Kniee, am Rande der Hirtzlach, in Gegenwart der zahllosen Menge, und rief empor zu Gott, dem Allmächtigen, um Hilfe und um Befreiung von seinem Uebel: und alsobald genas er von demselben und seine Glieder waren wieder gerade und gelenkig wie zuvor.

Ohne Verzug führte er sodann sein Werk weiter fort in seiner Werkstätte. — Vollendet hatte er bald. —

Vor ihm steht der Christ, das Kreuz auf der Schulter, auf dem Wege nach Golgatha; die Dornenkrone auf dem blutigen Haupte; das Antlitz voller Schmerz, zugleich aber auch voll himmlischer Liebe und Ergebung; den edeln, göttlichen Leib gedrückt und gebogen unter der Last des Kreuzesstammes, als müsse er niedersinken, unterliegen!

Und als der Meister des leidenden Heilandes Bild anschaut, das ihm selbst ein Wunder, so rasch aus seiner kunstfertigen Hand hervorgegangen, da kniet er nieder auf die Erde, und betet voller Inbrunst zu Gott um Vergebung seiner Sünden. — Und siehe! es schien ihm, als überflöße Jesu Antlitz von Verklärung, und als schauete der Erlöser mild zu ihm hernieder, Erbarmen und Gewährung im Blicke! — Daher die allgemeine, ehrfurchtsvolle Verehrung des Volkes für dieses Wunderkreuz. —

Meister Hans Vetter, ein ehrsamer und frommer Küfnermeister, erstund dasselbe, um es an Sanct Martin, wohin er verpfarret war, zu verehren. — Allein, siehe! ein neues Wunder giebt sich kund vor allem Volke! —

Umsonst machen sich die Werkleute an das Kreuz, es hinweg zu heben und nach Sanct Martin zu übersetzen; umsonst bemühen sie sich mit Winden, Stangen und Brecheisen: auf keine Weise bringen sie das Kreuz zum Weichen. Gleich wie zur Zeit, als es noch, ein roher Wilgenstamm, umhertrieb in der Hirtzlache, trotzt es allen ihren Anstrengungen. Wie Viele auch ihre Kräfte und ihr Glück daran versuchen, das Wunderkreuz war nicht von der Stelle zu bewegen. — Da erkannte der fromme Küfermeister des neuen Wunders Sinn, und gebot, daß man das Kreuzesbild an diesem Orte stehen lasse. Kein Zweifel konnte ja mehr obwalten: es sollte nicht aus der Münsterkirche hinaus.

Dahin strömten sofort die Gläubigen, und knieten nieder vor dem Wunderkreuz, und vollbrachten in dessen Anblick ihre Andacht und ihre Gebete.

Da sah man auch oft den frommen Küfermeister, das Auge voller Thränen auf den traurigen, bis zum Tode betrübten kreuztragenden Heiland geheftet; bis eines Tages ein Sarg vor dem Bilde niedergestellt und im Beisein einer zahllosen Volks-

menge zu dessen Füßen in die Erde versenkt wurde: Meister Hans Vetter hatte ja verordnet, daß er im Münster vor seinem Heiligthume zur Ruhe bestattet werde. —

7. Das Christusbild am Michelsberge.

Auf dem Michelsberge zu Bamberg sieht man ein Christusbild, darstellend den Heiland, wie er blutend im Purpurmantel vor dem spottenden Volke stand, — das von den Mönchen des Klosters stets in hoher Verehrung gehalten wurde. —

An dieses Bild knüpft sich eine alte Sage.

Einst lag der Abt des Klosters auf dem Michelsberge ruhig schlummernd in seiner Zelle, als ihn plötzlich eine leise Berührung aus dem Schlafe weckte. Kaum traut er aber seinen noch halb geöffneten Augen, als umhüllt vom Lichtglanze das Bild jenes im Purpur verspotteten Christus auf ihn zukam und ihm mit sanfter Stimme bedeutete: wie er sogleich aufstehen, alle seine Brüder wecken und mit ihnen aus dem Hause entfliehen sollte. Darauf verschwand das Bild; der bestürzte Abt gehorchte, ließ sogleich die Glocke läuten und alle seine Brüder zusammenrufen. Kaum hatten sie aber das Haus im Rücken, als furchtbarer Donner krachte und ein zündender Blitz in das Gebäude niederfuhr. In demselben Augenblicke schlugen die Flammen empor; Gott hatte das Leben aller Brüder gerettet. —

Das Kloster aber auf dem Michelsberge ward nachmals mit größerem Schmucke und Glanze wiederhergestellt. —

8 — 17. Ein Blumenkranz um das heilige Kreuz.

1. Der heilige Bernardinus von Siena trug stets ein Kreuzbild auf der Brust, mit dem aufrichtigen Bemerken: „Dieß Kreuzlein bleibt mir die allerbeste Mahnstimme, daß ich allstündlich dem Bekenntnisse des gekreuzigten Welterlösers getreu sein muß!“ —

2. Der heilige Augustinus bekannte: „Allemal, wenn ich in eine Versuchung komme, so nehme ich meine Zuflucht zu dem Gekreuzigten. Ich flüchte mich in seine heiligen Wunden, und verberge mich in seine Eingeweide, die von Erbarmung überfließen. — „„Jesus ist für mich gestorben!““ — dieser Gedanke wird mir zum süßesten Trost in den größten Peinen! All meine Hoffnung wurzelt in dem Tode Jesu! Sein Tod ist ja mein Verdienst, meine

Zuflucht, mein Heil, mein Leben und meine Auferstehung! Ich will leben und sterben in den Armen meines Heilandes!" —

3. Der heilige Franziskus von Assisi war so durchdrungen von der Verpflichtung, das heilige Kreuz Jesu Christi überall als das Heilszeichen unserer Erlösung zu bekennen und zu verehren: daß er bei seinem Kloster oft Tage und Nächte lang auf einem Hügel saß und bitterlich weinte über die Treulosigkeit der Menschen gegen die höchste und süßeste Lieb' am Kreuze. —

4. In der kleinen Eleonore Magdalena Theresia, Tochter des Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein Philipp Wilhelm, gaben frühzeitig schon mancherlei Anzeichen kund, daß die göttliche Gnade ganz besondere Absichten auf dieses Kind hatte. —

In seinem vierten Jahre erblickte einst das fromme Mägdlein in einem Karmeliter-Kloster das Bildniß des Heilandes, der voll blutiger Wunden am Kreuze hing. Hierüber fing es bitterlich zu weinen an und setzte sich unter dem Kreuz auf die Erde nieder. — Da man es nun um die Ursache seines Weinens fragte, antwortete es wehmüthig: „Wie sollte ich nicht weinen, die ich so gut gekleidet bin und unverwundet schaue meinen Herrn und Heiland, der nackt und bloß, zerfleischt und von Blut überronnen am Kreuze hängt?" —

Von ihrer gottseligen Erzieherin wurde Eleonore nun belehrt, wie sie alle ihre Schritte und Tritte zur Ehre der blutigen Spuren Jesu Christi weihen, und auch Speis und Trank im Geiste mit jenem Essig und der bitteren Galle vereinigen sollte, die dem sterbenden Erlöser am Kreuz auf Golgatha dargereicht wurden; und dieser Unterweisung kam sie so getreu nach, daß sie die so heilsame Gewohnheit bis in's Grab beibehielt. —

5. Die heilige Rosa von Lima hatte eine wunderbare Andacht zum heiligen Kreuze. Wo sie ein Kreuz erblickte, und wenn's auf der Erde war von Strohhalmen oder Reisern zufällig gebildet, fiel sie auf die Kniee und verehrte es. — Sie hatte eine innige Freude an drei Stauden von Rosmarin, die vor ihrer Einsiedelei zu einem Kreuze verwachsen waren, und es betrübte sie sehr, da die Frau Vice-Königin eine dieser absonderlichen Stauden zum Geschenk sich erbat; denn nun mußte Rosa das ihr so liebe Kreuz zerstören. Nach ein paar Tagen kam aber der Rosmarin dürr und todt, wie ein Stecken, vom Hofe zurück, und fand seine Frische erst wieder, als Rosa ihn auf seinen alten Platz einpflanzte. —

6. Der heilige Benedikt Joseph Labre ließ den gekreuzigten Heiland nie aus den Augen. So oft er ein Crucifix erblickte, sprach er zu Jesus: „Nicht du, göttlicher Heiland, hast es verdient, gekreuzigt zu werden, sondern ich; dieses Kreuz soll nicht gemacht

worden sein für dich; ich bin es, der es tragen und an dasselbe geheftet werden soll!" —

7. Pater Vincenzius Karaffa fand seine einzige Freude in der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi; denn darin schien ihm Alles enthalten zu sein, was ein gottseliges Leben fördert. Und damit ihm das Leiden seines Erlösers nie aus dem Gedächtnisse entschwände, trug er auf der bloßen Brust ein roh geschnitztes Bild des Heilandes, wie er am Kreuze hängt, jedoch ohne ein Kreuz; sei es, weil er gedachte, sein Herz selbst solle das Kreuz sein, an das der Erlöser durch die Nägel der Liebe möge geheftet werden; sei es, daß er sich dadurch einen größern Schmerz bereiten wollte. — Durch diese Andacht verschaffte er sich jene außerordentliche Geduld in allen Widerwärtigkeiten, jene unaussprechliche Freudigkeit in den schwersten Leiden, die ihn besonders auszeichnet; daher kam auch sein so heißes Verlangen, vom Scheitel bis zur Fußsohle mit Wunden bedeckt zu werden, um dem lieben Heiland recht ähnlich zu sein. —

8. Der ehrwürdige Palafox wandelte im Geiste vor dem Gekreuzigten, und ruhte auf den verschiedenen Nägeln, durch die der Herr an's Kreuz geheftet war, nacheinander aus, ähnlich einem Vogel, der, sich von Zweig zu Zweig schwingend, auf einem Baume ausruht. Da betrachtete er dann mit den tiefsten Empfindungen der Bewunderung und der Liebe den kläglichen Zustand, in welchen die Sünden der Menschen den Heiland gebracht, und sog im Geiste das kostbare Blut aus den anbetungswürdigen Wunden. —

9. Wie ein geistiges Myrrhen-Büschlein trug die heilige Humilitas das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi stets in ihrem Herzen; wo sie wandelte und wo sie handelte, blieb immer ihr Blick auf den Gekreuzigten geheftet, und Thränenperlen des Mitleids schmückten ihre Augen; ja es ereignete sich einmal, als sie in der Betrachtung der Schmerzen des Lammes Gottes bitterlich weinte und mit ihrem Tuche die Thränen von ihrem Auge abtrocknen wollte, daß sie dasselbe voll des Blutes statt des Wassers sah. —

10. Der göttliche Heiland sprach einst zu der heiligen Jungfrau Gertrudis:

„Wer da während seines Lebens mein Bild am Kreuz mit liebreichen Augen ansieht, den werde ich — zur Vergeltung in der Stunde seines Todes auch mit liebreichen Augen ansehen!" —

---

18. Die Tugenden am Kreuze.

Ein frommer Pilger hörte einmal, wie der heilige Hieronymus, inbrünstig das heilige Kreuz umschlingend, weinte und seufzte:

„O welch ein Gehorsam hängt am Kreuze! — Die Sonne schämt sich, verbirgt sich und sagt: „„Jesu Christe, ich habe gemeint, ich sei gehorsam, daß ich tagtäglich die Welt erleuchte; aber der Gehorsam am Kreuz übertrifft mich!““

O welch eine Demuth hängt am Kreuze! — Die Erde erbebt und spricht: „„Ich habe gemeint, ich läge gar tief; aber ich erzittere ob der allertiefsten Demüthigkeit, die an dem Kreuze sich erniedrigt!““

O welch eine Liebe hängt am Kreuze! — Der Vorhang im Tempel zerspaltet sich und ruft: „„Ich habe wohl gemeint, ich bedeckte eine große Liebe in der Arche auf dem Gnadenstuhle der Stiftshütte; aber ich zerreiße mich, denn am Kreuze blutet die größere, ja die allergrößte Liebe!““

O welch eine unaussprechliche Geduld hängt am Kreuze! — Die Gräber thun sich auf, die Todten erwachen und kommen in die Stadt Jerusalem, mit kläglichstem Geschrei ausjammernd: „„O wir Todten sind lebendig geworden, weil ihr das Leben an dem Kreuze getödtet habt!““

O wehe, wehe! Die Felsen bewegen sich und zerspringen, und beweinen Gott, ihren Herrn! Aber mein Herz ist viel härter, und, ach! will nicht erkennen — solchen Gehorsam, solche Demuth, solche Liebe, solche Geduld und solche Schmerzen meines lieben Herrn Jesus Christus, des Eingeborenen Sohnes Gottes, meines Heilandes und Seligmachers!“ —

---

19. Maria-Magdalena-Sinn.

Eine fromme Büßerin kniete einmal unter dem steinernen Kreuzbildlein an der Landstraße und jammerte gar sehr, und die Arme zu dem Lamme Gottes Jesus Christus hoch emporgehoben — rief sie:

„Wie hat doch die Welt so große Freud' an einem gesunden Leibe! — Ach, wär' ich nur mit den Nägeln meines gekreuzigten Herrn verwundet, wie wollt' ich mich erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an Gold und Silber! — Ich wollte, ich hätte nur den grausamen Speer, mit dem mein Heiland, meine Liebe, durchstochen worden ist, es sollte mich viel mehr erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an Ehren! — Hätte ich aber nur die Dornenkrone des himmlischen Mittlers, sie sollte mich viel mehr erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an schönen Kleidern! — Ich wünsche mir den Purpurmantel meines Erlösers, der würde mich viel mehr erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an stattlichen Gastmählern! — Hätte ich nur den Schwamm mit Essig und Galle, von dem mein Jesus in seinem schmerzlichen Durst am Kreuz genossen hat, wie sollte der mich viel mehr erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an den schnöden Wollüsten! — Ich wünsche mir die Geissel und Ruthen, mit denen mein süßer Jesus geschlagen worden ist, sie sollten mich viel mehr erfreuen! —

Wie hat die Welt auch so große Freud' an Haus und Hof! — Ich aber wollte, daß ich nur ein Tröpflein Blut vom mildesten Herzen Jesu hätte, das sollte mich über Alles erfreuen!" —

---

20. Ein Gelöbniß unter'm Kreuze.

Der heilige Franziskus Regis betrachtete seinen gekreuzigten Herrn Jesum, wie er so ganz und gar während seiner bitteren Sterbestunde auf Golgatha verlassen ward, und umfing das Kreuz und redete also:

„Jedermann flieht von dem Kreuze; aber ich will bleiben und der bußfertige Schächer sein und rufen: O Herr, sei meiner eingedenk, wenn du kommst in dein Reich! —

Jedermann flieht von dem Kreuze; aber ich will bleiben und die Sonne sein, will verlieren meinen Schein; allen Reichthum, alle Bequemlichkeit, alle Zierde und Herrlichkeit der Welt will ich von mir werfen, und um meines gekreuzigten Herrn willen immer trauern! —

Jedermann flieht von dem Kreuze; aber ich will bleiben und will sein der Vorhang im Tempel, will über mein seither so sündiges Leben mein Herz zerreißen! —

Jedermann flieht von dem Kreuze; aber ich will bleiben und will der harte Fels sein, will mich bewegen und zerspringen, und ein innigstes Mitleid haben mit den Schmerzen meines Herrn! —

Jedermann flieht von dem Kreuze; aber ich will bleiben und will das Grab sein, meine todte Seele soll auferstehen, und kommen in die Stadt Jerusalem; sie soll mit Christo, meinem Herrn, leben und auffahren zu den himmlischen Freuden! Amen." —

---

21 — 23. Stimmen vom Kreuze her.

Die heilige Mechthildis lebte und webte nur in der Liebe zu ihrem Herrn und Heiland; sie glich in ihrem geistigen Umgange mit Jesus Christus einer reinen Braut, die ihrem Bräutigam von ganzem Herzen dient und auf jede liebevolle Frage auch eine liebevolle Antwort von ihm erhält.

Aus diesem süßesten Fragen und Antworten mögen hier einige rührende Beispiele dem sinnigen Leser vorgeführt werden.

1. Drei Danksagungen zu Jesus am Kreuze.

Die heilige Mechthildis fragte einst Christum, den Herrn, welches denn sein größter Schmerz gewesen sei?

Und der Herr antwortete:

„Dieses, daß ich am Kreuze also ausgespannt war, daß man alle meine Glieder zählen konnte; und wer für diesen Schmerz mir dankt, der erweist mir einen solchen Dienst, als wenn er alle meine Wunden gesalbt hätte!

Und wer mir danken wird für den Durst, den ich am Kreuze gelitten habe, dessen Dank nehme ich an, als ob er selbst mir den Durst gelöscht hätte!

Und wenn Jemand mir dankt, daß ich mit Nägeln bin an's Kreuz geheftet worden, dann ist mir dieß so angenehm, als wenn er mich vom Kreuz herabgenommen!" —

2. Die Würde des heiligen Kreuzes.

Als während der Feier des gnadenreichen Opfers der Messe vom heiligen Kreuze gesungen wurde: „Wir aber müssen uns rühmen in dem Kreuze unseres Herrn Jesus Christus, in welchem unser Leben, unser Heil und unsere Auferstehung ist!" — sprach der Herr zu ihr:

„„Achte auf die Worte: „In welchem unser Heil ist!" Denn in dem Kreuze ist das wahre Heil, und außer demselben wird kein Heil gefunden! In der Seele, in welcher kein Kreuz, das heißt, keine Trübsal ist, da fehlt die Geduld, und wo keine Geduld, da fehlt das Heil! Das wahrhafte Leben ist auch dem Menschen am Kreuz gegeben worden. Da Ich, das Leben der Seele, am Kreuze den Tod der Liebe starb, habe ich die Seele, so durch die Sünde todt war, wieder lebendig gemacht, und ihr wieder verliehen, in Mir ewig zu leben. Durch das Kreuz ist es dem Menschen möglich, so oft, als er durch die Sünde fällt, durch die Buße wiederum aufzustehen. Ja, die glorreiche Auferstehung des Fleisches und die ewige Freiheit ist durch das Kreuz gegeben worden!""

Da Mechthildis Ihm nun für seine heiligen und heilbringenden Wunden dankte, bat sie ihn auch, daß er ihrer Seele so viele Wunden der Liebe einprägen wolle, als er an seinem Leibe gehabt.

Da sprach der Herr zu ihr: „So oft der Mensch bei der Betrachtung meines Leidens voll liebender Theilnahme seufzt, so oft berührt er sanft, wie mit einer blühenden Rose, meine Wunden, und aus denselben entfliegt in seine Seele ein Pfeil der Liebe, der ihr heilbringende Wunden schlägt!““ —

3. Die Liebe zum Kreuze.

Eines Tages ward Mechthildis im Geiste verzückt, und als sie zur Erde niederfiel, fand sie daselbst ein Kreuz; und siehe! aus der Mitte desselben ging ein scharfer, goldner Strahl hervor, der die Seele durchdrang.

Sie hörte den Herrn sprechen: „Alles irdische Gut kann keine Seele erfreuen, sondern all' ihr Heil und höchste Herrlichkeit kommt von Leid und Trübsal!“

Mechthildens Seele wurde sehr traurig, daß sie ihren Bräutigam zwar hören, aber nicht sehen konnte; und da sie ihn mit großer Sehnsucht suchte, erschien er ihr alsbald in einem seidenen Gewande, nahm sie bei der Hand und sprach lieblich mit ihr.

Die Seele bemerkte die überaus große Feinheit und Zartheit des Gewandes, und dachte über deren Bedeutung nach.

Der Herr erklärte ihr nun: „Wie das seidene Gewand weich und zart ist, so ist der wahrhaft Gott liebenden Seele alle Pein und Trübsal süß und leicht.“

Die Seele erwiederte: „„So ist es im Anfange des Leidens, weil dann ein großer Eifer die Seele entflammt; wenn aber die Trübsal überhand nimmt, so wird sie der Seele sehr schwer!““

Der Herr antwortete: „Es ist wahr; allein wie man das mit Gold und kostbaren Edelgesteinen geschmückte seidene Kleid wegen seiner Schwere nicht wegwirft und verachtet, sondern vielmehr hochschätzt und in Ehren hält: so wird auch die gläubige Seele das Kreuz wegen seiner Schwere nicht zurückweisen, indem alle ihre Tugenden gerade durch die Macht des Leidens edler und ihre Verdienste unendlich vermehrt werden!“ —

---

24. Die Quelle der Gelehrsamkeit.

Der heilige Thomas von Aquin lernte zu Paris den heiligen Bonaventura kennen, und sie schlossen in und für Gott das herzlichste Freundschafts-Bündniß.

Bei näherem Umgang wurde Thomas immer mehr und mehr erstaunt, ja zur Bewunderung hingerissen über die tiefste Gelehrsamkeit, die in Bonaventura's Schriften und über die himmlische Salbung, die in seinen Gesprächen sich kund gab. *)

Dem Drange seines Herzens folgend, fragte er ihn endlich: „Sage mir doch, aus welchem Buche hast du denn diese deine reichste Wissenschaft und diese deine süßeste Beredsamkeit erlernt?"

Und Bonaventura zeigte liebevoll und begeistert auf das Crucifix, das an der weißgetünchten Wand der Zelle hing, und sprach: „„Da ist die Quelle, aus der ich mein Wissen schöpfe! Aus diesem Buche lerne ich Jesus, und zwar Jesus den Gekreuzigten!"" —

25. Das verzierte Kreuzlein.

Eine Dame hohen Ranges, die ein Beichtkind des heiligen Franziskus von Sales gewesen, trug gewöhnlich auf der Brust ein Kreuz, das sie zuletzt noch mit Diamanten hatte besetzen lassen.

Man hinterbrachte dieß dem Heiligen, und beschuldigte die genannte Dame der Eitelkeit.

Der Bischof aber antwortete: „Mich nun, ich sag' es offen, erbaut hier gerade Dasjenige zumeist, was man zumeist getadelt hat! Ach, ich wollte, daß alle Kreuze der Welt mit Diamanten und mit allen kostbaren Steinen geschmückt wären! Heißt dieß nicht die Stiftshütte mit der Beute Aegyptens schmücken und sich im Kreuze Christi rühmen? Könnte diese Dame je einen bessern Gebrauch von ihren Edelsteinen machen, als daß sie mit denselben die Fahne unserer Erlösung verzierte?!" —

26. Des Frommen wohlverdienter Lohn.

(Erzählt von W. O. von Horn.)

Ihr habt vielleicht schon davon gehört, daß in der Revolution Frankreichs in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das

*) Von ihm sagte Gerson, der berühmte Kanzler der Universität zu Paris: „Vor Allen liebe ich den Bonaventura; denn er ist gründlich, kurz und bestimmt in seinen Reden, und fromm und heilig und innig. Fern von aller Grübelei und eitler Gelehrsamkeit — erleuchtet er den Verstand und entflammt zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, und spricht so erhaben und doch so lieblich, so göttlich, so heilbringend! Auch von ihm gilt das Wort: Er war ein hellscheinendes und brennendes Licht in der Finsterniß!" —

Volk einmal nach Versailles zog, wo der königliche Hof war, und in das Schloß drang, und Thaten verübte, die ich euch nicht erzählen mag. Damals wurde gestohlen und geraubt, und Mancher, der dabei war, hat sich später geschämt, ist aber seines Raubes dennoch nicht froh geworden, wie denn unrecht Gut nie gedeiht, weil es den Fluch Gottes in sich trägt. —

Einer, der auch dabei war, hatte unter anderen Dingen ein in den Koth getretenes Crucifix aufgerafft und mitgenommen. Er hatte gemeint, er hätte was Rechts erwischt; aber es schien ihm nichts werth, und er schmiß es wüthend, daß er sich mit dem schmutzigen Ding geplagt, in eine Ecke unter altes Gerölle, und da lag es bis zum Jahr 1834, in welchem der alte Sünder, der ein Gewürzkrämer geworden war, starb.

Frau und Kinder hatte er nicht; daher ließen denn seine Anverwandten Hab und Gut durch einen Notar versteigern.

Die Leute aus der Vorstadt kamen zusammen, und die Versteigerung begann.

In dieser Vorstadt wohnte ein blutarmer, junger Maler, dem es gar hinderlich ging. Er war sehr geschickt, aber er hatte kein Geld; er hatte keine vornehmen, guten Freunde, die ihn empfehlen konnten — denn ohne das geht's in Paris nicht! — und er saß brodlos in seinem engen Dachkämmerlein in der Vorstadt Saint Antoine, und verzweifelte schier. Erst in der letzten Zeit hatte ein Wirth seinen Tanzsaal ausmalen lassen, und da er fast verhungert war, so dünkte es ihm nicht zu geringe, den Tanzsaal auszumalen.

Den hatte eine fromme Mutter früher beten gelehrt, und die Noth, die er litt, setzte das gute Werk in ihm fort. Er war fromm und blieb es, und er bewahrte ein reines, gottesfürchtiges Herz. Das war in Paris ein seltener Vogel! Zwar spotteten seine Bekannten gewaltig über ihn, daß er den Sonntag heiligte; daß er in die Kirche ging, Gott zu verehren, aber das machte ihn nicht irre. Er blieb dem heiligen Zuge seines Herzens treu.

Er hatte bis jetzt jede Nacht auf einem Strohsack ohne Leintuch geschlafen, weil seine Armuth es anders nicht zuließ. Nun hatte er an dem Ausmalen des Saales Geld verdient, und wollte es nützlich anwenden. Er hörte von der Versteigerung in seiner Nachbarschaft, erkundigte sich, und vernahm, der Gewürzkrämer sei ein sehr reinlicher Mann gewesen, habe ein noch neues, gutes Bett, und auch Leintücher dazu, die er wohlfeil würde ersteigern können. Der junge Mann stürzte seine Kasse. Er hatte an dem Saale dreihundert Franken verdient, dafür hatte er sich Kleider und Hemden,

Schuhe und Stiefel gekauft, denn die wollten gar nicht mehr halten, und sein Schneider und Schuhflicker hatten ihm gesagt, es sei Hopfen und Malz daran verloren, weil kein Stich mehr halten wolle.

Er fand noch hundert Franken, und seufzte.

„Wirst du dafür ein Bett kriegen?“ fragte er sich mit schweren Sorgen und Aengsten.

Auf solchen Versteigerungen, die alle Tage zu Hunderten in der großen Stadt vorkommen, geht's manchmal curios. Sind viele Liebhaber da, so wird das alte Gerölle theuer; fehlt's dran, so kommt das Gute um einen Bettel weg.

So war's bei der Versteigerung des alten Gewürzkrämers auch. Unser guter Maler steigerte das gute Bett nebst dazu gehörigem Weißzeuge für das Wenige von fünf und siebzig Franken. Sein Herz jubelte. Sogleich zahlte er aus und ließ sich Alles in seine Wohnung tragen. Kein König war reicher und glücklicher wie er! Nun blieben ihm noch fünf und zwanzig Franken.

„Geh' noch einmal auf die Versteigerung,“ sagte er zu sich selbst, „vielleicht kannst du noch Etwas, was du brauchen kannst, wohlfeil an dich bringen!“ Gedacht, gethan!

Er geht wieder hin; aber die Versteigerung ist nahe zu Ende. Nur noch altes Gerölle, was in der Ecke des Speichers liegt, wird unter Spott und Lachen ausgeboten.

Da kommt auch ein Crucifix, das ganz mit angedörrtem Kothe bedeckt ist, an die Reihe. Es geht von Hand zu Hand in der Versammlung.

„„Es ist von Blei!““ ruft Einer; „„ich gebe einen halben Franken dafür!““

„„Einen Franken!““ ruft ein Anderer.

Den Maler durchrieselt es eiskalt. „Entziehe der Rohheit das Bild des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes!“ dachte er, und bot laut: „Fünf Franken!“

Der Notar reicht es ihm mit einer spöttischen Verbeugung; aber der Maler zahlt sein Geld, nimmt unter allgemeinem Lachen das Crucifix in Empfang und geht, voll Aerger und Ingrimm über die Rohheit und Entartung dieser Menschen, heim.

Seine Wirthin hatte ihm unterdessen sein Bett frisch überzogen und eingerichtet. Er stellt sein Crucifix auf einen Ecktisch und macht noch einen Spaziergang, legt sich dann bei Zeit nieder, und schläft wie ein König.

Als er am andern Morgen erwacht, fällt sein Blick auf das schmutzbedeckte Crucifix.

Er denkt: „Reinige es einmal!“

Nun nimmt er eine Bürste, und beginnt von dem Fuße desselben den Koth zu entfernen.

Da sieht er Buchstaben. Er reinigt sie vollends, und — es ist der Name: Benvenuto Cellini, den er mit großem Erstaunen liest.

Nun muß ich euch aber sagen, was es mit diesem Namen auf sich hatte.

Dieser Benvenuto Cellini war in Florenz in Toscana geboren und ein sehr kunstreicher Mann, besonders in getriebener Arbeit. Er war ein hochgeehrter Künstler, der meist nur für Fürsten und Könige arbeitete; und da seine Arbeiten alle wahre Kunstwerke waren, so wurden sie ungeheuer theuer bezahlt. Da er ursprünglich Goldschmied war, so arbeitete er meist in Gold und Silber. Auch dieses Crucifix war durch eine Königin von Frankreich nach Paris, und dann in das Schloß von Versailles gekommen, wo es bei dem schon gedachten Ueberfall des Volkes ein Dieb stahl, der es auf der Straße, im Gedränge wahrscheinlich, verlor. Im Straßenkoth herumgewälzt und getreten, fand es der Gewürzkrämer, nahm es mit und, da er es für unwerth hielt, warf er es in die Rumpelkammer.

Wär' es nur aus Kupfer gewesen, so hätte es schon als eine Arbeit des berühmten Benvenuto Cellini einen hohen Werth gehabt!

Der arme Maler wußte aber, daß der hochangesehene Benvenuto Cellini nur und lediglich in Gold und Silber gearbeitet hatte, und dachte gleich, da stecke etwas dahinter.

Nun macht er sich, vor Freude zitternd, daran, das Crucifix zu reinigen, und bald glänzt ihm ein wunderherrlich Kunstwerk aus gediegenem Golde entgegen.

Wer beschreibt seinen freudigen Schrecken?

Gegen ihm über wohnt ein Goldschmied. Zu dem geht er und zeigt ihm sein Crucifix.

„„Herr!““ ruft er, „„Ihr habt da einen doppelten Schatz; denn einmal ist es ein kostbares Kunstwerk von außerordentlicher Schönheit, und dann ist es gediegenes, reines Gold! Laßt es uns einmal wiegen!““

Mit freudigem Schrecken sah alsbald der Maler, daß es zwanzig Pfund wog.

„„Ihr seid ein reicher Mann, Herr!““ hob darauf der Goldschmied wieder an; „„denn der alleinige Werth des Goldes ist etwa fünfzig Tausend Franken. Die will ich Euch heute noch dafür liefern! Wird Euch aber auch der Kunstwerth bezahlt, so mögt Ihr ohne Zweifel auf sechzig Tausend Franken zählen, und selbst noch mehr,

je nachdem der Liebhaber ist! — Ich habe,““ sagte er noch, „„mancherlei Verbindungen am Hofe, und will Euch behilflich sein!““

Das nahm der Maler dankbar an, und schon am Nachmittag wurde er zu dem Könige beschieden. Er nahm sein Kunstwerk unter den Arm und wanderte frohen Muthes in das Schloß.

Als der König das herrliche Crucifix sah, war er ganz außer sich vor Bewunderung, und kauft es sogleich für sechzig Tausend Franken.

Nun aber mußte ihm der Maler erzählen, wie er dazu gekommen, was er auch offen und ehrlich that. Mit großer Theilnahme hörte ihm der König zu, und belobte ihn höchlich über seinen frommen Sinn. Er sprach aber auch mit ihm über die Malerei, und hörte bald, daß er es da mit einem wohlunterrichteten jungen Manne zu thun habe.

„„Wißt Ihr was,““ sagte der König, „„Ihr könnt morgen wieder kommen und mein Bild malen!““ — Dieß galt dem Maler fast noch mehr, als die sechzig Tausend Franken; denn nun konnte er einmal seine Kunst zeigen und an den Mann bringen. Genügte er dem Könige, so war sein Glück am Hofe und in Paris gemacht.

Also, er kam am andern Tage um die Stunde, welche ihm der König bestimmt, und zeichnete vorerst die Umrisse des Königlichen Gesichts, und vollendete dann in der gehörigen Zeit das Bild zu des Königs größter Zufriedenheit.

Dieß wurde bekannt, und bald war nun der Name des Malers in aller Leute Mund. Er bekam Bestellungen auf Bilder, und sein Glück war gemacht. — —

Das ist eine von jenen Begebenheiten, die einem vernünftigen Menschen viel zu denken geben können! Wer wollte den Finger Gottes darin verkennen? O, der ist in so viel Tausend Begebenheiten recht sichtbar, wenn wir ihn nur sehen wollen! —

---

27 — 32. Die heilige Kommunion.

1. Der heilige Thomas von Villanova jauchzt, im Bewußtsein, daß ein jeder Christ zur frischen Rebe an dem Weinstocke Jesus Christus werden soll, indem er mit Ihm Eins wird durch den würdigen Genuß des allerheiligsten Altarsakraments: „O Jerusalem, lobe den Herrn, und du, Sion, preise deinen Gott, denn er hat deine Kinder gesegnet und sättigt dich mit dem allerbesten Waizen! Dieses heiligste Sakrament ist ja ein heilkräftiges

Gnaden-Meer, denn durch dieses Meer entrinnen wir dem Joche Pharao's und der Knechtschaft Aegyptens! Dieses heiligste Sakrament ist auch ein unermeßliches Gnaden-Meer, indem aus demselben ein Jeder das Gefäß seines Herzens zu füllen vermag! Dieses heiligste Sakrament ist auch ein unausschöpfbares Gnaden-Meer, wenngleich alle Pilger der Erde aus demselben schöpfen würden! O! was ist kostbarer, und was ist süßer, und was ist beglückender, als diese göttliche Speise? Der Hungrige genieße sie, und er wird Sättigung finden; der Dürftige genieße sie, und er wird Ueberfluß haben; der Traurige genieße sie, und Himmelswonne wird in seiner Seele blühen; der Gerechte genieße sie, und er wird noch gerechter sein; der fromme Büßer genieße sie, und ihm wird noch mehr vergeben werden; der Kranke genieße sie, und ihm gedeiht die Gnade der geistigen, der allerbesten Genesung; und der Sterbende genieße sie, und er wird für seine Seele wie für seinen Leib mit sich hinübernehmen die sicherste Bürgschaft — des glückseligen Lebens in Ewigkeit!" —

2. Der heilige Ambrosius lud die Gläubigen zum Genusse des allerheiligsten Sakraments des Altars mit den herrlichen Worten der glaubensfrohesten Ueberzeugung ein: „Kommet, ihr Christen, ja kommet zum Leibe Jesu Christi, der euere beste Speise ist; kommet zu dem Kelche, der die Liebe der Gläubigen trunken macht, der aber nicht wanken läßt die davon Berauschten, sondern sie emporhebt in das Himmelreich! In diesem Brod und in diesem Trank findet sich keine Bitterkeit, sondern alle Süße! Diese stärkende Speise ist der Leib Jesu Christi, und dieser begeisternde Trank ist sein Blut! So wahrhaft Christus der Eingeborene Sohn Gottes ist, so wahrhaft ist Dasjenige das Fleisch Christi, was wir genießen! Wer dieses Fleisch genießt, nimmt Theil an der ihn nährenden göttlichen Natur Jesu Christi! Wir essen den Leib Christi, damit wir des ewigen Lebens theilhaftig werden können, denn das allerheiligste Altarsakrament, von uns würdig genossen, giebt uns das ewige Leben!" —

3. Der heilige Erzbischof von Mailand, Carl Borromäus, rief einmal, voll Sehnsucht nach dem Genusse dieses Gottesbrodes, aus: „Wahrlich, so zieht kein Magnet das Eisen an, als von der Liebe Gottes in diesem hochheiligen Sakrament unser Herz angezogen werden muß! Unendliches begehrt ja die unsterbliche Seele, und nur mit dem unendlichen Gott kann sie gesättigt werden, der sich uns in diesem gnadenreichsten Mahle zum Genusse darbietet! Welt, behalte darum deine Gaben für dich; sie können meinen Hunger nicht stillen; ich nehme mein Brod von Oben, vom Altare her!" —

4. Ergreifend ist die Bitte des heiligen Ludwig von Granada nach der Vereinigung mit seinem Heiland durch den Genuß des

allerheiligsten Sakraments des Altars, indem er fleht: „Lasse mich mit dir Eins werden, o mein Jesus! Zurück sollen die Fluthen zu ihrem Ursprunge kehren; zurück sollen die Wirkungen zu ihrer Ursache, der sie entsproßten; und zurück soll das Geschöpf zu seinem Schöpfer! Alle Gefühle und Begierden meines Herzens will ich gleich ebenso vielen Armen ausstrecken, um dich mit der allerinnigsten Liebe zu umfassen, du süßester Bräutigam meiner unsterblichen Seele!" —

5. Das kindliche Gelöbniß des heiligen Bonaventura lautet: „O mein Jesus, o mein süßester Jesus, wie muß ich dich lieben, und dich anbeten, und dich verehren — ob dieser wunderbar=herrlichen Speise! — Doch wenn ich das Leben aller Menschen besäße, und ich dir die Tage aller Jahrhunderte und aller Jahrtausende aufopferte: es wäre gegen diese Gabe so viel, als ein Sternchen gegen die Sonne, als ein Tropfen Wassers gegen das Meer und als ein Stäubchen gegen das Hochgebirg! Aber wie gering auch mein Alles sei: ich will es doch dir zum Eigenthum geben; und könnte ich die ganze Welt in dieses mein Herz fassen, so daß sie mein wäre: in diesem und mit meinem Herzen würde ich die ganze Welt als ein Opfer der Dankbarkeit dir zu Füßen legen!"

6. Rührend sind die Worte, mit welchen dem guten Hirten im Allerheiligsten die heilige Jungfrau Gertrudis ihre Liebe bezeugt, wenn sie feierlich ausruft: „Ach, du mein liebreichster Gott! ich liebe dich mit einer so inbrünstigen Liebe, daß, wenn es thunlich wäre, und ich dir alle Menschen zuführen könnte, ich — bis zu dem letzten Tage meines Lebens — mit entblößten Füßen alle Gegenden der Welt durchpilgern wollte, und einen Jeden der Gefundenen auf meinen Händen zu dir hintrüge! Ja, wenn es thunlich wäre, ich würde mein von der heißesten Liebe zu dir entzündetes Herz in so viele einzelne Theile zertheilen, als einzelne Menschen auf der weiten Erde sind, um ihnen den — von dir — in mir angefachten guten Willen einzuprägen, daß sie mit aller Freudigkeit dir dienten und dich im allerheiligsten Sakramente des Altars in sich aufnähmen, zu ihrer ewigen Beseligung, wie du es ja verlangst in deiner Liebe, Weisheit und Barmherzigkeit!" —

33. Zwei Könige.

Kaiser Ferdinand II., als er noch König von Böhmen war, vernahm, da er eben mit der Jagd beschäftigt gewesen, aus weiter Ferne, durch das Dickicht des Forstes, das Läuten eines Glöckleins;

und kaum hatte er von den bei der Jagd dienenden Landleuten erfahren, was dieß Läuten bedeute, und daß eben zu einem armen Bauersmanne, unfern der Landstraße, das heilige Sakrament gebracht wurde, als er schon sein Pferd wandte, und quer durch's Gehölz und Waldgestrippe ritt, bis er den Priester erreichte, dem er nun zu Fuße bis in die armselige Hütte folgte.

Als die heilige Handlung vollbracht war, beschenkte er den Kranken reichlich, der Priester aber sprach zu diesem Letztern: „Sei nun getrost, mein Freund, und richte deinen Muth auf; denn siehe, zwei Könige haben heute dich in deinem Hause heimgesucht: der König der Könige Christus Jesus, und der glorwürdige König Ferdinandus!“ —

Wahrlich zwei wunderbar verschiedene Könige! Der Eine herrschend in äußerer, offenbarer Macht; der Andere in innerer, verborgener Macht; der Eine demüthig, da er dem verborgenen Könige nachfolgt mit entblößtem Haupte, der Andere unendlich demüthiger noch, da er, schonend die Schwäche unserer sterblichen Natur, unter der Hülle so geringfügiger Gestalten sich birgt; der Eine freigebig und wohlthätig mit dem Almosen irdischer Güter, der Andere unendlich freigebiger noch durch das Almosen himmlischer und ewiger Güter; der Eine so gütig und herablassend, daß er die Hütte eines armen Landmanns nicht verschmähet; der Andere unendlich herablassender noch, da er nicht in unsere Wohnungen bloß, sondern in die sterbliche Hütte unseres Leibes selbst einzugehen sich würdigt, um dem Einwohner, nämlich dem Geiste, mit sammt der Hütte, das unsterbliche Leben zuzusichern. —

---

34. Süßeste Begeisterung.

Den gottseligen Franziskaner-Laienbruder Fra Vito aus Martina, sobald er in eine Kirche eingetreten war, riß die Liebe zu seinem Heiland jedesmal mit unwiderstehlicher Flugeskraft wie stürmend vor das allerheiligste Sakrament des Altares hin. Dort kniete er dann anbetend, versunken in das herzdurchglühendste Gefühl des gegenwärtigen Gottes und in die Gnadentiefe der Erbarmungen seines göttlichen Heilandes. Er war dann vor Liebe zu Jesus Christus so ganz krank, so matt und an allen Gliedern zerschlagen, daß man ihn wie todt in's Kloster zurücktragen mußte. Und noch oft rief er, sobald er aus seinen Betrachtungen erwacht war, frohlockend aus: „O süße Liebe Jesu! O Liebe des süßen Jesus! O Jesus der süßesten Liebe!“ —

---

35. Würde des Priesters in seiner eigensten Handlung.

Den hochachtbaren Pfarrer zu Marktoffingen im Riese Carl Schlund (gestorben am 19. December 1817) konnte kein für das Himmlische tief empfängliches Gemüth am Altar ansehen, ohne sich an dem Lichte seines Glaubens, das seine Blicke erhellte und seine Geberden belebte, zu sonnen.

Gleich in den ersten Tagen, nachdem er die heilige Priesterweihe empfangen, schrieb er sich tief in das Herz, was seine Andacht bei der täglichen Feier der heiligen Messe so kräftig gehoben hat:

„Seit den ersten Zeiten der Kirche hat man Dasjenige, was wir die „„heilige Messe““ nennen, als das Bitt-, Lob-, Dank- und Versöhnungs-Opfer der Christen und das „„Mahl der Liebe und des Lebens für Priester und Volk““ angesehen, und die zwei Hauptbegriffe vor anderen herausgehoben und vor Augen gestellt — in der Alles übertreffenden Liturgie:

„„Jesus, das Opfer für die sündige,
Jesus das Brod des Lebens für die ohnmächtige, in ihrem eigenen Unvermögen schmachtende Menschheit.““

Da ich nun täglich als Sünder einen Versöhner und als Schwacher einen Beleber nöthig habe, so ist es mir die wohlthätigste Herzens-Erleichterung, zu Jesus in der heiligen Messe täglich sprechen zu dürfen: „,Sei Du das Opfer für alle meine Sünden, sei Du das Brod des Lebens für alle meine Schwächen!'“ — Und da er uns Alle bei dem Vater vertritt, da er unser Fürsprecher ist, wie Johannes sagt, da er der wahre Priester, nach der Ordnung Melchisedechs, auch heut zu Tag noch ist, weil Er es ewig ist: so wirst auch du in dieser Betrachtung nach und nach so viel Licht finden, daß du den Frieden des Gewissens und neue Lebenskraft, die uns Jesus Christus als Opfer und als Brod des Lebens darreicht, vom Altare mit nach Hause wirst nehmen können.

Das ist auch die schönste, die reinste, die erhebendste Anschauung von der Lehre der Kirche: das Opfer des Gott-Menschen Jesus Christus Einmal am Kreuz auf Golgatha blutig vollbracht, und auf dem Altare täglich unblutig erneuert.

Rede am Altare mit Jesus, als wenn du Ihn sähest, und du wirst **Ihn** als das Lebensbrod und den höchsten Priester zum Heile der Menschen, als Sündentilger und Beleber der menschlichen Natur gar bald aus Erfahrung inne werden.

Siehe, wie sich das Christenthum auch hierin über das Heidenthum und Judenthum erhebt! Die rohen Heiden opferten Menschen — ihren Göttern; die Israeliten opferten dem wahren

Gott Jehova — Thiere; die Christen opfern — sich selbst mit ihrem Christus dem ewigen Vater, und wiederholen diese Opferung ihrer selbst nie mit mehr Geistesschwung und Energie der Liebe, als wenn bei den öffentlichen, festlichen Gottesdiensten, denen sie mit anwohnen, dasselbe Lamm der Versöhnung, das am Kreuze für die Sünden der Welt hingegeben ward, der ewigen Majestät neu dargestellt wird durch fromme Priester, die sich und ihre Gemeinden in und mit demselben Opfer ihr darbringen!" — —

Dieser Selbst-Ermunterung gehorchend, fand sein Glaube in dieser erhabensten Funktion des Priesters täglich neues Licht, seine Andacht neues Leben, sein Friede in Gott neue Haltung, und sein Streben neue Kraft zum fröhlichen Ausharren auf dem heiligen Kreuzwege. —

36. Die Vor- und Nachfeier bei der heiligen Messe.

Feierlich war der Augenblick, als der heilige Thomas von Aquin unter der Hand des ihn weihenden Bischofs seine majestätische Stirne beugte, welche bereits die Inspiration des heiligen Geistes gekrönt hatte; feierlich war seine Losreißung von allen irdischen Dingen, als er nun, kraft der empfangenen Priesterweihe theilnehmend an dem göttlichen Priesterthume Jesu Christi, — nach seinem Beispiel und durch seine Kraft als Vermittler zwischen dem Herrn und seinem Volk erschien; und feierlich war stets der Eifer der Andacht, womit er das gnadenreiche Opfer des Neuen Bundes, die heilige Messe, celebrirte. —

Rührend ist schon seine Vorbereitung auf dieses hochheilige Opfer; denn oft brachte er, nach dem Beispiele des heiligen Patriarchen Dominikus, einen großen Theil der Nacht an dem Fuße des heiligen Tabernakels zu, in welchem das immerwährende, durch die Liebe geopferte Lamm Gottes ruht. (Jerem. 31, 3). Da wetteiferte er an Inbrunst und Demuth mit jenen reinen Geistern, den Cherubim und Seraphim, welche um das Heiligthum dargestellt werden (Isai. 6, 2), und von welchen letzteren er später den Namen „Doctor seraphicus" erhalten sollte.

Wenn nun die Stunde des Opfers gekommen war, dann erschien dieser Engel in Menschengestalt als den irdischen Gegenständen gänzlich entfremdet. Er stieg unter den heißesten Thränen des Bußschmerzes und der zärtlichsten Theilnahme an dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi den Altar, das heißt, den Hügel Golgatha hinan. Und während der heiligen Wandlung verbreitete der so nahe Anblick des Eingeborenen Sohnes Gottes in der

demüthigen Brodsgestalt einen übernatürlichen Glanz über seine Stirne und Augen. Und wenn er am Schlusse das Volk segnete, geschah es mit solcher Milde und mit so echt priesterlichem Wohlwollen, als wenn der Heiland in Person den heiligen Segen ertheilte. —

Glücklich die christlichen Völker, welche das hocherhabene Opfer, das ja der Grundstein der christlichen Religion ist, von solchen Dienern dargebracht sehen! Sie fühlen dann auch die glückselig-machende Gegenwart des ewigen Hohenpriesters Jesus Christus; sie erhalten mit doppeltem Ueberflusse die Frucht des immerwährenden Opfers (Hebr. 9, 12); der Altar wird dann, wie der Kalvarienberg, eine unerschöpfliche Quelle des Lebens, ein beständiger Segen der sittlichen Auferstehung! Die getreuen Jünger reinigen sich vom Bösen und bestärken sich mehr und mehr in der Nachfolge des Herrn durch das Blut der Erlösung; die Felsen spalten sich, die Schleier zerreißen, die Gräber öffnen sich, und die Todten erstehen aus Finsterniß und Vermoderung, um beim Lichte des Tages sich den Blicken der frommen Brüder zu zeigen, welche sie seither ob ihrer Verirrungen beweint hatten! — Dieß geschah überaus oft, wann der heilige Thomas von Aquin am Altare stand. —

Der gottesfürchtige Priester verlängerte auch nach der Darbringung dieses hochheiligen Opfers in der Danksagung das Glück, das er bei der Feier selbst und besonders bei der Kommunion empfunden hatte. — Gewöhnlich verwendete er einen Theil der Zeit darauf, einem andern Priester am Altare zu dienen, und verdemüthigte und ehrte sich noch zugleich dadurch, daß er den Dienst der Knaben ausübte. — Er hörte diese zweite heilige Messe nur an, um so noch recht lange in das Meer der Vollkommenheiten und unendlichen Liebe Gottes, die in diesem Opfer der erlösten Menschheit offenbar geworden, versenkt bleiben zu können. — Am Altare fühlte er sich umweht von den Lüften aus dem Lande der seligen Unsterblichkeit. —

Den Rest des Tages blieb er, gleich dem königlichen Propheten, von der himmlischen Salbung, die er aus den heilduftenden Wunden des Gekreuzigten empfangen, tief durchdrungen; er bewahrte gewissermaßen den lichtvollen Eindruck aus der Vision, dem Schauen des Allerhöchsten; und von dem Heiligthum hinweg trug er auch an sein Berufswerk und unter die Brüder des Ordens, die Religiosen, alle hier empfundenen Affecte der Andacht, der Freude in dem Herrn und der Liebe zum steten Dienste des Herrn. —

Und dieses Gefäß der Auserwählung (Apstlg. 9, 15), zur Feier des hochheiligen Meßopfers so sorgsam vorbereitet und so anmuthig geschmückt, verbreitet noch immer, wie damals, in allen Reihen der Gesellschaft, in allen Gegenden der Welt und in allen folgenden Zeiten den Strahl der ewigen Wahrheit, wie auch den Wohlgeruch der Tugenden, der Tugenden Jesu Christi! —

37. Die Früchte der heiligen Messe.

Die heilige Mechthildis, eines Tages von mancherlei Gedanken verhindert, die göttliche eucharistische Speise empfangen zu können, — bat die allerseligste Jungfrau Maria um die Gnade, ihren Sohn erblicken zu können.

Da sah sie den König der Ehren, Jesus, unseren Herrn, auf einem hohen Throne, der durchsichtig wie Krystall war, sitzen; von dem Throne flossen zwei überaus klare und liebliche Quellen. — Mechthildis erkannte darin die Gnaden der Sünden-Verzeihung und der göttlichen Tröstungen, die während der heiligen Messe durch Gottes Gegenwart leichter gegeben werden. —

Bei der Aufhebung der consekrirten heiligen Hostie stand der Herr von dem Thron auf, und es schien ihr, als erhebe er in seinen Händen sein allerheiligstes Herz, welches einer hellen, klaren und überfüllten Ampel glich, die, ohne ihr Oel zu verlieren, mit Gewalt nach allen Seiten überlief. — So wird das Herz Jesu nicht ärmer, obgleich es stets aus seinem Reichthum einem Jeden nach seiner Empfänglichkeit Gnaden verleiht! —

Die Herzen aller Anwesenden schienen ihr auch als Lampen mit Kettchen an das Herz Jesu befestigt zu sein; die Einen hingen recht und brannten, die Anderen hingen umgekehrt und leer; die Ersteren bedeuteten die Herzen Derer, die andächtig und fromm dem hochheiligen Meßopfer beiwohnten, die Letzteren aber waren die Herzen der Unandächtigen. —

38. Die Einladung des Meßglöckleins.

Die heilige Elisabeth, Tochter des Königs von Arragonien Petrus III. und dessen Gattin Constanzia, einer Tochter des Königs von Sicilien Meginfried, wurde in ihrem zwölften Jahre mit Dionys, König von Portugal, vermählt. Außer Schönheit und Reichthum erwies sich doch ihre Gottseligkeit als die höchste Aussteuer, welche sie in den Ehestand mitbrachte. Sie theilte ihre

Zeit so ein, daß sie sowohl die Pflichten eines Christen, als auch die ihres Standes erfüllen konnte. Jeden Tag stand sie des Morgens frühe auf. Nach ihrer Morgen-Betrachtung betete sie die Metten, Laudes und Prim, nachher wohnte sie der Feier der heiligen Messe bei und empfing unter derselben sehr oft die heilige Kommunion. Auch betete sie täglich die Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau Maria und jene für die Abgestorbenen. Als Handarbeit verfertigte sie Kirchen-Ornate oder Kleidungsstücke für Arme, worin ihre Hofdamen ihr helfen mußten. In ihrem ganzen Aeußern herrschte die größte Einfachheit; gegen Jedermann betrug sie sich leutselig und liebevoll, denn sie war überaus demüthig. Auch besaß sie die Gabe der Zerknirschung, so daß bei den Andachts-Uebungen oft viele Thränen ihrem Aug' entflossen.

So fromm Elisabeth gewesen, so weltsüchtig zeigte sich ihr Herr Gemahl, der, vor dem Eintritt seiner Bekehrung, sie vielfach verhöhnte und verspottete. —

Einige Zeit vor dessen gänzlicher Bekehrung ereignete sich eine Begebenheit, die einerseits für die lauterste Unschuld der Königin das schönste Zeugniß gab, und andererseits für den Hochwerth des heiligen Meßopfers in seinen gnadenreichen Früchten, wenn man demselben recht andächtig beiwohnt.

Elisabeth hatte einen sehr tugendhaften Diener, mit Namen Fridolin, in dessen Hände sie zumeist diejenigen Almosen legte, welche sie im Stillen und an die verschämtesten Armen vertheilen wollte; daher oft ihre leisen, wie geheimnißvoll erscheinenden Aufträge an ihn, oder vielmehr an seine erprobte Frömmigkeit. — Ein anderer Diener, der Fridolin um seinen religiösen Sinn, wie um die ihm zu Theil gewordene Gunst der Königin bitterlich beneidete, schwur seinen Untergang; und damit es ihm desto sicherer gelingen möchte, klagte er ihn bei dem Könige an: er habe sündhaften Verkehr mit der Königin.

Der König, geblendet durch seine eigene Entartung, die von sich selbst den giftigen Maßstab der Beurtheilung Anderer hernimmt, glaubte der schwarzen Verleumdung, und beschloß im Augenblick seiner Wuth, ohne vorherige Untersuchung des Thatbestandes, den Tod Fridolin's.

Er benahm sich im vertraulichsten Zwiegespräch mit dem Oberaufseher eines im entfernten Waldgrunde sich befindlichen Kalkofens, und befahl ihm: Den Pagen, der morgen **zuerst** beim Kalkofen erscheint mit der Frage: „Habt Ihr den Willen des Herrn genau vollzogen?“ alsbald und ohne Zögern in den glühenden Ofen zu werfen, damit er zu Asche verbrenne!

Der Herr schickte am andern Morgen den kindlich guten und reinen Fridolin nach dem Kalkofen mit dem gemessenen Auftrag, an den Oberaufseher daselbst kein anderes Wort zu richten, als die einfache Frage: „Habt Ihr den Willen des Herrn genau vollzogen?"

Gottesfroh eilte Fridolin, seiner Pflicht zu genügen. Doch, als er dem Walde näher kam, da hörte er mit Einem Male das Meßglöcklein der Kapelle vor dem Waldes=Grund lieb und traulich läuten. Er beflügelte seine Schritte, um der heiligen Messe beizuwohnen, und ganz besonders in das Opferverdienst des Erlösers das geistige und leibliche Wohl seiner Herrschaft demüthig einzuschließen. Er betete auch recht inbrünstig; doch weil er bei der ersten heiligen Messe um etwas zu spät gekommen war, so blieb er auch noch in der zweiten, mit Freuden seine süße Andacht erneuernd. —

Indessen war der König begierig zu vernehmen, was geschehen sei. Um zuverlässige Kunde zu erhalten, schickte er nun den Angeber selbst dem Fridolin nach, daß er an Ort und Stelle frage: „Habt Ihr den Willen des Herrn genau vollzogen?"

Da der Oberaufseher diesen Pagen, nachdem er die zum Zeichen der Verbrennung dienende Frage erhoben, für den Verurtheilten erkannte, ließ er ihn ergreifen und in's Feuer werfen, das ihn im Augenblick verzehrt hatte.

Dieß geschah ungefähr um die Zeit, als Fridolin in der Waldkapelle den priesterlichen Segen empfing.

Fridolin flog nun mehr, als er ging, nach dem Kalkofen, aus dessen Schlot rothe Flammen aufloderten, und fragte mit der Hast des Eilenden den Oberaufseher: „Habt Ihr den Willen des Herrn genau vollzogen?"

Auf die ihm gewordene ernste Antwort: „„**Ja**, der Wille des Herrn ist genau vollzogen!"" kehrte er wieder zum Hofe zurück, sich des erhaltenen Auftrags entledigend.

Der König aber konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, als er den fälschlich angeklagten Fridolin gesund und froh vor sich stehen sah, dagegen den heuchlerischen Ankläger auf die furchtbarste Weise gerichtet und verbrannt wußte. Er erkannte, daß Gottes gerechte Vorsicht schützend in's Mittel getreten, daß das heilige Meßopfer — Schild und Rettung der frommen Unschuld geworden, und so die entsetzliche Strafe auf das Haupt des Verleumders gekommen war.

Von nun an konnte er der Heiligkeit seiner Gemahlin nicht mehr länger seine Ehrfurcht versagen, und er selbst betrat den Heilsweg der Buße und der Besserung. —

---

39. Der Ersatz.

Der heilige Isidor war zu Madrid in Spanien geboren, und seines Berufsgeschäftes ein Bauer. Seine Arbeiten alle erwiesen sich als Handlungen der Religion, weil er sie im Geiste der Buße unternahm und in Allem den Willen Gottes zu erfüllen suchte. Je mühsamer die Arbeit, desto lieber war sie ihm. Während seine Hand den Pflug führte, unterhielt sich sein Herz mit Gott und den lieben Heiligen.

Als Jüngling kam er in den Dienst eines Edelmannes von Madrid, Johann Vergas genannt, um dessen Feld anzubauen und ein Pachtgut zu verbessern.

In diesem Dienst unterließ aber Isidor seine alte Gewohnheit nicht, nämlich: schon vor Tagesanbruch aufzustehen, sein Morgengebet zu verrichten, der heiligen Messe ehrfurchtsvoll beizuwohnen und dann noch seinem Heiland im allerheiligsten Sakramente des Altars auf einige Augenblicke seine Anbetung und kindliche Huldigung darzubringen. — Dieß verursachte, daß er zuweilen um etwas später in der Zeit als die übrigen Knechte an das Tagewerk trat; er arbeitete jedoch um so fleißiger, so daß er nicht allein seiner Pflicht genügte, sondern auch die Anderen im guten Erfolg seiner Leistungen überbot.

Ueber dieses Zuspät-Kommen Isidor's murrten nun die übrigen Knechte und verleumdeten ihn bei dem Herrn: daß er sich stundenlang in den Kirchen der Stadt herumtreibe und dadurch die Arbeit versäume.

Deßwegen zu Rede gestellt, antwortete der fromme Jüngling: „Ich bestrebe mich, Ew. Gnaden also zu dienen, daß weder der liebe Gott und seine Heiligen, noch Ew. Gnaden selbst, noch meine arme sündhafte Seele dabei zu kurz komme! Ob ich in der Arbeit etwas versäume, das wird sich bei der Ernte zeigen, wenn der Acker, den ich im süßen Namen Jesu bebaue, weniger erträgt als die übrigen Felder! Ist dieß der Fall, dann verzichte ich auf meinen Lohn, und will so lange umsonst dienen, bis ich den ganzen Schaden möglicherweise ersetzt habe!“

Und der Herr von Vergas erwiederte: „„Gut, das nehme ich an!““ —

Neugierig jetzt, wie es denn eigentlich mit Isidor stehe, ging er eines Morgens in aller Frühe auf seine Felder, und beobachtete von einem mit Gebüschen bewachsenen Hügel aus, wo er nicht bemerkt werden konnte, seine Knechte.

Nach und nach kamen Alle an, — nur Isidor fehlte noch. — Endlich kam er auch, spannte seine Ochsen an den Pflug und schritt frisch und fröhlich zur Arbeit. — Ganz ergrimmt und mit dem festen Vorsatze, den säumigen Knecht ohne Erbarmen aus dem Dienst zu jagen, eilte der Edelmann von dem Hügel herab. Wie erstaunte er aber auf's Höchste, als er bemerkte, daß neben Isidor's Pflug noch zwei andere, mit schneeweißen Ochsen bespannt, arbeiteten! Er blieb stehen, sah scharf hin und sein Auge täuschte sich nicht. — Voll Verwunderung nahte er ihm; da jedoch waren allplötzlich die zwei Pflüge verschwunden, und Isidor befand sich mit dem seinigen allein auf dem Acker. „„Wer hat dir so eben geholfen?““ lautete die Anrede. „Ich habe keinen Gehilfen gesehen!“ war die Antwort des Knechtes. „An jedem Morgen indessen rufe ich bei dem heiligen Meßopfer den lieben Gott an, er wolle während des Tages um seines unblutig auf dem Altare geopferten Eingeborenen Sohnes willen meine Arbeit segnen und mein Helfer sein; von einem Anderen weiß ich nichts!“ — Betroffen und in tiefes Nachdenken versunken, verließ der Herr seine Felder und nahm sich Alles wohl zu Herzen.

Johann von Vergas wußte von nun an seinen frommen, treuen Knecht Isidor und dessen Liebe zum heiligen Meßopfer und seine sonstigen Andachts-Uebungen hochzuschätzen; er behandelte ihn wie einen Bruder und gewährte ihm die Freiheit, alle Tage in der Frühe nach Herzenslust dem Gottesdienste beizuwohnen. — Isidor blieb aber auch noch lange in dem Dienste seines Herrn, und konnte zu ihm, wie einst Jakob zu Laban sprechen: „Ich habe die Nächte durchwacht, Hitze und Kälte ertragen, um dein Vermögen zu erhalten und zu vermehren; wenig war, was du hattest, ehe ich dir diente, nun jedoch hat es sich ausgebreitet und vervielfältigt!“ —

Seine Sterbestunde vorhersagend, bereitete Isidor sich auf dieselbe mit großem Eifer vor, und die Andacht, womit er die heiligen Sakramente empfing, bewegte all' die Anwesenden bis zu Thränen. Er entschlief dann in dem Herrn am 15. Mai des Jahres 1170, in einem Alter von beinahe sechzig Jahren. — Seine Heiligkeit wurde durch mehrere Wunder bestätigt. —

Vierzig Jahre nachher versetzte man seinen Leib von der allgemeinen Begräbnißstätte in die Kirche des heiligen Andreas. —

In der Folge wurde er in die Kapelle des Bischofs übertragen, wo sein Körper jetzt noch unversehrt erhalten ist. —

Als der König Philipp III. auf seiner Rückreise von Lissabon zu Cäsarubios so sehr erkrankte, daß die Aerzte an seinem Leben verzweifelten; trug man in einer Prozession der Geistlichkeit, des Hofes und des Volkes von Madrid die Reliquien des heiligen Isidor in das Gemach des kranken Fürsten. Die Gebete der vereinigten Gläubigen blieben nicht ohne Wirkung. Kaum hatten die Reliquien die Kirche verlassen, als das Fieber den König verließ; und er fand sich vollkommen hergestellt, da man sie in das Zimmer gebracht hatte. —

Im folgenden Jahre nahm man den Leib des heiligen Isidor aus dem bisherigen Sarge, um denselben in einen prachtvolleren zu legen, der sechzehnhundert Golddukaten kostete. —

---

40. Das Wunderbarliche Höchste Gut zu Augsburg.

In seiner Schrift, betitelt: „Rundschau," erzählt der Priester Salfinger:

Merkwürdiger aber, als die Domkirche, war mir noch die alte „Heiligen-Kreuzkirche," worin sich das unter dem Namen des „Wunderbarlichen Höchsten Gutes" in Augsburg bekannte Heiligthum befindet. Schon früher war uns aufgefallen, daß an den meisten Häusern der alten Stadt so häufig oben an der Hausthüre gerade eine Monstranz mit einer rothen heiligen Hostie abgebildet zu sehen war. Das Entstehen dieser Erscheinung geht aber eben von dieser Heiligen-Kreuzkirche aus. — Ehe wir uns in Begleitung des hochwürdigen Herrn Kustos dem Hochaltare näherten, ließ selber vorerst zwei Kerzen anzünden, bekleidete sich mit dem Chorrock und der Stola, öffnete alsdann das Tabernakel, machte die Kniebeugung und hob mit beiden Händen ein schweres Ostensorium, reich in Gold und Edelsteinen, heraus, in dessen Mitte sich unserm Auge, hinter rein geschliffenem Krystall, eine heilige Hostie — in rother Fleischesgestalt darstellte. Als Priester nahten wir uns, und konnten, so genau es dem freien Auge möglich war, deutlich die Gestalt des Fleisches, wie gleichsam mit einzelnen Fasern durchzogen, wahrnehmen.

Wir verrichteten unser Gebet, und ließen uns alsdann vom hochwürdigen Herrn Kustos nachstehende Begebenheit erzählen.

Im zwölften Jahrhundert kam eine Frau der Stadt Augsburg einstens auf den verfehlten Gedanken, die in der Kommunion empfangene heilige Hostie in ihr Gebetbuch zu verbergen und selbe

in ihre Wohnung zu tragen, um auch daheim zu jeder Stunde dem sorgfältig in Wachs verschlossenen Allerheiligsten ihre Anbetung darbringen zu können. Nach einiger Zeit jedoch machte ihr das Gewissen über das ohne Anfrage ausgeführte Unternehmen Vorwürfe, und sie begab sich zu einem Priester, dem damaligen Propste Berthold, zum heiligen Kreuze, um ihm zu bekennen, was sie mit der heiligen Hostie vorgenommen habe. Dieser verlangte dieselbe wieder für den Altar zurück, von dem sie nur der Priester oder Diakon verabreichen darf. Als man sie demnach aus dem feinen Wachsbehältnisse wieder herausnehmen wollte, traf man die früher weiße heilige Hostie nun in rother Farbe in Fleischesgestalt an. Diese Begebenheit wurde sofort vom damaligen Bischofe Udalskalk und der Geistlichkeit näher geprüft, und man hat es für geziemend gefunden, diesen wunderbar veränderten heiligen Leib Jesu Christi in einem kostbaren Gefäße niederzusetzen.

Alte Gemälde an den Seitenwänden des Presbyteriums stellen den ganzen Verlauf dieser wunderbaren Thatsache dar, und zahlreiche Votivtafeln sind zum Gedächtniß an die vielen Wunder aufgehangen, die nachmals von diesem „Wunderbarlichen Höchsten Gute" ausgehend geschehen sind. —

In den vierziger Jahren wurde die siebente Säcularfeier dieser Begebenheit abgehalten, und dabei nach hergebrachtem Gebrauch eine große Jubelkerze geopfert, deren bisher sieben zu den beiden Seiten an den Stufen des Altars zu sehen sind. Damals wurde diese heilige Hostie neuerdings von dem Bischof und Consistorium durch Verbrennung eines Theilchens davon untersucht, wobei der unverkennbare Geruch des Brodes dem Fortbestande der Species, und somit nach katholischem Dogma ihrer Anbetungswürdigkeit auch noch für heute das Wort sprach. —

Wie man uns versicherte, sollen selbst protestantische Bürger der Stadt eben dieses „Wunderbarliche Höchste Gut" gerne als Abzeichen ob ihren Hausthüren sehen, zumal es auch schon seit Jahrhunderten das sogenannte „Wahrzeichen" von Augsburg abgiebt. Hin und wieder wallfahrten sie selbst zu dieser „Heiligen-Kreuzkirche" hin, um ihre Nöthen und Anliegen vor dem wunderthätigen Allerheiligsten auszugießen. —

---

41. Entweihung gottesdienstlicher Geräthe.

Vor vielen hundert Jahren, als die Pommern noch Heiden waren, hatten sie zu einer Zeit viele Kriege mit den Polen. Der Herzog Bolislaff von Polen besaß damals einen großen Theil von Pommern.

Das verdroß sehr den Fürsten Wartislav in Vorpommern, und er machte deßhalb Verständniß und Freundschaft mit Swantebor, dem Fürsten von Hinterpommern, daß er von dem Polen-Herzoge abfiel, und er gewann auch wiederum die Städte Wollin, Camin, Colberg, Belgard, Cöslin und andere, welche ihm der Herzog von Polen abgenommen hatte, und befestete sie.

Da der Herzog Bolislaff solchen Abfall hörte, brachte er Volk auf, und zog damit vor das pommersche Schloß Zarnekow, in welchem ein gewaltiger Edelmann Namens Gniesomer lag, und belagerte dasselbe, und hat es endlich eingenommen. Die Pommern waren aber auch nicht faul und kamen mit etlichen tausend Mann vor Zarnekow, welches die Polen aufgeben mußten. Darauf zogen Jene weiter in das Land Polen hinein, bis nach Gnesen, und verwüsteten und verdarben viele Dörfer und Flecken. Auch brachen sie der Könige und Herzöge von Polen Begräbnisse auf, und nahmen die Todtenköpfe und Gebeine heraus, und schlugen den Todtenköpfen die Zähne aus, und zerstreuten sie dann auf den Feldern. Also trieben sie überall großen Muthwillen und Gewalt, und besonders raubten sie die Heiligthümer aus den Kirchen, als Patenen, Kelche und viele andere Kleinodien. Auch den Bischof Martinus von Gnesen wollten sie gefangen nehmen lassen, der gerade auf einem Dorfe war, um eine neue Kirche einzuweihen; allein der fromme Mann entkam ihnen, und sie fingen statt seiner nur seinen Archidiakonus Nikolaus, den sie jedoch, da er ein alter, zitternder Mann war, wieder losließen.

Für solche Gewalt und Greuel wurden die Pommern hart gestraft. Denn wie sie hernach in ihre Heimath gekommen waren, und die geraubten Kelche und Patenen bei ihren Banketten als Trinkgeschirr gebrauchten, da verfielen plötzlich Alle, so daraus getrunken, mit Weibern und Kindern, in schwere unsinnige Raserei, also daß sie sich untereinander jämmerlich verwundeten und umbrachten.

Solche Zeichen und Strafen Gottes brachten große Furcht unter sie. Sie schickten deßhalb das geraubte Kirchengut dem Bischof von Gnesen zurück, worauf sie wieder vernünftig wurden und Ruhe erhielten. — Solches geschah im Jahr 1109.

---

42. Die Kirche zum heiligen Grab in Bamberg.

Vor Zeiten, als noch „fahrende Schüler" singend das Land durchzogen, kam auch ein Häuflein derselben im Jahre 1314 nach Bamberg. Sie nahmen nahe der Pfarrkirche Sanct Martin

Herberge, sangen und spielten; es war acht Tage nach Petri und Pauli. Da verlor ein gewisser Simon all' sein Geld und seine Kleidung. Seine Genossen verstießen ihn nun, und er nahm im Badehaus hinter Sanct Martin seinen Aufenthalt. Am Tage hatte er in einer silbernen Büchse das Allerheiligste zu einem Kranken tragen sehen. „Hätte ich diese Büchse," dachte er, „ich wollte damit aus allen Schulden und Nöthen kommen!" Der Gedanke wurde zur That. Begleitet von dem Teufel in Gestalt eines Badeknechts gelangte er durch ein Fenster in die Kirche, band den Kirchner fest, welcher wachte, erbrach das Sakrarium und bemächtigte sich der kostbaren Büchse. Es waren heilige Hostien darin. Ihr Anblick machte ihm unheimlich und bange. Nach kurzem Zaudern legte er die Hostien auf einem Kornacker nieder. Zur Unterlage hatte er rothen Sendel genommen. Er nahm mit dem silbernen Raube die Flucht nach Forchheim. Dort ergriffen, gestand er sein Unrecht, und wurde zu Bamberg zum Tode verurtheilt, durch die Straßen geschleift und gerichtet. Er starb voll Reue. — Der Vorfall setzte die ganze Stadt in Bewegung. — Die Mägde des Kustos bei Sanct Gangolph hatten im Vorübergehen die Hostien entdeckt. Sie eilten, die Sache ihrem Herrn, dieser dem Pfarrer bei Sanct Martin zu hinterbringen. Der begab sich an den bezeichneten Ort; nahend mit Ehrerbietung, wollte er wiederholt das Heiligthum erheben, aber eine geheime Kraft lähmte seine Arme. So kam der Bischof Wulfing in feierlichem Zuge, begleitet von der Geistlichkeit und allem Volke der Stadt, und erhob das Sakrament. Kranke und Lahme, welche dem Zuge sich angeschlossen, oder sich nachtragen ließen, erhielten ihre Genesung. —

An demselben Orte, wo der Gekreuzigte, wie dort zu Jerusalem im Grabe, hier auf der Erde ruhte, wurde nun eine Kirche erbaut und zum heiligen Grabe genannt. Anfangs umzäunte man nur den Ort. Der Kustos erbaute, unterstützt von dem Bürger Tausendschön, die erste kleine Kapelle, woraus nachmals die Kirche zum heiligen Grabe hervorgegangen. —

---

43. Spanischer Abend-Gruß.

Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurde in allen Gesellschaften der spanischen Fürsten der Abend in folgender erbaulicher Weise angekündigt:

Bald nach beendigter Collation trat in den geselligen Kreis der Gouverneur der Pagen, ließ sich mitten im Saal auf ein Knie

nieder und sprach im feierlichsten Tone: „Gelobt sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“ Und alle Anwesenden erwiederten den frommen Gruß mit dem würdigsten Gegengruß: „„In Ewigkeit!““ —

Es war dieß das Zeichen, daß die brennenden Lampen gebracht würden, weil der Abend bereits eingetreten sei. —

---

44 — 51. Uralter Ehrenpreis Maria's.

Was die vor Allen ihres Geschlechtes von Gott auserwählte, und durch Gottes Gnade unbefleckt empfangene und allzeit unbefleckt gebliebene Jungfrau und Gottesmutter Maria, während ihres Besuches bei Elisabeth in Hebron, im prophetischen Geiste über die ihr in der Christenheit allgemein zu Theil werdende Verehrung vorhergesagt mit den Worten: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!“ fand auch die herrlichste Erfüllung.

Wie zart und lebendig die Verehrung gegen die heilige Mutter-Gottes seit der Begründung und glorreichen Ausbreitung der Kirche blühte; wie getreu ein Jahrhundert dem andern ihr Lob entgegenrief, erhellt aus den frühesten schriftlichen Denkmalen der heiligen Väter und übrigen Heiligen, von denen, wie aus einem immer blühenden und frisch duftenden Garten, aus Tausenden, hier nur einzelne Blumen zu einem freundlichen Gewinde aufgesammelt werden sollen.

1. In jener uralten Gottesdienst-Ordnung, welche „die Liturgie des heiligen Apostels Jakobus“ genannt wird, heißt es: „Lasset uns das Gedächtniß unserer heiligsten, unbefleckten, glorwürdigsten und hochgebenedeiten Frau Maria, der Mutter-Gottes und unbefleckten Jungfrau, feiern, damit wir durch ihre Fürbitte Barmherzigkeit erlangen!“ —

2. Aus dem zweiten Jahrhundert erklingt das Wort des heiligen Erzbischofs und Martyrers Irenäus, der Maria als die zweite Eva begrüßt, indem er bekennt: „Gleichwie das ganze menschliche Geschlecht durch eine Jungfrau dem Tod unterworfen wurde; also ward es auch durch eine Jungfrau vom Tod errettet, indem Ihr Gehorsam den Ungehorsam der Ersten aufwog; und gleichwie die Sünde des ersten Menschen durch das Leiden des Sohnes Gottes getilgt ward, also erhielt die Einfalt der Taube über die Arglist der Schlange den Sieg, auf daß wir von den Banden erlöst würden, die uns gefesselt hielten!“ —

3. Gleich dieser lieblichen Stimme ertönt auch im dritten Jahrhundert von heiliger Stätte am Feste Ihrer Verkündigung der

Gruß des heiligen Bischofs Gregorius: „Heute stimmen alle Chöre der Engel den göttlichen Lobgesang an, und alle Gläubige erleuchtet heute die Ankunft des Sohnes Gottes! Heute begann der liebliche Frühling und mit ihren Erstlingsstrahlen beleuchtet heute die Sonne der Gerechtigkeit unsere Seelen! Heute wird Gabriel, Einer aus Jenen, die um den Thron Gottes stehen, zur Heiligsten der Jungfrauen gesandt, und verkündet ihr den lieblichen Gruß: „„Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnade u. s. w.!““ Nun erkennst du, o reinste Jungfrau, was den Patriarchen und Propheten verborgen blieb; dir entfaltet sich, was bis jetzt den Engeln noch nicht bekannt war; du vernimmst, was Gott auch Jenen nicht offenbarte, die er mit seinem Geiste erfüllt hatte! Denn längst weissagten Moses, David, Isaias, Daniel und alle Seher von diesem hochheiligen Geheimnisse, doch nimmer ward die Weise ihnen kund, wie es in Erfüllung gehen sollte; du allein, o glückselige Jungfrau, erkennst den Grund desselben, und erfährst die Ausführung in dir selbst! — So sei uns denn gesegnet, du Gnadenvolle, du Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit, du unvergleichbare Blume dieses Thränenthales, du lieblich duftender Garten Gottes, du blühender Weinberg und süßer Trost der Seelen, die dich verehren!“ — Und weiter ruft der begeisterte Bischof aus: „Mit welchen Worten werden wir die hohe Würde dieser Jungfrau aussprechen! Mit welchem Lobe ihre unvergleichliche Schöne preisen! Welche Gesänge werden wir Derjenigen anstimmen, die von dem heiligen Geiste selbst erhöht wird! Sie prangt im Hause des Herrn gleich einem milden Oelbaum, fruchtbar durch die Ueberschattung der Gnade des heiligen Geistes! Sie ist jener blühende Wonnegarten der Unsterblichkeit, in welchen der Baum des Lebens gepflanzt ward, dessen Früchte uns vor dem Tode bewahren! Sie ist die Zierde und Ehre der Jungfrauen, die Freude und der Trost der Mütter, die feste Säule der Gläubigen, das vollendete Bild der Heiligkeit; bei ihr wohnt Tugend und Weisheit; sie ist der lebendige Quell, dem die Fluthen des ewigen Lebens entflossen, und Gnade werden Alle finden, die diese heiligste Jungfrau mit aufrichtiger Andacht verehren und ihre himmlische Reinigkeit und Heiligkeit lieben!“ —

4. Aus dem vierten Jahrhundert erklingt der Ruf des heiligen Patriarchen Athanasius (den der heilige Gregorius von Nazianz — das Auge der Welt, den Fürsten der Bischöfe und die feste Stütze der katholischen Kirche nennt), in den Worten: „O erhöre unser Gebet, du heilige Gottesgebärerin; sei gnädig unsern Bitten und vergiß deines Volkes nicht, o überselige Tochter David's!

Denn siehe, wir begrüßen dich als unsere Mutter, als unsere Frau und Fürstin, da Jener aus dir geboren ward, den wir als unseren Herrn und Gott anbeten! Ein Engel stimmte dir den ersten Lobgesang an, und von diesem Himmelsfürsten lernten wir Bewohner der Erde dich loben und verherrlichen!" —

5. Im fünften Jahrhundert war Nestorius Bischof von Constantinopel. Er war ein Mann voll von Stolz und Hochmuth, der unter dem Scheine von Zucht und Frömmigkeit ein höchst gottloses Herz zu verbergen suchte, bis er endlich die bunt glänzende Schlangenhaut ablegte und sich erkühnte, öffentlich zu predigen: daß es unerlaubt sei, Maria „Muttergottes" oder „Gottes-Gebärerin" zu nennen. Das Volk vernahm eine solche Lästerung mit der größten Entrüstung. Ganz Constantinopel war voll Betrübniß und Unwillen, und jeder Gläubige empfand den tiefsten Schmerz über die so entsetzliche Beleidigung, welche der erhabenen Mutter unseres Erlösers war zugefügt worden. Da sah man ehrwürdige Greise, die ihr ganzes Leben in der Wüste unter Verrichtung der strengsten Bußwerke zugebracht hatten, vom heiligen Eifer getrieben, ihre Einöde verlassen, auf den Straßen und in den zahlreichen Versammlungen erscheinen, um die Ehre der Himmelskönigin zu vertheidigen und zu retten, und die Gläubigen vor der verderblichen Irrlehre des Nestorius zu bewahren. — Die Bischöfe und Hirten der Kirche, wohl wissend, daß man das ganze Geheimniß der Menschen-Erlösung vernichten würde, wenn man die seligste Jungfrau dieses Ehrentitels berauben wollte, übernahmen ihre Vertheidigung und die Rettung ihrer Ehre mit dem größten Eifer. — Es wurde zu Ephesus eine eigene Kirchenversammlung gehalten, wo von allen Seiten die Bischöfe zusammenströmten, und auf welcher der heilige Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, im Namen des Papstes Cölestinus den Vorsitz führte. — Der gottlose Nestorius aber, weil er seinen Irrthum nicht abschwören wollte, wurde als Häretiker aus der Gemeinschaft der Kirche feierlich ausgeschlossen. Es ist kaum zu beschreiben, mit welchem Entzücken und Jubel dieser für Maria so glorreiche Ausspruch der Kirche von den Bewohnern der Stadt Constantinopel und dann auch von der ganzen Christenheit aufgenommen wurde. — Am Tage, an welchem die Entscheidung über die Würde Maria's, über ihren erhabensten Ehrentitel, erfolgen sollte, versammelte sich fast die ganze Stadt vor der Kirche, wo die Bischöfe ihre Berathung hielten. Vom Morgen bis zum Abend harrte das Volk, als ob ihm nichts so sehr am Herzen läge, als die Ehre Maria's. — Endlich werden die Thüren geöffnet, der heilige

Cyrillus erscheint an der Spitze von mehr als zweihundert Bischöfen, und verkündet dem Volke die Verurtheilung des Irrlehrers Nestorius und seiner so schnöden Lehre. — Kaum hatte man diese Kunde vernommen, so bricht von allen Seiten der Jubel des Volkes los, die ganze Stadt ertönt von Lobgesängen und Beglückwünschungen Maria's, und überall hörte man die Gläubigen frohlockend ausjauchzen: „Der Feind der Jungfrau ist besiegt! Es lebe Maria! Es lebe die große, die erhabene, die glorreiche Gottesgebärerin! Es lebe Maria!“ — Die Väter des Conciliums wurden mit den ruhmvollsten Lobsprüchen empfangen und unter tausend Segnungen im Triumphe mit Fackeln nach Hause begleitet. Kostbare Rauchwerke wurden in den Straßen angezündet und verbrannt, durch welche sie gingen. Die ganze Stadt ward auf das Herrlichste beleuchtet, und es wurde Nichts versäumt, diesen Siegestag der heiligen Muttergottes zu verherrlichen. — Es war auch bei dieser Gelegenheit, daß die Kirche zu dem englischen Gruße die Worte hinzusetzte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.“ —

6. Aus dem sechsten Jahrhundert erklingt der Gruß des heiligen Andreas, Erzbischofs von Candia: „Sei uns gegrüßt, du Gnadenvolle! Du bist der Grund unseres wahren Trostes, durch die das Urtheil unserer Verdammniß in einen gnädigen, barmherzigen Rathschluß umgewandelt wurde! Sei gegrüßt, du höchst vortreffliche und wahrhaft gebenedeite Jungfrau, die du erwählt wurdest zum prachtvollsten Tempel der Herrlichkeit Gottes, zur geheiligten Halle des Königs aller Himmel! Dein jungfräulicher Schooß ist das königliche Lager, worin die Menschheit Jesu Christi mit der Gottheit auf glückselige Weise sich vermählte! In dir ward die Gottheit mit der Menschheit versöhnt! Du bist das Kleinod des unsterblichen Lebens; du der Himmel, an welchem die Sonne der Gerechtigkeit am Horizont dieses Lebens zu leuchten begann; du die heilige Bundeslade des eingefleischten Wortes! Gesegnet bist du unter den Weibern, denn alle Geschlechter nennen dich selig; dich preisen die Könige; dir huldigen die Fürsten; dir tragen die Ersten des Volkes ihre Bitten vor, und zu hoher Ehre erachten es die Jungfrauen, dir zu folgen!“ —

7. Im siebenten Jahrhundert spricht sich der heilige Patriarch Hesychius also aus: „Billig ist es, daß Alle, die dankbaren Herzens sind, die heiligste Jungfrau und Muttergottes in Demuth begrüßen und hierin den Engeln des Herrn nachahmen. Darum auch nennen Einige Sie die Mutter des Lichtes; Andere den Stern des Lebens; Diese den Thron der Gottheit, Jene den

heiligsten und herrlichsten Tempel. Und wahrlich, sie ist das vollendetste, das vollkommenste Werk der hochheiligen Dreieinigkeit; denn in sie kam der heilige Geist wie in seinen geheiligten Tempel; sie überschattete der himmlische Vater durch seine göttliche Allmacht; in ihrem jungfräulichen Schooße schlug der Sohn Gottes seinen Wohnsitz auf! Sie, die Jungfrau ohne Gleichen, ist die Zierde unserer Natur, die Ehre des menschlichen Geschlechtes; denn sie tilgte die Schmach unserer Mutter Eva, sie rettete unsern Stammvater Adam vor den Drohungen der göttlichen Gerechtigkeit, und hemmte die Wuth des höllischen Drachen!" —

8. In dem achten Jahrhundert, dieser so traurigen Zeit der Bilderstürmer, nennt der heilige Patriarch Germanus die Jungfrau Maria: „Die Vollendung der Absichten Gottes, das Siegel seines Bundes, das Ziel seiner Rathschlüsse, die Entfaltung seiner heiligsten Geheimnisse, den Spiegel, auf den der Blick aller Seher gerichtet war; die Stärke und Stütze der Gefährdeten; das Licht Derjenigen, die in Finsternissen irren; das vortrefflichste Geschenk, das Gott den Menschen gab." — Dann betrachtet er im Geiste, wie Maria mit ihren Eltern in den Tempel wallt, und spricht sie auf folgende Weise an: „So wandle denn hinan, o überselige Jungfrau, bestimmt, einst die Mutter des Allerhöchsten zu werden; schreite hinan zu deinem Erbe; tritt mit Freude und Fröhlichkeit in das Haus des Herrn, und harre in dieser heiligen Stätte dem seligen Tage entgegen, wo der heilige Geist über dich kommen, die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten und zur Mutter seines Sohnes dich weihen wird: auf daß du in dieser hocherhabenen Würde Jenen, die diese heilige Feier begehen, eine Schirmerin werdest, sie aus allen ihren Anliegen, Krankheiten, Gefahren und Drangsalen durch deine milde Fürbitte zu befreien, und, als die höchste Mutter des Herrn, ihnen die Einkehr in jenen Aufenthalt des Lichtes, des Friedens und der Fülle aller Güter zu erwirken! Verstummen sollen alle Zungen, die sich erkühnen, mit Stolz und Verachtung von dir zu sprechen; vertilgt soll ihr Andenken werden aus deiner heiligen Stadt: auf daß sie zu Schanden werden, und durch diese gerechte Strafe erkennen, daß du die mächtigste Herrscherin und Mutter-Gottes bist!" —

---

52. Die beargwohnten Besuche.

Den heiligen Bernardinus von Siena sah man fast täglich in den frühesten Morgen-Stunden zur Stadt hinausgehen und dann nach einiger Zeit wieder in seine Wohnung mit heiterem Antlitze zurückkehren.

Man vermuthete Dieses und Jenes, und kam doch nicht in's Klare, wem wohl diese Gänge, die so regelmäßigen, gelten könnten. Deßhalb fragten ihn mit gar spitzem Ton einmal einige ihm befreundete Jünglinge nach dem Ziel seiner Morgenwanderungen.

Bernardinus erklärte: „Ich besuche zu dieser Zeit jedes Mal eine gute Freundin, die mir überaus lieb und werth ist."

Mit dieser unklaren Auskunft begnügten sich jedoch die jungen Freunde nicht, sondern beschlossen, ihn demnächst zu belauschen.

Und siehe da! schon am folgenden Morgen gingen sie ganz in der Stille dem heiligen Jünglinge nach, der eilig seine Schritte nach der Muttergottes-Kapelle lenkte, die in ziemlicher Entfernung draußen vor der Stadt aus breitästigen Bäumen mit ihrem Thürmlein hervorblickte.

Kaum war Bernardinus eingetreten, da schlichen sie sich neugierig zur Kirchenthüre heran, öffneten dieselbe leise — und was erblickten sie da? — Der fromme Jüngling lag auf den Knieen vor dem Bildnisse der heiligen Muttergottes und verrichtete seine Andacht. Thränen flossen aus seinen Augen, und es schien, als ob ein Engel des Himmels hier seine Gebetsseufzer ausschütte, so glühend war seine Andacht.

Ergriffen von Ehrfurcht schlichen die beschämten Lauscher alsbald zurück, und hegten nie mehr so unchristlichen Argwohn gegen das Herz dieses Heiligen. —

53. Der kleine Kaufmann Maria's.

Nach einem fünfzehnmonatlichen Noviziate wurde Freiherr Maria Joseph von Geramb, Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich ꝛc. ꝛc., Trappist im Kloster von la Trappe bei Leval in Frankreich.

Der Pater Maria Joseph vertauschte alle seine Titel mit dem eines Dieners Gottes, alle seine Ehrenzeichen mit einem einfachen hölzernen Kreuze und seine reichen Kleider mit einem rauhen Kloster-Habit. Das Bett, worauf er seine ermüdeten Glieder zur Ruhe legte, war ein nacktes Brett, und zur Stütze seines Hauptes hatte er ein Kopfkissen von Holz; seine Speise waren Gemüse mit Wasser und Salz gekocht. Es war sicher ein bedeutender Unterschied zwischen seinem vorigen Stande und seiner jetzigen Lage; und dennoch sollte man gesagt haben, der Pater Maria Joseph sei von seiner ersten Kindheit an Trappist gewesen! — In allen Uebungen der Erste, erbat er sich als eine Gunst die unange-

nehmsten und widerlichsten Arbeiten und Geschäfte, und pflegte zu sagen, daß die niedrigsten Beschäftigungen desto mehr den Christusdiener ehrten.

Einige Jahre nach Ablegung seiner Gelübde erhielt Pater Maria Joseph den Auftrag, die Fremden in Empfang zu nehmen, und an dieser Stelle, kann man sagen, war er zum Bewundern. Er fand sich wieder in Berührung mit der Welt, die er verlassen, für welche aber wirklich die Natur ihn bestimmt zu haben schien, indem sie ihm alle Vorzüge des Körpers, alle Annehmlichkeiten des Geistes ertheilte. Die Prüfung war schwer; Pater Maria Joseph nahm sie ohne Weigerung an und bestand sie mit seltenem Glücke. Ohne das Geringste von dem Ernste seines Standes zu verlieren, wußte er auch die lieblichen Formen, jene Schicklichkeit in Ton und Benehmen damit zu vereinen, die überall den Mann von edler Geburt und guter Erziehung auszeichnen. Die Neugierigen kamen deßhalb in Menge, um das „Kloster zum Hafen des Heils" zu besuchen, und die Gaben ließen gewöhnlich durchblicken, daß man sie um Dessen willen reichte, der sie empfangen mußte. — So, zum Beispiele, übergab eine vornehme Dame dem artigen Gastwirth die Summe von tausend Franken für einige Eier, womit er sie bewirthet hatte. —

Wenn aber der Pater Maria Joseph Geschenke empfing, so gab er deren auch; nicht zu gedenken der dürftigen Reisenden, die beherbergt und gespeist wurden, so viel sie bedurften, nicht, wie viele Handwerksleute Unterstützung, selbst Geld erhielten. — Unter tausend anderen dergleichen Ereignissen wird ein Zug uns zeigen, mit welcher zarten und gefälligen Art der Pater Maria Joseph seine Liebesdienste verrichtete.

Einmal kamen zwei Knaben an die Klosterpforte und begehrten zu übernachten. Einer von ihnen trug auf seinem Rücken ein Kästchen, welches, wie er sagte, seinen ganzen Schatz: Nadeln, Spangen und andere kleine Waaren enthielt, womit er Handel trieb; der Andere gestand, daß er so eben einen Meierhof verlassen habe, wo er im Dienst war. Pater Maria Joseph gab ihm ernste Verweise, er sei ein kleiner Landläufer, und die Liebe zum Müßiggange, die ihn dazu gebracht, daß er vom Hofe entlaufen sei, wäre eine schlechte Empfehlung. Das Kind warf sich zu seinen Füßen und rief: „Mein Vater, ich verlange nichts mehr als — Arbeit, um mein Brod zu verdienen, und würde sehr glücklich sein, wenn ich einen kleinen Kram hätte, wie mein Kamerad; aber, ach! ich habe Niemand, der mir hilft . . . ." Der Pater Maria Joseph sagte ihm, er müsse die heilige Jungfrau Maria bitten, und sie würde gewiß ihm

zu Hilfe kommen. — Am folgenden Morgen legte der gute Klostermann, als er die kleinen Reisenden weckte, einen Beutel in die Hand Dessen, der nichts hatte, mit den Worten: „„Hier, mein Freund, siehe, was die heilige Jungfrau Maria dir giebt durch meine Hand; kaufe dir Nadeln und du wirst der kleine Kaufmann Maria's sein; sei aber auch nur recht fromm; bitte öfter diese gute Mutter, welche dich beschützt, und wenn dein Handel gut geht, schenke zuweilen ein Almosen in Maria's Namen!““ — Darauf verließ er die kleinen Wanderer, nachdem er sie umarmt hatte, und befahl ihnen an, besonders viel Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Gottes zu hegen. —

---

54. Ein Klosterbruder im Dienste Maria's.

(Auszug aus: Marianischer Tugendspiegel. Innsbruck 1845. Rauch.)

Der selige Joachim Piccolomini, geboren zu Siena im Jahre 1259, und in der heiligen Taufe „Chiaramonte“ genannt, war von Jugend auf der Andacht und Frömmigkeit ergeben, und trug besonders eine ungemein zarte Liebe gegen die seligste Jungfrau und Muttergottes Maria, die er sich, in kindlicher Einfalt des Herzens, zur Braut seiner Seele erkor.

Jede Mitternacht stand er auf, um zu beten, Gott und Maria zu loben und zu preisen. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß sein Schlafzimmer öfters von ungewöhnlichem Glanze erfüllt wurde, und seine Eltern sahen durch die Ritzen der Thüre ihren Sohn, umgeben von diesem Glanze, mit aller Andacht beten. Täglich besuchte er dreimal eine der göttlichen Mutter geweihte Kirche. Wann er von der Schule nach Hause ging, begrüßte er auf jeder Stufe der Stiege die göttliche Mutter mit dem englischen Gruße, und sprach auf der Gasse, wann er mit seinen Mitschülern zusammenkam, nur von der Hoheit, Ehre und Verehrungswürdigkeit der hochgebenedeiten Himmelskönigin, wodurch er viele ungebührliche Reden, die leider zu oft die Unterhaltung der Jugend sind, verhinderte, und in Vielen die Liebe zu Maria, dieser Mutter der Gnaden, entzündete.

Von Kindheit auf fastete er alle Mittwoch und Samstag zu Ehren Mariens, und später auch alle Freitag zu Ehren des Leidens und Sterbens Jesu Christi, und am Montag zu Hilf und Trost der armen Seelen im Fegfeuer.

Aus der Liebe zu Marien, der Mutter der Barmherzigkeit, entstand in ihm auch eine werkthätige Liebe zu seinen Mitmenschen.

Alles, was er im Hause seines Vaters bekommen konnte, theilte er um Jesu und Mariens willen, ohne alle Rücksicht auf Sparsamkeit, unter die Armen aus; ja, als ihn einmal ein zerlumpter Mann um Almosen bat, und er gerade nichts bei sich hatte, so führte er ihn nach Hause, und schenkte ihm mit ungewöhnlicher Freude seine eigenen Kleider. Als aber dieses seine Eltern erfahren, gaben sie ihm einen Verweis, mit dem Beisatze, er sollte eine dergleichen Freigebigkeit in Zukunft sparen, und jene Güter, die sie durch langjähriges Mühen erworben, nicht in einem Augenblick unnütz vergeuden. Chiaramonte aber wendete sich an seinen Vater, und sprach mit holdseliger Miene lächelnd: „Glaubt Ihr, lieber Vater, daß Euch diese Reichthümer selig machen werden, da doch selbe keine wahre Glückseligkeit in sich enthalten? Ach, seid versichert, daß den Menschen nichts eher zum Verderben führt, als die unselige Begierde nach den eitlen und vergänglichen Gütern der Erde!" — Diese Freigebigkeit des Sohnes verursachte aber nicht den mindesten Eintrag den Gütern seiner Eltern, denn Brod und Wein war immer im Ueberflusse vorhanden, obschon er oft wider den Willen des Vaters den Armen davon gab.

So nahm Chiaramonte immer mehr zu an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen, denn Alle ehrten den frommen, heilig wandelnden Jüngling, und horchten gerne den Worten der Ermahnung und Aneiferung zu, die aus seinem Munde flossen. So befand er sich einmal in Gesellschaft mehrerer vornehmer und gebildeter Herren, die ihn, zum Schlusse ihrer Gespräche, um eine heilsame Lehre ersuchten; da pries der fromme Jüngling die seligste Jungfrau und Mutter Maria, als eine Zuflucht der Sünder, mit so nachdrücklichen Worten, daß alle Umstehenden, von seinen begeisterten Worten tief ergriffen, ihre Sünden zu beweinen anfingen, und fortan die eifrigsten Verehrer der göttlichen Mutter wurden, unter deren Schutz sie ein frommes, auferbauliches Leben führten.

Als er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, sah er einmal im Traume die seligste Jungfrau, vom himmlischen Glanze und den Schaaren der Engel umgeben, die mit lieblichen Worten ihn anredete: „Komm, geliebter Sohn, zu mir, denn ich habe dein mich liebendes Herz angesehen, und dich daher in die Zahl meiner Diener eingeschrieben!" — Auf diese Worte erwachte der Jüngling, und gelobte sogleich, in den Orden der Diener-Mariens zu treten. —

Er begab sich den folgenden Tag unverzüglich in das Serviten-Kloster zu Siena, wo gerade der heilige Ordensgeneral Philipp Benizzi sich aufhielt, um seines Vorhabens wegen sich mit demselben

zu besprechen. Er empfing das Ordenskleid; dabei ward ihm auf sein Verlangen auch der Name „Chiaramonte" mit dem Namen Joachim vertauscht, zum Andenken an die seligste Jungfrau Maria, deren heiliger Vater diesen Namen führte.

Als er nun seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, suchte er auch, mit allem Eifer eines Gott und Maria vollkommen ergebenen Herzens, den eigenthümlichen Geist des marianischen Ordens in seiner ganzen Fülle sich eigen zu machen, und erhob sich bald zu einem vollkommenen Muster eines heiligen Dieners Mariens. Und da die unausgesetzte Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi und der Schmerzen seiner mitleidenden Mutter, die zarteste Liebe zu Jesu und Maria in seinem empfänglichen Herzen entzündete, so suchte er auch ohne Unterlaß, durch den Weg der Demuth, des Kreuzes, der Selbstverleugnung und Abtödtung seine Gegenliebe an den Tag zu legen, und ihnen mehr und mehr ähnlich zu werden. —

Aus tiefer Demuth konnte er niemals bewogen werden, die heiligen Weihen anzunehmen; ja er schätzte sich sogar unwürdig, im Kloster unter den andern Mitbrüdern zu wohnen, und erwählte sich zu seiner Wohnung eine Höhle des Berges, an welchem das Kloster angebaut war, denn zur selben Zeit war es sehr gewöhnlich, daß fromme Diener Gottes auf Bergen oder in Wäldern ein Einsiedler-Leben führten. Mit dem größten Vergnügen sammelte er für das Kloster Almosen in der Stadt Siena, und fand Herzenstrost darin, wenn er von Anderen verachtet, oder mit Spott und Hohn abgewiesen wurde. Er nahm bereitwillig die allerverächtlichste und auch schwerste Arbeit, die seine Kräfte oft überstieg, auf sich. So hatte er einmal einen großen Erdhaufen, um den Platz vor der Kirche zu ebnen, in so kurzer Zeit weggeräumt, daß Bernard, der Bischof von Siena, und der heilige Philipp Benizzi mehr einem Wunder, als seinen Kräften es zuschrieben.

Seine Nächstenliebe kannte keine Grenzen. Den Kranken und Nothleidenden beizustehen, ihnen aufzuwarten und auf alle erdenkliche Weise zu dienen, war seine Freude. Nie fühlte er Ekel und Abscheu auch bei der gräßlichsten Krankheit, und sein Gebet verschaffte Vielen die Gesundheit. — Die Betrübten und Trostlosen fanden an ihm einen theilnehmenden Freund und liebevollen Tröster. — Einmal ereignete es sich, daß er, um einem armen Kranken zu dienen, etwas länger verweilte, und somit die Klosterpforte bei seiner Rückkehr schon geschlossen fand. Er wollte aber lieber unter freiem Himmel verweilen, als seinen lieben Mitbruder, den Pförtner, aus dem Schlafe wecken, daher kniete er vor der

Pforte nieder, und fing zu beten an. Bald darauf eröffneten sich die Pforten von selbst, ohne menschliches Zuthun, und ließen den frommen Diener Gottes eintreten. Dieser Vorfall wurde, zum beständigen Andenken, nach seinem Tode auf den marmornen Sarkophag des Seligen eingehauen.

Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich bald allenthalben, und zog eine große Menge Volkes an, das ihn zu sehen und zu hören wünschte. Joachim, der vor Allem den eitlen Ruhm der Welt haßte, und durch den großen Zulauf in seinen heiligen Uebungen verhindert wurde, hielt nun, um diesen Störungen zu entgehen, bei seinen Oberen um Versetzung an, und wurde von Siena nach Arezzo gesendet, um auf ein Jahr dort zu bleiben. Auf dem Wege dahin fiel ein so gewaltiger Platzregen, daß die Straße bald unter Wasser gesetzt war, und er sich genöthigt fand, in einem Hause gastfreundliche Aufnahme zu suchen. Hier lag ein Mann schon viele Jahre hindurch an der fallenden Sucht schwer krank darnieder, und stieß beständige Klagen aus. Joachim, der die Ungeduld des Kranken bemitleidete, suchte ihn mit süßen Worten zu trösten, und sprach: „Mein lieber Bruder, ich bitte dich, ertrage doch geduldiger diese Krankheit, die der Herr dir zugeschickt hat, damit du durch Geduld das ewige Heil erringest!“ Darauf entgegnete der Kranke: „„Mein guter Frater, es ist viel leichter anderen Kranken die Geduld predigen, als selbst Kreuz und Leiden mit Geduld ertragen!““ — Von der heiligsten Nächstenliebe entflammt, rief nun der selige Joachim aus: „Ich bitte den allmächtigen Gott, daß er deine Krankheit auf mich übertrage, damit sie mich die ganze Zeit meines Lebens begleite, und mir ein Mittel zum Heile werde!“ — Auf dieses Gebet des frommen Dieners Mariens fühlte sich der Kranke ganz wohl und gesund, stand auf, und dankte Gott, der ihm durch Joachim eine so große Wohlthat erwiesen. Joachim aber wurde sogleich von der fallenden Sucht ergriffen, die ihn dann die ganze Zeit seines Lebens nie verließ; allein er ertrug dieses Uebel mit unüberwindlicher Geduld und süßer Freude, weil er ja einem nothleidenden Mitbruder durch Abnahme der Krankheit Hilfe verschafft hatte. —

Als er zu Arezzo angekommen, wurde ihm die Aufsicht über die Kirche anvertraut, und mußte oft bei der feierlichen Messe am Altare dienen. Am Feste Mariä Himmelfahrt mußte er ebenfalls bei der heiligen Messe während der Wandlung mit brennender Kerze erscheinen. Da befiel ihn bei Aufhebung der heiligen Hostie die fallende Sucht, und stürzte ihn zu Boden; aber die brennende Kerze blieb gerade aufgerichtet in der Luft schweben, bis der Priester den

erhobenen Kelch wieder auf den Altar gestellt hatte, worauf man ihm dann zu Hilfe kam.

Dieses wunderbare Ereigniß wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und kam auch dem dortigen Bischof Ildebrandini zu Ohren, und auf Verlangen des Volkes wurde er wieder in das Kloster zu Siena zurückgerufen.

Der Herr würdigte sich, den Diener Mariens auch durch wunderbare Werke zu verherrlichen. So wurde ein Mann, Pagno mit Namen, dem durch eine Verwundung das Eingeweide aus dem Leibe hing, was ihm unsägliche Schmerzen verursachte, durch ihn augenblicklich geheilt. Ebenfalls befreite er ein Mädchen von der Halsbräune und eine Besessene vom bösen Feinde. — Er bediente sich bei seinen wunderbaren Heilungen des Zeichens des heiligen Kreuzes, und rief die heiligste Dreifaltigkeit an, und vertrieb in Kraft dieses Namens alle Gattungen von Krankheiten und Gebrechen. — Alle diese Werke der Frömmigkeit und wunderbaren Liebe erwarben ihm solche Verehrung und Achtung bei dem Volke, daß man ihn nur den „Heiligen" nannte.

Wann Joachim das bittere Leiden des göttlichen Heilandes, der im Uebermaaße der Liebe sich hingeopfert, betrachtete, so befiel ihn eine ungemeine Sehnsucht, für den Namen des Herrn alle Qualen der Erde zu leiden und sein Blut zur Ehre des gekreuzigten Jesus zu vergießen. Da er aber keine Gelegenheit vorhersah, die Palme des Martyrthums zu erringen, so betete er mit heißem Verlangen zu Gott, daß der Herr sich würdige, ihm neue Leiden zu schicken, damit er der Schmerzen Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter theilhaftig werde.

Der Herr erhörte das Gebet seines Dieners, der nur zu leiden wünschte, und ließ eine schmerzhafte Krankheit über ihn kommen. Es wuchsen aus seinem Fleische Würmer, die ihm bis auf das Bein hineinfraßen und unsägliche Schmerzen verursachten. Mit staunenswürdiger Geduld ertrug Joachim diese Prüfung des Herrn, ohne seinen leidenden Zustand Jemanden zu entdecken. Doch nicht lange konnten die Zeichen der Krankheit verborgen bleiben, denn der üble Geruch, den dieser lebendige Tod verursachte, machte die Ordensbrüder auf ihn aufmerksam. Sogleich beriefen sie die Aerzte der Stadt, und forderten ihn auf, nun, wie er es für so Viele gethan, auch für sich zu Gott um die Gesundheit zu bitten. Er aber antwortete, gestützt auf die Worte des Apostels: „Wenn ich schwach bin, **dann** bin ich stark!" 2. Kor. 12, 10, daß diese Krankheit ihm zur Buße für seine Sünden und zur Stärke seiner Seele diene, und schlug jedes Erleichterungs-Mittel aus.

Als er nun diesen schmerzhaften Zustand durch mehrere Jahre standhaft aus Liebe zum gekreuzigten Heiland und seiner schmerzerfüllten Mutter in Geduld ertragen hatte, wollte Maria, die Mutter der Gnaden, die Beharrlichkeit des treuen Dieners nicht länger mehr ungekrönt lassen. — Sie erschien ihm daher in einer Nacht in wunderbarer Schönheit, und reichte ihm zwei Kränze dar, einen von köstlichen Rosen zum Lohne der durch lange Krankheit und vieles Leiden ausgestandenen Marter, den andern von blendend weißen Lilien, seine durch das ganze Leben unversehrt erhaltene Jungfrauschaft zu zieren. — Daraus entnahm Joachim, daß er bald werde von der Erde abberufen werden; und da zusehends seine Kräfte schwanden, bat er den Herrn um die Gnade, an jenem Tage sterben zu können, an dem der Herr am Kreuze hangend seine Seele aushauchte. Sein Gebet fand Erhörung, denn am grünen Donnerstage erhielt er von der seligsten Jungfrau in einer abermaligen Erscheinung die Versicherung, daß er Tags darauf sterben werde.

Noch denselben Tag ließ er alle Mitbrüder des Klosters zu sich entbieten, und sprach zu ihnen, nachdem sie sämmtlich erschienen waren: „Ehrwürdige Väter und geliebte Brüder! Drei und dreißig Jahre habe ich nun mit euch gelebt, und vielfältige Liebe und Wohlthaten von euch empfangen, die ich niemals nach Gebühr habe erwiedern und vergelten können; aber ich werde den Allmächtigen, den Urheber aller Dinge, bitten, daß er Jedem aus euch an meiner Statt, was ihr mir gethan, hundertfältig vergelten wolle!“ — Nach diesen Worten wurde er von heftigsten Schmerzen der Krankheit ergriffen. Man reichte ihm ein wenig Wein, worauf er sich erholte und fortfuhr: „Eines noch bitte ich euch, liebste Brüder, was mir das Angenehmste aus Allem sein wird: daß ihr für mich, der ich morgen sterben werde, Gott, den Allmächtigen, bittet, daß er mich durch seine unendliche Barmherzigkeit in seine Wohnungen aufnehmen wolle; dann bitte ich noch, daß Einige aus euch mir beistehen möchten, bis ich die Schuld der Natur bezahlt habe!“

Seinem Verlangen zu willfahren, bestimmte der Pater Prior vier der Ordensbrüder, die ihn nicht mehr verlassen sollten.

Endlich am hochheiligen Charfreitag, als die Sänger in der Kirche, beim feierlichen Gesange der Passion, zu den Worten: „Er neigte das Haupt, und gab den Geist auf!“ kamen, verschied Joachim selig im Herrn den 16. April 1305 im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters, nachdem er noch herzlich das Bild des Gekreuzigten geküßt, und die Worte gesprochen: „Sieh', da bin ich, mein Jesu!“

Als man die entseelte Hülle in die Kirche trug, erfüllte sie dieselbe mit dem süßesten Wohlgeruche und herrlichem Glanze, was

eine so große Menge des Volkes herbeizog, daß man vier Tage hindurch den Leichnam ausgesetzt lassen mußte. Der Herr würdigte sich auch, durch viele wunderbare Hilfeleistungen seinen Diener zu verherrlichen.

Die Vorstände der Stadt Siena zogen dann aus Ehrfurcht gegen den heiligen Mann in feierlicher Prozession daher, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und wiederholten jährlich die Prozession zu seinem Grabe, die auch von den Päpsten Calixt III. und Nikolaus V. feierlich bestätigt worden.

Auf die Fürbitte des seligen Joachim wurden unschuldig Gefangene erlöst, Verwundete, Aussätzige geheilt, Todte zum Leben erweckt und Besessene vom bösen Feinde befreit, besonders aber erwies er sich als ein hilfreicher Arzt in der Krankheit der Fallsucht. Auf diese Wunder und seine heroischen Tugenden gestützt, erlaubte Papst Paul V., sein Fest in allen Ordenskirchen feierlich zu begehen, und seine Fürbitte anzurufen.

Das Fest wird den 16. April begangen. —

55. Wie die heilige Muttergottes — lohnt.

(Bearbeitet nach: Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und Wunder von Genthe.)

Ein frommer Jüngling hatte die schöne Gewohnheit, daß er in der Kapelle der heiligen Muttergottes, vor dem Dorf unter altehrwürdigen Linden gelegen, seine Morgen-Andacht hielt. Eh' er aber in dieses weltabgeschiedene Kirchlein eintrat, war er erst eine Stunde lang in Wald und Flur umhergegangen, um Blumen zu sammeln, daraus einen Kranz zu flechten und mit ihm das Bildniß der Gebenedeiten minniglich zu schmücken; oft auch holte er die Blumen von den steilsten Kuppen der Berge herab, indem keinerlei Mühe für dieses Werk ihm als zu anstrengend erschien.

Diesem frommen Thun oblag er stets mit froher Emsigkeit; und es war sein größtes Leid, wenn er irgend einen Tag, ohne solchen Kranz für Maria geflochten zu haben, mußte vorübergehen lassen. — —

Nach nicht langer Zeit gab ihm Gott selbst, der Schöpfer und Füger alles Guten, in's Herz, daß er in der grauen Mönche Leben sich begab.

Aber er konnte hier seine frühere Gewohnheit nicht beibehalten; denn zu der Zeit, wo er sonst die Blumen zu sammeln pflegte, mußte er in das Chor oder Kapitel gehen.

Darüber wurde er sehr traurig, und dachte daran, daß er lieber, nach überstandener Probezeit, die Ordens-Gelübde nicht ablegen wollte, um in die Welt zurückzukehren und dort seiner süßen Gewohnheit zu pflegen.

Eines Morgens trat er in der Kloster-Kirche vor den Altar der himmlischen Jungfrau, und sprach zu ihr: daß sein Herz gar traurig werde, wenn er ihr Bild so ohne Kranz sehe; ihrem Dienst aber habe er sich gänzlich gewidmet, und er wolle deßhalb, um es täglich mit Kränzen zieren zu können, lieber aus dem Orden treten.

Ein alter Mönch sah ihn, und fragte, wer ihn schon in der Frühstunde des Tages so sehr betrübt habe?

Der junge Novize bekannte die Ursache seiner Trauer.

Der alte Mönch sagte darauf, daß man in der Welt mehr — als im Kloster sündige, darum möge er nur ihm folgen, und — statt des Blumenkranzes — jeglichen Tag fünfzig andächtige „Ave Maria" sprechen; denn dieser Engels-Gruß sei Maria liebwerther, denn eine goldene Krone oder tausend Kränze von hinfälligen Blumen.

Ueber diesen Trost ward der junge Mönch überaus froh, blieb im Kloster, und schrieb es sich tief in's Herz, ja keinen Tag ohne die fünfzigmalige Begrüßung Maria's im Geiste der innigsten Verehrung zu unterlassen. Und er wurde ein so eifriger Beobachter der Ordens-Regeln, daß man ihn bald zum Prior des Klosters ernannte. —

Eines Tages war er nach alter Sitte, wie ihm das oblag, in Angelegenheiten des Klosters nach einem Hofe geritten. Der junge Mai, durchklungen von tausend Liedern der frohen Vögelein, trieb neues Laub aus Büschen und Bäumen, und Wiesen und Anger lagen grün da, geschmückt mit tausenderlei Blumen. Und als er durch den tieferen Grund ritt, wo viel Laub und Blumen wundersam lieblich ihn grüßten, gefiel es ihm dort so, daß er ein Kränzlein für Maria zu winden beschloß. Er drang immer noch weiter hinein in die Dämmerungen der Waldnacht, und sprach, eh' er die Blumen pflückte, die angelobten fünfzig Ave Maria — nicht ahnend, daß ihm gar nah' hinter Busch und Sträuchen solche Leute im Grase lagerten, die auf der Straße unbewehrte Wanderer zu berauben pflegen, und die auch alsbald, nachdem sie seiner ansichtig geworden, aus dem Dickicht hervorstürzten, um ihm sein Roß zu nehmen; aber in demselben Augenblick sahen sie eine Frau kommen, die war so schön und anmuthig, daß das Leuchten ihres Antlitzes den Strahl der Sonne übertraf; sie trug ein himmelfarben Kleid, mit Perlen und Edelsteinen der Art geziert, daß jeder wie ein Stern

glänzte. Und sie nahte schweigend dem Mönche. In der einen Hand hatte sie einen Reif von Gold, mit der andern nahm sie dem Mönche nach und nach rothe Rosen vom Munde, welche sie an dem Reife befestigte; das that sie so lange, bis sie fünfzig Rosen eingereiht hatte. Als die Zahl voll war, setzte sie sich den Kranz auf das Haupt, und so oft der Mönch den Gruß des Engels sprach, blickte sie ihm mild lächelnd in die Augen, und verneigte sich vor ihm, bis sie endlich verschwand, ohne daß der Prior selbst sie gesehen.

Als dieser seine „Ave Maria" vollendet, und Laub und Blumen eingesammelt und sein Roß bestiegen hatte, — da sprangen die Räuber aus ihrem Hinterhalt heran, fielen ihm in die Zügel und verlangten mit Ungestüm und unter Androhung des Todes — von ihm zu wissen: wer die hehre Frau gewesen, die neben ihm gewandelt und ihm fünfzig frische rothe Rosen vom Munde genommen?

Er versicherte, keine Frau gesehen zu haben, und wenn sie sein Roß wollten, so möchten sie es nur hinwegführen.

Da fingen sie an zu schwören, daß er sterben müsse, wenn er es nicht eingestehen wollte; und sie erzählten: der Reif sei von Gold gewesen, um den sie die Rosen gewunden, als sie mit ihrer schneeweißen Hand den Kranz unter süßem Lächeln flocht; sie habe dann den fertigen Kranz sich auf das Haupt gesetzt und sei mit den wohlwollendsten Begrüßungen von ihm geschieden.

Der Prior wünschte sehnlichst, nach dieser ihm gewordenen Kunde, doch auch die so huldvolle Frau gesehen zu haben.

„Ihr wollt uns nicht die Wahrheit sagen!" riefen die Wegelagerer; und Einer schrie:

„„Und weil Ihr Euer Geheimniß uns nicht enthüllt, deßhalb sollt Ihr augenblicklich des Todes sein!"" Und er begleitete diesen Schrei mit einer Axt, die er mit nervigem Arm hoch emporhob.

Der Mönch erschrack gar sehr und rief: „„Heilige Maria, ach! Unsere Liebe Frau, bist du es gewesen? Oder wer war es? O hätt' ich dich nur auch gesehen! Oder hat der gütige Gott dich nur diesen Sündern zugesandt, ihnen zum Trost und zur Bekehrung?"" —

Und Maria, angethan mit der ganzen Pracht ihrer Himmelsherrlichkeit, schwebte allplötzlich vor ihm, und der Kranz von fünfzig Rosen schimmerte wie Morgenroth auf ihrem Haupte, das sie freundlich ihm zuneigte.

Und aus seinen himmlischen Gesichten wie glückselig erwachend, sprach dann der Mönch zu den Räubern: „„Weil ihr mich denn zwinget zu einem Geständniß, so will ich's euch sagen: Es war unsere Herrin, unsere gebenedeite Gottesmutter, die allzeit unbefleckte Jungfrau Maria. Gott selbst hat sie in dieser Huld euch erblicken lassen,

auf daß ihr, entzückt und ergriffen von ihrer Glorie, den höllischen Weg euerer Missethaten verlasset, und nach Dem trachtet, was da oben ist! Verwandelt eueren seitherigen Dienst des Teufels in den aufrichtigsten Dienst Gottes, wählt Maria als euere Beschirmerin bei euerem besseren Tagewerke, das ihr von jetzt an führet in der Ausübung aller christlichen Tugenden, und euer Antheil am Himmel wird der Lohn euerer Büßungen sein!'"

Und als die Räuber dieses brüderliche Mahnwort hörten, fielen sie nieder auf die Kniee, falteten ihre Hände, und gelobten für ihre Sünden und Missethaten alsbald aufrichtige Buße zu thun, um Gottes Kinder zu werden und der himmlischen Königin allzeit dienen zu können.

Da kam sanfte Freude in das Herz des Priors; er führte die bußfertigen Schächer in sein Kloster, und erbat sich vom Abte die Gnade ihrer Aufnahme. Dort büßten sie nach des Ordens Regel bis an ihren Tod, und retteten so, unter dem Schutz und Schirm Unserer Lieben Frau, ihre Seelen. —

---

56. Die himmlische Stellvertreterin.

(Volkssage.)

Im dreißigjährigen Kriege kniete Johann Tzerklas Graf von Tilly — geboren 1559 auf dem Schlosse der Herrschaft Tilly im wallonischen Brabant, und einer der berühmtesten Feldherrn seines Jahrhunderts — als er im Begriffe war, eine Schlacht zu liefern, in Gebet versunken in der Kirche des Klosters der Dominikaner zu Wimpfen.

Seine Gegenwart bei dem Heere wurde bereits als sehr nöthig erachtet, und aus dem Lager eilten hastig hintereinander zwei Boten mit der Meldung herbei: daß das Gefecht schon begonnen habe.

Tilly stand nicht auf, zeigte nur auf das Bildniß der heiligen Jungfrau Maria hin und sagte: „**Diese** kämpft für mich!" Dann betete er wieder fort.

Unterdessen sah man im Felde plötzlich einen Reiter erscheinen, der — gleich Tilly — einen grünen spanischen Mantel trug und einen Schimmel ritt. Aller Gewehrläufe waren auf ihn gerichtet; aber er sprengte mitten durch die feindlichen Reihen hindurch und warf Feuer in die Pulverwägen, daß sie brausend in die Luft flogen.

Der mächtige und schauerliche Donner dieser Explosion erschütterte die Kirche der Dominikaner; Tilly erhob sich aus seinem

Gebet und trat ruhig auf die Straße hinaus; und es kam ihm alsbald die jauchzende Sieges-Botschaft von allen Seiten entgegen.

Den seltsamen Reiter und Sieger hat aber Niemand wieder gesehen. —

Von dem Grafen von Tilly sagt Dr. Alban Stolz in seinem vortrefflichen Buche „Spanisches": — Ich weiß in der ganzen Geschichte keinen Soldaten, den man dem christlichen Soldaten mehr zum Muster aufstellen könnte, als den Tilly. Von unten herauf gedient; voll Religiosität, so daß er bei zwei Stunden täglich in Andacht zubrachte; streng sittlich, sein Lebenlang nicht ein einziges Mal betrunken oder der Wollust ergeben; ohne Geldgeiz, er starb arm; ohne Ehrgeiz, da ihn der Kaiser zum Fürsten erhob, zahlte er dem Secretär 500 Thaler, damit er das Diplom nicht ausfertige; seiner Religion und seinem Fürsten über Alles treu, hat er 35 Schlachten gewonnen: was will man von einem Soldaten mehr? — Die Grausamkeit, die er in Betreff Magdeburgs ausgeübt haben soll, ist nun selbst von protestantischen Geschichtschreibern als Lüge nachgewiesen. Diese Lüge kommt aus einer Parteischrift der fax Magdeburgica Eucharii Eleutherii, und wurde leichtsinnig allenthalben nachgeschrieben, namentlich auch von — Schiller, den es zur unglücklichen Stunde dilettirt hat, auch ein Geschichtschreiber zu sein. So gilt nun Tilly als Wütherich, während er zu seiner Zeit „der deutsche Josua" genannt wurde, und Thränen vergoß bei dem Brande von Magdeburg. — Warum ist sonach dieser Held und Christ sehr verrufen? Nur darum, weil er ein eifriger Katholik war. Deßgleichen müssen die Spanier und Italiener ein heilloses Gesindel sein, weil sie ausschließlich Katholiken sind! —

---

57. Die Retterin des Gnadenbildes.

Zu Montepulciano stand schon frühzeitig eine Kirche zu Ehren der göttlichen Mutter Maria. Graf Manni Gallerani, der Commandant des nicht weit davon gelegenen Schlosses, hielt diese Kirche für den Kriegszweck schädlich, und für die Vertheidigung des Schlosses hinderlich; daher ließ er sie geradezu abreißen und zerstören.

Nichtsdestoweniger trugen die Bürger von Montepulciano noch immer große Ehrfurcht gegen diesen Ort, wo sie so oft die Mutter des Erlösers verehrt. Besonders war das weibliche Geschlecht über die unnütze und willkürliche Zerstörung des Gotteshauses untröst-

lich, und kam schaarenweise, um vor gänzlichem Verschwinden der Kirche noch von dem Marienbilde, vor dem es so oft die göttliche Mutter angerufen, Abschied zu nehmen. Unter diesen frommen Frauen zeichnete sich besonders Margaritha, zu Florenziola geboren, aus. Sie hatte aus besonderer Liebe zu Maria aus den Händen des seligen Bonaventura von Pistoja das Kleid der dritten Ordensschwestern, der Dienerinnen Maria's, erhalten, und lebte in aller Unschuld und Tugend als eine echte Dienerin der heiligen Muttergottes. — Als sie die schon begonnene Zerstörung der Marien-Kirche vernahm, wurde sie im Herzen betrübt, und faßte den lebendigen Entschluß, wenigstens das Gnadenbild vor der Vernichtung zu retten. Sie eilte daher zum Gotteshause, und kam gerade noch zur rechten Zeit, denn die zur Abtragung der Kirche bestellten Soldaten wollten soeben das Marienbild zu Boden werfen. Margaritha, tief ergriffen von dem ihre andächtige Seele verwundenden Schauspiele, erhob ein großes Klaggeschrei, und sparte weder Bitten, noch Versprechungen, um die harten Soldatenherzen zu bewegen, ihr das geliebte Bild zu überlassen. Nach langem Zögern wurde es ihr endlich eingehändigt, und froh des erhaltenen Schatzes, eilte sie nach Hause, und stellte dort das Bild auf, vor dem sie nun täglich in andächtigem Gebete den Schutz der Himmelskönigin anrief. —

Nach zwei Jahren, während welchen dieses Gnadenbild sich immer im Hause der seligen Margaritha befand, wollte Maria die fromme Andacht ihrer treuen Dienerin belohnen. Sie erschien der frommen Schwester öfters im Schlaf, und ermahnte sie, das Bild an den vorigen Ort zu tragen; zugleich aber dem Volke zu verkünden, daß sie es sehr wohlgefällig aufnehmen würde, wenn die zerstörte Kirche sammt einem Kloster ihrer Diener wieder aufgebaut würde.

Obschon Margaritha nicht zweifelte, daß diese Erscheinung kein leerer Traum wäre, sondern wirklich von Maria komme, dachte sie doch in ihrem Herzen, was ehedessen Moses zu Gott gesprochen: „Sie werden mir nicht glauben, noch auf meine Stimme hören, sondern sie werden sagen, der Herr erschien dir nicht!“ 2. Mos. 4, 1. Zudem wollte sich Margaritha nicht gerne von einem Schatze trennen, den sie so sehr liebte und mit großer Mühe errungen hatte. Sie ließ daher die Sache auf sich beruhen, bis endlich Maria ihren Befehl auf wunderbare Weise erneute.

Am 25. Mai im Jahr 1357, am Sonntag nach dem Feste der glorreichen Himmelfahrt Christi, um vier Uhr in der Nacht, als Margaritha ein sanfter Schlaf überfiel, wurde ihr Zimmer

auf einmal mit dem lieblichsten Geruche erfüllt, dadurch aufgeweckt, sah sie Engel im herrlichsten Glanze das Marienbild in den Händen tragen. Maria aber redete sie mit folgenden Worten an: „O Margaritha! weil du mich mit deinen eigenen Händen nicht hast zurücktragen wollen an jenen Ort, woher du mich genommen, so wirst du sehen, daß dieses statt deiner die Engel thun werden! Du aber, die du mir allzeit wegen deiner Einfalt und Frömmigkeit lieb gewesen bist, säume jetzt nicht, denn ich bin es, die es dir befiehlt, dem Volke von Montepulciano zu sagen: es soll alsobald meine Kirche wieder aufbauen; und zum Zeichen, daß dieses mein Wille sei, soll es geschehen, daß du, sobald du dieses wirst verkündet haben, sogleich von mir zum himmlischen Vaterland wirst abgeholt werden!" —

Zu gleicher Zeit stieg, um dem Volke den Willen der göttlichen Mutter noch deutlicher zu zeigen, von dem nahen Schloß eine feuerige Säule auf von ungemeiner Höhe, worauf das von Margaritha aufbewahrte Bild erblickt wurde, von neun heiligen Engeln umgeben, die in der einen Hand hellschimmernde Fackeln, in der andern wohlriechende Blumen hielten, und die Luft mit lieblichem Gesang erfüllten.

Auf dieses Zeichen wurde alles Volk vom Schlaf aufgeweckt, und Männer und Frauen eilten, das Wunder zu schauen. Mit Staunen erblickten sie die Feuersäule mit dem Marienbild immer näher rücken, bis sie an dem Orte der zerstörten Kirche stille stand, und hörten die Engel wunderlieblich das „Ave Maria!" singen. Endlich, als sich die Säule ganz auf den Boden niedergelassen, drang die von Maria abgeschickte Rednerin Margaritha unter dem Volke hervor, erklärt demselben die gehabte Erscheinung, und erzählt zugleich den ganzen Verlauf der Sache: wie sie dieses Bild eine Zeitlang nach Zerstörung der Kirche in ihrem Haus aufbehalten und verehrt habe, jetzt aber von den heiligen Engeln an den gegenwärtigen Ort getragen werde, weil Maria verlange, daß ihr die Kirche wieder aufgebaut werden soll; daß aber, dieses ihnen kund zu geben, von Maria ihr aufgetragen worden wäre, sollen sie daraus ermessen, daß **sie** jetzt gleich von diesem Leben scheiden werde.

Das Volk entschloß sich einstimmig, das Gotteshaus wieder herzustellen; Margaritha aber, nachdem sie ihre Rede vollendet, kniete in Gegenwart des ganzen Volkes nieder, hob die Hände gegen das wunderbare Marienbild auf, grüßte die göttliche Mutter zum letzten Male mit einem andächtigen „Ave Maria!" und gab heitern Angesichts ihren Geist auf, der von Maria und den heiligen

Engeln zum Genusse der ewigen Freuden in den Himmel eingeführt wurde. —

Das wunderbare Bild der göttlichen Mutter wird nicht nur immerfort in einer besondern Kapelle der neuerbauten Kirche zu Montepulciano andächtig verehrt, sondern es wird auch jährlich zum Andenken an das wunderbare Ereigniß am Sonntag nach Christi Himmelfahrt eine große Feierlichkeit begangen unter großem Zulaufe des Volkes. — Ja, damit diese Feierlichkeit nie ausbleiben sollte, so hat ein dortiger Einwohner, Caspar Thaddäi, den 3. Februar 1445 in seinem letzten Willen gewisse Grundstücke zu diesem Zwecke dem Servitenkloster daselbst vermacht. —

58. Das verstoßene Gnadenbild.

Die sogenannte Reformation des sechzehnten Jahrhunderts verleitete den größten Theil der Gemeinde zu Santa Maria im Kanton Graubündten zum Abfalle von der katholischen Kirche. Die wenigen katholisch gebliebenen Familien dieses Ortes mußten sich mit einem Seitenaltare der gemeinschaftlichen Kirche begnügen, und überdieß den Revers ausstellen: daß die Kirche nebst dem katholischen Pfarrhof ausschließlich der calvinischen Gemeinde zufallen solle, sofern jene katholischen Familien früher oder später aussterben würden.

Dieser Fall traf nun im Laufe des Jahres 1837 wirklich ein.

Sogleich betrieben Mehrere der eifrigsten Calvinisten gegen die Neigung und Meinung so mancher edelmüthiger gesinnten Nachbarn die gänzliche Abschaffung des katholischen Gottesdienstes und Entfernung des uralten Gnadenbildes der unbefleckten Gottesmutter aus der dortigen Kirche beim kleinen Rathe zu Chur. Dieser fand für gut, dem Verlangen der calvinischen Gemeinde nach Inhalt des geschlossenen Vertrages Folge zu geben, ohne die zu Gunsten der zu Santa Maria fortan sich aufhaltenden achtzig bis hundert katholischen Pächter und Dienstboten versuchte Gegenvorstellung des bischöflichen Ordinariats Chur zu berücksichtigen; was um so mehr befremden mußte, als im Orte vorzugsweise katholische Dienstboten aus dem benachbarten Tirol gesucht werden.

In Folge der getroffenen Ordinariats-Verfügung sollte nun das Marienbild nach Münster, dem ersten und nächsten Dorfe in Tirol, übertragen werden. An dem dazu bestimmten Tage versammelte sich eine Menge von sieben- bis achttausend Menschen. Die guten Leute wateten, da der enge Weg die Menge nicht fassen konnte, weinend und betend durch den hohen Schnee. Es blieb vielleicht nicht Ein Auge trocken, theils vor Rührung, die der inbrünstige,

allgemeine Eifer der Gläubigen, die Gottesmutter zu verehren, erweckte, theils vor Wehmuth, die der Anblick des Dorfes verursachte, das so eben das theuerste Bild Derjenigen ausstieß, von der es seinen Namen führt.

Während der ganzen vorhergehenden Nacht beteten die Leute in der Kirche, die am kommenden Tage für allzeit ihrer Andacht verschlossen werden sollte; um sieben Uhr früh wurde das letzte Mal das heiligste Opfer entrichtet, und sofort trug man das Bild aus der Kirche und dem Dorfe hinweg, wo ihm jeder längere Aufenthalt versagt ward.

Während des Auszuges blieben der getroffenen Verabredung gemäß, um unangenehmen Auftritten vorzubeugen, die Calvinisten in ihren Häusern verschlossen. Man sah jedoch Manche an den Fenstern sich die Thränen trocknen. —

Eine Viertelstunde unter Santa Maria an der Münsterer Grenze wurde das Bild von der katholischen Priesterschaft empfangen und getragen. In Münster unter dem Geläute der Glocken und Donner der Mörser angelangt, wurde auf freiem, mit Schnee bedecktem Felde feierlicher Gottesdienst gehalten. Kein Lüftchen regte sich; aber bald nach vollendeter Feierlichkeit fing es an zu schneien. Das Bild wurde hierauf in der Seitenkapelle der Klosterfrauenkirche zu Münster ausgesetzt. —

Wenige Tage nach diesem Ereignisse wurde ein Bürger von Santa Maria, der sich um die Wegschaffung des Marienbildes am eifrigsten angenommen, auf der Straße nach Bornio von einer Lawine in einen Abgrund geschleudert. Man erzählt sich auch, daß zwei Mitbetreiber gleichzeitig ebenfalls eines plötzlichen Todes gestorben seien, was jedoch dahin berichtigt werden muß, daß ihre Todesart nicht eine so auffallende und plötzliche, wie die des Ersten, sondern eine gewöhnliche war.

Uebrigens hat dieses Ereigniß die Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter nur neu belebt und vermehrt; zugleich dürfte es die gute Folge haben, daß für die Zukunft die Zahl der katholischen Pächter und Dienstboten zu Santa Maria und der Umgegend sich sehr vermindern wird. —

59. Die Entstehung der berühmten Wallfahrtskirche Nuestra Señora de Guadalupe in Spanien.

Zur Zeit des heiligen Gregorius des Großen wüthete in Rom, von einem dichten Nebel, worin der Tod zu wohnen schien, unaufhörlich umschleiert, eine furchtbare, zerstörende Pest.

Der Heilige, um Rettung zu flehen, — ordnete unter Anderem am Osterfest eine Prozession an. Er trug dabei, inbrünstig betend, ein Bild Maria's, das Jesukind in ihren Armen, — und heiße Thränen flossen über seine Wangen. Da ertönten mit Einem Male in den dunklen Lüften Engelstimmen, und es erklang das liebliche Lied, welches die Kirche, voll heiliger Freude, in der Osterzeit singt:

„Frohlocke, du Herrin des Himmels! Alleluja!
Dein Sohn, den einst du getragen, Alleluja!
Erstand von dem Grab, wie er verheißen! Alleluja!“

Und der Heilige blickte staunend empor, und fügte zu dem Lied der Engel die flehenden Worte:

„„O bitte für uns bei dem Vater! Alleluja!““

Und in diesem Augenblick zerriß über dem Heiligen — der Nebelschleier; der blaue Himmel, von der Sonne vergoldet, lachte hernieder, reine, sanfte Lüfte wehten, und — die Pest nahm ein Ende. —

Nach einiger Zeit schickte der heilige Papst dem frommen Erzbischof Leandro in Sevilla, der ihn um eine Erklärung des „Buch Job“ ersucht hatte, diese Erklärung nebst demselben wunderbaren Marienbild, welches er bei jener Prozession getragen hatte.

Auf dem Meer erhob sich ein furchtbarer Sturm; der Priester, der mit Ueberbringung jener Erklärung und des Marienbildes beauftragt worden, sank betend vor dem Bilde nieder und empfahl sich der Mutter Gottes und kam glücklich nach Sevilla. —

Bei den Einfällen der Mauren in Andalusien brachten einige fromme Priester das Bild, welches ein Gegenstand der Verehrung und des Trostes von ganz Sevilla war, nach den Villuercas, einem öden Gebirg zwischen den Ufern des Guadiana und des Tago, wo sie dasselbe sammt einem Glöcklein, in das eine Inschrift eingegraben war, sorgfältig vergruben.

Hier blieb dieser kostbare Schatz verborgen, bis endlich dessen wunderbare Enthüllung erfolgte. — Einmal nämlich vermißte ein Hirt, der hier seine Lämmer weidete (die er liebte und sorgsam pflegte wie Kinder), eines von denselben. Aengstlich suchend kam er an den Bach Guadalupe, einen von den vier Bächen, die dem Felsgestein der Villuercas entströmen. Da erblickt er eine leuchtende Gestalt; er erschrack. Doch es tönten ihm die Worte, so sanft und mild, entgegen: „Fürchte dich nicht; ich bin die Mutter des himmlischen Schäfers, — die Mutter des Herrn!“ Und sie zeigte ihm den Ort, wo das Bild vergraben war. „Erzähle,“ fuhr sie fort, „den Priestern in Caceres, was du gehört und gesehen! Sage ihnen, sie sollten das Bild nicht von hier hinwegtragen, sondern

an diesem Ort ein Kirchlein erbauen! Bald wird sich hier eine prachtvolle Kirche erheben, wohin fromme Christen aus den entferntesten Ländern strömen werden, um Schutz und Rettung, Trost und Beruhigung zu finden!"

Mit diesen Worten verschwand die Mutter heiliger Liebe. Der Hirt eilte nach Caceres, und sagte den Priestern, was er gehört und gesehen. Diese begaben sich freudig an den bezeichneten Ort, gruben unter inbrünstigen Gebeten, und fanden eine Oeffnung, einer kleinen Zelle ähnlich: da erblickten sie ein Marmorgrab und darin das Bild Maria's — mit dem Gotteskind in ihren Armen, und ein Glöcklein mit einer Inschrift.

Nachdem sie den kostbaren Schatz gefunden, erbauten sie, so gut sie konnten, ein Kirchlein, wozu sie die umherliegenden Steine benützten, und setzten darauf ein Dach von Zweigen, die ihnen die Korkeichen in Fülle boten. Den Marmor, worin das Bildniß lag, verwendeten sie zu einem kleinen Altar und stellten das Marienbild darauf. — Ein ärmliches Haus für eine solche Königin und für einen solchen Sohn! — Doch nicht lange, so erbaute Alfonso XI. (nachdem er die große Schlacht gegen die Mauren bei Tarifa, wobei er sich der Fürsprache der heiligen Jungfrau von Guadalupe empfahl, — durch ihre Fürbitte gewonnen hatte, und, um sein Versprechen zu lösen, hierher gekommen war) die prachtvolle Kirche Nuestra Senora de Guadalupe, deren Thürme den frommen Pilgern einladend aus der Ferne entgegenleuchten. —

---

60. Das Muttergottesbild am Fels.

(Aus: Deutsche Sagen von Ludwig Bechstein.)

Wenn man unten von der Tanzwiese und dem Hof, der denselben Namen führt, zu den schroffen und steilen Felsklippen der Milseburg im Rhöngebirge emporsteigt, wo seltene Blumen und Kräuter wachsen, so führt ein schmaler und steiniger Pfad zum Gipfel, welcher Pfad der „Kirchweg" heißt.

Dem Wanderer zur Linken steht auf diesem Pfade, ganz nahe dem Wege, frank und frei auf einem Felsblock ein kleines farbig angemaltes, steinernes Muttergottesbild, den Heiland im Schooß, und mit Perlen und Kränzen von frommen Händen geschmückt, aber allem Ungestüm der Witterung auf dieser rauhen Höhe ausgesetzt.

Einst gedachten einige Gläubige, dieses Bild besser zu schützen, damit es nicht Schaden leide vom Sturm und Wetter, und wölbten nur wenige Schritte von der Stelle, wo das Bild stand, aber zur

rechten Hand des Felsenpfades, eine schützende Nische. In diese trugen sie mit Andacht das kleine Bildniß.

Allein am andern Tage, als sie nachsahen, stand es wieder an seiner vorigen Stelle. Dieß geschah dreimal nacheinander; dreimal wurde das Bild in die Nische getragen, — dreimal kehrte es auf den vorigen Stand zurück. Da ließ man das Bild unangetastet.

Das Bild ist noch gar nicht so alt; es ist an seinem Fuße die Jahrzahl 1664 nebst dem Namen GEORG STEPLING zu lesen.

Mächtig schützt der Segen der gebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter Maria den Ort und die frommen Waller zur Höhe. Obgleich an gewissen heiligen Tagen Tausende frommer Pilger diese steilen und zerklüfteten Klippen und Schluchten besteigen und beklettern, — noch von Keinem hat man gehört, daß er einen gefährlichen Fall gethan und an seinem Leibe zu Schaden gekommen sei.

Und noch heute sitzt die gute Jesusmutter am Felsenwege zur Kapelle unter einem kleinen Schirmdache frei und offen da, und noch nie ist von ihrem Schmuck auch nur das Mindeste entwendet worden. —

---

61. Maria zur Eichen zu Merfelt.

Zu Merfelt in Brabant hat man vor uralten Zeiten an einem Eichbaum ein wunderthätig Marienbild gefunden. Es wurde alsbald eine Kapelle darum gebaut, denn es kamen viele Menschen aus der ganzen Umgegend zu der Eiche, um daselbst die gebenedeite Mutter Jesu zu ehren. —

Heute noch steht der Eichbaum inmitten des Altares und das Marienbild daran. An den Zweigen des Baumes hängen Schilde, worauf die Wunder, welche bei dem Bilde geschehen, künstlich gemalt sind. —

---

62. Unsere Liebe Frau von Lebbeke.

(Aus: Niederländische Sagen von J. W. Wolf.)

Im Jahre 740, zu Zeiten des heidnischen Fürsten Magriptius, kam Sanct Hilduard, Bischof von Thoul, nach Dendermonde, und warf dort die Götzenbilder nieder, und baute, nachdem er den genannten Fürsten zum christlichen Glauben bekehrt hatte, die erste Kirche daselbst zur Ehre der Muttergottes. Lebbeke, welches eine halbe Stunde von Dendermonde entfernt liegt, hatte damals noch keine Kirche, und die Einwohner mußten nach Dendermonde zum Gottesdienste kommen. Da dieß aber manchen alten und kranken

Leuten schwer fiel, so erbaten sich die Lebbeker um 1108 die Erlaubniß von dem Bischof von Cameryk, eine Kirche in ihrem Dorfe bauen und Marien weihen zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt. Die zwölf vornehmsten Geschlechter von Lebbeke konnten sich jedoch nicht über die Stelle einigen, wo sie die Kirche hinsetzen sollten, denn jedes wollte sie zunächst seinem Hause haben. Doch kamen sie endlich überein, dieselbe an dem Heerwege zu bauen, und zwar an dem Orte, wo die Straße von Dendermonde nach Brüssel und von Aelst, Artois und Hennegau nach Antwerpen zusammenstoßen.

Der Acker, auf dem man die Kirche errichten wollte, gehörte einer Wittwe, und war von dieser just am selben Tage mit Flachs besäet worden. Darum bat die Frau, man möge mit dem Baue warten, bis der Flachs gereift sei, dann wolle sie den Acker gerne abstehen; und deß mußten die zwölf Geschlechter zufrieden sein, obwohl sie gar unzufrieden waren, so lange noch warten zu müssen. Die Muttergottes sah diesen frommen Eifer mit Wohlgefallen an, und erschien in der folgenden Nacht der Wittwe, und sprach zu ihr: „Frauchen, stehe auf und gehe auf deinen Acker, und ernte deinen Flachs, denn er ist reif!" Solches wiederholte Maria dreimal, und nach dem dritten Male stand die Wittwe aus ihrem Bett auf und ging auf den Acker, wo sie den Flachs in der That ganz reif fand. Voller Freude lief sie zurück zu all' ihren Nachbarn, und man zog den Flachs unter Dankgebet aus. Bis zum Jahr 1615 hat man noch einen Theil desselben in der Kirche von Lebbeke bewahrt; dann ist er durch die Unruhen und Kriege genommen worden und verschwunden. Bis zum heutigen Tage aber kommen die Leute von weit und breit noch nach Lebbeke, und opfern der Muttergottes dort ein Bündelchen Flachs und flehen sie an um Segen für ihre Felder.

So hatten die zwölf Geschlechter nun eine Stelle für ihre Kirche, aber es fehlte ihnen an Steinen zum Baue derselben. Da sprach ein Mann aus der Gemeinde: „Ich gebe euch meinen Acker, und ihr möget darauf graben, und findet ihr Steine, so nehmet sie, so viel ihr deren wollt." Alsbald gingen Werkleute zu dem Acker und gruben, und sie fanden Ueberfluß an Steinen. So war bald Alles eingerichtet zum Beginne des Baues; da fand man eines Morgens einen seidenen Faden an der Baustelle, den hatte Maria in der Nacht gespannt, um anzuzeigen, wie lang und wie breit die Kirche werden solle. Zum Andenken an dieß Wunder trägt Unsere Liebe Frau von Lebbeke noch immer einen Seidenfaden an ihrem Scepter.

Schon waren die Fundamente gelegt und bereits ein gutes Stück Mauer über der Erde vollendet, als der böse Feind sich in's

Mittel legte, um den Fortgang des Baues zu hemmen. Er flüsterte nämlich dem Manne, welchem der Acker gehörte, wo man die Steine grub, in's Ohr: er solle nicht all' die Steine umsonst geben, sondern dieselben an die zwölf Geschlechter verkaufen, und daraus schönes Geld ziehen, und sich einen guten alten Tag verschaffen. Leider! fand Satan nur ein allzu williges Ohr; der Mann widerrief das geleistete Versprechen, die Steine umsonst zu geben, und der Bau stockte mit einem Male. Um die Geschlechter recht zu höhnen, kam der Teufel selbst und brachte ihnen den letzten Stein, welchen sie noch umsonst bekamen.

Das wollte Gott aber nicht ungestraft lassen. Als der Mann noch nach Steinen graben ließ, fand er nicht einen mehr. Da ging er in sich, und übergab den Acker von Neuem an die Geschlechter, und der alte Ueberfluß an Steinen trat wieder ein, und der Bau schritt rasch fort und war bald beendet. —

Diese Geschichte hat ein Pfarrer von Lebbeke um 1656 aus alten Büchern und Urkunden, sowie nicht minder aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet. Außerdem ist sie abgebildet auf siebenzehn Bildern, welche die Kirche zieren; ein altes Gemälde in derselben zeigt sie gleichfalls. Auch führte die Rederykers-Kammer des Dorfes sie vor Zeiten alle Jahre zur Erbauung der Gläubigen in einem frommen Spiele auf. —

---

63. Der Schwedenstein.

(Aus: Wanderblüthen von Lucian Reich.)

In dem Gotteshause des Pfarrdorfs Kirchhofen im Großherzogthume Baden befindet sich am Hochaltar ein Stein mit folgender Inschrift:

„Anno 1633 den 19. Brachmonat ist Kirche, Schloß und Kirchspiel verbränt und kam das Land in schwedische Händ; ungefähr 500 Bauersleut erbärmlicher Weis todtgeschlagen, darunter 89 von Pfaffen- und Oelinsweiler waren. Gott wolle ihnen und allen geben ein fröhlich Auferstehen. Amen. — Gott und Maria seiner lieben Mutter zu Lob, hab ich Hans Scherlin und Anna Göpfridin, mein ehelich Frau, weil uns Gott durch Fürbitt Maria wunderbarlich durch das leidig Kriegswesen erhalten, den Stein anher verehrt." — —

Eine alte Schrift im Pfarr-Archive zu Kirchhofen erzählt die Begebenheit, welcher das Denkmal seine Entstehung verdanken soll, auf folgende Weise: —

Zur Zeit, als die Schweden unter General Horn das Breisgau überzogen und Breisach belagerten, versammelte der greise Kastellan des Schlosses zu Kirchhofen (ein Dienstmann derer von Weyher) die streitbaren Männer des Kirchspiels, und stellte ihnen die gefahrdrohende Lage des Landes vor, mit der Aufforderung, die Waffen zu ergreifen und den Feind vom vaterländischen Boden verjagen zu helfen. — Unter der Führung des jugendlichen Waldmeisters Hans Scherlin ordneten sich die willfährigen Kirchspiels-Genossen, um, vereinigt mit den Truppen des Herzogs Feria, vor Breisach zu ziehen, das von den Schweden belagert wurde. Vor dem Ausmarsch überreichte Anna, des Kastellans Töchterlein, dem muthigen Scherlin eine Jericho-Rose, welche sie einst von einem Pilgrim aus dem Morgenland erhalten, und die Demjenigen, der sie trug, geheimen Schutz verleihen sollte.

Die Schaar zog aus und schlug sich rühmlichst, wurde aber zuletzt genöthigt, vor dem überlegenen Feinde zu weichen und sich wieder in's Kirchhofer Schloß zurückzuziehen. In diesem großen Baue hatten sich auf die Kunde von dem Anzuge des Feindes bereits 90 Bauern von Pfaffen- und Oelinsweiler versammelt, um den Platz auf Leben und Tod zu vertheidigen. Scherlin mit seiner Schaar postirte sich am Fuße des Hügels vor der Kirche, wo ein Verhau von Reiswellen und Baumstämmen den Weg versperrte. Als die Feinde nahten, ertönten die Sturmglocken, und mancher „ketzerische Schwede" ward von den Vertheidigern zu Boden gestreckt, bis Letztere endlich im Rücken angegriffen sich auf's Schloß zurückziehen mußten. Ein Wassergraben, über den eine Zugbrücke führte, umgab die Veste, hinter deren Mauern die Kirchspiels-Genossen mit Karthaunen und Doppelhaken dem Feind weidlich aufspielten.

Unterdessen hatten die Schweden das Dorf eingeäschert, und auch die Kirche wurde ein Raub der Flammen. In diesem heiligen Orte war Anna, des Kastellans Tochter, kurz vorher mit mehreren Jungfrauen im Gebete versammelt, als die wilden Soldaten heranstürmten. Nirgends mehr einen Ausweg vor sich sehend, betete Anna zur heiligen Muttergottes; da schien es dem Mädchen, als winke das Gnadenbild mit der Hand zur Seite nach der Thüre des Thurmes, die offen stand und in's Freie führte. Die Jungfrau folgte dieser Eingebung, und führte ihre Gespielinnen glücklich hinaus über die Trümmer dem Walde zu, wohin schon vorher die Einwohner sich geflüchtet hatten.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen und aus den rauchenden Feuerstätten ragte allein noch unversehrt das Schloß.

Es war dem Feinde gelungen, die Schleußen des Wassergrabens zu zerstören, und so diesen selbst trocken zu legen. Früh am Tage stürmten sie die Mauern. Der heftigste Kampf fand am Thore bei der Fallbrücke Statt, wo Schaffaluzki, der schwedische Obrist, selbst den Angriff leitete. Durch Feuerbrände, welche über die Mauern in's Schloß geschleudert wurden, kamen die Belagerten in Gefahr, unter den einstürzenden Giebeln begraben zu werden. Hans Scherlin, der tapfere Führer, war gefallen, und die Ueberlebenden suchten durch Capitulation freien Abzug zu gewinnen. Es wird ihnen solcher zugesagt; aber beim Herauskommen werden die Wehrlosen Einer nach dem Andern mit Keulen erschlagen.

Nach dem Abzuge des Feindes wagten die versprengten Weiber und Kinder sich wieder aus den Wäldern hervor, um die gefallenen Angehörigen auf dem Kampfplatze aufzusuchen und zu bestatten.

Also that auch die Anna, die Tochter des Kastellans, die den Verlust des Vaters und des Bräutigams zu beklagen hatte. — Doch siehe! als sie unter Thränen um die Leiche des erschlagenen Waldmeisters sich beschäftigt, erwachte der Schwerverwundete aus seiner Betäubung, um unter der liebenden Pflege der Jungfrau und Braut dem Leben wieder geschenkt zu werden. —

Auf Veranlassung des geretteten Paares wurden später die Gebeine der erschlagenen Kirchspiels-Genossen gesammelt und begraben, die Schädel aber mit der sichtbaren Todeswunde in einer eigens erbauten Kapelle zur ewigen Erinnerung aufbewahrt. —

Mit welcher Pietät das Volk noch lange diese Ueberreste betrachtete, mag aus dem Umstand erhellen, daß die Kapelle, welche die Gebeine in sich schloß, erst nach langem Widerstreit der Gemeinde (im Jahr 1812) konnte abgebrochen und ihr Inhalt zur Erde bestattet werden.

Der Pfarrer, welcher den Abbruch betrieben, weil die Kapelle die Aussicht aus dem Pfarrhofe hemmte, soll noch auf dem Todtbette reuevoll ausgerufen haben: „Wieder aufbauen das Todtenhäuslein!" —

Auch sagen die Pfarrangehörigen, daß der Maurer, welcher die Demolirung vollzogen, noch in selbigem Jahr, wo der Geistliche verstarb, beim „Holzriesen" erschlagen worden sei. —

---

64. Die Kapelle der Seefahrer.

Dicht an der berühmten Seestadt Marseille erhebt sich ein schroffer Felsen, dessen Gipfel von einer kleinen Veste gekrönt wird. Innerhalb ihrer Mauern aber befindet sich eine Kapelle mit einem

Marien-Bilde, das von alten Zeiten her den Namen „Notre Dame de la Garde“ führt. — Dort hinauf wallfahrten Diejenigen, die eben im Begriffe sind, sich auf die weite See zu begeben, um vorher den mütterlichen Schutz der heiligen Jungfrau anzurufen; wiederum eilen auch Jene hinauf, die glücklich von der Seefahrt heimgekehrt, um dort ihr Dankgebet darzubringen. —

Seefahrer, dem Wortverstande nach, sind vergleichungsweise nur Wenige; es ist uns jedoch anschaulich genug, daß wir Alle sammt und sonders auf den stürmischen Wogen des vielbewegten Lebens umhertreiben und nach Glück und Freude, oder, im besten Falle, nach dem innern Frieden suchen. Und so wird es uns Allen nahe genug gelegt, auf dieser verhängnißvollen Fahrt, wo so viele Schädlichkeiten uns bedrohen, die heilige Jungfrau Maria als Beschützerin anzurufen, welche zwischen ihrem göttlichen Sohne, als dem Haupte der Menschheit, und Allen, die auf Erden kämpfen und dulden, mit himmlischem Mitleid in der Mitte steht, und an welche die Kirche in dem schönen Hymnus „Ave maris stella!“ die Worte der Liebe und Verehrung richtet: „Sei gegrüßt, o Jungfrau, Leitstern auf dem Meere, hehre Gottesmutter, selige Himmelspforte!“ —

Der Protestant Dr. Theodor Mundt schreibt über die genannte Kapelle in seinem im Jahre 1840 unter dem Titel: „Völkerschau auf Reisen“ erschienenen Werke:

„Nach mannigfachen Spaziergängen durch die Stadt schlenderte ich den Cours Bonaparte entlang, der von schönen Bäumen gezierten, aber heute menschenlosen Lieblings-Promenade von Marseille, und wanderte dann die steile, steinigte Anhöhe hinauf, die zu den Forts und der Kapelle Notre Dame de la Garde emporführt, wo sich zugleich das Lloyd von Marseille befindet. Hier hat man entzückende Ausschau über das ganze weite Meer. Hier traf ich das Mittelländische Meer unbegrenzt in seiner dunkeln geheimnißvollen Fluth. Das Mittelmeer schien mir gegen die anderen Meere, die ich bis jetzt gesehen, noch eine besondere Weihe und Herrlichkeit an sich zu tragen. Alles war ruhig und voller Frieden, und das Meer lag still und in sich versunken da, wie zu Krystall erstarrt. — Die Kapelle von Notre Dame de la Garde scheint hier in der That die Hut auszuüben über Meer und Land, die beide zu ihren Füßen liegen wie in einem Gebet der Liebe, und dann und wann ein Wort hinaufzuflüstern scheinen zu dem heiligen Felsensitz, von dem Notre Dame de la Garde Alles beherrscht und behütet. —

Die Welt bedarf der Hut, o Maria de la Garde! Behüte das Meer und die Stadt, die sich dort auf den Knieen vor dir

sonnen, aber noch mehr erstrecke deine Hut auf die Herzen und Gedanken — daß sie nie Schiffbruch leiden in den Strömungen des Lebens, die gefährlicher sind als alle Wirbel des Meeres da zu deinen Füßen!" —

65. Das Gebet als — Bitte.

Von einem alten Erzbischof zu Trier, Johannes von Sirck, wird erzählt, daß er bei einer feierlichen Gelegenheit dem Kaiser Friedrich eine bedeutende Zahl von Bittgesuchen der Reihe nach vorgelegt habe, die sämmtlich die gewünschte Erhörung fanden. Je mehr ihm aber gewährt wurde, desto erfinderischer zeigte er sich, immer wieder mit neuen dringenden Wünschen hervorzutreten. — Da ward der Kaiser endlich der Unterhaltung überdrüssig und erwiederte: „Sofern Ihr mit Eueren Ansuchen kein Ende machen wollt, so werde ich den Anfang machen, gleich die nächste und alle noch folgenden Bitten Euch abzuschlagen!" —

So sprach er mit Fug und Recht, darauf hindeutend, daß jeder irdischen Macht ihre Grenzen gezogen sind. —

Ganz anders verhält es sich mit den Bitten, die wir zu Gott, dem ewigen Weltengebieter, emporsenden; bei ihm haben wir an keine Schranken der Art zu denken, die Unserem Vertrauen ein Maaß setzen. „Alle, die ihr dürstet," heißt es beim Propheten, „kommet zu den Gewässern, eilet und kaufet ohne Geld und ohne Tausch!" Ps. 35. „Kommet zu mir, Alle," ruft der Herr, „die ihr Mühe und Leiden habt, und schwer belastet seid, und ich werde euch erquicken!" Nicht allein wird Niemand von dieser Einladung und Verheißung ausgeschlossen, sondern überall bewährt sich dabei das schöne Wort des heiligen Ambrosius: daß der Herr jederzeit mehr als Das giebt, um was er gebeten wird; wiewohl allerdings unter der Voraussetzung, daß wir vorzugsweise um solche Gaben bitten, die uns wahrhaft zum Heile gereichen. —

66. Eine gute und die beste Art zu beten.

Man erzählt von dem heiligen Makarius, er habe einst in einem Traumgesichte zwei Einsiedler gesehen, die Beide nicht nur, wenn sie vor Gott knieten, sondern auch während ihrer Arbeit eifrig beteten.

Aus dem Munde des Einen kamen einzelne Feuerflammen, die aufwärts gegen den Himmel schwebten; — aus dem Munde

des Andern aber erhob sich ein feuriges Band, das bis an den Himmel reichte.

Diese Erscheinung legte Makarius so aus:

„Dem Einen der zwei Betenden gleichen Diejenigen, die unter mancherlei Zerstreuungen doch manche fromme Gedanken und Empfindungen haben; — in dem Andern aber sehen wir ein Bild Derjenigen, die nichts Irdisches mehr von Gott abwendig machen kann, indem sie den Ausspruch Jesu befolgen: „„Betet immer!““ und deren ganzes Herz beständig mit Gott vereinigt ist!“ —

67. Früchte der Andacht.

Die selige Herluka aus Bayern bekam eine mütterliche Freundin an einer ausgezeichnet frommen und in der Vollkommenheit vorgeschrittenen Wittwe, Namens Douda. Diese behandelte Herluka mit inniger Liebe, wie wenn sie ihre eigene Tochter wäre; weil sie aber diese Tochter im heiligen Geist liebte, so rügte sie auch jeden Fehler an ihr, obschon in aller Liebe. —

Einmal kam Herluka aus der Kirche nach Haus, und zwar ziemlich mißmuthig; mit verdrießlicher Miene stöberte sie in den Kohlen auf dem Herde herum.

Freundlich fragte sie Douda: „Wo bist du gewesen, und woher kommst du, meine Tochter?“

Herluka antwortete: „„In der Kirche bin ich gewesen, und daher komme ich.““

Douda erwiederte: „Das glaub' ich nicht; denn wenn du da gewesen wärest und daher kämst, so würdest du eine lieblichere Frucht der Andacht von dort mitgebracht haben!“ —

Indem Herluka das Glück hatte, lebenslänglich solche vortreffliche Menschen um sich zu haben, welche in wahrer Freundschaft für ihre Seele Sorge trugen, wurde sie immer mehr gereinigt von ihren Fehlern, und gelangte zu einer ungewöhnlichen Stufe der Gottseligkeit. —

68. Unsichtbare Aushilfe.

Foresto, ein kleines Dorf in der Nähe der Stadt Bergamo, war die Geburtsstätte des seligen Bartholomäus Salvodei. Sein Vater, Geminius Salvodei mit Namen, ein schlichter, aber gottesfürchtiger Bauersmann, konnte seinem Sohne keine Reichthümer und Ehrenstellen geben; dafür aber gab er ihm den größten

Schatz, eine fromme, echt christliche Erziehung, wodurch ihm das Gebet und die wahre Frömmigkeit zur zweiten Natur geworden.

Aus Liebe zum Gebete, und um Marien, die er so innig liebte, gleichsam näher zu sein, bat Bartholomäus um Aufnahme in den Orden der Diener Mariens. Er wurde auch wirklich im Jahre 1456 am Feste des heiligen Bartholomäus als Laienbruder zu Bergamo aufgenommen, und zwar zuerst unter die Zahl der Oblaten, das ist Geopferten, welche nicht das vollständige Ordenskleid trugen, sondern nur den Talar und Gürtel mit dem heiligen Rosenkranze. Diese waren die mindesten Diener im Kloster, und hatten die gemeinsten Arbeiten zu verrichten, bis sie endlich auch das heilige Scapulier erhielten und förmlich in die Zahl der Ordensbrüder aufgenommen wurden. Bartholomäus schätzte sich aber in seiner tiefen Demuth für unwürdig, das vollständige Ordenskleid zu tragen, und bat, ihn nur als Oblaten im Orden behalten zu wollen, was ihm seiner Frömmigkeit wegen gerne gewährt wurde.

Seine kindliche Einfalt, brennende Liebe und sein festes Vertrauen auf Gott gefielen dem Herrn so sehr, daß er seinen Diener durch auffallende Wunderzeichen verherrlichte.

Bartholomäus wurde von Bergamo nach Brescia als Koch für das Kloster daselbst abgeschickt. Hier brachte er einmal den ganzen Vormittag in der Kirche betend zu. Darüber glaubte man ihm einen Verweis geben zu müssen, daß er durch zu großen Eifer sein Amt vernachlässige, sich gegen den Gehorsam verfehle und die Ordensbrüder von der gewöhnlichen Essenszeit abhalte. Bartholomäus erwiederte voll Demuth darauf: „Die ehrwürdigen Väter möchten ihm, um Jesu willen, seine geringe Andacht nicht übel nehmen; was aber das Essen anbelange, das werde zur bestimmten Zeit in Bereitschaft stehen!“ Diesem Versprechen schenkten zwar die Väter geringen Glauben, da die Mittagsstunde bereits herangerückt und in der Küche noch gar nichts zum Kochen zubereitet war; allein der Erfolg zeigte von der Wahrheit der Worte des frommen Bruders, denn als die Glocke das gewöhnliche Zeichen zum Mittagmahle gab, setzte Bartholomäus die angeordneten Speisen so gut zubereitet vor, als wären sie lange Zeit mit besonderm Fleiße gekocht worden. —

Als er ein anderes Mal sogleich nach dem Essen sich zum Gebete und zur Betrachtung in den Chor verfügte, hielt man ihm vor: daß jetzt nicht die Zeit zum Beten sei, sondern die gebrauchten Geschirre in der Küche zu reinigen und zu säubern. Bartholomäus führte darauf die Väter in die Küche, wo sie zur größten Verwunderung alle Geschirre rein und sauber in schönster Ordnung aufgestellt fanden. —

Daher verbreitete sich die Sage von ihm, daß die heiligen Engel — statt seiner — die Arbeit verrichtet hätten. —

Er starb am 23. August 1489, nachdem er drei und dreißig Jahre gottselig in dem Orden gelebt hatte. —

69. Die Gabe der heiligen Thränen.

Die heilige Thränen=Gabe besteht bei tief=religiösen (mystischen) Personen ebenso sehr im aufrichtigen Beweinen ihrer eigenen Unvollkommenheit, wie im höchsten Schmerze des Mitleids bei der Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi, des Bräutigams ihrer Seele, und der Unbilden, welche sie selbst ihm durch ihre Sünden je zugefügt haben. —

1. Der heiligen Rosa von Lima war diese Gabe zugetheilt, und sie hegte dabei die Meinung: die Thränen gehörten Gott allein; und es gezieme sich nicht, sie unnütz und um andere als nur auf ihn bezügliche Dinge zu vergießen. — Als sie darum einst ihre Mutter um solche Dinge weinend fand, sagte sie eifernd zu ihr: „O Mutter! was nimmst du dir vor? du verschwendest einen Schatz, der allein Gottes Schatzkammer angehört; denn einzig Gott gebührt diese kostbare Flüssigkeit zur Abwaschung unserer Sünden!“ —

2. Der ehrwürdigen Rinlindis von Villingen, die im Kloster von Adelhausen gelebt, war dieselbe Gabe zugetheilt, noch verbunden mit der Gabe des Seelen=Jubels. Wie dieser, wenn sie die heilige Kommunion empfangen, oft zehn ganze Tage unausgesetzt anhielt: so wurde nicht minder, wenn sie das bittere Leiden ihres Erlösers betrachtete, ihr Weinen so stark, daß sie den Ort, an dem sie gerade kniete, mit ihren Zähren gänzlich befeuchtete, und sie zugleich ein innerlich heftiger Drang entflammte, Gleiches zu leiden wie er. —

3. Die fromme Veronika von Binasco mochte beten, geistlichen Betrachtungen obliegen, oder ihre Sünden bereuen, immer entströmten dann ihren Augen die heißesten Zähren, ohne daß man bei ihr irgend ein Schluchzen oder Seufzen wahrnahm. Wollte sie ihre Thränen vor den Klosterschwestern verbergen, oder den Strom derselben zurückhalten, dann wurde sie krank, oder von einer heftigen Heiserkeit befallen. Bei ihrem Beten vor dem Crucifix flossen die Thränen oft so reichlich, daß man wähnen mußte, es sei ein Wassergefäß vor ihr ausgeschüttet worden; weßwegen man darauf gekommen, in ihrer Zelle ein irden Gefäß bereit zu halten, um die während ihrer Ekstase abrinnenden Thränen aufzufassen. —

4. Die Maria von Dignys vergoß, wenn immer sie ein Kreuzbild erblickte oder vom Leiden des Lammes Gottes reden und singen hörte, in eine Verzuckung, von den heftigsten Thränengüssen begleitet; um den Schmerz zu lindern und die Thränen zu hemmen, heftete sie dann, von der leidenden Menschheit Christi sich hinwegwendend, ihre Betrachtung auf seine Gottheit und ewige Majestät, um dann hier, in seiner Leidens-Unfähigkeit süßesten Trost zu finden. Wenn sie dann aber wieder bedachte, wie groß und erhaben Derjenige sei, der so Niedres für uns geduldet; dann wurde ihr Schmerz wieder erneut, und neue Thränen entstürzten ihren Augen. Weil die Thränen in dieser Weise Tag und Nacht von ihr niederflossen, wurden sie von den Tüchern aufgenommen, mit denen sie das Haupt umhüllt, und die sie deßhalb öfter wechseln mußte. — Als man einmal mit großem Mitleiden sie befragt: „Ob, nach dem langen Fasten und Wachen, die vielen Thränen sie nicht gar erschöpft, und ob ihr Haupt davon nicht Schmerzen leide?" erwiederte sie: „„Die Thränen sind meine Erquickung Tag wie Nacht; sie greifen mein Haupt nicht an, sondern sättigen den Geist; verursachen nicht Schmerz, sondern erfreuen die Seele mit Heiterkeit, leeren nicht aus, sondern erfüllen, weil sie nicht mit Gewalt ausgepreßt, sonderu freiwillig vom Herrn gegeben sind!"" —

---

70. Eine rührende Meditation.

Ein Klosterbruder erzählte dem weiland Großherzoglich Badischen Staatsrathe Joseph Albert von Ittner das folgende Ereigniß:

Ein frommer, ehrbarer, wackerer Geistlicher aus einer sehr guten Familie warf sich mit glühendem Eifer in das Gebiet der übersinnlichen Meditationen. Man bemerkte bald an ihm vollkommene Abwesenheiten des Geistes, wie wenn dieser in himmlischen Regionen verweile. Nun entband man ihn gerne von allen mechanischen Pflichten, die er in der gemeinschaftlichen Klosterordnung zu leisten hatte, wiefern er sie nicht etwa freiwillig und ohne Mahnung übernahm.

Da man ihn dennoch nicht ohne alle Aufsicht lassen konnte, so gab man ihm einen sehr sanften Laienbruder des Klosters, den er sehr gern um sich hatte, zum beständigen Gesellschafter. Dieser bediente ihn auch auf das Sorgfältigste, um so mehr, da er sich gleichfalls gar oft in die Tiefen der heiligen Mystik zu versenken pflegte. Er gab sich alle Mühe, den ihm anvertrauten Geistlichen,

der noch dazu aus einer höheren Ordnung als er selbst gewesen, mit der freundlichsten Anhänglichkeit zu begleiten und zu leiten. Die beiden Männer schlossen sich bald herzlich an einander an, und wurden zuletzt sich gegenseitig unentbehrlich.

Am Tische, wo man sie nebeneinander setzte, bemerkte man, daß nach dem letzten Dankgebete Jeder ein Stückchen Brod einsteckte, welches sie nie ganz aufgezehrt hatten. Hierauf gingen sie in den Garten miteinander spazieren. Sie liefen die Baumgänge hastig auf und ab, und setzten sich dann auf eine Bank neben einem wohlbeschatteten Springbrunnen nieder. Der Geistliche zog jetzt ein Buch hervor, und der Bruder mußte ihm vorlesen.

In dieser Beschäftigung belauschte ich sie einmal, ohne daß sie mich sehen konnten. Das Buch handelte von der Lebens- und Leidens-Geschichte unsers Herrn und Meisters Jesus Christus; und gerade hörte ich, daß die Rede davon war, wie er um dreißig Silberlinge an die Juden verkauft wurde.

„Halte ein," rief der Pater, „und schließe das Buch! Laß' uns jetzt ein wenig miteinander darüber nachdenken!"

Nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Dreißig Silberlinge, wovon jeder ungefähr zwei Gulden mag gegolten haben, waren doch eine schlechte Bezahlung für unsern Herrn Christus! Ich hätte wohl gern zweimal so viel gegeben, wenn ich das Glück hätte haben können, ihn nur eine Viertelstunde zu sehen!"

„„Und ich wohl achtmal so viel!"" antwortete der Bruder.

„Und ich sechzehnmal so viel!" versetzte der Pater.

Und so versteigerten sie das Glück, unsern Herrn Christus zu sehen, nach und nach auf eine ungeheuere Summe, indem immer Einer den Andern überbot. Dann machten sie ihre Bemerkungen darüber, daß unser Herr gerade von Einem seiner Schüler und Freunde an ein so schlechtes Volk, wie die Juden sich gezeigt hätten, verkauft werden mußte. Sie waren nicht wenig über die Undankbarkeit und das schwere Verbrechen entrüstet, das er begangen hatte. Aus Eifer und Wehmuth rollten ihnen die Thränen über die Wangen. Sie verfielen hierauf in ein stilles, trauriges Nachsinnen.

Endlich sagte der Geistliche: „Es ist geschehen, wir können es nicht anders machen!"

Dann griff Jeder in seine Tasche, holte das vom Tische mitgenommene Brod hervor, tauchte es in den Brunnen, und nachdem es verzehrt war, kehrten sie beruhigt nach ihren Zellen zurück. —

Für mich war dieser Auftritt höchst rührend! —

71. Mystische Tonkunst.

(Aus: Die christliche Mystik von Dr. Joseph von Görres.)

Vermag ein von Oben reichbegabter Künstler — Gesichte, die er im Geiste geschaut, durch seinen kunstreichen Pinsel nach Außen darzustellen; dann wird wohl auch ein Anderer — Gesänge, die er in einer höheren, geistigen Welt vernommen, in irdischen Klängen auszudrücken im Stande sein: sei es, daß er das dazu nöthige äußere Geschick sich auf dem gewöhnlichen Wege erworben; oder daß auch dieses ihm in ungewöhnlicher Weise zugetheilt worden. —

Hierfür giebt es mancherlei erhebende Bestätigungen in dem Leben der Heiligen. — Zum Beispiele:

1. Als die heilige Katharina von Bologna, einst von tödtlicher Krankheit befallen, schon die letzte Oelung erhalten, und die Schwestern ihres Klosters deßwegen im Gebete bei Gott um ihre Erhaltung flehten; wurde die Kranke plötzlich vom Geiste entrückt, und sah in schöner Aue den Herrn auf einem glänzenden Throne sitzen, vor ihm aber Einen stehen, der auf einer Laute immer nur die Worte spielte:

„Et gloria ejus in te videbitur!
Und seine Herrlichkeit wird in dir gesehen werden!" —

Die Lieblichkeit dieses Gesanges war so groß, daß es schien, als wolle er ihre jubelnde Seele ganz vom Leibe scheiden; der auf dem Thron aber faßte sie bei der Rechten, sagend: „„Tochter, merke wohl auf, was dort gesungen wird!"" — Er eröffnete ihr dann, daß sie für jetzt nicht sterben werde.

Sie kam zur Freude der Ihrigen wieder zu sich, und wiederholte nun immerfort mit Jubel die Worte, welche sie gehört:

„Et gloria ejus in te videbitur!"

Sie verlangte, daß man ihr eine Laute verschaffe; und da keine zu finden war, wollte sie beinahe verschmachten; sie erneuerte so lange immer wieder die Nachfrage, bis man endlich die Laute gefunden, welche noch jetzt in ihrem Kloster zu Bologna aufbewahrt wird.

Katharina hatte nie gelernt das Instrument zu spielen; dennoch vermochte sie sogleich den Sang, den sie gehört, auf ihm sich zurückzurufen. Sie kam darüber oft außer sich, lag auf ihrem Bette wie gänzlich unempfindlich, und fuhr immer fort, die Augen gegen den Himmel gerichtet, das Lied zu singen; so daß die Jungfrauen um sie her nicht anders meinten, als sie werde vor Freuden sterben.

Sie lebte von da an nur noch Ein Jahr, während dessen sie ein mehr himmlisches als irdisches Leben führte. —

2. Der heilige Hermann Joseph von Steinfeld hatte für die heilige Martyrin Ursula und ihre Begleiterinnen eine große Verehrung gefaßt; und daraus war eine Art von geistigem Verkehre zwischen ihm und den Gefeierten hervorgegangen. Sie waren ihm häufig erschienen, hatten ihm ihre Namen genannt und ihn in seinen Sorgen und Nöthen oft getröstet.

Um ihnen dafür seinen Dank und seine Liebe zu bezeugen, hatte er ihnen zu Ehren einen neuen Sang gedichtet; jene Hymne, die gewöhnlich als Anhang seinem Leben beigefügt ist und mit den Worten beginnt:

„O vernantes Christi Rosae,
Supra modum speciosae,
O puellae,
O Agnellae,
Christi carae Columbellae!"

Als er das Lied zu schreiben angefangen, war ihm Eine der Jungfrauen sichtlich erschienen, und hatte, vor ihm stehend, ihm auf's liebreichste und vertraulichste mitgetheilt, was geschrieben werden sollte. Auch sah er eine schöne Taube auf seiner Schulter, in der er gleichfalls eine der Jungfrauen erkannte; was ihm Veranlassung gab, in der Dichtung die ganze Schaar — „Tauben" zu nennen.

Aber er wollte dem Lied auch eine Melodie beifügen, und das hatte mehr Schwierigkeit; aber es gelang doch auch zuletzt, und die Composition war vollendet. —

Ueber die Weise, wie es damit zugegangen, hat sein Lebensbeschreiber, der mit dem heiligen Hermann Joseph in demselben Kloster gelebt, von ihm selbst, der sonst in dergleichen Dingen eine große Schweigsamkeit beobachtete, einst Auskunft erhalten.

Als ich einst — erzählt er — mit ihm allein und vertraulich beisammen saß, da hub ich scherzweise an, ihm eine Art von Anmaßlichkeit vorzuwerfen; nämlich: daß er es gewagt, Melodien zu den Sagen und Gedichten zu componiren; was doch Solchen, die der Musik wohl erfahren, als eine sehr schwierige Aufgabe erscheine. —

Gezwungen, die ihm fälschlich schuldgegebenen Fehle zu entschuldigen, eröffnete er, der von sich schlechterdings keine Unwahrheit zu reden vermochte, die bisher verschwiegene Wahrheit.

„Nicht ich allein habe den Sang componirt, sondern die heiligen Tauben haben mir dabei geholfen!" sprach er, mich bedeutend.

Als ich nun nach der Art dieser wundersamen Offenbarung fragte, fuhr er fort: „Da ich, nachdem die Worte des Liedes

niedergeschrieben waren, bekümmert um die Melodie, mich auf meinem Bettlein niederlegte; da hörte ich, wie ein Chor der Jungfrauen, über mir in der Luft schwebend, mir die Melodie vorsang; die ich dann, wie ich sie von ihnen gelernt, den Worten unterzusetzen mich bemühte."

Darauf sprach ich: „„Das aber scheint doch unglaublich und einem Mährchen ähnlich, daß irgend Jemand, wie geschickt er auch sei, einen Ein Mal gehörten Gesang also dem Gedächtniß einpräge, und ihn zudem auch niederschreibe.""

Aufgeregt durch diese Worte und bemüht, dem Zweifelnden genug zu thun, löste er nun meine Verwunderung durch noch Wunderbareres, indem er hinzusetzte: „So oft es mir begegnete, daß ich ihren Sang vergaß, und andere Noten niederschrieb, als ich Töne gehört, huben sie an, die Töne, die ich vergessen, über mir noch einmal zu singen. Sie wiederholten das abermal und nochmal, und so oft, bis die Klänge sich auf's Beste meinem Gedächtniß eingeprägt, und ich nun das vorher irrig Aufgezeichnete ausmerzte, und was sie mich gelehrt, auf's Genaueste niedergeschrieben!"

Er begann hierauf jene Strophen des Liedes abzusingen, die ihm seine so milden Lehrmeisterinnen — in solcher Weise — durch öftere Wiederholungen eingeprägt, sie dem Horchenden mit solcher himmlischen Heiterkeit vorsingend, daß über der Erzählung Seele und Antlitz ihm in wunderbarer Fröhlichkeit bewegt wurden. —

---

72. Ein erhörtes Gebet um Reichthum.

Es lebte zur Zeit des Kaisers Justinus ein armer, aber sehr frommer Steinmetz, Namens Eulogius, der all das Wenige, was er durch seine harte Arbeit verdiente, redlich mit den Armen theilte, oft Fremde beherbergte, und beinah' über seine Kräfte Gutes that.

Da er nun auch einst den heiligen Einsiedler Daniel mit großer Liebe zur Herberge aufnahm, und dieser an der großen Liebethätigkeit des Mannes sich erbaute, flehte er inbrünstig zum Herrn, seiner so tiefen Armuth ihn zu entreißen.

Es antwortete ihm aber eine Stimme im Innern: „Lass' ab von diesem Gebet; denn verschwindet bei Eulogius die Armuth, so verschwindet mit ihr zugleich auch seine Frömmigkeit!"

Ungläubig zu diesem Ausspruch fuhr Daniel fort zu beten; ja er verpfändete sogar seine eigene Seele für diesen Armen, wofern er je seinen Reichthum mißbrauchen sollte. — —

Diese Vermessenheit des Einsiedlers zu bestrafen, ließ Gott es zu, daß Eulogius einen großen Schatz in dem Steinbruche fand. — Und dieser reiche Fund aber änderte wirklich und allplötzlich das ganze Gemüth des Mannes; er machte sich heimlich auf, kam in aller Stille nach Constantinopel, erwarb sich durch seinen Reichthum mächtige Freunde, und brachte es endlich dahin, daß der Kaiser ihn zum Obersten über seine Leibwache bestellte.

Nun vergaß der Emporkömmling seiner früheren Frömmigkeit, und wälzte sich so zu sagen in allen Lastern.

Der Einsiedler Daniel aber hatte ein schreckliches Gesicht; denn er sah den göttlichen Richter, der seine Seele forderte, die er ehedessen — für Eulogius ihm verpfändete.

Von Herzen über seine Vermessenheit erschrocken, bat er Gott mit Thränen um Verzeihung, und eilte nach Constantinopel in der Absicht, den Eulogius zu bessern; ward jedoch mit Schmach von ihm abgewiesen und mit Streichen bedroht, wofern er sich nicht augenblicklich aus der Hauptstadt entfernte.

Hierauf betete Daniel unter Fasten und strengen Bußwerken zum Herrn, diesen Mann wieder in seine vorige Armuth zu versetzen, und verhieß feierlich: nie mehr Einspruch zu thun in die Anordnungen der Regierung Gottes.

Und der barmherzige Herr erhörte auch dieses Mal sein Gebet; denn der Kaiser Justinus starb, sein Nachfolger Justinianus aber erwählte eine andere Leibwache; Eulogius wurde entlassen, und da er sich sogar in eine Verschwörung wider den neuen Kaiser einließ, die man alsbald verrathen, nahm er die Flucht, ward ärmer denn je zuvor, und mit seiner Armuth kehrte auch allmählich seine Tugend zurück. —

---

73. Eines Vaterunsers Werth.

Da der heilige Ulrich noch Bischof zu Augsburg war, kam alltäglich zur Mittagsstunde ein alter Bettler an die Pforte des Bischofhofes, der ward da gespeist mit einem Mittagsmahl, und betete dann immer zu frommem Danke drei Vaterunser für den Bischof. —

Da kam einmal dem heiligen Mann eine sorgenschwere Zeit, wie sie wohl an keinem Menschen vorübergeht, denn Jeder hat bisweilen sein Kreuz; und da erging er sich in trüben Gedanken und begegnete dem alten Bettler, und sich zu zerstreuen, redete er ihn an: „Wie geht es dir, Alter?“ — „„Wie immer, hochwürdigster

Herr Bischof!"" — war des Greises Antwort. — „So, so!" — sprach Ulrich; „mir aber geht es nicht wie immer, mir geht es trübe, und ich glaube ganz sicherlich, **du** hast heute für mich kein heilig Vaterunser gesprochen!" — „„Mein Seel, getroffen!"" — versetzte der Bettler; „„ich habe nicht gebetet, weil, als ich kam, Euer Küchenmeister mir ein gar böses Gesicht machte und mich anschnurrte und mit den Worten abspeiste: „„Heute wird nichts gereicht!"" — Von solcher Abspeisung wurd' ich nicht satt, hochwürdigster Vater, sollt' ich nun für nichts beten?"" —

Auf diese Rede wandte sich der Bischof nach seinem Hofe zurück und berief alsbald den Küchenmeister, und sagte ihm: „Du hast mich durch deinen nichtswürdigen und gottverdammten Geiz um jenes Armen Vaterunser gebracht, und bist schuld an dem Kummer, der über mich gekommen ist!" — „„Ei wohl, Herr Bischof!"" — antwortete keck der Knecht; „„an so eines Bettlers Vaterunser wird auch was Rechtes gelegen sein! Wie viel Deute wird das wohl wiegen?"" — „Ich weiß dieß in der That nicht," — antwortete Ulrich; „darum erhebe dich flugs gen Rom, und frage an bei dem heiligen Vater: wie viel ein Vaterunser werth sei? und ehe du mir dessen Antwort bringst, tritt nicht wieder vor mein Angesicht!" —

Da mußte nun der arme Küchenmeister gen Rom pilgern, doch ward ihm allum, als dem Boten Bischof Ulrich's, gutes Geleit, und kam bald vor den Papst und legte diesem seine Frage vor. Da sprach der heilige Vater: „„Ein Vaterunser — das ist werth eines güldnen Pfenniges!"" — Damit machte der Küchenmeister sich auf gen Augsburg, und erstattete Ulrich Bericht. „Sehr gut," sprach dieser; „aber, mein Sohn: wie breit soll der güldne Pfennig sein?" — Solches wußte der Bote nicht, und mußte aber gen Rom fahren und dem Papst diese neue Frage vorlegen. Da er nun zum Papste fragend kam, so sprach dieser: „„Ein Vaterunser — das ist werth eines güldnen Pfenniges, welcher so **breit** ist als die ganze Erde."" — Freudig eilte der Bote nun wieder über die Alpen, und sagte die Auskunft an. Doch St. Ulrich sprach: „Sehr gut! Aber, mein Sohn, wie dick soll der güldne Pfennig sein?" — Das wußte nun der gute Bote wiederum nicht, und da half kein Zittern für den Frost, er mußte zum Drittenmale gen Rom wallen. Und nun gab der Papst diesen Bescheid: „„Ein Vaterunser — das ist werth eines güldnen Pfenniges, der so breit ist wie die Erde, und so **dick**, so weit der Himmel von der

Erde und die Erde von dem Himmel ist.““ — Da nun der Küchenmeister mit dieser Botschaft endlich heimkehrte, sprach St. Ulrich: „Siehe, nun weißt du es, mein Sohn, wie viel ein Vaterunser werth ist, und magst selbst ausrechnen, wenn du kannst, wie viel Deute selbiges wohl wiegen wird! Jetzt gieb von nun an dem Alten wieder Tag für Tag seine Mahlzeit, damit er für uns fernerhin seine heiligen drei Vaterunser beten möge!“ —

Und es geschah also. —

---

74. Freimüthige Antwort.

Kaiser Carl hatte den heiligen Bischof Ludgerus, den Apostel der Sachsen, in Geschäften des Staates zu sich berufen lassen. Als der Diener Gottes seinem Befehl gemäß erschienen war, da ließ der Kaiser ihm eine Wohnung im Palaste anweisen, und sandte einst am früheſten Morgen seinen Kämmerling mit der Botschaft zu ihm, er möchte augenblicklich vor dem Monarchen erscheinen.

In derselben Stunde aber hielt der Bischof das kanonische Stundengebet mit seinen Priestern; und er sprach zu dem Kämmerling: er werde, alsbald er das Gebet mit den Seinigen vollbracht habe, zur Aufwartung kommen. Der Kaiser aber sandte trotz dieser Antwort zum zweiten und dritten Mal. Der heilige Bischof hingegen, welcher dem Grundsatz nicht huldigte: „Herrendienst geht vor dem Gottesdienst!“ sondern den Dienst Gottes als sein erstes und heiligstes Geschäft betrachtete, kam nicht früher, bis der Psalmengesang zu Ende war.

Als er nun in das Gemach des Kaisers eintrat, und dieser ihn fragte, warum er seine Befehle verschmäht habe, da antwortete der Mann Gottes mit unerschrockenem Gemüthe: „Herr Kaiser, immer habe ich die Befehle Eurer Herrlichkeit hochgeachtet, also jedoch, daß ich nie zweifelte: es seien die Befehle Gottes denselben vorzuziehen, dem wir, wie Alle wissen und bekennen, vor Allem gehorchen müssen. Dieß habet Ihr selbst mir befohlen, als Ihr das hirtliche Amt mir aufgebürdet; und dringend ermahntet Ihr mich damals, daß ich mit höchstem Ernst über den Dienst des Allerhöchsten wachen sollte. Darum habe ich erachtet, diesem Euerm gerechten Befehl gehorchen zu müssen; und glaubte auch nicht, daß es Euch wohlgefiele, noch mir selbst heilsam wäre, wenn ich einem so gottesfürchtigen, als vernünftigen Gebot zuwiderhandelte. Und dieß (keineswegs aber, wie Solche mich beschuldigen, die es nicht

gut mit Eurer Herrlichkeit meinen, die Verachtung der königlichen Gewalt) ist der Grund, daß ich vor Allem das Gebet für Euer Heil, wie ich dieß vor Gott schuldig bin, vollenden ließ, und dann erst zu Eurem Dienste eilte!" —

Der treffliche Monarch aber erfreute einer solchen Antwort sich höchlich, und sprach: „„Habet Dank, bester Bischof; denn ich erfahre nun, daß Ihr fürwahr der Mann seid, für den ich Euch immer gehalten habe! Jene, die mich dahin bereden wollten, Eure That zu meiner Schmach zu deuten, betrachte ich als Neider Eurer Heiligkeit, und gebe Euch mein kaiserliches Wort: daß ich von dieser Stunde an keine Klage der Art mehr gegen Euch annehmen werde! Fahret fort, zu thun, wie Ihr bis nun gethan; wirket immer getreu nach dem Willen Gottes, seid Uns ergeben, und vergesset nicht, immer für das Wohl des Reiches zu beten!"" —

Also gereichten die bösen Anschläge, welche die neidischen Feinde des heiligen Mannes bei dem Kaiser ersonnen hatten, zu ihrer Schande und — zu größerer Ehre des heiligen Bischofs, den Carl nun mehr denn je zuvor verehrte. —

---

75. Die Jakobs-Brüder.

(Aus: Geschichten aus den Bergen von Lentner.)

Es hängt in der Kirche „Maria unter der Ecke," unweit Peitingen in Bayern, eine alte Tafel, gerade kein Kunststück, was die Malerei anbelangt, doch des Gegenstandes halber, den ihre Schildereien darstellen, immerhin werth, daß man sie näher besehe.

Das ziemlich große, da und dort schon etwas schadhafte Bild ist in viele, etwa sechzehn oder zwanzig, Felder eingetheilt, in welchen die verschiedenen Begebnisse einer Geschichte nach der Ordnung ihres Verlaufes abconterfeit sind, zu deren Gedächtniß das Gemälde vor langen Jahren gefertigt worden ist. Unter jedem der einzelnen Bilder ist ein Reimspruch zu lesen, und abermals, wie bei dem Meister Maler, muß man an des Dichters Werk nicht so fast seiner Reime Zierlichkeit, als vielmehr ihren Inhalt in Anschlag bringen. —

Vor etwa drei- oder vierhundert Jahren — so lange her ist es gewiß, weil bemeldete Tafel bereits Anno 1628, wenn ich mich recht entsinne, renovirt wurde, wie darauf zu lesen — waren unter allem Christenvolke die Pilgerfahrten nach manchen heiligen Orten noch viel im Brauche. Obenan in der Reihe solcher viel-

besuchten Stellen blieb freilich noch immer unsers Heilandes Grab zu Jerusalem und das Land Palästina, allwo in die Fußstapfen des Herrn die Betfahrer wandern konnten von der Krippe in Bethlehem bis auf den Kalvarienberg; aber dazumal war es bereits wieder mit mächtigen Schwierigkeiten und vielfachen Gefahren verbunden, dahin zu gelangen. Das christliche Königreich Jerusalem war wieder an die Ungläubigen verfallen, und so wendete sich die fromme Wanderlust um so eifriger nach den gottbegünstigten Orten des Abendlandes, gen Rom, nach Loretto, vor Allem nach Sanct Jakob's Grab zu Compostella im spanischen Lande. Es sind uns noch aus jener Zeit viele Lieder aufbewahrt, wie sie die Pilgrime sangen, welche gen Sanct Jakob fuhren und dabei viel Noth und Elend und manch Abenteuer erlitten, allzeit aber gerettet und gebessert heimkehrten, weil es Gott Allen lohnte, die Sanct Jakob im Geist und mit den Werken der christlichen Frömmigkeit dienten.

Solchen Gotteslohn zu erwerben, zog, wie die genannte Tafel in Bild und Schrift vermeldet, ein Mann mit seinem Sohn auch nach Compostella. Es ist dieser Pilgrime Namen nicht auf dem Gemälde verzeichnet, auch nicht, woher des Landes sie kamen; so viel aber bestätigt das Lied, daß sie Deutsche waren. —

In der Stadt zu Compostella nahmen sie ihre Einkehr bei einem Wirth, einem bösen, gott- und ehrvergessenen Manne, was aber freilich die zwei Fremdlinge nicht wußten, die in dem welschen Lande die fromme Einfalt ihrer Heimath nicht aufgegeben, und noch jeden Mann für's Erste auch für einen ehrlichen ansahen.

Der habgierige Wirth aber machte von Stund' an, da er der Fremdlinge Reisepfenning ersehen, seine Pläne und Anschläge, wie er desselben am besten habhaft würde, und war vorerst der Freundlichste und Dienstwilligste gegen seine Gäste, labte sie mit Speis und Trank, wies ihnen ein gutes Lager an, und rechnete auch, was billig und bräuchlich war, so daß er in allewege für einen rechtschaffenen Gastgeber gelten mochte, wofür ihn die zwei Deutschen gehalten hatten.

Also gut verpflegt, gingen diese mit desto unbeschwerterem Gemüthe, ledig aller Weltsorgen, ihren geistlichen Geschäften nach, pflegten ihre Andacht am Grabe des Apostels, empfahlen ihm und dem lieben Gott ihre allgemeinen und besonderen Aufliegenheiten, und dachten nach genügender Zeit wieder an die Heimkehr. Rechneten darum mit ihrem Wirthe zu beiderseitiger Zufriedenheit, schliefen noch einmal in guter Bequemlichkeit recht nach Herzenslust, um für alle Strapazen gestärkt zu sein, und wanderten am nächsten Tage bei guter Zeit selbander hinaus vor das Thor zu Compostella

morgenwärts, wo das freilich noch weit entlegene liebe deutsche Vaterland ihrer wartete.

Noch hatten sie nicht eine Viertel-Wegstunde hinter sich, da kamen auf gut ausgreifenden Pferden ihnen etliche Männer nachgetrabt, die sie anriefen, stille zu stehen in des Königs Namen. Als die Reiter sie eingeholt hatten, erkannten unsere Pilgrime alsogleich ihren Herbergvater darunter, aber auch bewaffnete Schergen und Gerichtsleute, und der Vornehmste aus diesen sprach: „Wir greifen euch als unsere Gefangenen, denn ihr seid Diebe und Räuber!" Das hörten sie mit nicht geringem Erstaunen; aber noch bestürzter und völlig verwirrt machte es sie, da ihr Wirth anhub, sie zu beschuldigen, aus seinem Haus einen kostbaren, goldenen Becher entwendet zu haben, und bei allen ihren Betheuerungen desto hartnäckiger darauf bestand, Niemand Anderes, als diese fahrenden Gauche könnten das Geschmeide gestohlen haben. Ohne ihre Eidschwüre und Klagen zu beachten, führten die Reiter sie auch zurück nach der Stadt und auf das Richthaus daselbst, wo sich der Richter alsobald hinsetzte, ihnen das Recht zu sprechen, auf des Wirthes wiederholte Anklage. — Und siehe! als man ihre Wanderbündel durchsuchte, fand sich in des ältern Wallfahrers Gepäck ein goldener Becher, welchen auch der falsche Gastgeber sogleich als den seinen erkannte. Es half nicht viel, daß der Pilgrim bei Gott und allen Heiligen, ja selbst bei dem Landespatron Sanct Jakob schwur, er wisse nicht, wie der Becher in seine Tasche gekommen; der Richter hatte Beweises genug für seine Schuld, und sprach ihm das Urtheil, daß er solle gehenkt werden, und zwar noch in der nächsten Stunde. Sein Bischen Hab und Gut ward auch zu Händen genommen und dem Bestohlenen, dem Wirthe, zugesprochen, welcher somit sein böses Verlangen erfüllt sah. Als nun der junge Pilgrim merkte, daß kein Erbarmen und keine Rettung zu erwarten sei, da man über seinem Vater den Stab brach und ihn dem Freimann überantwortete, fiel er vor dem Richter auf die Kniee, und bat hoch und theuer, daß man **ihn** möchte — an seines Vaters Statt — hinwegnehmen und sterben lassen. Es hub sich ein schöner, herzergreifender Streit an zwischen den zwei armen Gesellen; ein Jeder wollte dem Andern zu Lieb den Tod erleiden. Dennoch bat und sprach der Sohn viel dringlicher und überredender, wie daß der Vater sich am Leben erhalten und als die nothwendige Stütze und Hilfe der Seinen zur Mutter und den Geschwistern getrost heimkehren sollte, und ihm vergönne, Gott und dem vierten Gebote zu Lieb an seine Stelle zu treten. So ward denn zuletzt der junge Betfahrer

von dem Richter an seines Vaters Statt angenommen, vor die Stadt hinaus geführt und an den Galgen aufgehangen.

Zur selben Stunde lag der Alte in Sanct Jakob's Münster auf den Knieen, und klagte dem Heiligen seine bittere Noth und seines unschuldigen Kindes Verlust, und betete so recht aus innerstem Herzen zu Gott, brünstig und lange, bis mit einem Mal ein wunderbarer Trost und Muth über ihn kam, und er in solcher gottesfreudigen Beruhigung sich aufmachte auf den Heimweg. Er mußte da an dem Hochgerichte vorüber, wo sein Sohn hing, und — o Wunder! — er sah sogleich, als er einen letzten Abschiedsblick auf dessen Leiche richtete, daß noch Leben in dem Gehenkten wäre, worauf derselbe sogar ihn ansprach und zum festen Vertrauen auf Gott aufforderte, der ihnen noch sicherlich helfen werde. — Lief also der Vater stracks zu dem Richter, zeigte ihm an, was sich begeben, und dieser, nicht wenig erstaunt, geht mit ihm alsogleich hin, den wunderbaren Fall zu untersuchen. Wie sie an des Wirthes Haus vorüber kamen, heißt sie eine innere Stimme eintreten und dem Bösewicht das Gericht Gottes verkünden, das also laut für die Unschuld gesprochen hatte. Sie finden den falschen Mann guten Muthes hinter einem gedeckten Tisch, an welchem er es sich wahrscheinlich recht wohl sein lassen wollte, weil ihm sein Bubenstück so ganz nach Herzenslust gelungen war. Aus dem goldenen Becher trank er kühlen Wein, und hatte man ihm ein paar gebratene Tauben vorgesetzt. „„Wisse, du arger Bösewicht und Lügner!“ rief ihm also der alte Pilgrim zu, „„daß mein unschuldiger Sohn noch lebt durch Sanct Jakob's Fürbitte und Gottes Hilfe, und daß deine Schandthat an den Tag kommen wird!““ Da lachte der Wirth und spottete: „„Ei, du alter Narr! an deine Mähr will ich dann glauben, wenn diese gebratenen Tauben auf und davon fliegen!““ Er hatte kaum solche frevelhafte Worte ausgesprochen, als auch schon die Tauben aus der Schüssel sich erhoben, und frisch und frei durch das offene Fenster gen Himmel flogen. Nun stand er wohl wie vom Wetterstrahle getroffen; es ließ ihn auch der Richter ergreifen und binden, und führte ihn mit sich. Derweil hatten die Frohnboten des Pilgrims Knaben vom Galgen genommen, den sie gesund und wohlbehalten zu dem hocherfreuten Vater begleiteten, an seine Stelle aber noch in selber Stunde den falschen Wirth aufknüpften.

Freudig und frohlockend, und mit dem Gewinn eines niemals schwankenden Gottvertrauens zogen aber die zwei Jakobs-Brüder heimwärts, wo sie ihre wunderreiche Geschichte zu Gottes

Lob und Ehr' männiglich kundthaten, und vielleicht auch jene alte Tafel zu frommem Gedächtnisse malen ließen, welche uns dazu verhalf, den geneigten Lesern diese alte Sage mitzutheilen, aus der sie am besten selbst die allzeit neue Lehre abnehmen mögen: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut!“ oder: „Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ —

76. Innigste Frömmigkeit auf dem Throne.

Eleonore, die Gemahlin des römischen Kaisers Leopold I., wurde von dem Drang und der Glut ihrer Frömmigkeit durch ein innerliches Gewicht dergestalt zu dem Himmlischen gezogen: daß es keine Art der Andacht gab, von der sie einmal gelesen oder gehört hatte, und die sie nicht sogleich sich befliß, selbst zu üben, wenn anders es ihr nicht an Zeit dazu gebrach, und ihr Beichtvater die Erlaubniß ihr nicht versagte. Also hatte sie alle verschiedenen Jahreszeiten durch verschiedene Andachts-Uebungen lieblich geordnet; und blieb auch so standhaft dabei, daß sie von Dem, was sie einmal angefangen, nicht leicht abging. —

Ihre höchste Andacht war, wie billig, auf das Allerheiligste, nämlich auf die göttliche Dreieinigkeit, ganz vorzüglich gerichtet. Dieß hochheilige Geheimniß und das Fest desselben hielt sie für den Inbegriff aller anderen Feste; daher auch ihr sehnlicher Wunsch und ihr feurigstes Verlangen, daß solches von allen Christgläubigen auf das Andächtigste begangen würde. — Ihrem Gemahl, dem Kaiser, lag sie mit vielen Bitten dringend an, die Verfertigung der prächtigen Denksäule aus weißem Marmor doch endlich einmal beschleunigen zu lassen, die der göttlichen Dreieinigkeit gewidmet war, und auf dem Graben zu Wien sollte errichtet werden; sie besuchte dann dieses — um die Abwendung der Pest gelobte — Denkmal jedes Jahr in Begleitung ihres ganzen Hofstaates mit großer Andacht, und hatte sich auch schon früher in die bei St. Peter in dieser Absicht errichtete Bruderschaft aufnehmen lassen. — Nicht minder auch ließ sie in die Bruderschaft sich aufnehmen, die unter eben diesem Titel bei den Vätern „von der Erlösung der Gefangenen“ eingesetzt ist, und trug das, mit einem rothen und blauen Kreuze bezeichnete Scapulier derselben bis an ihre Todesstunde. — Und weil die erwähnten Geistlichen von der allerheiligsten Dreieinigkeit den Namen führen, bezeigte sie ihnen, und vorzüglich ihren Klöstern in Ungarn, ausgezeichnete Gnaden. —

Nach der allerhöchsten, göttlichen Dreieinigkeit war ihr ganzes Herz auf den leidenden und sterbenden Sohn Gottes

gerichtet; und sie versicherte, sie finde in der Betrachtung der Martern seines bittersten Leidens den größten Trost und sichersten Schutz in allen Widerwärtigkeiten. Oft zerfloß sie aus zartem Mitleid in heiße Thränen, und hatte das hochwürdige Crucifix, als die bewährteste Wohnstätte ihrer Seele, in den schwersten Drangsalen beständig vor Augen und im Herzen. Ihre hinterlassenen Schriften, in welche sie ihre Gedanken und innerlichen Betrachtungen aufzeichnete, sind voll solcher gottseligen Uebungen. — Ob sie aber auch gewöhnlich schon mit Geißeln, Bußkleidern, Fasten und anderen strengen Bußwerkzeugen unbarmherzig gegen sich selbst verfuhr, pflegte sie dennoch in der vierzigtägigen Fastenzeit, die der Buße und unserem leidenden Heilande insbesondere geweiht ist, dieß Alles zu verdoppeln. Wenn sie, was oft geschah, den vor Kurzem zu „Hernals" errichteten Kreuzweg besuchte, that sie solches, selbst bei sehr kaltem Wetter, barfuß; vollbrachte nebst ihrem Gefolge den ganzen Weg mit beständigem und lautem Gebete, und hielt bei jeder Station eine kurze Betrachtung über jedes einzelne Geheimniß. Im Rückwege aber wohnte sie dann bei den Trinitariern einigen heiligen Messen bei, und besuchte in dieser Kirche das wunderthätige Crucifix, das in Siebenbürgen durch einen Zufall war in der Erde gefunden und ausgegraben worden, und das hier von vielen tausend Menschen verehrt wird. — Eben so besuchte sie in dieser heiligen Zeit im königlichen Kloster zur heiligen Clara, unter Begleitung der dortigen Klosterjungfrauen, öfters in tiefer Demuth den unterirdischen Gang, der mit den Vorstellungen der Geheimnisse des heiligsten Leidens Jesu Christi geziert ist, und die heilige Stiege beim Kreuze, und hielt noch mehrere andere fromme Uebungen, worin andächtige Seelen ihre Weide finden. —

Auch wohnte sie der neuntägigen Andacht, die in der Kirche des königlichen Klosters vor den Pfingsttagen zur Ehre des heiligen Geistes gehalten wird, täglich bei; und öfters, wenn sie mit dem Kaiser zu Laxenburg sich aufhielt, fuhr sie deßhalb allein in die Stadt. Also wußte sie ihre Frühlingslust mit den holdesten Blumen der Andacht zu schmücken! —

Mit welcher zarten und inbrünstigen Andacht, und durch wie zahlreiche Gebete sie die gebenedeite Himmelskönigin Maria verehrte, davon wäre Vieles zu erzählen. Es verfloß kein Tag, an welchem sie den marianischen Rosenkranz nicht betete; und auf ihren Befehl mußte solchen auch ihr gesammter Hofstaat täglich vor dem Hochwürdigsten Gute beten. Zu allen Festtagen der allerseligsten Jungfrau bereitete sie am Tage zuvor durch strenges Fasten sich vor. Es war auch keine fromme Bruderschaft, die im

Namen der seligsten Gottesgebärerin oder auch anderer Heiligen errichtet war, die nicht zu ihrem größten Ruhme den Namen dieser erlauchten Kaiserin in ihrem Bruderschaftsbuche als Mitglied derselben hätte vorzeigen können. War ihr der Tag zu kurz zu den vielfältigen Gebeten, zu welchen jede einzelne Bruderschaft verpflichtet, so bestellte sie vier arme Männer und eben so viele Weiber, und schenkte Jeglichem aus ihnen monatlich einen Dukaten, ihre Stelle hierin zu vertreten. —

Gleichwie sie das Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau zu „Alt-Oettingen" zu besuchen sich ein- und andermal nach Bayern begab, und den daselbst befindlichen geistlichen Schatz mit herrlichen Geschenken vermehrte; also ließ sie auch durch keine rauhen und unbequemen Wege sich abhalten, mit ihrem kaiserlichen Gemahl nach „Maria-Zell" zu reisen, daselbst von dem Himmel Rath oder Hilfe zu erflehen. Noch ist bis auf diese Stunde in der Schatzkammer dieses Gnadenortes, nebst vielen anderen Kostbarkeiten, die sie dahin verehrte, ein überaus kunstreicher und prächtiger Priester-Ornat zu sehen, den sie mit eigener Hand verfertigte. Wurde sie etwa verhindert, diese Wallfahrt zu verrichten, so besuchte sie, wie immer das Wetter sein mochte, täglich zweimal zu Fuße die Kirche auf dem großen Kirchhofe vor der Stadt, und vollbrachte ihre Andacht vor dem dortigen Bilde der allerseligsten Jungfrau, das nach dem Muster des Zellischen Gnadenbildes in dieser Kirche aufgestellt ward. —

Oft auch besuchte sie die „Denksäule auf dem Hofe," die Ferdinand III. zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä zu errichten gelobt hatte, welche aber erst unter Leopold war zu Stande gebracht worden. Hätte die Domkirche zu Sanct Stephan in Wien sich auch keiner andern Gnade von ihr zu rühmen, so wäre sie ihr schon darum zum größten Danke verpflichtet, daß sie durch ihre Verwendung und sehr thätige Bemühung diese Kirche im ruhigen Besitz des wunderthätigen Gnadenbildes, „Maria von Pötsch," erhielt; und daß Verschiedene, die dieses Schatzes als ihres Eigenthumes sich anmaßen wollten, abgewiesen wurden. Jedes Jahr begab sie sich hernach an gewissen Tagen, und zwar um die Zeit der Dämmerung, allein dahin, so daß beinahe Niemand als der Bürgermeister sie bei dem Thor erwartete. Dort warf sie dann vor dem Gnadenbilde sich nieder, das auf dem Hochaltar thront, und harrte gegen zwei Stunden unter inbrünstigem Gebet und Thränen der Andacht vor dem weinenden Gnadenbilde. —

Wo immer endlich eine Andacht in einer Kirche mochte angestellt werden, fand sie, auch wenn sie nicht dazu eingeladen ward,

zur Verherrlichung derselben sich ein. Wenn sie beschloß, nach „Maria-Hietzing“ zu gehen, was öfters im Jahre geschah, so machte sie sich mit anbrechendem Tag auf, ging in Schuhen mit ausgeschnittenen Sohlen, und betete während des ganzen Weges. — Einen Steinwurf weit von Hietzing liegt der Kaiserin Amalie herrliches Lustschloß Schönbrunn. Wenn sie nun zuweilen sich dahin begab, diese Kaiserin, ihre Schwiegertochter, zu besuchen, hörte sie früher bei dem Gnadenaltar zu Hietzing zwei heilige Messen; kehrte nach der Mittagstafel abermal allein dahin zurück, und betete unter einer Begleitung von unzähligen Bettelleuten abwechselnd mit ihnen den marianischen Rosenkranz und die lauretanische Litanei, nach welcher Andacht sie wieder nach Schönbrunn zurückkehrte; indeß die Erzherzoginnen und die übrigen adeligen Damen mit dem Spiele beschäftigt waren oder im Garten sich erlustigten. —

Den heiligen Engeln, welche Gottes Vorsehung auserſah, die Menschen zu lieben und zu regieren, und welche die Gebete der Gläubigen gleich Weihrauchopfer in goldenen Schalen vor den Thron Gottes bringen, erzeigte sie alle erdenkliche Verehrung. Deßhalb auch rief sie die Schutzengel Leopold's, Joseph's und Carl's, des deutschen Reiches und Oesterreichs fleißig an, ihrem eigenen aber empfahl sie sich mit großem Vertrauen und ungemeinem Eifer. — Sie veranlaßte den Kaiser, daß er zur Ehre des heiligen Joseph, der ohnehin Schutzpatron der österreichischen Provinzen ist, gelobte, ein prächtiges Standbild auf dem hohen Markte zu errichten, und ihrem Eifer verdankt die Stadt Wien dieß prächtige Monument der kaiserlichen Frömmigkeit. — Nicht minder auch brachte sie es dahin, daß die Kirche dieses heiligen Nährvaters Christi bei den Karmelitern auf der Laimgrube, welche bei der Belagerung von Wien war in Brand gesteckt worden, von Grund aus neu erbaut, und der erste Stein dazu von ihrem Sohne Joseph, damaligem König von Ungarn, gelegt wurde. Als sie einmal auf dem Rückweg von diesem Gotteshause von einem ungeheuern Sturm und gewaltigen Platzregen überfallen ward, und der Prior einigen Kummer hierüber äußerte, sprach sie: „Diese kleine Ungelegenheit ertrage ich von Herzen gern, da der heilige Joseph mehr Gnaden mir erwirkt hat, als ich auszusprechen vermag!“ —

Die unversehrte Hand der heiligen Anna, welche sie in ihrem Schatze aufbewahrte, gab sie jedes Jahr den Priestern der Gesellschaft Jesu bei St. Anna, solche zu öffentlicher Verehrung auszusetzen; und stiftete auch in besagtem Gotteshause unter diesem heiligen Namen eine Bruderschaft, für welche sie große Privilegien

und besondere Gnaden von dem apostolischen Stuhle erwirkte. Von ihr ging, wie von ihrer Urheberin, die Andacht zur Mutter unserer seligsten Gottesgebärerin in das Reich, in Böhmen und Ungarn aus, wo sie schnell zu großem Wachsthum gelangte, und sich immer weiter verbreitete. —

Sie auch war so ziemlich die Erste, welche dem heiligen Apostel Judas Thadäus bei den erwähnten Karmelitern auf der Laimgrube einen prächtigen Altar errichten ließ, und den jährlichen Gedächtnißtag desselben hochfeierlich daselbst beging; wie sie denn auch vorzüglich dahin bedacht war, daß die Verehrung dieses heiligen Apostels durch Büchlein, die sie unter das Volk austheilen ließ, immer mehr und mehr bekannt wurde. —

Die heiligen Ordensstifter verehrte sie nach aller Möglichkeit als Männer, welche Gott zur Ausführung großer Thaten und zu Heerführern der geistlichen Streiter erwählte, die in seiner Kirche den alten Feind des Heiles bekämpfen und die Auserwählten seiner Verführung entreißen sollten. Darum auch beging sie die jährlichen Gedächtnißtage derselben bei den Geistlichen, die ihrer Regel folgen, und erzeigte auf solche Weise in den Kindern den Eltern die schuldige Ehre. — Und weil sie in den dritten Orden des heiligen Franziskus eintrat, so war sie auch dem Heiligen dieses Ordens, als ihrem eigenen und besondern Patron, mit besonderer Andacht ergeben. Deßhalb schmückte sie auch jedes Jahr das Bildniß des heiligen Antonius von Padua mit kostbarem Geschmeide, und zwar eigenhändig, und pflegte nach dem Feste desselben eine nenntägige Andacht in der Hofkapelle abzuhalten. Ihr verdanken es auch die ehrwürdigen Patres Kapuziner, außer vielfältigen anderen großen Wohlthaten, daß endlich auch der selige Felix, auf ihre miteingelegte, dringende Fürbitte, von dem apostolischen Stuhle der Anzahl der Heiligen beigeschrieben wurde. — Da sie auch den wunderthätigen heiligen Franz von Paula in ihren schwersten Anliegen sehr oft als einen Fürsprecher bei dem Allerhöchsten erfahren hatte, dankte sie ihm für solche Wohlthaten mit einer Andacht von dreizehn Freitagen. — Den heiligen Ignatius, zu dessen heiligen Reliquien sie in ihren Kindesnöthen ein besonderes Vertrauen hatte, ehrte sie unter Anderm dadurch, daß sie seinen Namen, welchen auch ihr kaiserlicher Ehegemahl führte, ihren beiden Erzherzogen beilegte. — Deßgleichen beging sie jährlich die zur Ehre des heiligen Franz von Xavier bestimmte neuntägige Andacht mit ungemeiner Pracht, schmückte das Bildniß desselben mit zahlreichen Juwelen aus, und wartete auch in allen drei Gotteshäusern der Gesellschaft Jesu während der zehn Freitage dem Gottesdienst

öfters ab. — Sie besaß sowohl von diesem letzten Heiligen, als von der heiligen Theresia Reliquien von Bedeutung, die sie den Tag hindurch in ihrem Kabinet aufbewahrte, bei Nacht aber in die Kapelle trug; da sie es für unbillig hielt, daß so heilige Gebeine in dem Zimmer einer armen Sünderin herbergen sollten. — Diese heilige Theresia nannte sie nie anders, als „ihre Heilige," und ihre liebste Beschäftigung war, in den himmlischen Schriften derselben zu lesen; ihr heiliges Leben nahm sie so sehr nur möglich zur Richtschnur ihres eigenen; und wäre es nach ihrem Willen gegangen, sie wäre unfehlbar selbst Karmeliterin geworden.

Alle Jahre besuchte sie, ob auch das Wetter gewöhnlich kalt und unfreundlich war, zu „Kloster-Neuburg" die Gebeine des heiligen Leopold, Markgrafen von Oesterreich; kehrte aber nie in den Prachtzimmern des Hofes ein, sondern wählte jenen Theil des Klosters, von wo sie am bequemsten in die Kirche kommen konnte. Dort nahm man nun wahr, wie sie den größten Theil der Nacht betend und auf den Knieen liegend zubrachte, und nach einer kurzen Ruhe in aller Frühe still, um von Niemand bemerkt zu werden, zum Lobe Gottes sich erhob. —

Welche eifrige Fürbitterin für die noch im Reinigungsfeuer büßenden armen Seelen sie gewesen sei, erhellt daraus, daß sie täglich die kirchlichen Tagzeiten für die Verstorbenen betete, denselben alle ihre guten Werke widmete, und nie einen Ablaß vorübergehen ließ, den sie ihnen nicht in der Weise der Fürbitte zugewendet hätte. Mit wenig Worten gesagt: „Nie hat ein heiliger Gottesmann eine Art und Weise ersonnen, die Heiligen Gottes fromm zu verehren, die sie nicht ausgeübt hätte, wenn Zeit und Gelegenheit es gestatteten." —

Heilig in ihrem Sinn und in ihrem Streben — wurde Eleonore vom Thron herab allen ihren Unterthanen wahrhaft zum Leitstern nach dem Himmlischen, dem ewigen Heile! —

77 — 84. Die Macht des Gebetes der Heiligen.

1. Es war (so erzählt Eusebius) in einer Gegend von Pontus ein sehr fischreicher Teich, der seinem Besitzer großen Geldgewinn brachte. Dieser Teich war zwei Brüdern als Erbe anheimgefallen, die, von Geldgier angetrieben, darüber in den heftigsten Zank geriethen. Und es zogen zur Zeit des Fischfangs diese Brüder mit Schaaren aus, nicht sowohl Fische, als Menschen zu fangen; denn sie geriethen mit einander in einen Streit, worin

statt des Blutes der Fische Menschenblut vergossen wurde. Indessen geschah's durch die Leitung der göttlichen Vorsehung, daß der heilige Gregorius, der „Wunderthäter" genannt, dazu kam, und diese schwere Fehde, den Untergang so mancher Männer und die Wuth der ergrimmten Brüder sah. Da er sich nun um die Ursache so blutigen Zwistes erkundigte, erfuhr er, es sei dieselbe keine andere, als der Fischfang in diesem Teiche. Indeß also, aus Ehrfurcht gegen den heiligen Bischof, die streitenden Parteien einige Augenblicke innehielten, trat er hinzu und sprach: „Meine Kinder, wollet doch um vernunftloser Thiere willen nicht vernünftige Menschen an Leib und Seele tödten, noch auch so schnöden Gewinnes wegen die Gebote Gottes mit Füßen treten und die brüderliche Liebe auf so grausame Weise verletzen! Tretet mit mir hinzu zu diesem todbringenden Gewässer, damit durch die allmächtige Kraft des Allerhöchsten dieser Zank für immer ein Ende nehme!"

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da steckte er vor dem Anblick Aller den Stab, welchen er in der Rechten hielt, in das Wasser, kniete sich hierauf nieder, erhob die gefalteten Hände gen Himmel, und betete mit lauten Worten also: „Herr, allmächtiger Gott unserer Väter, der du, als Adam vor dir gesündigt und dein Gebot übertreten hatte, zur Strafe seiner Schuld der Erde fluchtest und sprachst: „„Verflucht sei die Erde in allen deinen Werken!"" Erbarme dich nun dieser unglückseligen Jünglinge, auf daß kein Bruderblut vergossen werde, und sprich deinen Fluch über diese Fluten des Haders aus, um welcher willen sie in Wuth geriethen, damit von dieser Stunde an weder Fisch, noch Wasser mehr hier erscheine; sondern daß dieser ganze Ort ein Erdreich werde, das dem Pfluge gehorsam, ergiebig an Früchten des Feldes sei, und die brüderliche Liebe aufrecht erhalte!"

Und siehe! kaum hatte Gregorius das Gebet vollendet, da floß ein großer Theil des Wassers ab, ein anderer löste sich in Dünste auf, und es erschien ein trockenes Feld, in das die Brüder sich einträchtig theilten.

Und noch bis auf den heutigen Tag trägt dieß Feld in reichlichem Ueberfluß Früchte, das vormals Schiffe getragen hatte. —

2. Der heilige Andreas Corsinus begegnete an der Kirchthüre einem Blinden, welcher bettelte. Da ihn Andreas fragte, wie er blind geworden sei, sagte er: „Ich habe Frau und Kinder und war ein Goldschmied; ich arbeitete viel, um meine Familie zu ernähren, und habe durch das anhaltende in's Feuer Schauen mein Gesicht verloren, was mich besonders wegen meiner kleinen Kinder, die ich jetzt nicht mehr ernähren kann, schmerzt; ich bitte dich, bete

für mich!“ Andreas konnte selbst die Thränen nicht zurückhalten, und sagte: „Gott, das wahre Licht, erleuchte dich, damit du zu seinem Lobe deine Kinder ernähren könnest!“ Dann ging er in die Kirche und warf sich vor dem Hochaltar nieder, und blieb daselbst ungefähr eine Stunde lang im Gebet. Dann trat er wieder zu dem Blinden, besprengte ihn mit Weihwasser und sprach: „Unser Herr und Gott Jesus Christus, der den Blindgeborenen sehend gemacht hat, gebe dir durch seine allmächtige Kraft das Augenlicht zurück!“ — Und alsbald wurden seine Augen wieder sehend, er dankte Gott, und verbreitete überall, was ihm geschehen ist. —

3. Einst unternahm der heilige Majolus, Abt des Klosters Clugny in Aquitanien, eine Wallfahrtsreise nach Rom und kehrte bei einem Bischof ein. Dieser war gerade sehr schwer krank. Majolus ermahnte ihn, die Heimsuchung Gottes christlich zu ertragen und seine Schmerzen als ein Fegfeuer anzunehmen. Da gerade die Charwoche einfiel, wo das heilige Oel geweiht wird, und solches nur durch einen Bischof geschehen kann, so bat der Bischof seinen frommen Gast: daß dieser ihm die Gnade, aufstehen und das heilige Oel weihen zu können, von Gott erbitten möge; Majolus willigte ein, und sein Gebet war so wirksam, daß alsbald die Gesundheit des Bischofs wiederhergestellt war und derselbe die bischöflichen Verrichtungen wieder selbst besorgen konnte. Deßgleichen wurden noch manche andere Kranke durch das Gebet des heiligen Majolus geheilt. —

4. Der heilige Philippus Benitius begegnete einst einem Aussätzigen und wurde von diesem um ein Almosen angesprochen. Wiewohl als Ordensmann selbst arm, fand er in seiner großen Gottes- und Nächstenliebe doch eine Gabe für den Unglücklichen; er hatte nämlich die zur Deckung der Blöße fast nicht hinreichende Kleidung desselben wahrgenommen, als er sich auf die Seite begab, sein wollenes Unterkleid auszog und es unter demüthigem Gebet für des Unglücklichen Heilung demselben darreichte. Der Aussätzige zog es ohne alle Weigerung sogleich an, hatte es aber nicht sobald auf den Leib gebracht, als auch schon seine Krankheit gänzlich verschwunden war.

Der Geheilte verbreitete das Wunder, ungeachtet der Bitten und Drohungen des Heiligen, allenthalben mit lauter, frohlockender Stimme, und die allgemeine Verehrung gegen diesen stieg immer höher. —

5. Einst kam zu der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, eine adelige Dame mit Namen Gertrud von Lerabach (oder von Leynbach), in deren Gefolge sie einen hoffärtigen, eitel aufgeputzten Jüngling bemerkte.

Sie rief ihn zu sich und sagte: „Man sieht dir an, daß du dich der Lust dieser Welt ergeben hast! Warum dienst du nicht deinem Schöpfer?“

„„O, meine Frau,““ antwortete der Jüngling, betreten durch die Anrede der heiligen Gräfin, „„bittet Gott für mich, daß er mir seine Gnade gebe, ihm zu dienen!““

Elisabeth versprach es unter der wohlmeinenden Bedingung, daß jedoch auch er aus dem Herzen mit ihr beten wolle.

Alsbald fiel sie nieder auf ihre Kniee, der Jüngling neben ihr, und fing an — ernst und innig für seine Seele zu beten.

Er ward aber von ihrem Gebete solchermaßen ergriffen, daß er endlich mit lauter Stimme rief: „„O, liebe Frau, höret auf mit euerem Gebete, ich werde von einer unaussprechlichen Hitze verzehrt!““ — Und alsbald rann ihm der Angstschweiß von seinem ganzen Körper, er senkte Haupt und Arme und war einer Ohnmacht nahe. Endlich rief er: „„Um Gottes willen, höret auf, ich werde vom innern Feuer verzehrt!““ — Ihre Begleiterinnen mußten ihn halten und fanden ihn ganz und gar vom Schweiße durchnäßt. — Erst als Elisabeth endlich von ihrem Gebete aufhörte, da ward es ihm besser. —

Dieses Ereigniß machte aber auf seine Seele einen solchen Eindruck, daß er in den Franziskaner-Orden trat. — Elisabeth's heißes Gebet hatte ihn aus dem Verderben der Welt zum Heil und Frieden in Gott auf immer gerettet. —

6. Die heilige Katharina von Schweden, eine Tochter des frommen Fürsten Ulpho zu Nerzien in Schweden und der heiligen Brigitta, war, durch ausnehmende Körper-Schönheit und die geistige Anmuth unbefleckter Tugend, bei ihrer Ankunft zu Rom der Gegenstand allgemeinen Staunens. Bei der Kunde, ihr Gemahl sei gestorben, erschienen aus den vornehmsten Ständen viele Bewerber um die Hand der zwanzigjährigen Wittwe. Sie erklärte jedoch mit aller Standhaftigkeit, daß sie Jesum Christum am Kreuz zum Bräutigam ihres Herzens erwählt und ihm feierlich die Treue angelobt, so daß die Welt an demselben nie mehr irgend einen Antheil habe.

Was nun Versprechungen und Schmeicheleien nicht bewirkten, sollte durch Drohung und Gewalt gelingen. Man beschloß, Katharina zu rauben, um sie mit Gewalt dem frommen Rath und der himmlischen Führung ihrer Mutter zu entziehen.

Ein reicher Graf, um diesen Raub auszuführen, hatte sich mit einigen Dienern noch während der Nacht in einen Hinterhalt begeben, um in der anbrechenden Morgendämmerung am Festtage

des heiligen Martyrers Laurentius die heilige Katharina zu überfallen und gefesselt fortzuschleppen, wenn sie dessen Kirche besuche.

Im Vertrauen auf Gott und sich andächtig mit dem heiligen Kreuze bezeichnend, verließen Mutter und Tochter das Haus, und kamen sicher in die Kirche des glorreichen Martyrers.

Schon war Morgen vorüber und der volle goldne Tag überglänzte prachtvoll die Stadt Rom, und der Graf stand noch immer, wie ein lauernder Jäger, auf dem Anstand.

Die Diener, endlich des langen Wartens überdrüssig, wandten sich an ihren Gebieter mit der Frage: „Herr, warum verweilen wir denn noch immer hier in dieser Einsamkeit?"

„„Wegen jener Frau, die wir gefangen nehmen wollen!"" antwortete er hastig und zornentflammt.

„Aber diese Frau ist ja im Geleit einer andern schon längstens hier an uns vorübergegangen und in die Kirche des heiligen Laurentius eingetreten; auch steht die Sonne hoch am Himmel, und bald wird es Mittag sein!"

Der Graf, welcher bisher geglaubt hatte, es sei noch immer finstere Nacht, erkannte jetzt, daß der Herr, der allmächtige Beschirmer der frommen Wittwen und Waisen, **ihn** des Augenlichtes beraubt habe; er ließ sich deßhalb ungesäumt in jene Kirche führen, die beiden heiligen Frauen aufsuchen, warf sich ihnen zu Füßen, bat inbrünstig um Vergebung, flehte demüthig sie um ihre Fürbitte bei Gott an, und versprach eidlich: nie mehr etwas gegen sie zu unternehmen, sondern fortan ihr Hort und Schutz verbleiben zu wollen.

Die heiligen Frauen warfen sich auf den Boden der Kirche nieder, beteten mit vereinten Herzen zu Jesus Christus, dem guten Hirten am Kreuz, und auf der Stelle erhielt der Graf sein Gesicht wieder. —

Von diesem Tag an erwies er seinen von Gott so reichbegnadeten Retterinnen große Ehren und viele Freundschaftsdienste.

Er selbst erzählte auch dem Papste Urban V. und den Cardinälen diese wundersame Begebenheit. —

7. Zu dem heiligen Makarius dem Großen brachte man einst einen Menschen, den man des Todschlags beschuldigte; dieser aber weinte und leugnete entschieden die That, konnte jedoch seine Unschuld nicht erweisen. — Da fragte der heilige Abt, wo Derjenige begraben läge, der gewaltsam war ermordet worden, begab sich dann mit ihnen an die Grabesstätte, kniete daselbst nieder, und nachdem er den Herrn inbrünstig angerufen hatte, sprach er mit lauter Stimme in das Grab rufend: „Ich beschwöre dich durch den

Glauben an Jesus Christus, daß du mir sagest, ob du von diesem Menschen getödtet wurdest, den sie dessen zeihen!“ Und da ertönte aus dem Grabe die deutlichste Antwort: „„Nein!““ Die Anwesenden wurden hierüber von Schrecken ergriffen, fielen zu des Heiligen Füßen, und fingen an, ihn zu bitten, daß er den Todten befragen möchte: von Wem er wäre getödtet worden? Er aber sprach: „Dieß werde ich nimmermehr thun; es genügt mir die Befreiung des Unschuldigen; nimmer aber geziemt es mir, zu wirken, daß der Schuldige entdeckt werde!“ —

8. Im Jahre 1576, währenddem die Pestseuche zu Mailand in furchtbarster Weise wüthete, blickte Einer von den Hausgenossen des Cardinals und Erzbischofs, des heiligen Carl Borromäus, zufälligerweise aus seinem Fenster auf das gegenüberstehende Haus, und sah zwei todte Knaben in dem Bett ihres Vaters liegen, und zwischen den beiden Leichen ein zehnjähriges Mädchen, das noch lebte und mit kläglicher Stimme vergebens um Hilfe rief. In einem andern Winkel des Zimmers saß die Mutter, stumm und erstarrt und unbeweglich. Schmerz und Kummer hatten ihre Glieder gelähmt, die Gefühle des Erbarmens erstickt und die Stimme der Natur betäubt.

Man rief den Cardinal-Erzbischof herbei. — Er sah die entsetzliche Gruppe, und schickte eilig ein Weib hin, die das elende Kind aus dem grauenvollen Bett befreien und nach Kräften verpflegen mußte.

Die Krankheit nahm indessen noch immer zu. Das halbtodte Mädchen ließ den Cardinal-Erzbischof vor das Fenster rufen, um seinen Segen zu empfangen.

Carl kam, segnete das Mädchen, und binnen wenigen Tagen erholte es sich wieder so schnell, daß es bald völlig gesund ward. —

Sein erstes Werk aber war, als es sich aus dem Bett erhoben hatte, daß es unter dem Crucifix in seiner Kammer niederkniete und inbrünstig um Gottes reichsten Segen auch für seinen geistigen und leiblichen Wohlthäter betete. —

Der Cardinal-Erzbischof selbst sah von seinem Fenster aus — es knien und andächtig beten. Aber er wußte nicht, daß für ihn das fromme Kind sein Gebet verrichtete. —

85. Nach der Bekehrung.

Nachdem der heilige Klodwig, der Begründer der fränkischen Monarchie in Gallien, auf sein Gebet zu Jesus Christus in der Schlacht bei Zülpich, unweit Köln, im Jahr 496 über die Sueven

den glorreichsten Sieg errungen, empfing er am hochheiligen Weihnachtsfeste durch den Bischof von Rheims, Sanct Remigius, die heilige Taufe. *)

Nach der feierlichen Aufnahme in die christliche Kirche änderte König Klodwig alsbald sein heidnisches Wappen, das seither drei schwarze Kröten im Felde trug. Die drei schwarzen Kröten vertauschte er mit drei goldenen Lilien auf himmelblauem Felde. Die drei goldenen Lilien sollten das Sinnbild der drei göttlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, darstellen, und des Feldes zarte himmelblaue Farbe die liebliche Gesittung und das Trostvolle der christlichen Offenbarung — im Gegensatze zu den alten garstigen Kröten, dem Sinnbilde der Laster-Greuel und der Trostlosigkeit des Heidenthums. —

Als er später nach Straßburg kam und den Königshof bezog, um sich von dem Volke huldigen und schwören zu lassen, war sein erstes Werk, daß er daselbst jenen Tempel, der einer heidnischen Gottheit mit Namen „Krutzmann" geweiht war, abbrechen ließ. Und an der nämlichen Stätte erbaute er dem wahren Gott zur Danksagung — die erste christliche Kirche, scheinbarlich und groß, doch nur von schlichtem Holz und Stein, „auf gut altfränkisch" mit einem großen ungeheuern Dache, und ließ dieselbe einweihen in der Ehre der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria. — So wurde von dem ersten christlichen Könige der Franken das erste Münster zu Straßburg in hoher Würdigkeit und Freiheit (wie ein alter Chronist sagt) gestiftet. Im Jahre 504 soll der Bau begonnen und im Jahre 510 vollendet worden sein, und im neunzehnten Jahre von Klodwig's mächtigem Reiche. —

86. Die ersten Kapellen in Thüringen.

Es ist ungewiß, welche unter den vom heiligen Bonifazius in Thüringen erbauten Kapellen die älteste ist: ob die Kapelle auf dem Petersberge bei Erfurt, die zum Altenberge im ehemaligen Amte Reinhardsbrunn, oder die, welche er dem heiligen Michael zu Ohrdruf weihte?

Von letzterer geht die Sage:

Sanct Bonifazius kam im Jahr 724 sehr ermüdet und hungrig am Ora-Fluß an. Als der Diener des Herrn lange

*) Man erinnere sich an die Bekehrung Klodwig's, mitgetheilt im I. Bande des Anekdoten-Schatzes Seite 368.

Zeit vergebens nach einem Nahrungsmittel sich umgesehen — erschien plötzlich der heilige Erzengel Michael und befahl ihm, eine Steinplatte als Tisch herzurichten. Aus der Luft aber flogen Vögel herab, die allerlei Fische auf den Stein gelegt, und der Heilige stillte an der auf so wunderbare Weise empfangenen Nahrung seinen Hunger. — Zu Ehren des heiligen Erzengels Michael begann er nun die Kapelle und das Kloster zu bauen, welches dann von den Hungken und den Albolden, den damaligen Herren der Umgegend, später dotirt wurde. —

Vor der Kapelle zu Wendhausen, auf dem Catterberge im Eichsfelde gelegen, ist noch der Sanct Bonifazius-Brunnen zu finden, und in der Kapelle die goldene Hirnschale des Apostels, deren Berührung bei vielen äußeren Krankheiten wunderthätig wirken soll. —

---

87. Die heilige Eiche zu Romove.

In dem heidnischen Lande Preußen, da, wo nachher das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit stand, war vor Zeiten eine berühmte preußische Stadt, die hieß Romove. Den Namen hatte sie daher: die alten Preußen hatten einen Feldzug nach Rom gemacht; als sie nun zurückkehrten, bauten sie eine neue Stadt, welche sie, zum Andenken an die Stadt Rom, Roma nova nannten. Daraus entstand nachher der Name „Romove."

In dieser Stadt stand eine uralte Eiche, welche vor allen heiligen Eichen des Preußenlandes besonders in Ehren gehalten wurde, und unter welcher sie ihre vornehmsten Götter anbeteten. Dieselbe Eiche ist sechs Ellen dick zwergüber gewesen, oben sehr breit und so dicht, daß weder Schnee noch Regen hat hindurchdringen können. Was aber am meisten zu verwundern war, so ist sie im Winter und Sommer grün geblieben. Um sie her waren gezogen seidene Vorhänge, acht Ellen hoch; diese wurden von den Waidelotten oder Priestern nicht abgezogen, es sei denn an den größten und vornehmsten Festtagen, oder wenn von weither ein vornehmer Preuße mit reichen Opfern gekommen war. Die Götter, welche dort verehrt wurden, waren drei, und hießen: Perkunos, Pikollos und Potrimpos. Perkunos war der vornehmste, der Gott des Donners; er war von mittelmäßigem Alter, sein Bart und Haar waren kraus und schwarz, mit Feuerflammen gekrönt, das Angesicht war feuerroth, aufgeblasen und zornig. Pikollos war der Gott des Todes; er war ein alter langer Mann mit einem grauen Barte, das Gesicht von bleicher Todtenfarbe, das Haupt mit einem Tuch

umwunden; er schaute von unten nach oben. Potrimpos war der Gott des Getreides und des Krieges; er war ein junger Mann und schaute das Bild des Perkunos an mit einem fröhlichen lachenden Gesichte; er hatte keinen Bart; sein Gesicht war mit Kornähren gekrönt. —

Die Götter wurden verehrt mit allerlei Gaben und Geschenken; das angenehmste Geschenk war ihnen das Blut der Feinde, vornämlich der Christen; und wenn ein Christ in das Innere der seidenen Vorhänge und das Angesicht der Götter geschaut hatte, so waren diese den Ihrigen nicht früher wieder zum Heil, als bis ihnen das Blut desselbigen Christen geopfert war. Die Eiche selbst war so heilig, daß ein Mensch oder sogar ein Stück Vieh, welches von ihren Blättern eines am Halse trug, dadurch aller Bestrafung entging. Sie hat noch lange zu des deutschen Ordens Zeiten gestanden, und manche Preußen beteten sie noch heimlich an, selbst nachdem sie Christen geworden waren.

Derohalben ließ, auf Bitten des Bischofs von Ermeland, der Hochmeister Winrich von Knipprode durch den Obersten Heinrich von Schnidekopf sie umhauen. Aber wie nun auch die Eiche zerstört war, da wollte doch noch lange von dem Platze das Blut nicht weichen, welches von den vielen daselbst geopferten Menschen herrührte. —

Zur Sühne ließ endlich Petrus Nugel von Sohr auf dem Orte das „Kloster der heiligen Dreifaltigkeit“ bauen und in dem Grundstein ein goldenes Crucifix und einen dreieckigen Ring — als Symbol der allerheiligsten Dreifaltigkeit — oder Dreieinigkeit — einmauern. —

Die Stadt Romove ist schon lange zerstört; auch das „Kloster und die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit“ sind zertrümmert. —

Als aber im Jahr 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, dem das Land gehörte, einige Mauerstücke des zertrümmerten Klosters abbrechen ließ, hat man das Crucifix und den Ring unter den Trümmern gefunden. — Der Herr von Killitz schenkte sie der Stadt Königsberg; die Worte, so auf den Ring geschrieben, kann Niemand verstehen. —

---

88. Das rettende Licht.

Zwischen den Städten Zanow und Cöslin in Hinterpommern liegt der Gollenberg, der früher ein berühmter Wallfahrtsort war. — Auf demselben stand vor Zeiten eine Kapelle, der heiligen

Muttergottes gewidmet, weßhalb der Berg selbst auch früher der „Marienberg," oder „Unserer Lieben Frauen Berg" zugenannt wurde.

Diese Kapelle ist auf folgende Weise entstanden:

Vor vielen hundert Jahren, als Pommern schon zu dem christlichen Glauben war bekehrt worden, lebten in der Gegend des Gollenbergs etliche Abtrünnige, welche dem heidnischen Gottesdienste noch anhingen. Die waren einstmals zu Schiffe nach der Insel Rügen gefahren, wo die alten Götzen dazumal noch frei verehrt wurden, und hatten allda heidnischen Götzendienst getrieben. Als sie nun zurückkehrten und schon nahe an ihrer Heimath waren, wurden sie auf einmal von einem greulichen Sturmwinde überfallen, der sie sammt ihrem Schiffe unter dem Wasser zu vergraben drohte. Sie riefen, wiewohl vergebens, alle ihre heidnischen Götter an, die Hertha, welches bedeutet die Mutter Erde, und den Odin oder Wodan, welcher der Gott des Himmels sein sollte.

In solcher Angst und Noth hört von ungefähr Einer aus ihnen die Hora einläuten von den Mönchen der Abtei Bukow, welche unfern vom Strande von dem Herzog Schwantepolk war gestiftet worden. — Da geht er in sich, und er redet auch den Anderen zu, und sie rufen den wahren Gott der Christen an, daß er helfen und sich ihrer erbarmen möge.

Was geschieht?

Mit Einem Male wird das Meer ruhig und der Donner schweigt; und da es unterdeß Nacht geworden war, zeigt sich oben auf dem Gollenberge ein kleines wunderbares Licht, das ihnen den Weg an das Land und in die Heimath weist.

Darauf hin — bekehrten sich die Heiden, und stifteten zu dankbarem und ewigem Gedächtniß solcher wunderbaren Gotteshilfe eine Kapelle mit herrlichem Altar, oben auf der Kuppe des „Gollenbergs," da, wo das rettende Licht sich ihnen gezeigt hatte. —

Die Kapelle ist im Jahre 1532 leider! in Verfall gerathen, und es ist jetzt an ihrer Stätte nur ein Schutthaufen noch zu sehen. —

---

89. Der Dombau zu Sevilla.

(Aus: Vermischte Abhandlungen von Dr. N. Wisemann.)

Als Ferdinand der Heilige die Stadt Sevilla den Mauren entrissen hatte, war seine erste Sorge, Anstalten zur Verehrung Gottes zu treffen. Eine prachtvolle Moschee wurde in eine Cathedrale verwandelt und im Jahre 1248 eingeweiht. Aber obwohl sie allmählich reich geworden, genügte sie doch zuletzt den

Wünschen und Gefühlen des Volkes nicht mehr, auch hatte sie durch Erdstöße gelitten. Am 8. Juli 1401 trat der ganze Clerus der Kirche in ein Kapitel zusammen, und faßte den Beschluß: „Wir wollen eine neue Cathedrale bauen, von der Beschaffenheit und Güte, daß es keine ihres Gleichen geben soll und die so viel als möglich der Größe Sevillas und seiner Kirche entspricht!“ Und wenn die Kirchenfabrik für dieses Werk nicht ausreicht, so solle vom Einkommen der an der Cathedrale angestellten Geistlichen so viel genommen werden, als hinreicht; denn sie geben es zum Dienste Gottes hin. Und sie ordneten an, es solle dieß von zwei Domherren unterzeichnet werden. — Nach zwei Jahren wurde das Werk begonnen und bis 1506 ohne Unterbrechung fortgesetzt. — Und wie? — Durch Fortfahren von unermüdlichen Opfern, welche ihres Gleichen nicht haben. Die Kanoniker und der übrige Clerus der Kirche zogen sich in ein kleines Haus nahe bei der Cathedrale zurück und lebten mit den größten Einschränkungen in Gemeinschaft miteinander und gaben all ihr Einkommen für den neuen Bau hin. — Wenn man erwägt, daß sie keine Ordensleute waren, daß sie nicht gebunden waren, so zu leben, und daß sie keines der eigenthümlichen Gefühle haben konnten, welche die Mönche an ihr Haus binden, und daß überdieß diese Lebensweise, ohne Widerspruch, ohne Erschlaffung und ohne die Aussicht für die Meisten, je die Früchte ihrer Opfer genießen zu können, hundert und fünf Jahre hindurch fortgesetzt wurde: so müssen wir gestehen, daß in dieser Klasse von Menschen ein edler Geist lebte, der der besten Zeiten der Kirche würdig und für ihre Priester sehr ehrenvoll ist. — Im Jahre 1511 gaben drei große Pfeiler nach und stürzten mit dem Giebel mitten in der Nacht zusammen; aber in vier Stunden hatte das Volk alle Ruinen entfernt, das Kapitel nahm seine Arbeiten wieder auf, und im Jahre 1519 ward dieser prachtvolle (gothische) Tempel vollendet. —

So entstand also die Cathedrale von Sevilla, von den Spaniern als Weltwunder betrachtet, vierhundert drei und vierzig Fuß lang, zweihundert fünf und siebenzig breit und hundert vier und dreißig hoch. Sie wird von einem Besucher also geschildert: „Ich zögere nicht, die Cathedrale von Sevilla als den edelsten Tempel der Christenheit zu bezeichnen. Der Effect, welcher beim Eintreten hervorgebracht wird, ist ganz überwältigend. Der Geist wird durch die feierliche und düstere Erhabenheit des Innern in Erstaunen und Ehrfurcht gesetzt. Keine Schöpfung bloß menschlicher Kunst, die ich kenne, kann in dem urplötzlichen Gefühle der Ehrfurcht, das sie hervorruft, mit der Cathedrale von Sevilla sich messen. Ihr ungeheuerer Umfang, der durch das matte und heilige

Licht, welches durch die reichbemalten Fenster eindringt, in düsteres Dunkel gehüllt ist, ihre schlanken und massenhaft verschlungenen Säulen, die wunderbare Erhabenheit ihrer gewölbten Decke, der Reichthum ihrer Zierden und die feierliche Stille, welche in ihrem ganzen Umfange herrscht, Alles dieses übt eine eigenthümlich überwältigende und feierlich stimmende Gewalt über uns aus. Der Effect ist außerordentlich zur Andacht entflammend!" —

---

90. Die eiserne Kette.

Der Himmel bewahre Jeden davor, jemals eine Nacht in den Schluchten der Alpen herumirrend zubringen zu müssen, eine Nacht, die kein Stern erleuchtet, wo der Sturmwind durch die Bäume braust und sich sein Toben mit dem Geheul der Wölfe und dem Getöse der Sturzbäche vermischt! Der Himmel bewahre Jeden davor; denn schneidende Kälte zieht die Glieder zusammen und dringt durch alle Gebeine! Die Brust seufzt unter der schweren, stets wachsenden Angst. Der Kopf brennt; die Gedanken verwirren sich und die Sinne vergehen; der feuchte Hauch des Mundes gefriert auf den Lippen zu Eis. Und dann die Furcht in dieser endlosen Einsamkeit! Möget ihr auch dem Tode schon keck in's Auge geschaut haben, hier wandelt euch dennoch die Furcht an; denn unter euern Füßen kann sich ein Abgrund öffnen, noch Einen Schritt, und es verschlingt euch sein weit geöffneter Schlund. Aber dennoch hütet euch, still zu stehen, denn der fallende Schnee würde euch in ein eisiges Leichentuch hüllen, das euer Blut erstarren, euch langsam in eine sanfte Betäubung einwiegen würde; ihr würdet fühlen, wie euer Dasein allmählich entschwindet und aufhört! —

Eine solche Angst und Marter stand ein Reisender aus, der sich 1793 in einer wilden Gegend der Niederalpen verloren hatte; schon seit dem Morgen irrte er umher und hatte spät am Abend noch keine Spur einer menschlichen Wohnung gefunden. — Die Nacht brach herein, er rastete nun, von Müdigkeit ermattet, vom Hunger gepeinigt, ohne Hoffnung auf Errettung, sich in den Tod ergebend. Aber plötzlich entreißt er sich dieser Erschlaffung, muthig erhebt er sich und setzt seinen Weg weiter fort. — Nachdem er eine Stunde zurückgelegt, während welcher er mehrere Male in die Tiefe der Abgründe gestürzt sein würde, wenn er sich nicht an die Zweige von Sträuchern angehalten hätte, die er an seinem Wege fand, verließ ihn abermals sein Muth, und auf Alles gefaßt, legte er sich auf ein Felsstück nieder.

Welch leiser, unbestimmter Ton schlägt an sein Ohr? und welches Glück, es ist das Geläute eines Glöckchens; der rettende Laut kommt näher, und endlich sieht er einen Hund, von einem Ordensbruder gefolgt, vor sich stehen. — Der Mönch brachte ihn in sein Kloster, wo er durch die Sorgfalt der Mönche, durch ein stärkendes Abendbrod und die wohlthätige Flamme des Kamins bald die Gefahren der Nacht vergaß und mit den Klosterbrüdern eine trauliche Unterhaltung begann. Er äußerte sein Erstaunen, sie an einem solchen Orte und in einem wie durch ein Wunder hier erbauten Kloster zu finden, da, wo man es nicht für möglich halten würde, auch nur eine Hütte zu bauen. — Aber die Mönche, welche von der Erschöpfung und dem fieberhaften Zustande ihres Gastes üble Folgen befürchteten, versprachen ihm, morgen alle diese Fragen beantworten zu wollen, und brachten ihn in ein bequemes Schlafzimmer, dessen Annehmlichkeit durch das Toben des Windes und das Geheul der Wölfe nur noch erhöht ward. —

Als der Reisende am folgenden Morgen erwachte und die reine frische Gebirgsluft einathmete, entfaltete sich ein wunderbares Schauspiel vor seinen Augen. Die Sonne ging eben auf und übergoß mit ihrem Purpurglanze einige Häuser, deren weiße Mauern von der glühendrothen Grundfarbe der himmelhohen Kalkfelsen glänzend abstachen.

Mitten in diesen Felsen, in einer ungeheuern Schlucht, sah er eine kleine Pforte und eine dunkle Felsentreppe, die zum Kloster führte.

Zwei hohe spitze Berge ragten über Alles dieß empor, ihre Gipfel waren durch eine eiserne, 250 Fuß lange Kette verbunden, in deren Mitte ein fünfeckiger Stern hing. — Noch betrachtete der Gast voll Verwunderung und Neugier diese merkwürdige Kette, als der Mönch, der ihn am vorigen Tage aufgefunden hatte, zu ihm eintrat.

„Dieser Ort," sprach er, der Frage seines Gastes zuvorkommend, „dieser Ort heißt Moustiers; der Stern, den Sie in der Kette gewahren, ist das Wappen der Grafen Blacas. Im Jahre 1215 nämlich that ein Graf dieses Hauses, der während der Kreuzzüge in Palästina gefangen worden war, seiner Schutzpatronin, Unserer Lieben Frau von Beaussez, das Gelübde: ihr, wenn er aus der Sclaverei befreit würde, eine goldene Kette zu weihen, welche diese beiden Felsspitzen verbände, zum Andenken an die eiserne, welche er bei den Ungläubigen getragen hatte. Er kam wirklich aus der Gefangenschaft zurück, und wollte nun sein Gelübde erfüllen; allein die Ordensbrüder von Moustiers stellten ihm vor, daß eine

so reiche Gabe, auf unzugänglichen Felsenspitzen angebracht, die Habsucht vieler Leute reizen und ihr Unglück werden könnte, und daß es daher gewiß zweckmäßiger sei, den Betrag dafür zu guten Werken zu verwenden und ein Hospitium zu bauen. Der edle Ritter folgte dem Rathe der frommen Väter, und begnügte sich, eine eiserne Kette zwischen den beiden Felsspitzen aufhängen zu lassen.“ —

91. Das Blumenlager eines Kirchen-Erbauers.

Gleichwie die freundliche Morgenröthe, wann sie in ihrer Rosenpracht über die Spitzen der Berge hervorleuchtet, einen angenehmen lieblichen Tag verkündet; ebenso gefällt es auch oft Gott, noch vor der Geburt seiner treuen Diener durch vorhergehende Zeichen anzudeuten, was aus denselben werden sollte, wie es auch mit dem seligen Jakobus von Città della Pieve, einer Stadt im römischen Gebiete, der Fall war.

Als die fromme Mustiola, nach einer langen kinderlos verlebten Ehe, endlich die Geburt eines Kindes erwartete, träumte ihr: sie hätte einen Knaben geboren, der mit seinen Schultern eine zusammenstürzende Kirche stützte, und sie vor der gänzlichen Zertrümmerung bewahrte. — Kaum war dieser Traum vorüber, als ihr auf's Neue vorkam, als hätte sie eine blutige und zerrissene Lilie zur Welt gebracht. Tags darauf erzählte es Mustiola, begierig die Bedeutung des Traumes zu hören, ihrem Mann Antonius. Dieß hörte auch ein frommer Einsiedler, der soeben gekommen war, Almosen zu erbitten. Vom Geiste der Weissagung ergriffen, tröstete er die betrübte und wegen des Traumes besorgte Mutter mit den Worten: „Wisse, Mutter, daß du einen Sohn gebären wirst, der an diesem Ort eine Kirche erneuern und mit großer Heiligkeit leuchten werde!“ Diese Deutung erfüllte die Mutter mit eben so viel Freude, als sie des Traumes wegen früher Angst und Besorgniß hatte, besonders da sie in kurzer Zeit wirklich einen Knaben gebar, den sie in der heiligen Taufe Jakobus nannte, und somit den ersten Theil der Vorhersagung erfüllt sah.

Es sollte aber auch der zweite Theil in Erfüllung gehen, was schon in der Jugend der gottesfürchtig erzogene Jakobus bezeigte. Schon vom zwölften Jahre seines Alters an war seine einzige Freude, die Kirchen zu besuchen und dem Gottesdienste beizuwohnen.

Als er einmal beim heiligen Evangelium die Worte Jesu vorlesen hörte: „Wer nicht Vater und Mutter und Alles meinetwegen verläßt, der kann mein Schüler nicht sein!“ wurde er so

tief davon ergriffen: daß er alsobald sein ganzes Hab und Gut unter die Armen austheilte, und sich dem Orden der Diener Mariens einverleiben ließ, in welchem er nebst anderen Tugenden besonders die Liebe zu den Armen pflegte, denen er mit Rath und That beistand, und deßwegen auch der Armenadvokat genannt wurde.

Nicht weit von Città della Pieve erhob sich aber ein Spital sammt einer eingefallenen Kirche, deren Güter man ihr rechtswidrig entzogen hatte. — Jakobus, dieser Beschützer der Armen, dem die Pflege derselben im Hospital gar wohl gefiel, brachte diesen Rechtsstreit bis vor den römischen Stuhl und bat um Gerechtigkeit. — Endlich wurde entschieden: daß alle Güter dem Spitale zurückgegeben und der verursachte Schaden wieder gut gemacht werden sollte. Dadurch war nun Jakobus im Stande, die alte Kirche wieder aufzubauen und das Spital mit den nöthigen Versorgungsmitteln zu versehen. —

Der Lohn, den Jakobus für diese seine Bemühung erhielt, war zwar, nach den falschen Ansichten der Welt, ein trauriger, ihm aber brachte er die himmlische Krone. Es faßten die Gegner einen tödtlichen Haß gegen ihn, den gerechten Advokaten der Armen, und besoldeten Banditen zu seiner gewaltsamen Tödtung.

Als nun Jakobus einst allein nach Città della Pieve zurückkehrte und einen Wald passiren mußte, wurde er unversehens von den Gedungenen meuchlings überfallen, mit vielen Wunden bedeckt und zuletzt mit einem Schwertstreich auf sein Haupt ermordet. Darauf schleppten ihn die Mörder hinter einen Baum, und verbargen ihn dort unter Gesträuch und Reisern.

Indessen war Niemand bestürzter über die lange Abwesenheit des Jakobus, als die armen Spitaler zu Città della Pieve, die ihn wie ihren Vater liebten. Ueberall schickten sie Boten aus, um nachzufragen, was aus ihm geworden wäre; allein sie kamen alle ohne Nachricht von ihm zurück, und so schwebten sie lange Zeit in Ungewißheit über sein Schicksal.

Endlich offenbarte der Herr auf eine wundersame Weise den Leichnam des seligen Martyrers der Armen.

Im kalten und rauhen Monat Januar gingen einige Hirten eben durch den Wald, in welchem Jakobus ermordet worden. Als sie nun an den Ort der geschehenen Mordthat anlangten, erblickten sie unweit vom Weg einen mit grünem Laub und schönen Blüthen geschmückten Baum, wie man kaum im Frühling einen schönern finden konnte. Voll Begierde, denselben näher zu betrachten, gingen sie hinzu, fanden aber nicht nur den Baum in schönster Blüthe, sondern auch den Boden herum mit den schönsten Blumen

besäet. Sie erkannten alsbald voll Erstaunen hierin ein Wunder der Allmacht, geriethen aber in so große Furcht, daß sie davon zu fliehen sich entschlossen. Allein sie konnten durchaus keinen Weg mehr finden. Sie kehrten daher zum Baume zurück, fielen auf ihre Kniee und fingen zu beten an. Nach dem Gebete faßten sie Muth, und begannen, die unter dem Baume blühenden Stauden in die Höhe zu heben, wo sie dann den mit Blut bespritzten Leichnam des seligen Jakobus fanden. Erschreckt durch diesen Anblick, wollten sie neuerdings die Flucht ergreifen, als sie eine rufende Stimme hörten: „Traget mich hinaus aus diesem Gesträuche, denn ich bin **Jakobus**, der gemordete Spitalmeister zu Città della Pieve!" Die frommen Hirten entsetzten sich noch mehr, hörten aber zum zweiten Male die Mahnung: „Fürchtet euch nicht, sondern hebet mich nur mit freudigen Herzen aus diesem Gesträuche!" Auf diesen doppelten Befehl erholten sich die Hirten von ihrem Schrecken, hoben mit großer Ehrerbietung den Leichnam aus dem Gesträuche hervor, und legten ihn auf den mit Blumen geschmückten Boden, worauf sie in die Stadt eilten, um bei der Obrigkeit die gebührende Anzeige davon zu machen. Unterwegs aber erzählten sie Allen und Jedem, der ihnen begegnete, von Dem, was sie erlebt, wodurch der Ruf dieses Wunders so schnell ausgebreitet wurde, daß nicht nur die geistliche und weltliche Obrigkeit gleichzeitig an den Ort ankam, wo der Leichnam lag, sondern auch eine unglaubliche Menge Volkes aus der Umgegend von Chiusi und Perugia sich einfand.

Nun aber sprach jede Gemeinde das Recht der Besitznahme der Ueberreste des seligen Jakobus an, und man mußte einen Rechtsgelehrten holen, den Streit zu entscheiden. Dieser erklärte aber, daß in diesem Falle, der augenscheinlich ein Werk der allmächtigen Hand Gottes wäre, die menschlichen Gesetze keine Anwendung fänden; man möchte also auf andere Weise den Willen Gottes zu erforschen suchen. Man kam nun überein, den Leichnam auf einen mit zwei unbändigen Stieren bespannten Wagen zu legen, und dort, wohin ihn die Thiere führen und still halten würden, eine Kirche zu bauen und den Leichnam daselbst beizusetzen.

Sogleich führte man diese Uebereinkunft aus, und die unbändigen Stiere, die noch nie das Joch getragen, zogen nun ruhig und sanft die irdischen Ueberreste des seligen Jakobus fort nach Città della Pieve, und blieben, als sie beim Spital ankamen, für dessen Rechte der Selige sein Leben geopfert, von selbst stehen, woraus nun alles Volk entnahm, daß der Herr hier bei den geliebten Armen seinem getreuen Diener die Ruhestätte bereitet

habe. Man baute auch hier dem Seligen zu Ehren die versprochene Kirche, in welcher die heiligen Gebeine beigesetzt wurden, bei welchen viele Wunder geschahen.

Dieses Ereigniß hat sich im Jahr 1313 zugetragen. —

Hundert Jahre nachher eröffnete man das Grab, und fand den Leib noch mit den frischen Wunden unverwesen, gleich als ob er erst wäre begraben worden; worauf das Vertrauen auf die Fürbitte des seligen Jakobus noch mehr wuchs, dessen Anrufung sich auch immer hilfreich erwies. —

---

92. Der verkaufte Zeisig — als Beitrag zum Kirchen-Baue.

(Aus: Der Herzog Christoph von Bayern von Dr. Franz Trautmann.)

Mittlerweil' an Unser Lieb Frauen Dom zu München gebaut wurde, ging zu Zeiten das Geld aus. Es währte aber nie zu lange, so war wieder Etwas beisammen, denn Herzog Sigmund von Bayern selbst und seine Brüder steuerten nach Kräften bei; und die Münchner alle miteinander — dann und wann einen rechten Geizhals ausgenommen — die waren auch stets bei der Hand und zeigten sich mildthätig. Also ward das Werk aus ganzer Kraft und in Ausdauer frommer Herzen gefördert, und was sonst viel Heiliges das Herz anregt, wenn man in dem schönen Gotteshaus umhergeht, und was den Betenden daselbst so mild und menschlich und himmlisch stimmt, das hat seinen Grund eben in der Ausdauer und Freigebigkeit.

Da weiß Einer oft gar nicht, wie die ganze Sache ergangen ist, und doch wird ihm wohl zu Muth. Das ist so. Die Geber sind längst fort, aber Gottes Segen und Wohlgefallen an ihnen waltet nach wie vor an dem heiligen Orte, für den sie einstanden — und so beseligt er uns, die Nachkommen, durch die Tugend unserer Ahnen.

Zur Zeit nun unsere Vorvordern sich so tapfer an gutes Werk hielten, lebte zu öbrist im Eckhaus des Thiereckgäßleins zu München eine Jungfrau, Namens Walburga. Die war sehr hold und schön und gottesfürchtig, aber recht arm auch dazu. Allen Versuchungen zum Bösen widerstand sie. Walburg blieb stets Gott getreu, arbeitete für der Bürger und Rathsherren Ehefrauen, Tag für Tag fleißig am Fenster sitzend, und hatte sonst gar keine weltliche Freude, als ihren — Zeisig. Der war in einem armseligen Gitterhäuslein, und das hing der Walburg zu Haupten.

Als sie nun zu Zeiten vernahm, was Der oder Die zur Frauenkirche geopfert habe, wurde ihr oft recht weh zu Muth, daß sie allein kein Geld oder noch so kleines Kleinod habe, das sie der Jungfrau Maria opfern könnte. Da suchte sie oft Alles aus. Aber es war eben Nichts zu finden.

Einst sie wieder in diese Gedanken gerieth und dabei zum Zeisig aufschaute, weil er gar so froh that und überaus anmuthig sang, fiel ihr's mit einem Mal bei, daß sie ja doch was habe. Beschloß auch sogleich, ihrer einzigen Freude zu entsagen und den Zeisig zu verkaufen. Wer ihn aber nähme, das konnte sie noch nicht ergründen. Wie immer, sie hatte sich noch nicht lange entschlossen, so kam des Rathsherrn Wilprecht's Ehfrau. Die wollte nachsehen, wie's mit bestellter Arbeit stehe, und weil der Zeisig so schön sang, meinte sie, einen solchen möchte sie auch haben.

Die Walburg aber bot ihr denselben an.

Weil nun die Frau Wilprecht seelengut war und wohl wußte, daß Walburg keine andere Freude hab', konnte sie's erst nicht recht glauben, daß der Zeisig feil sei, bis es Jene in einiger Wehmuth, aber ganz bestimmt wiederholte. Auf dieß erkannte die Wilprecht, die Jungfrau müsse die paar Groschen für Vogel und Häuslein recht von Nöthen haben, wollte die Gelegenheit nicht schnöde nützen, sondern gab der Walburg einen nagelneuen Goldgulden für Zeisig und Häuslein, und nahm dann Beides mit sich fort. Denn die Walburg nahm das viele Geld nicht umsonst an.

Darüber verflossen etliche Tage.

Wieder Tags drauf kam der Propst von Unser Lieb Frauen zum Rathsherrn Wilprecht und dessen Ehfrau. Dort traf er einen Amtmann des Herzogs Christoph, Namens Herwart. Selber war von freundlichem Aussehen; und weil man sich mit solchen Menschen gut spricht, sprachen sich Propst und Amtmann auch in Kurzem gut, als kennten sie sich schon lange Zeit, bis sie auf die Eh' zu sprechen kamen.

Da sagte Herr Herwart lächelnd: „Damit sei es eine solche Sache! Er habe viel zu thun, und deßhalb keine Zeit, sich nach einer Jungfrau, wie er sie wünsche, umzuschauen. Wer nun nicht suche, finde nicht leicht, und geschäh' bei ihm kein Wunder und Zeichen, bleib' er sicher ledig. Denn es sei die höchste Zeit."

Als er so sprach, begann der Zeisig zu singen, die Frau Wilprecht erzählte, wie sie dazu gekommen sei, und sagte, wäre die Walburg nicht so überaus arm, wüßte sie dem Amtmanne keine bessere Wahl. Dann setzte sie bei, der Gulden habe die Walburg ganz wehmüthig glückselig gemacht, und wenn doch nur zu ergründen

wäre, wozu sie ihn so von Nöthen gehabt. Ueber dieß Alles war der Propst von Unser Lieb Frauen betroffen, fragte um Tag und Stunde, und als er das erfahren, sagte er: „„„Da sei weiters kein Zweifel und Geheimniß. Die Walburg habe ihr liebes Vögelein verkauft, den Goldgulden zum Bau Unser Lieb Frauen geschenkt, er selbst habe das Geld von der Jungfrau in Empfang genommen, und ganz verdächtig hätte ihn das viele Geld bedünkt, wäre in der Jungfrau Antlitz nicht aller Tugend Spur zu sehen gewesen.“““

Wie der Propst so sprach, achtete der Amtmann Herwart auf jedes Wort; und als Jener am Ende war, sagte er hinwieder: „Was ich da gehört, ist trefflich, und ich weiß nicht, wie das ist — aber schier bedünkt es mich, mir sei Zeichen und Mahnung durch denselben Zeisig geworden. Dem Zeichen geh' ich nach, meiner Seel'! Und gefällt mir die Jungfrau, arm oder reich, das ist mir dann gleich!“

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so läutete es an der Hausthür, und als die Stubenthür aufging, trat die Walburg mit den fertigen Kleidern herein. Die war ganz bestürzt, als sie dort den Zeisig und hier wieder den Propst von Unser Lieb Frauen erblickte. Denn sie dachte, nun könnte ihre stille Gottesgabe verrathen werden.

Das empfanden die Anderen auch, und verstanden ihren Schrecken gar wohl. Herr Herwart ging deßhalb sogleich auf sie zu, erzählte ihr in Rührung, was er von ihr gehört, wie sich Alles gefügt habe — und es verging weiter kaum eine Viertelstunde, so bot er ihr schon Herz und Habe.

Da sah die Jungfrau dankend zu Gott auf und willigte sonder Zögern ein. —

Ehe die vierte Woche verflossen, war der Walburg Ehrentag. Alle guten Menschen freuten sich ihres Glückes, manches Angebinde bekam sie; und als sie zur Seite des Bräutigams beim Hochzeitsmahle saß, kam gar auch der Herzog Christoph, redete gnädig und leutselig mit ihr, und versprach ihr auch ein Geschenk. Darauf sprach er mit dem Amtmann und mehr Anderen, zuletzt mit dem Rathsherrn Wilprecht und dessen Ehefrau. Die begleiteten ihn dann wieder hinaus und hinab.

Nun zerbrach sich Jeder den Kopf, was der Walburg wohl beschert werde, und warum Herr Wilprecht die Thüre hinter sich geschlossen habe.

Die Walburg schüttelte auch ihr Haupt und konnte nichts ergründen.

Als jene Zwei aber wieder eintraten und der Wilprecht, in's Vorgemach hinaus deutend, sagte: „‚Ei! seht doch, Walburg, da schaut hinaus, was da droben hängt!'" — Da erhob sich dieselbe in glückseligster Ahnung, eilte an die Thür und rief in Wonne: „O, du guter Gott, die Freud' auch noch — jetzt ist der Zeisig wieder mein!"

So war's auch.

Der Zeisig schwebte vor ihr in Lüften und war ihr Eigen, wie vor demselben Goldgulden. Aber er war nimmer in seinem armseligen Häuslein, sondern in einem wunderschönen. Das glänzte im Strahle der Sonne von oben bis unten in lauterstem Silber, und mit einem herrlichen Kranz und Gehänge von Rosen, Lilien und Tag= und Nachtblumen war's reich geziert. —

---

93. Das Dörfchen in Tirol.

(Clemens von Neumayr erzählt:)

Auf einer Reise durch Tirol kam ich nach N... Ich fand die Trümmer eines abgebrannten Dörfchens, ehedem auf einer engen Flur, unter jetzt versengten Fruchtbäumen, zwischen drohenden Bergen hingebaut. Kaum die Hälfte der Einwohner hatte in den Resten des Erdgeschosses, mit Brettern eingedeckt, ein erbärmliches Unterkommen sich ausgemittelt. Nur der Wirth hatte im zweiten Stock ein Zimmerchen für Fremde hingeflickt und einen Nothstall für ihre Pferde; er selbst mit Weib und Kindern hauste und schlief noch in Küche und Stall. —

Aber doch war viel Betrieb und Muth im Dörfchen, das abgebrannte Gotteshaus wieder herzustellen. Die Soldaten hatten dasselbe erst als Stall und Magazin, dann als Festung gebraucht, endlich beim Abzuge angezündet, und der Brand verzehrte das ganze Dörfchen. Jetzt aber war kein Einwohner, der nicht zimmerte und mauerte am neu erstehenden Gotteshause. Die Weiber und Kinder versahen Dienste der Handlanger; das wenige Gespann fröhnte dem frommen Bauwerke. Die Greise sammelten Beiträge bei der verschonten Nachbarschaft im Gebirge, und die geschlossene Almosenbüchse ward Reisenden nur für Unterstützung des Kirchenbaues hingestellt. —

Nach einigen Monaten kam ich wieder nach N... Mit dem Aufbauen der Häuser war es nicht viel weiter gekommen; aber das Gotteshaus war hergestellt. Weiß getüncht, mit hellrothem Ziegeldache, schimmerte es über die Ruinen des Dörfchens weit in

die Landstraße hinaus. Im kleinen Thürmchen mit grün bestrichener Kuppel prangte die Glocke; eine entlehnte Tragorgel war im Chore aufgestellt, und auf dem einfachen Altare thronte schon das früher geflüchtete Gnadenbild.

Es war ein Sonntag, der Jahrestag der Einäscherung, für des Gottesdienstes erste, neue Feier bestimmt.

Schon mit dem grauen Morgen standen Kinder und das junge Volk auf der Straße, um den ersten Laut der Glocke zu vernehmen, die wieder einmal zum Morgensegen weckte. Mit Thränen in den Augen beteten die Alten am Fenster ihr Angelus Domini. — Aber als um neun Uhr wieder die Glocke zum Gottesdienste rief, da ergoß sich die ganze Bevölkerung des Dörfchens in die Kirche, — Männer und Weiber, die Kinder auf den Armen der Mütter, Knechte und Mägde. „Herr Gott, dich loben wir!" verkündete der Priester. — Und die Gemeinde stürzte hin, weinte zum ersten Male milde, erleichternde Thränen über Das, was sie verloren, und dankte Gott für Das, was sie erhalten hatte, dankte Gott für das Geschenk der wiedergegebenen Gottesverehrung, bat um Abwendung weitern Unheils, empfahl dem Allgütigen ihre weitere Wohlfart, verzieh dem bösen Nachbar, und kehrte zurück in die Brandstätte, getröstet und erhoben mit der Gewißheit im Herzen, daß es ihnen nun nicht mehr fehlen könnte, auch ihren kleinen Hausstand in den Umgebungen des wieder erhobenen Tempels bald wieder zu erheben.

O, wie war ich tief gerührt! — Weh dem Menschen, der dieser Dörfler spotten könnte, der in ihrem frommen Wesen und Treiben den Geist Gottes verkennt, den Ruf für das Ewige! Dieser Geist, dieser Ruf allein ist es, der (Psalm 112) „die Armen aus dem Staube aufrichtet," und, wenn er sie auch nicht „zu den Fürsten setzt," doch im Unglücke weit über die Fürsten erhebt, die jenes Geistes, jenes Rufes für das Ewige entbehren. —

---

94. Grubingen.

(Von A. v. Herrlein.)

Nach dem Aussterben der Edlen vom Klingenberg ward die Burg Klingenberg Eigenthum der Herren von Bickenbach. Im vierzehnten Jahrhundert unternahm Einer der Letzteren, Konrad VIII., eine Wallfahrt nach Jerusalem, hatte aber das Unglück, in die Gefangenschaft der Ungläubigen zu gerathen, und schmachtete lange in der Sclaverei. Da flehte er den heiligen

Michael um seine Hilfe an, und that das Gelübde: daß er, wenn er je wieder zu seiner väterlichen Burg gelangen sollte, an der Stelle, wo er sie zuerst erblicke, dem heiligen Michael zu Ehren eine Kirche erbauen wolle. In einer Nacht träumte ihm, er befinde sich wieder auf deutscher Erde und auf dem Wege in seine Heimath. Die Freude über seine Befreiung weckte ihn auf — und vergoldet vom Strahle der Morgensonne lag die Burg Klingenberg vor ihm. Entzückt wollte er ihr zueilen, aber sein Schwert sprang aus der Scheide, grub sich in die Erde, und mahnte ihn so an sein Gelübde. Konrad wiederholte es dankbar seinem Heiligen, und erbaute in der Folge an jener Stelle eine Kirche, die dem heiligen Michael geweiht wurde, und ein Dorf, das er, weil sich dort sein Schwert in die Erde grub, Grubingen nannte.

Dorf und Kirche lagen eine Viertelstunde oberhalb Röllfeld am Main. Grubingen ward zur Pfarrei erhoben, und Stadt und Burg Klingenberg, Röllfeld, Schmachtenberg und Seckmauern gehörten als Filiale zu ihr. Das Dorf verschwand im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, aus welcher Veranlassung ist unbekannt, die Kirche aber bestand bis zum Jahre 1778, wo sie wegen ihrer Baufälligkeit abgebrochen wurde. Den Kirchhof benützten die Röllfelder noch bis 1847, in welchem Jahre sie einen größeren näher bei Röllfeld anlegten. Von der Kirche steht jetzt nur noch ein kleines Stück Mauerwerk, das einen Theil der Kirchhofsmauer bildet; in dem Kirchhof aber ist ein steinernes Crucifix errichtet mit der Inschrift:

„Dahier auf dem Platz stand die Grubinger Pfarrkirche ad St. Michaelem, wohin die Ortschaften Klingenberg und Röllfeld und mehrere andere der Gegend vorhin gehörten. Im Jahre 1778 wurde sie wegen Alterthum abgebrochen, und Alles, so sie gehabt, nach dem Weisthum von 1630 unter die beiden Pfarrkirchen Klingenberg und Röllfeld getheilt."

In der Kirche zu Grubingen lag der Stifter derselben, Konrad von Bickenbach, begraben. Sein Epitaphium wurde bei dem Abbruch der Kirche in die Kirchhofsmauer versetzt, später aber wieder herausgenommen, weil es durch die Witterung litt; eine steinerne Tafel bezeichnet die Stelle, wo es gestanden. Jetzt ist es in der Kapelle zum hohen Kreuze zwischen Röllfeld und Klingenberg aufgestellt. Es zeigt einen geharnischten Ritter, der auf einem Löwen, dem Sinnbild der Tapferkeit, steht; der schwere Helm ruht auf seiner linken Schulter. Die Umschrift ist nur noch theilweise lesbar, und lautet: anno dm. m. ccc. LXXXIII . . . . . o. conradg dus in Bickenbach. —

---

95. Die Cathedrale von St. Denis in Frankreich.

(Von Ida Kohl.)

So wie viele Fremde vierzehn Tage zu Versailles sich aufhalten, um jeden Tag einen Theil der nimmer endenden Gallerie zu besuchen, so möchte ich ein paar Wochen in St. Denis zubringen, um jeden Tag zwischen der Säulenverzweigung der Cathedrale umherzuwandern, um mein Auge in all die Rubin-Sonnen, Smaragd- und Purpur-Sterne zu versenken, um in den ernsten Grabgewölben der Könige die Geschichte der Könige Frankreichs nachzublättern und alle die Schätze dieses wundervollen Gebäudes mit Muße zu betrachten. Es freut mich, daß ich den weißen Thurm von St. Denis von meinem Fenster aus sehen kann, da er mich an alle die Schönheiten der Cathedrale erinnert, und ich denke ganz anders als Ludwig XIV., der St. Germain verließ, weil er sein „Memento mori!" nicht immer vor Augen haben wollte.

Andere Könige haben indeß eine große Vorliebe für diese Cathedrale bewiesen und sie mit Schätzen reich begabt; denn sie erhob sich über dem Grabe des Schutzpatrons von Frankreich und bewahrte den ganzen Schmuck, der die Herrscher von Frankreich zu ihrem Amte einweihen mußte; — dort befand sich ja das glorreiche Banner der Nation, die Oriflamme, — von dort holte man es jedes Mal, wenn man dessen bedurfte, — dort ruhten endlich die Gebeine der Könige, thatensatt und lebensmüde, unter denen ihrer Väter aus.

Aber was ist aus diesen ehrwürdigen Ueberresten geworden? Wie der Wind die Herbstblätter verweht, so hat die Furie des revolutionären Volks die Asche seiner Könige zerstreut. Wie ein eigensinniges, tobendes Kind seine Spielsachen zerbricht und umherwirft, so griff der losgelassene Pöbel die heiligen Ueberreste seiner Monarchen an, um sie auf immer zu zerstören.

Versailles ist gleichsam die Universal-Volksgeschichte Frankreichs, — St. Denis die abgeschlossene Königsgeschichte, — Versailles der Königsmantel, der in seinen reichen Falten das Ganze umschließt, — St. Denis die Königskrone. Dort wurde die wirkliche Krone der Monarchen aufbewahrt und auch ihr „finis coronat opus" gefeiert. Bald wird die Kirche in der That eine Krone von Gold und Edelsteinen sein, wenn alle die jetzt in ihr vorgehenden Arbeiten vollendet sein werden.

Der Theil, welcher als ganz vollendet betrachtet werden kann, ist das Chor mit den es umgebenden zierlichen Kapellen, mit seinen schöngemalten Fenstern und den Grabgewölben darunter. Es ist

durch ein Gitter und eine Treppe von der übrigen Kirche getrennt. Gleich am Eingange der Kirche darf man zwei sehr alterthümliche Monumente an den Seiten nicht übersehen. Das zu linker Hand, ein Basrelief, ist vorzüglich merkwürdig und sehr künstlich gearbeitet; es stellt Dagobert I. vor; das Sujet des andern Monuments habe ich nicht ausfindig machen können; ich glaube, es ist das Grabmal einer der ersten Königinnen. Zwischen diesen beiden Monumenten befindet sich die schöne Orgel, deren Töne, wie ich sie am Feste von St. Denis gehört, mir noch dankbar in der Erinnerung waren. Heute erklang sie nicht, heute war auch die Cathedrale nicht in ihrem Festtalar. Aber wer ist nicht sogleich festlich gestimmt, wenn er von der Orgel aus das Ganze übersieht, oder vielmehr hier unter den Säulen ahnt, was sich ihm nachher aufthun wird. Rechter Hand, nah' beim Chore, besieht man zuerst das prächtige Monument von Franz I. und seiner Königin Claude, aus Marmor. Das königliche Paar liegt in der Ruhe des Todes auf einem Kenotaph. Dieser ist rund umher mit einem wundervoll ausgeführten Basrelief geschmückt, welches die Schlachten von Marignano und Cerisolles vorstellt. Darüber erhebt sich ein Bogen oder Baldachin, von Säulen getragen, auf welchem Franz I., seine Gemahlin und ihre drei Kinder in reichen Gewändern knien. Gegenüber an der andern Seite des Chors sind zwei ähnliche Grabmale von Ludwig XII. und Heinrich II. Das erste ist ein vorzügliches Kunstwerk. Auch hier liegen der König und seine Gemahlin, Anna von Bretagne, auf einem Lager, und oben darüber sind dieselben im Königsschmuck auf die Kniee gesunken. Rund umher sitzen die zwölf Apostel zwischen Säulen, welche den obern Theil tragen, und verschiedene Schlachten sind in Basreliefs am Gesimse ausgeführt. Bei Heinrich II. und Katharina von Medicis finden wir ebenfalls dieselbe Idee des Todes mit dem Leben darüber. An den vier Seiten sind die Haupttugenden in Figuren von Bronce und in den Basreliefs des Piedestals Allegorien von guten Werken dargestellt.

Diese drei Monumente sind vorzüglich reich und machen einen sonderbaren Effect. Wir finden dieselben Könige und Königinnen noch einmal in den sogenannten Caveaux wieder.

Man schickt nun seine Blicke hinauf nach den beiden wundervollen Rosen; sie sind aus neuerer Zeit, und in einer ist der Thierkreis vorgestellt. Es sollen Meisterwerke der Glasmalerei sein, und ich will dieß gern glauben.

Ehe man die Stufen zum Chore hinaufgeht, findet man davor, mit einem Stacket umgeben und mit einer Mosaikplatte bedeckt, das sogenannte „Caveau d'attente." Hier ist Ludwig XVIII. beigesetzt,

und wird so lange da bleiben, bis Louis Philipp ihn ablöst, *) worauf Ludwig zu seinen Vätern unten hinabsteigen wird, woselbst seine Stelle schon durch ein Monument bezeichnet ist. Und soll dieses Caveau d'attente immer den letztverstorbenen König bewahren.

Nebenbei an der Seite des Chors ist ein Altar — l'autel funèbre genannt — zu Ehren Ludwig's XVIII. errichtet, an welchem man alle Monate eine besondere Messe für ihn liest. Auf diesem befindet sich ein alterthümliches Crucifix von sehr künstlicher Arbeit, worauf die Stadt Jerusalem im Kleinen in erhabener Arbeit dargestellt ist. Dasselbe ist die Hälfte eines von Ludwig dem Heiligen der Kirche geschenkten Crucifixes, welches doppelt war, und die andere mit der Abbildung der Stadt Damiette steht auf der andern Seite der Chortreppe auf dem Altar Sanct Michel. Ueber diesem Altare sieht man ein sehr schönes Gemälde vom Blondel: „L'ange exterminateur," das einzige Bild auf Leinwand, welches die Kirche bis jetzt enthält. — Der gigantische Chor, in dessen Heiligthum man aber nicht eindringt, sondern den man nur von außen betrachtet, hat einen prächtigen „devant de l'autel," ein Geschenk Napoleon's I., der ihn nach seiner Vermählung vom Louvre hierher schaffen ließ. Ueber dem Hochaltar ist die Châsse mit den kostbaren Reliquien des Schutzheiligen. An diese legten wunderbarer Weise die Zerstörer ihre Hände nicht. Ueber dieser kostbaren Châsse erhebt sich das Banner des Schutzpatrons, die Oriflamme an ihrem goldenen Stabe, und wir sehen im Geiste, wie Ludwig der Heilige und Philipp August und andere seiner Vorfahren mit eigenen Händen das siegreiche Zeichen unter feierlichen Ceremonieen aus der Cathedrale holten, wenn sie einen Kreuzzug unternehmen wollten. Die jetzige Oriflamme ist natürlich nur eine Nachahmung des Originals; darunter befindet sich das Facsimile eines Lehnstuhls von Dagobert, wovon das Original in der königlichen Bibliothek steht.

Rund um das Chor reiht sich eine kostbare Kapelle an die andere, alle reich an Schätzen, mit blauem Sternenhimmel und schön gemalten schlanken Säulen, sowie mit wundervollen Glasmalereien, die theils noch aus dem zwölften Jahrhundert stammen, theils aus neuerer Zeit sind; man sieht deutlich den Unterschied an dem größeren Farbenreichthum der alten.

Ludwig der Heilige und das zwölfte Jahrhundert spielen

---

*) Diese Reiseskizze ist noch vor dem Jahr 1848 geschrieben, dessen Revolution zu Paris bekanntlich den König Ludwig Philipp entthronte.

überhaupt eine große Rolle in dieser Cathedrale, denn aus seiner Zeit stammt noch das Meiste, was 1793 verschont wurde. Dagobert I. wird als ihr eigentlicher Gründer angesehen. Nach ihm wurde sie zu verschiedenen Epochen erneuert, wie von Pipin dem Kurzen und Charlemagne, dann vom Abbé Suger und Ludwig dem Heiligen. In unserem Jahrhundert wurde die Erneuerung von Napoleon I. angefangen, von Ludwig XVIII. fortgesetzt, und der jetzige König (Louis Philipp) wird sie hoffentlich vollenden.

Unter den Kapellen des Chors sind die bemerkenswerthesten die von St. Denis mit seiner Statue und mit denen seiner beiden Begleiter, der Martyrer St. Rustique und St. Eleuthère, an den Seiten, — die von St. Geneviève mit ihrer Statue, — diese Heilige hatte eine Kapelle über dem Begräbnißorte St. Denis errichten lassen, — dann die reichgeschmückte Kapelle der heiligen Jungfrau in der Mitte, und endlich die geräumige und schöne Kapelle des heiligen Ludwig mit dessen Statue und der seiner Gemahlin Marguerite de Provence. Unter dieser befindet sich der Eingang zu den königlichen Grabgewölben; aber man wird im Vorübergehen seine Aufmerksamkeit noch zwei Säulen schenken, die unter den Rosen stehen, und wovon die eine sehr merkwürdig gewundene, zum Andenken an Heinrich III., der 1589 ermordet wurde, gesetzt, die andere von Maria Stuart, zu Ehren ihres früh verstorbenen Gemahls, Franz II., errichtet worden ist. Dann tritt man in die heiligen Hallen der verstorbenen Könige, und läßt ihre Schatten alle an sich vorüberziehen. —

---

96. Sanct Irenäus über Sanct Polycarpus.

Der heilige Irenäus, ein Schüler des heiligen Polycarpus, bezeugt in einem Briefe an Florin, der da Irrlehren ausstreute, die Heiligkeit des Bischofs also:

„Deine Lehren," schreibt er, „sind nicht jene der Bischöfe, die vor uns lebten. Ich könnte dir noch die Stelle zeigen, wo der selige Polycarpus saß, wenn er uns das Wort Gottes lehrte; die hohe Würde, mit der er ein- und ausging, die Heiligkeit seines Wandels, sein Ehrfurcht erregendes Aeußere sind immer mir noch gegenwärtig. Es ist mir, als hörte ich ihn noch, wie er seine Gespräche mit dem heiligen Johannes und den anderen Jüngern, die den Herrn gesehen hatten, erzählte, und uns von Allem unterhielt, was sie ihm von Seiner Lehre und von Seinen Wundern mitgetheilt hatten. Ich kann vor Gott betheuern, daß, wenn dieser heilige

Bischof die Lehre gehört hätte, die du predigst, er sich sogleich abgewendet, und nach seiner Gewohnheit ausgerufen hätte: Guter Gott! hast du mich diese Zeit erleben lassen, um solche Dinge zu hören? Und auf der Stelle würde er davongegangen sein." —

97. Der Ring des Sir John Felton.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth war in ganz England der katholische Glaube verbannt und verachtet. — Dennoch gewahrte man zu London im Hintergrunde eines der schönsten Häuser — zwischen dem Parlamentshause und der Westmünster-Abtei — eine junge Frau, welche vor einem, dem katholischen Cultus geweihten Altare kniete. Ein goldenes Kreuz krönte den Tabernakel; eine Statue, die heilige Jungfrau Maria vorstellend, thronte über dem Altar; an beiden Seiten, auf reich verzierten Fußgestellen gewahrte man zwei Reliquien-Kästchen; das rechter Hand trug die Inschrift: „Sanct Eduard, König;" das linker Hand: „Sanct Thomas von Canterbury." — Eine Lampe, die vor dem Altar brannte, kündete die Gegenwart des allerheiligsten Sakraments an. Nebst diesem zitternden Lämpchen, dem Sinnbild immerwährender Anbetung, brannten noch mehrere Wachskerzen, um das Heiligthum zu erleuchten. Denn kein Lichtstrahl drang da herein. Dieses so abgelegene, friedlich-stille Oratorium bot eine unzugängliche Zufluchtsstätte, welche selbst den Dienern des Hauses unbekannt geblieben. Man gelangte mittelst einer im Tafelwerk verborgenen Thüre in dasselbe, und durch drei kleine, in der Mauer angebrachte Oeffnungen drang etwas Luft, jedoch keine Helle herein. — An diesem Orte verbarg die, dem heiligen Glauben ihrer Väter treu gebliebene Familie Felton die Bücher, die Bilder und die Reliquien, welche den gottesräuberischen Händen des Ehebrechers Heinrich VIII. und seiner Tochter entgangen waren; hier feierte sie das heilige Opfer, um in der heiligen Kommunion bei Demjenigen Kraft und Stärke zu suchen, der sich für uns zum Opfer hingegeben hat. — Lady Frances Felton kniete, mit inniger Andacht betend, vor dem Altare. Sie erwartete ihren Gatten, der schon am Morgen ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt war, — und obwohl sie keinen besondern Grund zur Furcht hatte, so vermochte sie doch nicht ein düsteres Vorgefühl zu unterdrücken. Sie betete still — Augen und Hände zur heiligen Jungfrau erhoben, welche sich stets als Zuflucht der Unglücklichen bewiesen. —

Plötzlich vernahm man ein wiederholtes Klopfen an der Hauspforte. — Sie horchte. Wohlbekannte Schritte ließen sich vernehmen

— die Feder der geheimen Thüre wich und Lady Frances warf sich in die Arme ihres Gatten, ausrufend: „O John! wie spät kehrst du wieder!“ — — Er drückte sie an das Herz, indem er sie leise aus dem Oratorium zog; Lady Felton brach in einen Strom von Thränen aus, die sie bis jetzt zurückgehalten hatte. Man erkannte in der Herzensergießung beider Gatten eine stets bedrohte Liebe, ein den Stürmen ausgesetztes Geschick; ein Glück, das von Stunde zu Stunde durch das über ihren Häuptern schwebende blutige Schwert zerstört zu werden drohte.

„Endlich bist du da!“ sagte Frances, „meine Seele war voll Angst und Bangigkeit!“

„„Was fürchtest du, meine Liebe!?““

„Ich weiß es nicht zu sagen. — Die Zeiten, in welchen wir leben, sind so schmerzlich; so viele Katholiken werden ihres Glaubens wegen verfolgt und zum Tode verurtheilt, so daß ich in tödtlicher Angst lebe, wenn du nicht bei mir bist!“

Sir John erwiederte Nichts; er heftete sinnend den Blick auf die Erde. — „Ach!“ rief sie, „was hast du? Was ist geschehen?“

Er zog eine Rolle aus seinem Busen, und die Hand seiner Frau ergreifend, sagte er mit gedämpfter Stimme: „„Geliebte Gattin, **Gott** verlangt ein Opfer von dir!““ Sie sah ihn ernst fragend an. Er fuhr fort, indem er die Rolle entfaltete: „„Du kennst das Urtheil, das unsere heilige Kirche über unsere Königin Elisabeth gefällt? Sie, als unrechtmäßige Tochter des abtrünnigen Königs Heinrich VIII., hat kein Recht auf die Krone; sie befleckt das Diadem durch ihre Schändlichkeiten und unerhörte Grausamkeit; — sie, die Verfolgerin der Kirche des Herrn, die Geisel der Katholiken, die Tyrannin ihrer königlichen Verwandten, der unglücklichen Maria von Schottland, die Verrätherin an der Religion ihrer Kindheit, — sie hat den Bann des heiligen römischen Stuhles verdient! Dieser Bann ließ lange auf sich warten; endlich ist er gekommen! — Siehe, Frances, hier ist der Kirchenbann, den unser heiliger Vater Pius V. gegen Elisabeth geschleudert hat, und ich selbst, so habe ich es geschworen, werde diese Bannbulle an den Thoren des Palastes von Withe-Hall anschlagen!““

Frances erblaßte bei diesen Worten; sie sank auf die Kniee und rief mit von Schmerz erstickter Stimme: „O John! du suchst den Tod!“

„„Das **Marterthum** will ich mir erkaufen,““ erwiederte er mit Begeisterung. „„Die Kirche Gottes bedarf solcher Söhne, die ihre Befehle auf die Gefahr ihres Lebens hin zu vollziehen im Stande sind! — Diese Bulle muß bekannt werden . . . sie wird es werden . . . und das morgen! . . . Und sollte ich es mit meinem Leben büßen

müssen, nun dann, meine theure Gattin, dann ist unsere Trennung nur kurz, im Himmel werden wir ewig vereint werden!"" — —

Einige Tage später ward das Todesurtheil über John Felton gefällt in Gegenwart des Lord Schrewsbury. Die Bulle war angeheftet worden; der glaubensmuthige Katholik sollte mit seinem Leben die treue Anhänglichkeit an seine Kirche bezahlen. Die Wuth der Peiniger steigerte sich, da die schmerzlichsten Folterqualen nicht im Stande waren, ihm die Namen der Mitwissenden, noch die Derjenigen, welche ihm den päpstlichen Brief eingehändigt, zu entlocken. — Von den Folter-Qualen an allen Gliedern gelähmt, konnte er sich kaum aufrecht erhalten; in seinem Blicke jedoch las man noch dieselbe Begeisterung, die über alle Qualen erhaben war. Er betrachtete ohne Schauder die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung, — und betete mit lauter Stimme. Plötzlich schien es, als bemächtige sich seiner ein wichtiger Gedanke; er winkte Lord Schrewsbury zu sich. Dieser lenkte sein Pferd gegen den Verurtheilten. Felton zog einen kostbaren Brillantring vom Finger, und denselben dem Marschall überreichend, sagte er: „„Mylord, haben Sie die Güte, **diesen Ring** in meinem Namen der Königin Elisabeth zu übergeben, zum Zeichen, daß ich ihr **meinen Tod** verzeihe; sollte ich sie beleidigt haben, so möge auch sie mir verzeihen, und Gott möge uns Beiden den Frieden geben!"" — Lord Schrewsbury verneigte sich zum Zeichen der Zusage; eine Viertelstunde später war die schmerzliche Hinrichtung vorüber. — —

Lady Frances hatte nicht einmal in ihrem unbeschreiblichen Schmerze den Trost, den sterblichen Ueberresten ihres geliebten Gatten die letzte Ehre erweisen zu dürfen. Auf Elisabeth's Befehl wurde Felton's Haupt auf die Spitze von Temple-Bar geheftet, der Rumpf aber den Raubvögeln überlassen. — Allein da die Leiden, so wie die Freuden dieser Erde von kurzer Dauer sind, so wurden beide Gatten, die sich auf Erden so innig geliebt hatten, in kurzer Zeit dort vereint, wo in Gottes ewiger Herrlichkeit alle Thränen getrocknet, und die kurzen Erden-Leiden in ewige Himmels-Freuden verwandelt werden! —

---

98. Der borromäische oder goldene Bund.

(Geschlossen im Jahr 1586 in der Schweiz.)

Ein beträchtlicher Theil der Schweiz war dem erzbischöflichen Stabe des heiligen Carolus Borromäus untergeben, und der eben genannte Bund ist gewissermaßen als Eines der glücklichen

Erfolge zu betrachten, welche der Seeleneifer des heiligen Carolus unter dem Segen Gottes erzielt hat.

Denn ihm ist es zuzuschreiben, daß die sogenannte Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht die ganze Eidgenossenschaft überstürzte. Ein Zeitgenosse Giussano giebt interessante Nachrichten über das Wirken dieses heiligen Cardinals in der Schweiz. Durch seine weise Hirtensorgfalt wußte er den Clerus, sowie die Landesobrigkeit dahin zu stimmen, daß beide Autoritäten die von ihm empfohlenen Maßregeln zur Ausrottung der Mißbräuche und zur Abstellung des so sehr eingewurzelten Sittenverderbnisses für heilsam erachteten und sich vereinigten, so manches Uebel abzuschaffen und dafür Gutes zu stiften. Seine persönliche Anwesenheit in der Schweiz im Jahre 1570 wurde in Wahrheit als die eines heilbringenden Engels betrachtet. Dadurch läßt sich der unbeschreibliche Enthusiasmus erklären, womit der heilige Carolus überall in der Schweiz — sogar von Protestanten — empfangen und geehrt wurde.

Wir lassen nun den Wortlaut des „goldenen Bundes“ folgen, der nach dem heiligen Carolus auch der „borromäische“ genannt wird.

Bündniß der sieben katholischen Orte löblicher Eidgenossenschaft, beim wahren katholischen Glauben zu verharren, leben und sterben zu wollen.

„Wir, die abgeordneten Räthe, bevollmächtigten Anwälte, Sendboten der Städte und Länder der sieben katholischen Orte löblicher Eidgenossenschaft, nämlich von Luzern: Ludwig Pfeiffer, Ritter, Pannerherr und derzeit Schultheiß; Heinrich Fleckenstein, Ritter, Altschultheiß; Sebastian Beer, Pannerherr; Nikolaus Krauß und Jos. Holdermayer, derzeit Seckelmeister, Alle des Raths. — Von Uri: Hans Jakob Troger, Ritter, derzeit Seckelmeister; Melchior Spin, des Raths. — Von Schwyz: Christoph Schorne, Ritter, Pannerherr; und Caspar ab Yberg, Beide Neu- und Altlandammann. — Von Unterwalden, mit den Wald: Johannes Wasser, Ritter, Pannerherr und Landammann. — Von Zug: Stadt- und Amtswegen Heinrich Elßiner, des Raths. — Von Freiburg: Pancraz Wildt und Martin Sottroff, Beide Seckelmeister und des Raths. — Von Solothurn: Stephan Schwaller, Schultheiß, und Wolfgang Tenzerscher, des Raths — der Zeit aus Befehl und Vollmacht unserer Herren und Oberen nachfolgender Angelegenheit wegen in der Stadt Luzern versammelt, thun kund hiermit:

Seit geraumer Zeit müssen unsere Herren und Oberen mit großem Schmerz und besonderem Bedauern wahrnehmen, wie bei

vielen Nationen und Völkern in der ganzen Christenheit und sogar in unserer Nähe, vor unseren Thoren und Hausschwellen, ein großer Abfall von dem wahren, alten katholischen, römischen, apostolischen und christlichen, allein seligmachenden Glauben stattfindet. Als diese den Weg und die Fußstapfen ihrer frommen Voreltern und den wahren katholischen Glauben verließen, und sich von demselben trennten: da hofften unsere Oberen dennoch, der gütige Gott werde in seiner großen Huld den Verirrten die Sonne der Gnade und das Licht der Wahrheit wieder leuchten lassen. Doch geschah dieß — zweifelsohne unserer großen Sünden wegen bis jetzt nicht; im Gegentheile, dieselben wurden je länger, je hartnäckiger, und verbanden sich, wie der Augenschein und die tägliche Erfahrung lehrt, durch vielfache Verbündnisse, Verpflichtungen und Vereinigungen immer mehr miteinander. Deutlich geht hieraus hervor, daß der Fürst der Finsternisse der Leiter einer solchen Handlungsweise ist; sind sie doch — obschon unter sich und in sich getrennt — Alle nur darin einig, unsern wahren, katholischen Glauben zu unterdrücken und zu vertilgen.

Dieweil nun aber Gott der Allmächtige aus besonderem Erbarmen uns bei dem w a h r e n Licht des Glaubens gnädig und wunderbar erhalten hat, und wir so in den Fußstapfen unserer frommen Voreltern verblieben sind; so wollen wir nicht nur uns und unsere Zeitgenossen, sondern auch alle unsere Nachkommen hiermit erinnern, diese unaussprechliche Wohlthat zu Herzen zu nehmen, Gott jederzeit dafür den schuldigsten Dank in Demuth und Unterwürfigkeit zu zollen, und den Allmächtigen innig zu bitten, uns fort und fort und jederzeit in diesem Glauben erhalten zu wollen. — In ernstlicher und sorgfältiger Erwägung dieser Angelegenheit und in Betracht der gegenwärtigen, gefährlichen und außergewöhnlichen Zeitläufe haben unsere Herren und Oberen für sich und ihre ewigen Nachkommen beschlossen, und uns als ihren bevollmächtigten Anwalten und Abgeordneten zu thun befohlen, was und wie hier nachfolgt:

Nämlich und e r s t l i c h nehmen wir, die obgemeldeten sieben katholischen Orte, uns einander auf und erkennen uns als getreue, liebe, alte Eidgenossen, Mitbürger und Landsleute, dem alten, katholischen, römischen Religionsbekenntnisse zugethan, und jedem Irrthum und jeglicher Sekte für uns und unsere Nachkommen redlich und gänzlich widersagend. Wir nehmen uns an für wohlgetraute, wahre, herzliche Brüder, und wir wollen einander als solche fürhin in allen Briefen, Instrumenten, gemeinschaftlichen und besonderen Angelegenheiten in Worten und Werken erkennen, nennen und halten,

nicht anders, als wenn wir leibliche Brüder wären; des Einen Lieb und Leid sei des Andern Lieb und Leid. — Obschon wir nun wohl wissen, was wir einander im Fall eintretender Noth kraft bestehender und eingegangener Bündnisse, Bürgerrechte und Verständnisse zu leisten schuldig und verpflichtet sind (welche hiermit keineswegs widerrufen und aufgehoben, sonder alle und jede in ihrer Kraft bestehen und bleiben sollen), so haben wir dennoch auch aus besonderen Ursachen diese Bündnisse und Verständnisse durch gegenwärtiges Zuthun mehren wollen. Nämlich, weil wir Alle gemeinschaftlich bedacht, entschlossen und in festem Vorsatze sind, bei dem wahren, unbezweifelten, alten, apostolischen, römischen, katholischen, christlichen Glauben vollkommen, beständig und unveränderlich zu verharren, darin und dabei zu leben und zu sterben (wozu uns Gott der Allmächtige jederzeit seine Gnade verleihen wolle), so haben wir einander versprochen und versprechen einander, hiermit in Kraft dieses Briefes für uns und für unsere ewigen Nachkommen, welche wir hierzu fest und unwiderruflich binden und verpflichten: daß wir, die sieben katholischen Orte, allerförderst und zuerst uns einander bei dem apostolischen, römischen, katholischen, christlichen Glauben festhalten sollen und wollen, so daß, wenn ein oder mehrere Orte unter uns (was Gott der Allmächtige in Ewigkeit gnädig verhüte) von diesem Glauben abfallen wollten, daß dann die übrigen Orte dasselbe oder dieselben Orte bei dem gedachten wahren, katholischen, alten, christlichen Glauben zu bleiben und zu verharren anhalten und nöthigen, auch die Anstifter und Aufwiegler eines solchen Abfalles, wo immer sie ergriffen würden, nach Verdienen strafen sollen.

Zweitens versprechen wir, die sieben katholischen Orte, einander bei diesem obgenannten wahren Glauben mit aller unserer Macht und Kraft, Leben und Gut zu schützen und zu schirmen gegen Alle, die uns antasten, ohne irgend welche Ausnahme; kein älteres und jüngeres Bündniß, das etwa künftig aufgerichtet werden möchte, soll uns an diesem Schirmen irgendwie hindern, noch soll darin und herwider irgend eine Ausred, Sünd und List, ein Arguiren, noch Disputiren stattfinden. Denn wir versprechen einander klar und ausdrücklich, daß, sobald ein oder mehrere unserer Orte von einem Feinde, sei er wer immer (der nicht unseres alten, wahren Glaubens ist) feindlicher Weise angegriffen oder überzogen würden, und wenn auch ein solcher Feind aus anderm gesuchten oder erdichtetem Schein, als des Glaubens wegen, den Krieg gegen uns anfing, daß dann wir, die übrigen Orte, dem oder den Angegriffenen oder Ueberzogenen, wie vorgemeldt, mit all' unserer Macht

unverweilt zu Hilfe eilen und also beistehen sollen, bis sie aus aller Noth errettet sind. — Weil man aber einander nicht nur mit den Waffen, sondern auch auf andere Weise beschädigen, schwächen oder verderben kann, so erklären wir auch deutlich hiermit, daß, wenn einem der katholischen Orte von Jemanden, der nicht unseres katholischen Glaubens ist, dergleichen unleidliche Sachen begegneten, und ein oder mehrere Orte genöthigt würden, zuerst zu den Waffen zu greifen, um sich von solcher Unbild und Tyrannei zu befreien, daß dann wir, die übrigen Orte, schuldig und verpflichtet sein sollen, denselben Orten zu Hilfe zu kommen auf Art und Weise, wie es oben bestimmt ist, gleich als wären sie zuerst überfallen worden.

Dieses unser christliches Bündniß soll von Zeit zu Zeit, wenn es die Obrigkeit gut und nothwendig findet, wieder verlesen und beschworen werden, damit es auch den Jungen eingeprägt und unvergeßlich bleibe, doch mit der Bedingung, daß darin nichts gemindert oder geändert und auch keine neueren Briefe aufgerichtet werden, sondern die alten in Kraft bleiben. *) —

Endlich, damit nun dieß Alles, so hier geschrieben und inbegriffen ist, jetzt und hernach und beständig und ewig in Kraft verbleibe, so haben wir Alle die genannten Rathsanwälte und als bevollmächtigte Befehls- und Gewaltshaber unserer Herren und Oberen — nach Erforschung unseres Gewissens, wahrer Reue unserer Sünden, gethaner Beichte und Empfangung des heiligsten hochwürdigsten Sakramentes, des zarten Frohnleichnams unsers Herrn und Erlösers Jesu Christi während dem hohen, heiligen Geistamte und anderen christlichen, hierzu gewöhnlichen Solemnitäten und Ceremonieen in der Pfarrkirche zu Luzern am Tage der Errichtung dieses Briefes (wovon sieben Urkunden gleichen Inhalts von Wort zu Wort ausgefertigt, mit dem eigenen und gewöhnlichen Geheimsiegel aller sieben Orte bekräftigt und jedem Orte eine zugestellt), unser Wort gegeben am Sonntag nach des heiligen Glaubensbekenners Sanct Franciscus Tag. Anno 1586. —

*) Im Jahre 1655 kamen die Abgeordneten dieser sieben Kantone zu dieser Bundeserneuerung wirklich in Luzern zusammen, und wählten dabei den heiligen Carolus Borromäus zu ihrem und des Landes Schutzpatron. Wahrlich, das schönste Denkmal dankbarer Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses frommen Erzbischofs!

99. Pfälzische Intoleranz und Toleranz.

Der Ehe des Pfalzgrafen Leopold Ludwig, des Veldenzers, mit Agatha Christina, Tochter des Grafen Philipp Wolfgang aus Hannover, entsproßte ein Prinz, der am 17. Juli 1651 im Pfalzgräflichen Veldenz'schen Schlosse zu Lauterecken das Tageslicht erblickte, und in der Taufe den Namen Gustav Philipp erhielt. — Als der junge Pfalzgraf herangewachsen, nahm er kaiserliche Kriegsdienste, wo er als Obrist in der Schlacht bei Semsheim durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnete. In diese Zeit fällt sein und seiner Schwester Anna Sophia Zurückgehen von Luther's neuer Lehre zur katholischen Kirche. Der Pfalzgraf Leopold Ludwig, ein sehr eifriger Protestant, ließ, über diesen Schritt schmerzdurchwühlt, seinen Sohn Gustav Philipp im Lauterecker Schloßthurme Jahr und Tag lang in gefängliche Haft setzen; und nachdem der Prinz vergebens öfters die Flucht versucht hatte, so wurde er auf Befehl seines Herrn Vaters am 28. August 1679 durch den Wachtmeister Jeremias Bertho erschossen, in einem Alter von 28 Jahren, 4 Wochen und 1 Tage. In ihm erlosch denn auch die Pfalzgräflich Veldenz'sche Linie.

Daß unter einem solchen Regimente die katholische Religion in Lauterecken keine Duldung fand, versteht sich von selbst, und ist aus der Geschichte der Pfalz genugsam bekannt. Alle wurden verfolgt, gepeinigt und vertrieben, welche der katholischen Kirche treu anhangen wollten. —

Erst später sammelten sich wieder einzelne Katholiken zu einer Gemeinde, und fanden durch die Gunst besserer Zeiten Mittel, sich bleibend im Orte festzusetzen. — Die Protestanten räumten ihnen wieder die frühere, ausschließlich für Luther's Lehre in Anspruch genommene katholische Kirche zum Mitgottesdienste ein.

Beide Confessionen benützten dieselbe in brüderlicher Eintracht — bis es den Katholiken gelang, durch fromme Beisteuern eine eigene Kirche zu gründen, und dadurch den Protestanten durch Räumung der wenig umfangreichen Simultankirche Erleichterung zu gewähren.

Die Einweihung der katholischen Kirche erfolgte am 31. Juli 1853 durch den in ganz Deutschland verehrten Bischof von Speier, Dr. Nikolaus Weis, den muthigen Kämpen für die katholischen Angelegenheiten, unter allgemeiner Theilnahme der katholischen Bevölkerung, welche aus oft weiter Umgegend zu dieser seltenen Festfeier herbeigeströmt war.

Am Morgen des festlichen Tages wurden in der Simultankirche die letzten vier heiligen Messen gelesen. Von dort zog der

Bischof in Prozession durch den Ort in die neue katholische Kirche. Die Straßen der Stadt waren mit wehenden Fahnen festlich geziert. Die aufmerksamste Theilnahme ließ Katholiken und Protestanten kaum von einander erkennen. Die bischöfliche Weihe dauerte mit dem Hochamte von 8 bis 12 Uhr, worauf die Festpredigt und nach derselben die Firmung folgte. Erst um 2 Uhr endete die vormittägliche Kirchenfeier.

Als des Abends der Bischof das Allerheiligste aus der Simultankirche in Prozession in die neue Kirche trug, hatte das Volksfest den höchsten Grad der Begeisterung erreicht, und zwar mit sichtbarer Freude und Andacht in allen Schichten der Bevölkerung.

Der Freund Sester aus Constantinopel machte sich nachträglich um die katholische Gemeinde zu Lauterecken dadurch hochverdient, indem er mit seltener Freigebigkeit — eine Glocke und ein Crucifix in die Kirche daselbst gestiftet hat. —

---

100. Der Weg zur Mutter.

Der heilige Ansgar, der Apostel der Dänen und Schweden, war im Jahr 801 in der Nähe der französischen Stadt Amiens geboren, und gehörte einem vornehmen adeligen Geschlecht an.

Frühe schon legte seine Mutter die zarten Keime der Frömmigkeit und des lebendigen Glaubens in das weiche Herz des Knaben, und entschied so die ganze Richtung seines künftigen heiligen Wirkens und Strebens.

Doch bereits in seinem fünften Jahre verlor Ansgar die liebende Pflegerin seiner Kindheit durch den Tod. Dieser Verlust war für ihn um so unersetzlicher, als ihm der Vater nicht die gleiche unermüdete Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen konnte. So verlebte er seine Zeit meist im muntern Kreise seiner Gespielen, und unter diesen Tändeleien schien der frühere Ernst mehr und mehr aus seinem Gemüthe zu verschwinden.

Aber in manchen stilleren Stunden tauchte in der Seele des Knaben das Bild der Mutter gleichwie ein schützender Engel wieder auf. Es war ihm, als warne sie ihn mit bekümmertem Antlitze vor dem betretenen Pfade des Leichtsinns und der Unbesonnenheit. Solche Augenblicke ergriffen tief sein Gemüth. Er wurde ernster und nachdenkender. Die frommen Eindrücke, die er von der Mutter empfangen, wurden wieder lebendig. Seine rege Einbildungskraft beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Göttlichen.

Einst hatte er ein wunderbares Traumbild. Er sah sich versunken in einen abscheulichen Sumpf; am Rande des Sumpfes jedoch war ein sehr anmuthiger Weg, und auf demselben stand seine Mutter mit Maria, der Mutter des Herrn, und mehreren anderen Frauen, alle weiß gekleidet und gar lieblich anzusehen. Sogleich wollte er auf seine Mutter zueilen, aber er konnte sich aus dem Sumpfe nicht herauswinden. Da rief ihm Maria zu: „Mein Sohn! du möchtest wohl gern zu deiner Mutter kommen?" Und Ansgar rief: „„Ja, ich möchte von Herzen gern zu meiner Mutter kommen!"" Maria aber entgegnete: „Dann, lieber Sohn, fliehe allen kindischen Muthwillen und Leichtsinn, und wandle still und fromm durch das Leben! So nur wirst du zu uns kommen!"

Und damit zerrann der Traum, einen tiefen Eindruck in der Seele des Knaben zurücklassend. —

Ansgar's Vater glaubte für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn dem berühmten Kloster zu Corvey anvertraute. So wuchs Ansgar unter der Leitung frommer und gelehrter Mönche heran, und trat frühe schon selbst in den geistlichen Stand ein. Bald war er die Zierde des ganzen Klosters. Ein ausdauernder Fleiß hatte seinen Geist mit ungewöhnlichen Kenntnissen bereichert; die reinste und lauterste Frömmigkeit leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor, und sein überaus sanftes und liebevolles Gemüth gewann ihm alle Herzen. Er war so auf dem Wege zu seiner Mutter und zu Maria, der Mutter des Herrn. —

---

101. Ein Kind aus der Schule des Gekreuzigten.

(Aus: Der gute Hirt von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

In dem Dorfe Mezerai in der Normandie, welches dem berühmten Geschichtschreiber Frankreichs, Eudes de Mezerai, seinen Namen gegeben hatte, spielte im Jahr 1610 eine Schaar fröhlicher Knaben zusammen. Unter ihnen war Einer von zartem, schmächtigem Körperbau, mit einem wunderschönen, feurigen und sanften Augenpaar, der älteste Sohn von Eheleuten, denen er nach einer besondern Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria geschenkt worden war, und die ihm den heiligen Johannes Evangelist zum Namenspatron gegeben hatten. Wie das denn geht bei Kindern: die fröhliche Aufregung des Spieles erhitzt ihre kleinen Leidenschaften, Herrschsucht, Zorn und Ungeduld brechen zwischen den besten Kameraden

aus, und irgend eine kleine Gewaltthat macht der Freude ein Ende: so geschah es auch hier. Einer der Knaben gab dem kleinen Johannes eine kräftige Ohrfeige. Augenblicklich kniete dieser vor dem Beleidiger nieder, bot ihm auch die andere Wange dar, und sagte: „Diese Rache habe ich von unserm Heilande gelernt!“

Natürlich erfolgte eine glänzende Versöhnung, und nie in seinem Leben vergaß der Beleidiger diese Handlung des damals neunjährigen Johannes. Schon die Selbstbeherrschung bei solcher Jugend und in einem so verletzenden Fall für die Eigenliebe wäre zu bewundern, wenn nicht die außerordentliche Gesammeltheit in Gott noch viel erstaunenswürdiger wäre. Es lag eine große Verheißung in so frühzeitiger Tugend; der Knabe erfüllte sie.

Er hieß Johannes Eudes, und war der ältere Bruder des oben erwähnten Geschichtsforschers. Sein junges, von evangelischer Liebe beseeltes Herz fand keinen andern Gegenstand, dem es sich hingeben konnte, als Gott allein. Er empfing im Collegium der Jesuiten zu Caën seine Erziehung und Bildung für den Priesterstand bei den Oratorianern zu Paris, und in der heiligen Nacht des Weihnachtfestes im Jahre 1625 opferte er als neugeweihter Priester in einer Muttergottes-Kapelle seine erste heilige Messe, seine Primiz — diese wunderbare überirdische Feier, bei welcher sich über dem Priester, wie bei der Jordanstaufe, gleichsam die ganze Glorie des Himmels öffnet, aus der die Stimme des Ewigen erschallt: „Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Denn diese erste Feier ist die Besiegelung des Opfers, durch welches ein Geschöpf sich seinem Schöpfer unbedingt hingiebt. Von nun an muß an dem Altar dieser irdische Mensch täglich von Neuem sterben, um als ein überirdischer leben zu können — täglich von Neuem in den heiligen Kelch sein Herz, sein Blut, sein Leben bereitwillig legen und darbringen, um im Geist und in der Wahrheit Theil zu nehmen an dem göttlichen Opfer, das seiner geweihten Hand zur Vollziehung anvertraut ist.

Das Alles that auch redlich der Pater Johannes Eudes; er wurde sogar der Stifter des so segensreich wirkenden Ordens Unserer Lieben Frau der christlichen Liebe. —

---

102. Das beschirmte Gelöbniß der Jungfrauschaft.

Aus Liebe zur Herzensreinigkeit, und um ungestört des Umgangs mit Gott zu genießen, gelobte die heilige Cäcilia ewige Jungfrauschaft; allein so verborgen sie zu Rom lebte und so wenige

Gesellschaften sie besuchte, so sprach man doch allgemein von ihren seltenen Vorzügen und ihrer blühenden Schönheit, und dieß bewog einen jungen Mann von edler Geburt, Valerian mit Namen, um die Hand der ausgezeichneten Jungfrau bei ihren Eltern zu werben, die auch wegen seines unbescholtenen Wandels, wegen des Ansehens und Reichthums seiner Familie sogleich ihre Einwilligung gaben, obwohl er dem Heidenthum ergeben war. Jubelnd verkündigten sie der Cäcilia ihr Glück, und diese vernahm mit Schrecken die Nachricht, daß sie ihr Gott gemachtes Gelübde brechen und statt des himmlischen einen irdischen Bräutigam wählen sollte. In dieser traurigen Lage, in der sie bittere Thränen weinte über die harte Wahl, entweder Gott ungetreu zu werden, oder ihre Eltern mit Ungehorsam zu betrüben, wendete sie sich unter Fasten, Wachen und Beten zu Gott, und flehte inständig, entweder die bevorstehende Heirath zu verhindern, oder ihrem Leben ein Ende zu machen. Da erschien ihr der Engel des Herrn im Schlaf und sagte ihr: „Cäcilia! es ist der Wille Gottes, daß du deinen Eltern gehorchst, und Jesus wird auch im Ehestande dein Bräutigam bleiben; denn siehe! ich bin der Beschützer deiner Jungfrauschaft!"

Getröstet in ihrem Anliegen und versichert des Beistandes ihres himmlischen Schutzgeistes, empfing die heilige Cäcilia den liebenden Jüngling mit liebevollem Herzen als ihren Gemahl, und am Tage der Hochzeit sprach sie mit engelhafter Sanftmuth zu ihm: „Mein Valerian! ich habe dir ein Geheimniß zu entdecken, welches aber allen übrigen Menschen verborgen bleiben muß. Schon in meiner frühern Jugend machte ich das Gelübde ewiger Jungfrauschaft, und vermählte mich mit dir nur auf ausdrücklichen Befehl meines Gottes, der mir seinen Engel an meine Seite gab, daß ich auch im Ehestande die Reinigkeit meines Herzens unbefleckt erhalte. Hüte dich also vor unreinen Begierden und vor Handlungen, wodurch du meinen Schutzgeist zum Zorn gegen dich reizen würdest!"

Valerian wurde durch diese Worte der heiligen Jungfrau, deren volle Jugendblüthe durch zuversichtliches Vertrauen auf Gott in himmlischer Anmuth glänzte, von reinen, seligen Gefühlen durchdrungen, und er verlangte, den Engel zu sehen.

Cäcilia erwiederte: „Einen reinen Geist können nur reine Augen erblicken, und dieses vermagst du so lange nicht, bis du den wahren Gott erkennest und durch die heilige Taufe von allen Makeln gereinigt bist!"

Mit glühendem Verlangen nach dem Anblick des Engels Gottes willigte er in ihren Vorschlag, empfing von ihr einen Brief an den Papst Urban I., der ihm in den Glaubensgeheimnissen und in den

Wahrheiten der christlichen Religion gründlichen Unterricht und endlich die heilige Taufe ertheilte.

Mit einem Herzen voll himmlischer Freude kehrte Valerian zu seiner Gattin zurück und fand sie im Gebet, und neben ihr stand in glänzender Kleidung der Engel Gottes mit zwei duftenden Kränzen, geflochten aus Rosen und Lilien, deren einen er der heiligen Cäcilia und den andern dem neugetauften Jüngling reichte. Beide fielen voll Ehrfurcht auf ihr Angesicht und lobten Gott für seine Barmherzigkeit, und Valerian war so beseelt und begeistert im Glauben und in der Liebe zu Jesus, daß er sogleich seinen Bruder Tiburtius und einen vornehmen Hofbedienten, Namens Maximus, zur christlichen Religion bekehrte.

Dieß ärgerte den Fürsten der Finsternisse so sehr, daß er sich des Almachius, Stadtpräfects von Rom, als Werkzeug bediente, wodurch sie Alle die unverwelkliche Krone der Martyrer erhielten im Jahre 230. —

103. Die treue Wendilgard.

Im Anfang des zehnten Jahrhunderts lebte Graf Ulrich von Linz- und Argengau zu Buchhorn mit seiner Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrich's I.

Als um's Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einfielen und verheerend durch das Bayerland hereinrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomo's nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heiligen Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn, und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit. —

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während

sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge, und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen, oder nicht. — Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück, und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß!“ — Da kamen Einige der umstehenden Diener, und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück, und rief: „„O, verschont mich doch mit eueren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schauet her und erkennet Graf Ulrichen, eueren Herrn!““

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten, und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bist mir willkommen, bist mir willkommen, mein Süßester!“ Und während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget euerem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!“ Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „„Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!““ — Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an, und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „„Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?““ fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „„Nun darf ich von Stund an dir nicht mehr angehören, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt.““

Von den Geistlichen, deren Mehrere an diesem Tage zusammengekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen, sondern voll Freude für den Lebenden, und all' das Volk nahm andächtig daran Theil. Danach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Bischof Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischofe zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus: „„Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege!"" — Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie noch das Gelübde gethan, daß: wenn Gott ihnen noch einen Sohn schenken würde, derselbe an der Mutter Statt dem heiligen Gallus geweiht werden sollte. —

Wirklich gebar Frau Wendilgard noch einen Sohn ihrem Gemahl, sie selbst starb aber noch vor der Taufe ihres Kindes, das den Namen Burkhard erhielt.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach Sanct Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehnten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen, und so schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt. —

---

104. Eine Mutter aus dem Volke.

(Aus: Rheinisches Volksblatt, herausgegeben von Adolph Kolping. 1854.)

Vor kaum einem halben Jahre ließ sich in Valence in Frankreich eine arme deutsche Arbeiterfamilie nieder. Sie stammte aus der oberen Moselgegend, von wo sie schon seit fünf Jahren aus Mangel an Arbeit und Verdienst ausgewandert war, um in den benachbarten französischen Provinzen Beides zu suchen.

Als sie zu den Thoren von Valence einzog, litt der Mann, Nikolaus Hübschgen, bereits an einer auszehrenden Krankheit, die ihn für jede Arbeit untauglich machte. In einer elenden Wohnung am äußersten Ende einer jener schaurigen Gassen, die in keiner größern Stadt fehlen, fand diese Familie, die außer dem kranken Manne noch aus fünf Köpfen, darunter vier Kinder, wovon das jüngste kaum zwei Jahre zählte, bestand, ein höchst armseliges, dürftiges Unterkommen. Die einzige Stütze dieses wandernden Elendes war ein dem Anscheine nach junger, blasser Mensch von

zwei und zwanzig Jahren, den man Michael nannte, der den Vater verpflegte und für die Kinder sorgte. Die Kinder nannte er „seine Geschwister,“ wie er denn auch den kranken Mann als seinen Vater behandelte. Während der Letztere nun zu Hause verweilte und auf die Kinder Acht hatte, ging Michael zu den Bauhandwerkern in Tagelohn, machte den Handlanger bei den Maurern, oder arbeitete an der Eisenbahn mit Hacke und Schaufel, wie er es schon seit fünf Jahren gewohnt war. Der Michael hatte dabei sein eigenes Wesen. Früh Morgens, noch bevor das Tagewerk begann, eilte er zur Kirche, um beim heiligen Meßopfer sich Trost und Stärke zu harter Arbeit zu holen; bei der Arbeit selbst war er still und eingezogen, hielt sich von allen Kameraden ferne, verzehrte unnöthig keinen Pfennig, ließ sich nicht einmal auf ein Geplauder ein, sondern schaffte so fleißig und ordentlich, daß man ihm endlich noch täglich zwei Silbergroschen zu seinem bedungenen Lohne zusetzte. Vielleicht wußte man auch, mit welch' treuer Liebe Michael für die zahlreiche, blutarme Familie daheim sorgte. War nämlich das Tagewerk gethan, dann eilte Michael heim, richtete und schaffte in dem kleinen Haushalte, pflegte den immer kränker werdenden Vater und besorgte die Kinder mit einer so rührenden Sorgfalt, daß dieses selbst den übrigen Bewohnern des Hauses auffiel. Besonders trug er gerne das Jüngste herum, das in arbeitslosen Stunden fast nicht von seinen Armen kam.

In gar frischem Andenken ist gewiß noch der verflossene Winter, der sich ziemlich früh einstellte, hartnäckig festsetzte und endlich um die Weihnachtszeit zu herber, bitterer Kälte fortschritt, der arme Leute sich kaum zu erwehren wußten. Damit war also schon früh im Winter die Arbeit bei den Eisenbahnen und Bauwerken in's Stocken gerathen; und war es bisher unserm Michael schon schwer geworden, der zahlreichen Familie von dem noch immerhin kargen Tagelohn das Allernothwendigste zu beschaffen, so fing die rechte Noth nun erst an, da alle Lebensmittel im Preise stiegen, die Feuerung da sein mußte, und sich kaum hier und da eine Gelegenheit fand, einen Franken zu verdienen. Bald fehlte es in dem Haushalte Michael's an Allem, was des Lebens dringendste Noth erheischt. Dazu legte sich nun der Hausvater auf's Krankenlager, das ihm zum Sterbebette werden sollte, und Gott allein weiß, was die arme deutsche Familie ausgestanden hat in jenen Tagen der Bedrängniß an einem Orte, wo damals kaum ein Mensch an sie dachte. Da war es allerdings nicht anders möglich, als daß Michael sich nach fremder Hilfe umsehen mußte, und so besuchten dann die Mitglieder des Vereines vom heiligen Vincenz

von Paul die arme Familie, und brachten Dieß und Das zur Linderung des ärgsten Elendes, während noch hinreichend übrig blieb, um den frommen Glauben an Gottes allwaltende Vaterliebe auf harte Proben zu stellen. Doch wie jammervoll es auch in der elenden Kammer aussah, Vater Nikolaus hielt treu zu seinem Gott, und dem Michael sank der Muth nicht, wie tief auch Kummer und Elend auf seinem blassen Gesichte sich eingruben. — Um Weihnachten ging's mit Vater Nikolaus zum Sterben. Michael war und blieb der treue Pfleger, der mit der rührendsten Sorgfalt, wie es sonst kein Mensch ihm nachzumachen verstanden, den sterbenden Vater pflegte und sich den letzten Bissen vom Munde abbrach, um den Hunger der Kinder zu stillen. Endlich erlöste der liebe Gott am 31. December den kranken Vater von seinen Leiden. Mit den heiligen Sakramenten gestärkt, ist er als ein blutarmer Mann, aber als ein **guter Christ** gestorben. Michael und die Kinder weinten bei seiner Leiche.

Noch an demselben Tage wurde Michael mit den nunmehrigen Waisen — die Frau des Verstorbenen sollte vor zwei Jahren gestorben sein — auf das Bürgermeisteramt beschieden, um den Todesfall des Vaters anzugeben und die Kinder in die Waisenlisten eintragen zu lassen. Hier sollte er von seiner vorgeblich verstorbenen Mutter Vor- und Zunamen angeben, wann und wo sie gestorben, wie auch den betreffenden Todtenschein beibringen. — Michael gerieth in bange Verwirrung und wollte mit der Antwort nicht heraus. „Darüber," sagte er endlich zögernd, „kann ich keine Erklärung abgeben." Das aber galt vor dem Amte nicht, und man drängte ihn, die nöthige Auskunft zu ertheilen. Endlich sagte er stotternd: „Ich kann und darf keine Lüge sagen. Ich selbst bin die Frau des Verstorbenen, **Susanna Arzt**, und die Mutter dieser Kinder." Die armen Kinder, die nun erst merkten, um was es sich handle, schrien nun auch dazwischen: „Ja, ja, es ist unsere gute Mutter!" indem sie sich um dieselbe drängten. Das arme Weib zog sie innig an sich, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten.

Die Beamten standen erstaunt und ergriffen bei dem seltsamen Auftritt, und trauten kaum ihren Augen und Ohren. Aber es war wirklich so, wie die männlich gekleidete Frau gesagt. Bereits vor fünf Jahren hatte sie, da damals schon der Mann zu kränkeln begann, ihre Haare abgeschnitten, männliche Kleider angezogen, und war statt des Mannes an die harte Arbeit gegangen. Durch ihr Herumwandern war ihr diese List möglich geworden, ohne auch nur Verdacht gegen sich zu erregen. So hatte die heldenmüthige Mutter

Jahr aus Jahr ein das Brod für die Familie herbeigeschafft, bis in Valence die ärgste Noth über sie hereinbrach, und des Mannes Tod sie zur Entdeckung zwang. Auf ihrem Betragen ruhte kein Makel. Auch in der rauhen Umgebung und unter dem Arbeiter-Kittel hatte sie des Weibes christliche Würde bewahrt. —

Die Kunde von dieser Entdeckung verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und gar viele Leute, die das Große um so mehr bewundern, als sie weniger im Stande sind, es nachzumachen, eilten nach der Wohnung des verstorbenen Hübschgen's, um die herrliche Mutter zu sehen, die mit solch' heldenmüthiger Hingebung für ihre Familie gearbeitet, gekämpft und gelitten. Man fand eine erschreckliche Armuth. Da war kein Tisch, kein Stuhl, — die armen Kinder saßen auf kleinen Holzstücken, — kein Bett und kein Geräthe. — Die Leiche lag noch da, auf dem letzten Rest von Stroh und alten Kleidungsstücken, worauf der arme Mann seinen Geist aufgegeben. Aber bei dem Kommen und Zusehen blieb es natürlich nicht. Man brachte Speise und Trank, Mobilien und Kleider, Bett und Geräthe, und was sonst zu des Lebens Nothdurft gehört. Man rechnete es sich zur Ehre an, hier Hilfeleistung zu bringen. Selbst der todte Mann gelangte noch zu einem recht anständigen Begräbnisse.

Als man der armen Frau neue Frauenkleider brachte, äußerte sie nur die eine Furcht, in den langen Gewändern ihrer gewohnten Arbeit nicht nachgehen zu können. Und wie sollte sie sonst ihre Kleinen ernähren? Mit diesem letzten hatte es indeß keine Noth mehr. Die Gaben flossen so reichlich, daß die gute Wittwe sich bereits in einigem Wohlstande befindet und zu Hacke und Schaufel ihre Zuflucht nicht mehr zu nehmen braucht. Sie selbst kann nur nicht begreifen, was die Leute Großes darin finden, daß eine Mutter sich für Mann und Kinder aufopfert. Das, meint die brave Frau, verstehe sich ja von selbst. Deßhalb hat sie auch bisher in ihrem Leben nichts geändert, bleibt eingezogen, fromm und bescheiden, und verdient dadurch die gerechte Bewunderung aller braven Leute noch mehr, als durch die frühere harte Arbeit. Sie zählt indeß bereits vier und dreißig Jahre, was man ihr jetzt mit den ausgestandenen Mühen, wo sie wieder in Frauenkleidern daher geht, wohl ansieht. Aber dieses ausgestandene Leid ziert diese Mutter gewiß schöner und herrlicher, als die kostbarste Krone von Gold und jeglicher Reiz der Jugend. Der Herr Präfect des Drome-Departements, in welchem Valence liegt, hat die edle und hochherzige Handlungsweise der Wittwe Hübschgen nach Paris an den Kaiser berichtet. Die Kaiserin — und das

geziemt der Kaiserin und ehrt sie zugleich — hat durch ihren Secretär der braven Frau ein eigenes Schreiben zugeschickt, welches folgendermaßen lautet:

„„Madame! Die Kaiserin hat die Schilderung der frommen List, zu der Sie Ihre Zuflucht genommen, um Ihren kranken Mann und Ihre armen Kinder zu ernähren, mit besonderer Theilnahme gelesen. Durch diese Schilderung tief gerührt, kam der Kaiserin sogleich der Gedanke, sich Ihnen hilfreich anzubieten und die Versorgung zweier Ihrer Kinder zu übernehmen, und sie hat mir befohlen, mich zu diesem Zwecke mit dem Herrn Präfecten des Drome-Departements zu verständigen. Die Kaiserin weiß wohl, daß es Tugenden giebt, für welche die Großen dieser Erde keine Belohnungen haben; allein sie möchte Ihnen doch auch ein Zeugniß davon geben, welche Gefühle Ihr Thun in ihrem Herzen rege gemacht; sie will Sie überzeugen davon, Madame, daß die sich aufopfernde Gattin und entschlossene Familienmutter ihren höchstpersönlichen Beifall erworben hat. Ich bitte Sie, Madame, empfangen Sie die Versicherung meiner ehrfurchtsvollsten Huldigung.

Palast der Tuilerien, den 18. Jänner 1854.

Der Secretär der geheimen Angelegenheiten:
Damasius Hinnard.""

So schlägt oft unter der ärmsten Hülle das größte Herz! So lohnt Gott oft in diesem Leben wahre Tugend — doch nicht immer hier, jenseits aber gewiß noch reichlicher! — So handelte eine arme Mutter hienieden. Wie wird erst unsere Mutter im Himmel lieben! —

---

105. Eine Mutter aus dem Adelstande.

Die selige Biunda stammte aus dem vornehmen Geschlechte der Foschi zu Verruculo, einem Städtchen der Landschaft Emilien, Bisthums Rimini. Sie wurde christlich erzogen, und glänzte bald durch ihre ausgezeichnete Schönheit, wie noch mehr durch die Reinheit und Unschuld der Sitten. Es konnte daher nicht fehlen, daß viele vornehme und reiche Herren sich glücklich schätzten, sie als Braut nach Hause führen zu können. Endlich entschloß sie sich, Einem dieser Bewerber ihre Hand zu reichen. Sie lebte mit ihm in einer glücklichen, aber sehr kurzen Ehe, denn wenige Jahre nach der Vermählung starb ihr Gatte, und hinterließ ihr nur einen Sohn, den Erben der beiderseitigen Tugenden, in einem noch zarten Alter.

In jenem Zeitalter war keine noch so kleine Stadt frei von Parteiungen und Zwietracht. Die Bürger befeindeten sich einander mit dem bittersten Grolle. So hatte auch die Familie der Foschi ihre Feinde, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihrer Rachsucht freien Lauf zu lassen.

So lange der Vater der seligen Biunda und ihr Gemahl lebten, wagten es die Feinde nicht, ihren Haß gewaltthätiger Weise zu offenbaren. Nachdem aber Beide gestorben waren, gossen sie das ganze Gift der Feindseligkeit über die junge Wittwe, als den letzten Sprossen der Familie Foschi, aus. Um ihrem mütterlichen Herzen die bitterste Qual zu bereiten, mordeten sie ihr unschuldiges Kind.

Biunda hatte kaum die Trauerzeit über den Tod des geliebten Gatten vollendet, als ihr die Leiche ihres gewaltsam getödteten Sohnes vor Augen gestellt wurde. Sie war sonst eine Frau von ausgezeichneter Tugend, allein der gräßliche Anblick des ermordeten Sohnes, der einzigen Freude ihres Lebens, empörte ihre ganze Natur, und erfüllte sie mit den quälendsten Gedanken der Rache und Vergeltung. Drei Tage und Nächte, die sie schlaflos und in heftigster Unruhe zubrachte, dachte sie einzig nur auf Mittel, den Tod des Sohnes zu rächen. Indessen trieben die Feinde ihres Hauses den Haß gegen die Mutter auf den höchsten Grad der Unnatürlichkeit und Entmenschung. Sie öffneten den Leib des ermordeten Kindes, rissen ihm das Herz heraus, ließen dasselbe wie eine andere Speise kochen, und der Mutter, o entsetzlichste Grausamkeit! zum Mittagsmahle vorsetzen. In ihrer heftigen Aufregung, in ihrer Bitterkeit des Herzens vermochte Biunda nicht zu unterscheiden, was sie genoß. Sie streckte mechanisch die Hand nach der dargebotenen Speise aus, nahm und **aß von dem Herzen — ihres Sohnes!!** — Darauf hatten jene barbarischen Menschen gelauert, und jetzt traten sie hervor, mit wilden Blicken sich zu weiden am Jammer der Mutter, der sie nun die ganze Grausamkeit ihres entmenschten Herzens aufdeckten, als sie die Ueberraschte fragten: wie das Herz des eigenen Sohnes gemundet habe?

Man kann sich vorstellen, welchen Abscheu gegen solche Wütheriche das Herz der Mutter bei Anhörung dieser Grausamkeit erfüllt haben mußte! Wer würde es der Mutter verargen, wenn sie im ersten Anfalle der Verwirrung ihrer Gedanken in die heftigsten Verwünschungen ihrer Feinde ausgebrochen wäre?

Allein wer vermag die Rathschlüsse des Herrn zu erforschen, wenn er die Seinigen zu sich ziehen will? Gerade diese letzte

unnatürliche That ihrer Feinde, die ihr das Herz brechen sollte, weckte sie zu neuer geistiger Kraft. Wie verschwunden waren auf einmal alle früheren Gedanken, den Tod des gemordeten Sohnes zu rächen. Ein Aufblick zu Gott, dem Vater der Wittwen und Waisen, und ein Hinblick auf die schmerzhafte Muttergottes unterm Kreuz auf Golgatha — entzündete in ihr die Flamme der Feindesliebe. Sie verzieh herzlich allen ihren Feinden, wünschte ihnen alles Gute, betete zu Gott für die Mörder ihres Sohnes, und überhäufte sie mit Wohlthaten, eingedenk der Worte des göttlichen Erlösers: „Liebet euere Feinde, und thuet Gutes Denen, die euch hassen!" —

Welch' ein hoher Sieg der Gnade über die Aufwallungen eines auf's Bitterste gekränkten Gemüthes! —

Was sollte nun Biunda, die so tief gekränkte Mutter, thun, jetzt, da sie mit der Gnade des Herrn sich selbst überwunden hatte? Es war ja nichts natürlicher, als daß auch sie unter den Schutz jener Mutter eilte, welche beim Leiden und Sterben ihres einzig geliebten Sohnes die bittersten Schmerzen empfunden hatte. Sie opferte nun die erlittenen Qualen des Herzens der Schmerzenmutter auf, und bat die göttliche Jungfrau, ihr von Jesu die nöthige Kraft zu erbitten, in der Geduld und Ergebung bis an's Ende standhaft ausharren zu können.

Diese große Selbstüberwindung, mit welcher sie ihren Feinden von ganzem Herzen verzieh, war auch dem Herrn so wohlgefällig, daß er sich würdigte, durch himmlische Gesichte seine getreue Dienerin zu trösten. Es erschien ihr der göttliche Heiland mit seiner Mutter Maria, blickte sie wunderlieblich an, wandte sich dann zur Mutter, und heißt sie, gleichwie er am Kreuze den Jünger Johannes ihr anempfohlen, nun auch Biunda **„als ihre Tochter"** annehmen.

Im Herzen voll Trost und Freude über dieses himmlische Gesicht, glaubte Biunda, sie könnte nicht besser sich unter den Schutz Mariens, der Schmerzenmutter, stellen, als wenn auch sie das schwarze Trauerkleid des Serviten-Ordens anziehen würde. Sie begab sich daher ohne Verzug zu dem Vorsteher des Klosters zu Verruculo, entdeckte demselben ihren gemachten Entschluß, und wurde nach vielen demüthigen Bitten mit dem heiligen Trauerkleid angethan und unter die Schwestern des dritten Ordens aufgenommen.

Allda zeigte nun Biunda, daß sie eine wahre Pflegetochter der Schmerzenmutter sei, denn sie weihte die ganze Zeit dem zarten Andenken an die Schmerzen Mariens, die sie ausgestanden,

als man ihren göttlichen Sohn an's Kreuz schlug, und wurde bei der Betrachtung derselben, vom tiefsten Mitgefühl ergriffen, bis zu Thränen gerührt. Nebstbei kasteite sie ihren Leib mit Geißelstreichen, strengen Fasten, stetem Wachen, scharfen Bußkleidern, um in sich jede Liebe der Welt, jede Regung der Leidenschaft zu ersticken, und dafür nur in der Liebe zu Jesus und Maria zu wachsen.

Der Herr würdigte sich auch, seine getreue Dienerin durch Wunderzeichen zu verherrlichen, um der Welt zu offenbaren, wie lieb und angenehm die Selbstverleugnung und ein stetes Bußleben ihm wäre. Es war ein Weib schon lange Zeit gänzlich erblindet, und wünschte nichts Sehnlicheres, als das unschätzbare Augenlicht wieder zu erhalten. Menschliche Hilfe war keine möglich, da alle angewandten Mittel das Uebel nicht hoben. Sie empfahl sich nun der Fürbitte der seligen Biunda, und als diese über sie den Namen Mariens ausgesprochen hatte, erhielt sie auf der Stelle das verlorne Augenlicht zurück.

Reich an Verdiensten für die Ewigkeit, und glänzend mit Wunderzeichen starb endlich die selige Biunda den Tod der Gerechten am 2. September 1411. — Ihr Leichnam, bei welchem viele Kranke in den verschiedenartigsten Gebrechen trostreiche Hilfe fanden, wurde in der Ordenskirche feierlich beigesetzt. —

---

106. Die Bitte einer Mutter um den päpstlichen Segen für ihren Sohn.

Am 28. April des Jahres 1854 wurde in der Sanct Ludwigs-Ordenskapelle zu Piacenza ein feierliches Todtenamt gehalten für den meuchlings gemordeten Herzog von Parma Carl III., der Großmeister des Sanct Ludwigs-Ordens gewesen.

Bei dieser Gelegenheit hat die Zeitung „Campana" folgenden Brief der Wittwe des Verstorbenen, der Herzogin-Regentin Louise (einer geborenen Prinzessin von Frankreich, Schwester des Grafen Chambord) an Papst Pius IX. veröffentlicht. Das Schreiben lautet:

„Heiligster Vater!

In dem schmerzvollsten und feierlichsten Augenblicke meines Lebens bitte ich Ihre Heiligkeit um Ihren Segen für ein Kind, das durch ein entsetzliches Verbrechen mit einer Krone belastet worden, und für mich, der durch Gottes Rathschluß die schwere Aufgabe zugefallen, demselben die Last der Krone zu erleichtern. In solchem Augenblick fühle ich mich ganz besonders der Segnung des Stellvertreters unsers Herrn Jesu Christi bedürftig. Die unendliche Barm-

herzigkeit Gottes hat mir in meiner tiefen Betrübniß einen außerordentlichen Trost gewährt in dem echten Christenmuth, in der frommen Hingebung, mit welcher Der, den ich beweine, seinen Geist aufgegeben, Gottes Willen segnend und in fester Hoffnung auf das Kreuz Unseres Heilandes. Vom ersten Augenblick meiner Regierung an war meine erste Sorge, Ihre Heiligkeit zu bitten, Ihre Aufmerksamkeit dieser Heerde ohne Hirten zuzuwenden. Das sind auch meine Kinder. Parma bedarf eines kraftvollen und erleuchteten Bischofs, und ich bitte Ihre Heiligkeit herzlich, uns einen solchen selbst auswählen und zusenden zu wollen. Ich weiß, daß die Rede davon gewesen ist, uns einen ehrwürdigen deutschen Prälaten vorzuschlagen; aber wir bedürfen eines italienischen Bischofs, und Ihre Heiligkeit selbst muß ihn uns senden. Ich muß auch des Concordates gedenken, wegen dessen ich mich beeile, Ihnen Monsignore Marzolini nach Rom zu senden. Ich glühe vor Begierde, meine Unterwürfigkeit und treue Anhänglichkeit an die heilige römisch-katholische Kirche zu beweisen, damit Gottes Segen mit meinem Sohne Robert sei. Ich getröste mich in Bezug auf das Concordat der erleuchteten und väterlichen Großmuth Ihrer Heiligkeit, welche die Fragen über Kirchen- und Staatseigenthum gewiß erleichtert. Ich werde kein Opfer zur Ueberwindung der gegenwärtigen finanziellen Bedrängnisse scheuen; die Kirche, die unsere Mutter ist, wird auch mir zu Hilfe kommen, und meine ängstliche Achtung für ihre geheiligten Rechte wird, wie ich hoffe, kein Grund sein, uns Bitten abzuschlagen, die gewiß durch die Umstände gerechtfertigt sind. Ich sage Ihrer Heiligkeit meinen Dank für die allzu schmeichelhaften Grüße, welche Monsignore Massoni mir von Ihnen überbracht hat. Ihre väterliche Zustimmung war der größte Trost für mich. Ich bitte Gott, mich dessen mehr und mehr würdig zu machen. Schließlich bitte ich Ihre Heiligkeit um Ihren Segen für meinen Sohn Robert und für meine drei anderen Kinder und für mich, damit ich stets wirke zur Ehre Gottes, und um Ihr Gebet für die theure Seele, welche von dieser Welt gegangen mit Buße und Glauben, wie sie einem Enkel des heiligen Ludwig ziemte. Ich bin mit vollster Ergebenheit Ihrer Heiligkeit liebende und gehorsame Tochter Louise."

---

107. Mutter und Sohn.

(Von Isabella Braun.)

Es ist Sonntag und dazu noch Sommer und herrlich Wetter. Man könnte glauben, ganz München sei auf den Beinen und jedes Haus leer. Jeder Sitz im englischen Garten ist besetzt.

Alte Mütterlein und Greise, die sich im langen Leben, wie auf den gewundenen, verschlungenen Pfaden müde gegangen, rasten da aus; neben daran auch die Kinder, welche das Gehen noch nicht recht in Uebung haben. Die junge Welt zeigt sich in ihrem Staate, und daß sie sich zeigen will, sieht der Unbeachtete am besten; denn Gang und Miene verändern sich plötzlich, wenn eine nur einigermaßen interessante Begegnung in Aussicht steht. Das ist ein buntes Durcheinander aller Stände. Den Einen durchflutet die Wonne des Rasttages; der Andere schlägt die unerschöpfliche, unleidliche Zeit todt; der Eine erlabt sich dort am schäumenden Bier oder duftenden Kaffee; der Andere schlürft in vollen Zügen den milden Hauch der köstlichen Luft und stärkt sich mit dieser besten Arznei für die kommenden, wie verlebten Tage im dumpfen Arbeitszimmer. Der Eine trillert sein Lied und denkt nichts; der Andere sinnt viel und ernst. Der Eine sieht Alles; der Andere nichts als seine innere Welt. Der Eine bettelt und erwirbt damit den Unterhalt für die kommende Woche; der Andere verschleudert den Erwerb der verflossenen. So ist fast ein Jeder anders, nur die Kinder sind einander gleich: sie pflücken die Blumen und jagen den Schmetterlingen nach; sie spielen im Grase mit den Käferchen und plaudern miteinander gleich alten Bekannten. Wohl ihnen, daß es so ist, und sie noch nicht Theil nehmen an Dem, was die Einen und was die Anderen denken und thun!

Aber lassen wir sie Alle hinziehen; mich fesselt ein ganz besonderes Bild, welches von den Einen und Anderen unbemerkt blieb, oder nur wie ein Schattenspiel an ihnen vorüberzog.

In der That, es ist ein Schattenspiel, aber ein ernstes, trauriges.

Ein Paar schreitet Arm in Arm dahin: Mutter und Sohn.

Der Sohn ist noch jung, kaum mögen zwanzig Jahre an ihm vorübergezogen sein, — doch er hat wenig davon gesehen, denn seit sechs Jahren ist er **blind.** So lange die Augen sahen, überblickten sie nur Schönes: Wohlhabenheit schmückte seine Umgebung, die Wangen der Mutter waren rosig, die Stirn unbewölkt, der Mund lächelnd; seine Hand glitt so oft über Sammt und Seide, daß sie noch jetzt ein feines Gefühl dafür besitzt. Das Alles sieht er nun nicht mehr; aber das liebeglänzende Mutterauge blieb sein Stern, der auch durch die Nacht der Blindheit strahlt. Er liebt seine Mutter unaussprechlich; sie ist ihm Alles, wie auch er ihr Alles ist; denn seit vier Jahren trägt sie noch ein anderes Unglück als des Sohnes Erblindung: sie ist Wittwe und verarmt.

Doch Mutterliebe deckte in Verbindung mit dieser Blindheit über Manches einen Schleier, und ihr Liebling ahnt wenigstens

nicht die Eine Veränderung ihrer Lage. Ihm blieb die gewohnte Bequemlichkeit; sein Bett ist gleich weich, sein Lehnsessel ist der alte; auf Teppich und Polster ruhen seine Füße, und seine streichelnde Hand fährt noch hier und da über das alte seidene Kleid; wie verbleicht die Farben sind, sieht er ja nicht. Mitten in der Sorge flüstert das liebende Mutterherz: „Gesegnet sei deine Blindheit, armes Kind! sie erspart dir viel Leid."

Das ist auch Verstellung und Täuschung! Aber welch' eine edle! Die Liebe veredelt Alles und ist die Mutter des edlen Betruges. Aber auch der Sohn wetteifert mit der Mutter in dieser Kunst. Er ist nicht allein blind, sondern auch krank. Erst vor Kurzem erstand er vom Bett, aber das Siechthum setzte sich fest in seinem Leibe. Fahl sind seine Lippen; bleich und eingefallen seine Wangen; eine schwarze Binde zieht sich an ihnen hinauf und hebt die Blässe noch mehr hervor; die hagere Gestalt füllt nicht das Röcklein aus, welches daran hernieder hängt. Seine Schritte sind müde und wankend und nur mit Mühe tritt der Fuß so fest die Erde. Aber wozu diese Mühe? Hört, hört! Der junge Mann fühlt, daß er der Mutter einzige Stütze und Wonne ist; darum nimmt er sich so zusammen, und darum bietet er ihr den Arm, obwohl er die Stütze selbst nöthig hätte; er will die Mutter über seinen Zustand täuschen.

Und gelingt ihm das? O nein! Das Mutterauge sieht scharf; hier spielt Täuschung um Täuschung. Sie legt ihren Arm ziemlich fest in den seinigen; ja, sie gewährt seine Bitte, und überläßt ihm die Tasche, in welcher einige Labung für den Spaziergang steckt; denn sie will ihm vorspiegeln: „O, du bist nicht so krank und schwach, als du vielleicht selbst meinst! Du kannst die Mutter wohl stützen und führen!"

Aber noch etwas sehr Großes thut die Mutter: sie lächelt. Er sieht es ja nicht? — O, er fühlt es, daß sie lächelt; er merkt es an ihrer Stimme, und wenn sie daheim sind, streichelt er oft ihre Wange und fährt über ihr Gesicht, um so die lieben Züge zu sehen mit dem innern Auge der Erinnerung.

So schreiten die Beiden durch das Menschengewühl. Ich erkannte diese gegenseitigen Täuschungen; ich folgte ihnen mit schwerem Herzen; ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen, und seit diesem Tage steht das trostlose und heilige Bild von Mutter- und Kindesliebe unverwischbar vor meiner Seele.

Und nun saget mir: Habet ihr je von einem Berge aus, und wäre es der höchste unserer Alpen, solch' ein Bild gesehen? O, das Menschenherz geht doch noch über die Natur! —

---

108 und 109. Verehrung der Eltern.

1. „Ehre Vater und Mutter, so wird es dir wohl ergehen auf Erden!" Diese göttliche Verheißung hat der wackere Vukassovich an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andere erfahren.

Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter anderen mehrere Male im Jahre die Militär-Akademie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit zärtlicher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, nach den Verhältnissen der Zöglinge und ihrer Aufführung.

„Welcher von meinen lieben Söhnen," fragte sie einst wieder den würdigen Vorsteher der Akademie, „führt sich am besten auf?"

„„Eure Majestät!"" antwortete dieser, „„sie sind Alle brav, Alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge Vukassovich aber ist der Bravste aus Allen."" So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehrer den wackern Jüngling.

„Ich höre das Lob des jungen Menschen nun schon öfter," fuhr die edle Monarchin fort, und sah den Dalmatiner, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an. „Ich wünsche ihn fechten zu sehen; er nehme das Rappier."

So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen, das Rappier.

Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier," sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Dukaten übergab, „eine Gratisgage, kleiner Soldat, und mache dir nach so hitzigem Gefecht irgend ein Vergnügen damit."

Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie aber hieß ihn aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse. —

Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Vukassovich abermals vorstellen, und fragte, was er sich mit dem Gelde für eine Freude gemacht habe. Da ward dieser kleinmüthig und stockte in seiner Rede.

„Hast du das Geld verspielt, oder worauf ist's verwendet worden?" sprach die Monarchin etwas finster und rasch. —

„„Ich habe es meinem armen Vater gesandt!"" versetzte der Jüngling bescheiden. —

„Wer ist dein Vater?" —

„„Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte, dem huldreichen Sinne, in dem mir jene gnädige Gabe gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen und von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dieß war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte.""

„Du bist ein wackerer Junge," sagte die gerührte Kaiserin. „Dinte, Feder und Papier her! Setze dich und schreib'!"

Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge Bukassovich, wie die Monarchin befohlen. Die gnädige Landesmutter diktirte:

„Liebster Vater! Den Brief, welchen ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin selbst. — Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater! haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 500 Gulden erhalten werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von vier und zwanzig Dukaten bekomme." —

Man denke sich die Freuden des guten Bukassovich. Die Schrift an diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, wie er in seinem Leben sie noch geschrieben, auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt.

Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe zugleich belohnt. — Größer war aber noch der Lohn, welchen die Zukunft brachte. — Bukassovich kam bei seinem Austritt aus der Akademie als Offizier zur Armee, stieg von Grad zu Grad, und leistete in verschiedenen Kriegen, die unter der Regierung Maria Theresiens und ihrer Nachfolger geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, eine der höchsten Würden im militärischen Range.

Groß ist der Segen, welcher auf guten, dankbaren Söhnen ruht! —

2. Ein Bauer im Oesterreichischen sollte seinem Amtmann binnen vier und zwanzig Stunden sechzehn Thaler bezahlen oder gepfändet und in's Gefängniß geworfen werden.

Es war ihm unmöglich, und der Amtmann blieb unerbittlich. Der Sohn des Bauers, ein Soldat, der eben bei ihm auf Urlaub war, beschloß, seinen Vater zu retten. „Hört, Vater," sagte er: „Einer von meinen Kameraden will heute Abend desertiren; zeigt es dem Schulzen an, und Ihr erhaltet drei Louisd'or!"

Der arme Mann verwarf diesen Vorschlag; aber sein Sohn stellte ihm vor, daß es erlaubt, ja Pflicht sei, auch der Huldigungseid es von ihm heische — und der Vater gab nach, erhielt das Geld und befriedigte den Amtmann.

Der Sohn verbarg sich am Abend an dem bestimmten Orte, wurde ergriffen, dem Regiment überliefert und zum Gassenlaufen verurtheilt. Standhaft ertrug er die Schmerzen, und am Ende rief er aus: „Gottlob! nun ist's vorüber, mein Vater ist frei!"

Das hörte der Oberst, meldete es dem Kaiser Joseph II., und dieser machte den edelmüthigen Sohn zum Lieutenant. —

110. Geschwisterliebe.

Der Herr von Remonsat zu Marseille ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln, und dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und besonders durch ihre Geschwisterliebe bereitet hatten. „Ehe ich aber sterbe," — sagte er — „muß ich euch ein Geheimniß entdecken, welches Einen von euch aus euerem Kreise entfernen wird. Nämlich Einer von euch ist nicht mein leibliches, sondern ein von mir angenommenes Kind; soll ich ihn nennen?" —

„„Nein, nein!"" riefen Alle, wie aus Einem Munde, „„wir wollen Alle Geschwister bleiben!"" —

111. Brüderliche Liebe.

Ludwig XI., König von Frankreich von 1461 bis 1483, war einer der unterrichtetsten Männer seines Jahrhunderts; klug und fest, und unermüdet thätig, verstand er es, selbst zu regieren, hielt ernste Aufsicht über seine Diener, und übte Gerechtigkeit, oft mit so scharfen Mitteln, die zur Niederlage der schlechten Grundsätze seines verdorbenen Zeitalters dienen mußten, in welchem Falschheit, Grausamkeit und Meineid für Klugheit und Verstand galten. Gab er

einerseits das Gesetz: daß Niemand sein Amt anders verlieren solle, als nach Urtheil und Recht, so war er blutig streng gegen — Empörer.

Zum Beispiele:

Jakob Graf von Armagnac galt als einer der ersten Vasallen dieses Fürsten und als einer der vornehmsten Großwürdenträger unter seiner Regierung. Der Graf war auch Kron-Feldherr des Reiches, und als solcher, da er an der Spitze des Heeres seinen ganzen Einfluß auf dasselbe ausüben konnte, leicht der bedeutendste Mann im Lande. Man beschuldigte ihn, der selbst einem fürstlichen Geschlecht entsprossen, eines geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs, den Herzögen von Bretagne und Burgund. Das Gelingen der Plane dieses verrätherischen Bündnisses hätte Ludwig XI. die Krone gekostet. Er verfiel als Hochverräther dem Tode durch Henkershand. Aber Ludwig schien bis in's zweite und dritte Glied der gräflichen Familie Armagnac des Hauptes Verbrechen fühlen lassen zu wollen, auf daß der empörerische Vater in seiner und in der Marter seiner unschuldigen Kinder so zu sagen — dreifach sterbe.

Am 19. December 1475 wurde der Graf Jakob von Armagnac, unter dem Zuströmen einer unermeßlichen Menschenmenge, auf dem Grève-Platze zu Paris enthauptet; man führte aber auch seine beiden Söhne, Kinder von neun und sieben Jahren, in Büßerhemden und barfuß, mit auf's Schaffot, und das Blut des sterbenden Vaters mußte die zarten Körper der schuldlosen Söhne bespritzen. Hierauf brachte man dieselben in der Bastille, einem furchtbaren Staatsgefängnisse, in zwei dütenförmige Gitter-Käfige, die man nebeneinander aufhing.

Obgleich schon aus der Nacht dieses Kerkers und aus der eigenthümlichen Bauart dieser Käfige den Kindern eine unausgesetzte Qual erwuchs — denn sie waren genöthigt, stets die unnatürlichsten Körper-Stellungen einzunehmen — so wurde später noch der Befehl gegeben: man solle beiden Kindern alle acht Tage einen Zahn ausziehen. Da bat der ältere Bruder mit wahrhaft rührender Inbrunst den Zahnarzt: er möge die Zähne nicht seinem jüngeren und schwächlicheren Bruder, sondern **ihm** allein ausnehmen, weil es ja genügen werde, wenn nur überhaupt Kinder-Zähne dem Könige vorgezeigt würden.

Der ältere Graf Armagnac starb bald, in Folge jener wiederholten entsetzlichen Operationen, an einem Zahnfieber. — Der jüngere Bruder, Franz Graf von Armagnac, erlebte aber noch den

Tag der Erlösung; er befand sich unter der Zahl der begnadigten Gefangenen, die nach dem Tode Ludwig's XI. von seinem Sohne und Nachfolger Carl VIII. in Freiheit gesetzt wurden. *)

112. Der treue Freund.

Chateauneuf, Siegelbewahrer unter dem Könige von Frankreich Ludwig XIV., wurde verhaftet.

Sein vertrauter Freund, der Ritter du Jars, sollte gegen ihn zeugen; er konnte aber nicht. — Man setzte ihn in das furchtbarste Staatsgefängniß, die Bastille; er beharrte bei seiner Weigerung. — Man drohte; er schwieg. — Man bereitete ihm einen Criminal-Prozeß; er sagte nichts weiter, als: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" — Um ihn zu schrecken, sprach man zum Scheine das Todesurtheil über ihn; er erschrack aber nicht und schwieg. — Man führte ihn wirklich zum Schaffot; er ging ohne Zagen. — Man bot ihm Rettung vom Tode, wenn er noch in diesem Augenblick wider seinen Freund zeugen würde; er betheuert nochmals auf's Feierlichste: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" — Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er kniete betend nieder. — „„Gnade! Gnade! Gnade!"" rief es plötzlich; er stand schweigend auf.

„„Wie werden Sie nun für diese Rettung dem König Ihre Dankbarkeit beweisen?"" fragte man ihn.

„Saget dem König," versetzte er mit dem gemessensten Ernste, „daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist!" —

113. Die Wittwe.

Ueber die feuchten Stoppeln schritt ein junges, bleiches Weib. Auf dem Rücken hing ihr, in verblichene Decken gehüllt, ein schlummernder Säugling; an ihrer Hand hüpfte ein munterer schwarzlockiger Knabe, und trug mit stolzem Lächeln auf den Schultern des Vaters Schwert und Helm.

*) Von dem Gründer der monarchischen Gewalt in Frankreich Ludwig XI., der seinem Nachfolger das Reich in einem blühenden Zustand hinterließ, und der durch gar manche grausame Handlung als ein Tyrann erscheint, sagt der Geschichtschreiber Johannes von Müller, ein Protestant: „Er ist von Vielen übel beurtheilt worden, welche seine Lage und ihn nicht fassen konnten." —

„Mutter," schwatzte das unbefangene Kind, „nun erreichen wir doch bald die große Stadt, das Ziel unserer Reise? Nun kommen wir doch bald zum Großvater?"

„„Bald, bald, mein Sohn!""

„Wenn ich erst in der Stadt bin, dann darf ich auch Soldat werden, wie der Vater; nicht wahr, Mutter? O, ich bin schon recht stark und kann schon Vieles ertragen! Und den Säbel vom Vater behalte ich dann! Darf ich nicht?"

Die Mutter brach in schmerzliche Thränen aus, und blickte schluchzend zum nebelvollen Himmel auf, und zu Gott, dem Beschützer der Verlassenen. — Auf dem Felde der Ehre hatte ihr Gatte den Tod gefunden, und aus fernen Landen war die Mutter mit ihren Kindern in ihre Heimath zurückgekehrt. Aber auch diese bot ihr kein schützendes Obdach, auch hier stand sie allein! Es lebten wohl noch die Eltern des hingeschiedenen Gatten, aber sie hatten der Verehelichung des einzigen Sohnes mit dem unbemittelten Mädchen gezürnt, und sich gänzlich von ihm abgewendet. „„Werden sie,"" klagte die Wittwe, „„nicht jetzt mich rauh von der Schwelle weisen, jetzt, da der Gatte nicht mehr vermittelnd zwischen ihnen und der unwillkommenen Tochter steht? Werden sie sich der stammelnden Waisen, der verlassenen Wittwe erbarmen, die ihnen den Sohn, den einzigen, geraubt hat? Der Reichthum macht oft die Begüterten taub gegen die Klage des Armen, sie dringt nicht zu den verhärteten Herzen! — Und doch will ich so gern den schneidenden Vorwurf, die höhnende Verachtung ertragen, wenn ich nur die Kinder, die unschuldigen, in ein Vaterhaus führen kann!""

Mit ängstlicher Erwartung im hochklopfenden Herzen nahte die Wittwe den Mauern der Stadt. — Da schwankte ihr ein Leichenzug entgegen. Man trug den mit Astern gezierten Sarg eines Kindes unter dem Arme, und die schluchzenden Eltern folgten ihm. Als die Wittwe die Schwerheimgesuchten erblickte, preßte sie mit stiller Mutterliebe des Knaben Hand. Sie war ja noch überreich, und fühlte sich stark, mit dem Beistande der Gnade Gottes Alles zu dulden für ihre Kinder.

Sie eilte durch die breiten, geräuschvollen Straßen und gedachte sorgend des bevorstehenden rauhen Empfanges. Und als sie später umherblickte nach einem freundlichen Gesichte, welches ihr die Wohnung des begüterten Goldschmiedes, des Schwiegervaters, zeigen möchte; da gewahrte sie auf der steinernen Bank vor einem der Häuser einen gar rüstigen Alten, und ihm zur Seite die tieftrauernde Gattin.

„„Siehe nur,"" redete der Greis zur treuen Gefährtin, „„dort den schwarzäugigen Buben am Arme der jungen Frau! Gleicht er

nicht unserm Bruno im Blitzen der feurigen Augen, im Lächeln des Mundes, in den dunklen lockigen Haaren? Ich will die Mutter herbeirufen; sicher kommt sie aus dem Reiche, und kannte vielleicht unsern Sohn!'"

Die Gattin nickte ihm schweigend Beifall.

„'Wer seid Ihr, junge Frau? Woher des Weges? Ist er der Eurige, der muntere Bube?'"

„„Ich kehre zurück in die Heimath,"" entgegnete die Befragte; „„der Krieg machte **mich** zur Wittwe, die **Kinder** zu Waisen. — O, saget mir, wie mag ich zur Wohnung des reichen Goldschmiedes N. gelangen? Sein Sohn war mein Gatte!""

„'So, bist du Bruno's Frau!'" rief in tiefer Bewegung der Greis, „'und diese sind meines Sohnes Kinder? O, sei mir tausendmal gegrüßt, du liebe, liebe Tochter! — Sei mir herzlich willkommen, und tritt in mein Haus! Ach! hat mir denn Bruno meine Härte vergeben?'"

Die Greisin umschlang weinend die weinende Tochter; der Vater preßte herzlich den Enkelsohn an seine Brust; der Säugling schlug die dunklen Augen auf und lächelte freundlich die Festumschlungenen an. Und Alle erhoben die Hände dankend zu Gott empor, und riefen: „Verklärter Bruno, sieh' hernieder, und freue dich mit uns und unserer Liebe!" —

---

114. Das von Gott wundersam begnadete Stiefkind.

Germana Cousin, geboren 1579 in einem Dörfchen des Bezirkes Pibrac bei Toulouse im südlichen Frankreich, lebte in Armuth, Leiden und Erniedrigung. Gottes Vorsehung, die unerforschliche, überschüttete sie mit Krankheiten. Gelähmt an der rechten Hand, behaftet mit einem Kropfe, genoß Germana niemals die zärtlichen Liebkosungen einer Mutter; sondern, von ihrer Kindheit an verwaist, war sie den Schmähungen und Schlägen von Seite einer grausamen Stiefmutter ausgesetzt. Ihre karge Nahrung, in Brod und Wasser bestehend, wurde nur in geringem Maaß und noch mit bitteren Vorwürfen gereicht. Sie wurde seit dem zehnten Lebensjahre zum Hüten des Viehes ihres Vaters gebraucht, und hatte bis zum Tode, der sie 1601 in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren dahinnahm, keine andere Beschäftigung. —

Dieses so kurze und in den Augen der Welt verächtliche Leben war aber eine fortlaufende Kette von allen Tugenden. Die

Geduld, die Ergebung, die Sanftmuth, das Gebet und die Liebe bezeichneten jeden ihrer Schritte, und Gott gefiel es, die Heiligkeit seiner Magd schon in ihrem Leben mit Wundern ohne Zahl zu verherrlichen.

Dieses armselige Kind, dieses Hirtenmädchen war durch die Gnade des Allerhöchsten gleichsam die Königin der Felder und Fluren, wo sie ihre Heerden weidete; die Natur gebot oft den Elementen Halt, um der frommen Schäferin zu gehorchen. Die angeschwollenen Gießbäche hielten ihren reißenden Lauf ein, um die Dienerin Gottes durchziehen zu lassen; der Wolf wich ehrerbietig ihren Schäflein aus; die Schäflein folgten so willig dem Stab oder der Spindel ihrer Hirtin, daß sie nie auf fremde Felder hinüberstreiften. Die Bäume ihres Vaters waren stets voll der schönsten Früchte, und seine Saaten hatten weder vom Hagel, noch von anderem Unwetter zu leiden. Die etlichen Stückchen Brod, die sie zur eigenen Nahrung und für die Armen mit sich in die Hürde trug, verwandelten sich, einmal sogar im Winter, in frische Blumen unter den Augen ihrer geizigen **Stiefmutter**, die selbst beim Anblicke dieses Wunders ihren Schmähungen kaum Einhalt that. Ihr Tod endlich wurde durch die Gesänge der Engel verherrlicht. An das Reisiglager, auf welchem die reine Hirtenmagd an dem Herzen ihres göttlichen Bräutigams Jesus Christus entschlummerte, kam die Königin des Himmels, begleitet von den heiligen Jungfrauen und Auserwählten, um die so geläuterte Seele in's Paradies zu führen. —

Vierzig Jahre nach ihrem seligen Tod, um die Zeit, da die Menschen, vergeßlich wie sie sind, kaum mehr ihrer Tugenden und Wunder gedachten, stieß man im Friedhof auf ihren Leib und fand ihn gänzlich unversehrt. Dieß erweckte die Andacht ihrer Landsleute wieder.

Eine zweite Uebertragung nach zwanzig Jahren, bei der sich ihr jungfräulicher Leib noch fortwährend unverwesen zeigte, erhöhte das Vertrauen der Gläubigen — um so mehr, da durch einen Zeitraum von hundert und vierzig Jahren, selbst in den schlimmsten Tagen der blutigen Revolution, ununterbrochen Wunder an ihrem Grabe geschahen.

Dieß bewirkte, daß man 1700 ihre Seligsprechung einleitete, die aber erst 1854 am 7. Mai, am dritten Sonntage nach Ostern, in der St. Peterskirche zu Rom unter der größten Feierlichkeit in Gegenwart des französischen Generalstabs und einer unzähligen Volksmenge stattfand. —

Demnach verflossen zweihundert drei und fünfzig Jahre also seit dem Tode Germana's bis zu diesem solennen Akte. — Und warum eine so lange Zeit? — Um ihre Tugenden und Wunder durch Gelehrte von allen Fächern und Ständen untersuchen zu lassen, dergestalt, daß jeder vernünftige Zweifel an ihrer Heiligkeit unmöglich werde, und nur ein Blöder oder Lasterhafter sie bestreiten könnte. Künstler aus verschiedenen Ländern und Ständen, Männer und Frauen beeilten sich mit Pinsel und Meißel, die Tugenden und Wunder des armen Mädchens zu verherrlichen und am Tage der Seligsprechung die Basilika des heiligen Petrus mit ihren Werken zu zieren. Besonders wurde das Wunder der Blumen in einem selbst von großen Meistern (z. B. von Cornelius) gerühmten Gemälde abgebildet, welches, dem Gebrauche gemäß, eine Deputation bei Gelegenheit der Danksagung dem heiligen Vater überreichte. Merkwürdig sind die Worte, welche der Papst Pius IX. mit ungemeiner Rührung und Salbung an die Abgesandten richtete. „Es erfüllt mich" — sprach er — „der Triumph dieser demüthigen Hirtin mit großer Freude; Gott scheint dieses arme, schwache Kind so erhöht zu haben, um in unendlicher Barmherzigkeit eine Lehre einzuprägen, die unser Jahrhundert am meisten bedarf. In unserem Jahrhundert rennt die ganze Welt nach Reichthum, Lust und Erhöhung; es wird uns in Germana Cousin jedoch ein Leben dargestellt — geheiligt durch Armuth, Leiden und Verborgenheit! Unser Jahrhundert hat sich verirrt in lügenhafte Systeme der Philosophie und anderer Wissenschaften; es wird ihm hier gezeigt die wahre Weisheit und wahre Wissenschaft, welche Germana Cousin am Fuße des Kreuzes schöpfte, und durch welche sie zur höchsten Vollkommenheit und Glorie emporstieg! Unsere Zeit ist zwar von vielem Unheile gedrückt, aber sie giebt doch auch tröstende Anzeichen der Umkehr zum Guten! Ueberall, in Frankreich, Deutschland und anderen, selbst von der Kirche getrennten Ländern regt sich ein Streben nach Wahrheit! Möge diesen redlichen Forschern das Leben des demüthigen Hirtenmädchens von Pibrac ein Leuchtthurm sein, der ihnen den Weg zur Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit weiset!" — So beiläufig sprach der heilige Vater. —

Nach sechs Uhr Abends kam er im vollen Glanze seiner Würde nach Sanct Peter, um, hingeworfen im Staube, seine Bitten öffentlich an die, einst im Leben so wenig geachtete Jungfrau zu richten. —

115. Das Fluchhaus zu Lauingen.

(Aus: Sagenbuch von Mittermaier.)

Seit undenklichen Zeiten war in dem Haus eines Bürgers zu Lauingen nichts als Unglück gewesen. Der Vater hatte viel Geld geerbt, und trotz aller Sparsamkeit und der musterhaften Haushaltung seines Weibes hatte er nach Jahr und Tag keinen Heller mehr von der Summe, sondern noch obendrein große Schulden. Brach irgendwo eine Viehseuche aus, so durfte er versichert sein, daß, wenn alle Ställe in der Stadt verschont blieben, der seinige gewiß bald von allem Vieh geleert würde. Und so ging's immer fort. Der gute Mann grämte sich darüber, wurde gemüthskrank, und starb endlich in völliger Raserei. Sein einziger Sohn übernahm nun das Erbe, und heirathete ein braves und noch obendrein sehr reiches Mädchen. Allein auch deren Vermögen hatte das Unglück bald verschlungen. Und ob sie sich gleich Tag und Nacht plagten, so kamen sie doch immer tiefer in Schulden und hatten endlich kaum mehr das tägliche Brod.

Endlich dachte der Mann, sein Vater habe oft gesagt: „Der Großvater sei gar gottlos gewesen, **der** habe das Haus im Fluche gebaut, darum sei kein Segen in ihm. Ich will nichts mehr darin zu thun haben!“ — Dieß kam den Leuten lächerlich vor, aber noch lächerlicher, als er wirklich an einem andern Platz ein Haus baute, dann das alte von Grund aus niederriß und aus dem Holze Kohlen brannte. „Die elende Hütte soll keinen rechtlichen Mann mehr unglücklich machen!“ sprach er zu den Leuten, welche meinten, er solle das Haus lieber verkaufen. Er hatte neue Angst, was er mit dem Geld anfangen sollte, welches er für die Kohlen einnehme, aber der Mann, der ihm das Geld schuldig war, machte Banquerott, und so war er der Sorge los. —

„Gut,“ sagte er, „daß der Teufel das Seine vollends geholt hat, jetzt wird **Gott** seinen Segen doch wieder geben!“ Und nun wohnte er in seinem neuen Haus, und bei Allem, was er anfing, war Segen und Gedeihen. In wenigen Jahren hatte er seine Schulden bezahlt, und in seinem Alter war er ein wohlhabender glücklicher Mann, der an seinen Kindern viel Freude erlebte. — —

„Ein Jeder kann zu dieser Geschichte denken, was er will,“ sagt Hofrath Jung, der in seinen zu Lauingen 1790 gedruckten Schriften diese Begebenheit auch erzählt. „So viel aber ist wahr: man hüte sich vor ungerechtem Gute, das bringt über kurz oder lang Fluch und Verderben auf Kinder und Kindeskinder. Da heißt's wohl recht, daß Gott die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!“ —

116. Ein edler Schriftsteller für die Jugend.

Christoph von Schmid (geb. am 15. August 1768 zu Dinkelsbühl in Bayern) hat sich, wie bekannt, durch eine Reihe ausgezeichneter, durch gemüthlichen Ton und schöne Darstellung wahrhaft anziehender Jugendschriften hoch verdient gemacht. Wen entzückten nicht: „die Ostereier, der Weihnachtsabend, wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes gekommen, Rosa von Tannenburg, Genovefa ꝛc.?" Sie wurden, wie auch die biblische Geschichte, in die meisten lebendigen Sprachen Europas übersetzt, und fanden nicht nur in Deutschland, sondern auch vorzüglich in Frankreich, England und Italien, und selbst in Nordamerika die günstigste Aufnahme.

In Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für die Jugendbildung berief ihn Se. Majestät König Ludwig von Bayern im Jahre 1826 als Domkapitular nach Augsburg, wo er von da an bis zu seinem Tode lebte. Im Jahre 1837 ernannte ihn derselbe König zum Ritter des Verdienst-Ordens der Bayerischen Krone.

Im Jahre 1841 feierte Christoph von Schmid sein fünfzigjähriges Priester-Jubiläum, und zwar auf den Wunsch der Bürgerschaft in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, die Alles in Liebe und Ehrfurcht aufbot, den Jubelgreis in ihren Mauern würdig zu empfangen. — Nicht minder festlich beging die Stadt Augsburg im Jahre 1847 seinen achtzigsten Geburtstag.

Das Jahr darauf beehrte ihn die Universität Prag, aus Veranlassung ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier mit dem Diplom der theologischen Doctor-Würde, und im Jahre 1850 schmückte Se. Majestät König Maximilian von Bayern die Brust des verdienten Mannes mit dem Commenthur-Kreuz des Verdienst-Ordens des heiligen Michael.

Jede Stunde, welche der überaus thätige Mann neben seinen vielen Amtsgeschäften erübrigen konnte, verwandte er zur Verfassung von Jugendschriften; von Morgens vier Uhr, sowohl im Winter, als im Sommer, saß er an seinem Arbeitstischchen in seinem traulichen Studirzimmer. Er sagte oft: „Nur die Zeit von Morgens vier bis acht Uhr gehört vom Tage mir, darum muß ich sie benützen!" — —

Christoph von Schmid blieb bis in sein hohes Alter körperlich gesund und rüstig. Erst sein spätester Lebensabend war nach vielen heiteren, sonnenhellen Tagen ein ziemlich trüber. Der sechs und achtzigjährige Greis hatte nicht nur mit Altersgebrechen und mannigfachen körperlichen Leiden zu kämpfen, so daß er in der letzten Zeit seine Wohnung nicht mehr verlassen konnte; auch sein liebevolles Gemüth wurde in den letzten Monaten seines Lebens

durch den Verlust theurer Familienglieder, eines Bruders und zweier Schwestern, tief erschüttert.

Kurz vor seinem Tode wurde ihm noch eine ganz besondere Freude zu Theil, welche wie ein letzter Abendsonnenblick den Schluß seines Lebens verklärte. Es erwiesen ihm nämlich fast sämmtliche Herren Bischöfe Bayerns bei ihrer letzten Anwesenheit zu Augsburg die Ehre eines Besuchs. — Als sie wieder scheiden wollten, sagte Christoph von Schmid, sich an den Herrn Erzbischof von München, Carl August Grafen von Reisach, wendend: „Ich stehe nah' dem Grabe, und es wird mir das hohe Glück in diesem Leben nie mehr zu Theil werden, meine Hochwürdigsten Herren Kirchenfürsten zu sehen; ich bitte Ew. Excellenz, mir alten Manne den erzbischöflichen Segen zu ertheilen!" — Er ließ sich alsdann auf ein Knie nieder, die in ihren bischöflichen Gewändern anwesenden Würdenträger umstanden ihn, und der Herr Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. — Es war ein feierlicher Augenblick! —

Wenige Wochen darauf lag der fromme Greis, von der Cholera ergriffen, auf dem Sterbebett, und übergab, mit den Tröstungen der Kirche versehen, am 3. September 1854, des Morgens um halb 8 Uhr sanft und ruhig, wie er gelebt hatte, seinen Geist in die gebenedeiten Hände seines Erlösers.

Der edle Kinderfreund ging heim — zu dem göttlichen Kinderfreunde! —

---

117. Eine hehre Erinnerung an einen heiligen Vorfahren.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich hatte den Herzog von Burgund zum Mitregenten von Frankreich angenommen. Bei dieser Gelegenheit richtete an seinen nunmehr mit einer so hochwichtigen Wirksamkeit betrauten Zögling der fromme Franz de Salignac de Lamotte Fenelon, jener ehrwürdige Priester, in welchem die Tugend sich verkörpert zu haben schien, um den Menschen in sichtbarer Gestalt sich darzustellen, das nachfolgende Schreiben:

„Sohn des heiligen Ludwig! Folge Deinem Vater nach! Sei, wie er, sanft, liebreich, zugänglich, leutselig, mitleidvoll und freigebig. Möge Deine Größe Dich nie verhindern, zu den Niedrigsten mit Güte hinabzusteigen, um Dich an ihren Platz zu stellen; und diese Güte nie Deinem Ansehen, noch ihrer Ehrfurcht Eintrag thun! Bemühe Dich fort und fort, die Menschen kennen zu lernen; lerne Dich ihrer bedienen, ohne an sie gebunden zu sein! Gehe bis

zum äußersten Ende der Welt, das Verdienst aufzusuchen; gewöhnlich weilt es im Dunkel der Bescheidenheit! Die Tugend drängt sich nicht durch die Menge vor; sie hat keine Begierde, keine Eilfertigkeit, sie läßt sich vergessen! Lasse Dich nicht von kriechenden und einschmeichlerischen Geistern umlagern; zeige, daß Du weder Schmeichelei, noch Niedertracht liebst! Nur Denen schenke Vertrauen, die den Muth haben, mit Ehrfurcht Dir zu widersprechen, wenn's Noth thut, und Denen die Ehre Deines guten Rufes theuerer ist, als Deine Gunst! Es ist Zeit, daß Du der Welt eine Reife und eine Kräftigkeit des Geistes zeigst, wie sie das Bedürfniß der Zeit erheischt. Ludwig der Heilige war in Deinem Alter die Freude der Guten und der Schrecken der Bösen! Lasse darum ab von den Vergnügungen des zurückgelegten Alters! Beweise, daß Du denkst und empfindest, wie es sich geziemt, daß ein Fürst denke und empfinde! Dein Ziel erheischt, daß die Guten Dich lieben, daß die Schlechten Dich fürchten, daß Alle Dich achten! Eile darum, Dich selbst zu bessern, damit Du mit Nutzen Dich bemühen könnest, auch Andere zu bessern! Wahre Frömmigkeit ist frei von aller Schwäche, Traurigkeit, Befangenheit; sie erweitert das Herz, sie ist einfach und liebenswürdig, sie macht sich Allen Alles, um Alle zu gewinnen! Das Reich Gottes besteht nicht in der ängstlichen Beobachtung kleiner Förmlichkeiten; es besteht für Jeden in den Tugenden seines Standes! Ein großer Fürst kann Gott nicht auf die gleiche Weise dienen, wie ein Einsiedler oder ein einfacher Bürgersmann; Ludwig der Heilige hat sich als großer König geheiligt; er war unerschrocken im Krieg, entschlossen im Rath, Anderen überlegen durch den Adel seiner Gesinnungen; frei von Stolz, frei von Anmaßung, frei von Härte; in Allem galt ihm als Richtschnur die wahre Wohlfart seines Volkes, das in ihm ebensowohl einen Vater, als einen König hatte; in allen großen Angelegenheiten sah er mit eigenen Augen; er war ausharrend, vorschauend, gemäßigt, aufrichtig und fest in seinen Unterhandlungen, so zwar, daß die Fremden ihm nicht minder vertrauten, wie seine Unterthanen; nie war ein Fürst weiser, seine Völker zu bilden und sie zugleich gut und glücklich zu machen; mit Herzlichkeit und Zärtlichkeit liebte er Alle, denen er Liebe schuldete; allein er besaß Festigkeit genug, Diejenigen zurechtzuweisen, welche er am meisten liebte; er war adelig und prachtvoll nach den Sitten seiner Zeit; allein ohne Prunk und Luxus; seine Ausgaben, welche groß waren, geschahen mit solcher Ordnung, daß sie ihn nicht hinderten, seine Besitzungen schuldenfrei zu machen! Sei zuerst der Erbe seiner Tugenden, ehe Du seine Krone erbst! Rufe ihn mit Vertrauen an in Deinen Nöthen; küsse

oft seine heiligen Reliquien; erinnere Dich, daß sein Blut in Deinen Adern fließt, und daß der Geist des Glaubens, der ihn geheiligt, das Leben Deines Herzens sein soll! Von der Höhe des Himmels blickt er auf Dich hernieder, dort bittet er für Dich, und dort will er, daß Du eines Tages mit ihm herrschest! Vereinige Dein Herz mit dem seinigen! Conserva, fili mi, praecepta patris tui! Bewahre, mein Sohn, die Lehren Deines Vaters!" —

118. Eine Warnung vor übelbehüteten Bücher-Nestern.

In gar mancher Familie befinden sich unverschlossene Bücher-Kammern. Die Kinder, welche unbehütet in dieselben gerathen, greifen daselbst in ihrer ungezügelten neugierigen Lesesucht nach dem ersten besten Buch oft, das ihnen in die Hände fällt; und dieses erste beste Buch, weil es ein ungeeignetes in seinem Inhalt ist, verdirbt das reinste Herz, und ohne daß die Eltern von dieser ersten Keimlegung zum Bösen ihrer Kinder eine leise Ahnung hätten.

So erging es auch unserem gefeierten deutschen Dichter Clemens Brentano. —

Einer Mutter, die ihn kurz vor seinem Tod über die Erziehung ihrer Kinder um Rath bat, theilte er diese Erfahrung klagend und warnend mit. — Eines solchen unseligen Augenblickes seiner Kindheit gedenkend, bat er sie, die alten vergessenen Bücher-Nester ihres Hauses nicht aus dem Auge zu lassen, sondern wohl zu säubern, damit das etwa darin sich befindliche unbeachtete Gift ihnen nicht zum Verderben würde. Sein eigener Schade sollte den Enkeln zu Gute kommen, und so schrieb er mit liebevoller Theilnahme der besorgten Mutter:

„Ich weiß aus eigener Erfahrung, was Lesesucht durch die Entdeckung solcher in Familien zerstreuten Bücher-Nester für große Gefahr laufen kann. Schon das Eingehen in die Versuchung, ein Buch heimlich bei Seite zu bringen und ohne Wissen der Eltern zu lesen, wäre es auch nicht eben ein gefährliches, macht es dazu; denn auf diese Weise wird alles Böse gelernt und geübt; es sind dieses die Wege des Lugs und Trugs, der Näscherei, des Diebstahls, und alles Bösen. Eine fromme Mutter, welche betet: „Und führe uns nicht in Versuchung!" muß auch Alles beseitigen, wodurch Die, von denen sie Gott Rechenschaft geben muß, in Versuchung geführt werden können. Ich zweifle zwar nicht, daß deine Knaben zu treu und fromm von dir bis jetzt geführt

sind, als daß sie Gefahr liefen: aber ich warne dich doch der Zukunft wegen; denn ich bin in solcher Gelegenheit in viele Versuchung eingegangen und schwer beschädigt worden. Zum Beispiel: als ein Knabe von etwa zehn Jahren ward ich in Pension bei einem alten, sehr frommen Exjesuiten erzogen; ich entdeckte in dessen Büchersammlung eine deutsche Uebersetzung von „Tasso's befreitem Jerusalem," und las sie heimlich zu meinem großen Unsegen. Die Liebeshändel von Rinaldo und Chlorinde und besonders die Zauberin Armide verwirrten mein ganzes Gemüth und legten einen tiefen unzerstörlichen ersten Grund in mein Gemüth, aus welchem nur viele verderbliche Leidenschaft aufgegangen, so daß mir damals bis jetzt der Tasso als ein gefährliches Buch für die Jugend erschienen."

Darum nun bittet Clemens Brentano diese Frau, zum Heile ihrer Kinder das Bücher-Nest des Hauses von einem einsichtsvollen Geistlichen durchmustern oder ordnen zu lassen, „damit," wie er sich weiter ausdrückt, „das ganz Verderbliche vernichtet, das Untaugliche verkauft, in jedem Falle aber Alles verwahrt und verschlossen werde, was einst der Lesebegierde der Kinder ein heimlicher und darum so schädlicher Genuß werden könnte." —

Glückliche Eltern und Erzieher, die sorgsam diesem Rathe folgen! —

---

119. Der rechte Zweck der Erziehung.

(Aus: Die Liebhaber des Kreuzes von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

Im Jahre 1609 kam der heilige Vincenz von Paul nach Paris, ward bekannt mit dem Abbé Berulle, der sich durch die Gründung der Congregation der Oratorianer und durch die Einführung der Barfüßer-Karmelitessen in Frankreich so große Verdienste erwarb, daß der Cardinalhut ihn belohnte, — und stellte sich mit unbedingtem Gehorsam unter dessen Leitung.

Die Congregation der Oratorianer war bereits im Jahr 1564 vom heiligen Philipp von Neri in Rom gestiftet, um junge Geistliche zu erziehen und in allen Werken der christlichen Barmherzigkeit zu üben. Abbé Berulle verpflanzte sie nach Paris, 1611, und hatte dabei den Hauptzweck, zu guten Lehrern und Missions-Priestern seine Zöglinge zu bilden.

Vincenz von Paul lebte einige Zeit im Hause der Oratorianer, dann als Almosenier der Königin Margarethe von Navarra, dann als Landpfarrer bei Paris — überall, wo Abbé Berulle für gut fand, ihn hinzustellen. So kam er, 1613, in das Haus des

Grafen Emanuel von Gondi, als Kaplan und Erzieher von dessen Söhnen. Die Gräfin stellte ihm die Knaben mit den Worten vor:

„Ich wünsche, daß sie nicht zu großen Herren in der Welt — sondern zu Heiligen im Himmel erzogen werden mögen!" —

120. Die Lüge der Hände.

Ein königlicher Prinz überreichte einst, da er noch im Knabenalter sich befand, seiner Mutter eine Zeichnung zum Beweise seiner Fortschritte.

Die Königin bemerkte aber darin mehrere Verbesserungen von fremder Hand, und gab sie ihm mit den Worten zurück:

„Ich will lieber einen rohen Umriß von deiner eigenen Hand, als die schönste Zeichnung von einer fremden. Bedenke, mein Sohn, wenn sich unsere Hände einmal der Lüge bedienen, so wird sich auch das **Herz** bald daran gewöhnen!" —

121. An die studirende Jugend.

Der heilige Johannes vom Kreuz, dieser Wiederhersteller der ursprünglichen Regel des Karmeliten-Ordens — der Barfüßer-Karmeliten — ermahnte als Professor die studirende Jugend zu Alcala mit den Worten:

„Gott verlangt von euch, daß ihr künftig nicht nur mit Worten, sondern durch gründliche Tugenden und einen heiligen Wandel unter euern Nebenmenschen Heil und Segen verbreiten sollt! Die himmlische Weisheit, welche die Seelen Gott ähnlich macht, erlanget ihr nie und nimmer durch die Schulgelehrsamkeit, sondern Kinder müsset ihr werden, und als Religionslehrer einzig als solche erscheinen, die außer **Gott** gar Nichts wissen! Vergesset daher, wenn ihr betet, all euer menschliches Wissen, damit euch Gott erleuchte!" —

122. Die heilsame Ermahnung.

Ein Jüngling erbat sich vom heiligen Alphons von Liguori ein recht heilsames Wort, das in Wenigem Vieles sage und zum Erwirken des Seelenheiles recht dienlich sein könnte.

Und der heilige Bischof entgegnete:

„Merke dir wohl, was ich dir jetzt sage: Die Worte: „„Ich will! — Ich will nicht! — Ich will lieber!““ sollen nie aus deinem Munde kommen; und die Gedanken, welche diese Worte ausdrücken, sollen nie in deinem Herzen sein!

Dagegen soll stets in deinem Herzen der Gedanke, und auf deinen Lippen das Wort als Gebet zu Gott und in deinen Werken als That zur Ehre Gottes sichtbar sein die dritte Bitte im Vater unser:

„„**Dein** Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!““ —

---

123. Selbstverurtheilung.

(Parabel vom Bischof Franz Xaver von Schwäbl.)

Raimund war ein verständiger und sonst wohlgesitteter Jüngling. Jedoch hatte er den schlimmen Fehler an sich, daß er in heftigen Zorn gerieth, und voll Trotzes nicht mehr verzeihen wollte, so oft er von einem seiner Mitschüler sich im Geringsten beleidigt fand. Schon mehrmal hatte man ihn ermahnt, die sündhafte Unart zu lassen, und seinen Altersgenossen, sowie allen Menschen, liebreich und sanftmüthig zu begegnen. Allein Raimund wollte noch immer die böse Angewöhnung weder erkennen, noch ablegen; denn er dachte in seinem Herzen: Dieser Fehler ist klein und hat wenig zu bedeuten, wenn ich nur übrigens untadelich bin!

Da ward der Lehrer bekümmert in seiner Seele, und dachte auf Mittel, den Jüngling eines Bessern zu belehren.

Als nun Raimund eines Tages zu ihm kam, saß der Lehrer schweigend und in tiefen Gedanken versunken.

Der Jüngling fragte nach einer Weile: „Wem sinnest du nach, lieber Lehrer! und warum bist du so traurig?“

Da antwortete der Lehrer und sprach: „„Siehe, ich habe einen Freund, welchen ich liebe von ganzem Herzen. Nun ist er gefährlich krank, glaubt aber nicht an die Gefahr, und will daher keine Arznei zu sich nehmen. Ach! und er sieht nicht ein, daß er auf diese Weise bald ein Kind des Todes sein wird. Dieß ist es, was mich bekümmert!““

Da sprach Raimund: „Ist denn dein Freund närrisch geworden, daß er nicht erkennt, was sonnenhell an dem Tage liegt, und was ihn allein zu retten vermag?“

„„Er ist bei vollem Verstand,““ erwiederte der Lehrer, „„allein er spricht: „Ich bin ja am ganzen Leibe gesund, fühle keinen Schmerz, und habe Lust zum Essen und Schlafen. Nur in

der Lunge sitzt ein kleines Uebel, das wenig zu bedeuten hat. Wozu also sollte ich Arznei nehmen?"

Der Jüngling antwortete: „Und dieses einzigen Uebels wegen wird er sterben müssen, wenn er keine Heilmittel gebraucht! Sollte denn der thörichte Mensch dieses nicht einsehen?"

„„Möchtest **du** es endlich einsehen, lieber Raimund, erwiederte der Lehrer; „denn **du selbst** bist dieser thörichte Mensch! — — Siehe, was Krankheiten für den Leib sind, das ist für die Seele jede sündhafte Gewohnheit. Wie kann nun deine Seele rein und gesund, wie kann dein Herz gut sein, wenn du zwar übrigens untadelich wandelst, jedoch die Liebe nicht besitzest, welche des ganzen Gesetzes Inhalt und Erfüllung genannt wird? „„Denn,"" sagt die Schrift, „„wer die übrigen Gebote alle hält, und nur ein einziges übertritt, der hat sich an dem ganzen Gesetze vergangen!"" — Denn Der gesagt hat: „„Du sollst nicht tödten, nicht stehlen u. s. w.,"" Der hat auch gesagt: „„Liebet euere Feinde; thuet Gutes Denen, die euch hassen, und betet für Die, so euch verfolgen und beleidigen!"" — Wenn du nun zwar weder tödtest, noch stiehlst, aber deinem Bruder nicht verzeihest, sondern mit Wort und That ihm feindselig begegnest; so bist du doch ein Uebertreter des ganzen Gesetzes, und deine Seele wird wegen dieses einzigen Fehlers verloren gehen, wenn du nicht eilest, denselben ernstlich zu bessern!""

Nachdem der Lehrer also geredet hatte, schlug der Jüngling — beschämt die Augen nieder, und befliß sich von nun an der verzeihenden Liebe und Sanftmuth. —

---

124 und 125. Abscheu vor unzüchtigen Reden.

1. Der heilige Stanislaus Kostka war als Knabe von solchem sittlichen Zartgefühl, daß jedes rohe, unzüchtige Wort ihm eine Ohnmacht zuzog; daher sein Vater, wenn etwa bei Tische ein nicht geziemendes Wort fiel, zu sagen pflegte: „Lasset ab von solcher Rede, sonst wird mein Stanislaus gleich den Boden küssen!" —

2. Ebenso wird von der seligen Oringa erzählt, daß, wenn sie ein unzartes Wort vernahm, ihr ganzes Antlitz sich verwandelte. Wenn aber gar irgend eine unsittliche Rede ihr Ohr berührte, kehrte sich ihr Magen um, so daß sie sich augenblicklich erbrechen mußte. —

---

126. Das Brod des Lebens.

Astolph, der schöne Ritterjüngling, war gerüstet, um in die Welt zu ziehen. Da befahl sein ehrwürdiger Erzieher Johannes, daß ihm, bevor er scheide, zwei Tage hindurch nichts als süßes Backwerk zur Speise gereicht würde.

Das war der Jüngling Anfangs wohl zufrieden; doch in Kurzem schob er die ihm widerlich gewordene Speise zurück und flehte laut und eindringlich um einen Bissen Brod.

Als dieß sein Erzieher sah, begann er so: „O Jüngling, nimm auf deinen Weg noch die Unterweisung mit: Wenn bald dich locken werden — Wollust, Ruhm und Ehre; ähnlich diesem Backwerk ist, was die Lust der Welt dir bietet, die heute reizt und morgen verbittert! Die Lust des Herrn aber gleicht diesem Brode, das dich labt und kräftigt und erfröhlicht bis zu dem letzten Augenblick deiner Pilgerung hienieden. So viel vermag Ein Körnlein Sauerteig, und diesem ist ja das Reich Gottes ähnlich! Darum, mein Sohn, lass' all dein Denken und Thun von dem Sauerteige des Herrn durchdrungen sein, und du wirst dich unbefleckt und rein bewahren vor der falschen Lust der Welt und stets froh in und vor **Gott** sein und deine Seele retten für die dereinstige Himmelsherrlichkeit!" —

---

127. Der Abschied von der Pflegemutter.

(Von Adalbert Stifter.)

Victor hatte in seiner frühesten Kindheit Vater und Mutter verloren, und war zu einer gottesfürchtigen Frau gebracht worden, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte und erzog.

Schon viele Jahre waren in der ländlichen Abgeschiedenheit verlebt, und Victor sollte nach dem Willen seines Oheims ein Geschäft in viel meilenweiter Entfernung antreten. Er war noch nie auf längere Zeit abwesend gewesen. Der Tag des Scheidens war angebrochen. Als Victor noch kaum geglaubt hatte, die ersten erquickenden Athemzüge des Schlafes gethan zu haben, klopfte es leise an seine Thüre, und die Stimme der Mutter, die keinen Knecht zum Aufwecken bedurft hatte, ließ sich vernehmen: „Vier Uhr ist es, Victor! Kleide dich an, vergiß nichts, und komme dann hinunter! Hörst du es?"

„„Ich höre es, Mutter!""

Sie ging wieder die Treppe hinab; er aber sprang von seinem Lager empor. In der doppelten Beklemmung, der des Schmerzes und der der Reiseerwartung, kleidete er sich an, und ging in das Speise-

zimmer hinunter. Im Morgengrauen stand schon ein Frühmahl auf dem Tische — man hatte nie ein so frühes verzehrt. Schweigend aß man davon. Die Mutter sah fast unverwandt Victor an. Victor hörte bald zu essen auf. Er erhob sich von seinem Stuhle, und nahm sich zusammen. Er ging ein paar Male in dem Zimmer herum, und dann sagte er: „„Mutter, es wird gerade Zeit sein; ich gehe.““

Er nahm das Ränzchen über die Schultern, und zog die Riemen fest, daß es gut saß. Dann nahm er den Hut, griff an die Brust, ob er die Brieftasche habe, und untersuchte, ob er überhaupt nichts vergessen. Da dieses vorüber war, ging er gegen die Mutter und sagte: „„Ich danke Euch für Alles, liebe Mutter — —““

Mehr konnte er kaum über die Lippen bringen, und sie ließ ihn auch nicht reden. Sie führte ihn zu dem Weihwasser an die Thür, bespritzte ihn mit ein paar Tropfen, machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust, und sagte: „So, mein Kind, gehe jetzt ruhig fort, im Namen Gottes! Sei gut, wie du bisher gut gewesen bist, und behalte das weiche, sanfte Herz! Schreibe oft, und verschweige nicht, wenn du etwas brauchst! Gott wird deine Wege schon segnen, die du gehst, weil du stets so folgsam gewesen bist!“

Bei diesen Worten träufelten ihr die Thränen hervor, und sie rührte nur mehr die Lippen und konnte nichts sagen.

Nach einem Weilchen ermannte sie sich wieder, und sprach: „Die Kisten, welche noch oben sind, und den Koffer wirst du schon gut an dem Bestimmungsorte deines Amtes vorfinden, wenn du dort eintriffst. Halte Vorsicht auf das Geld und auf die Empfehlungsbriefe, welche dir der Vormund gab, erhitze dich nicht, und trinke nicht kalt! Es wird Alles gut werden! Das Fortgehen ist auch nicht so böse, und du findest überall gute Leute, die dir geneigt sein werden. Wenn ich nicht so lange an unsere Berge und an den Apfelbaum gewohnt wäre, so ginge ich mit Freuden in die Fremde! — Und so lebe wohl, mein Victor, lebe wohl!“

Sie hatte ihn bei diesen Worten auf die Wangen geküßt. Ganz stumm reichte er ihr die Hand und ging hinaus.

Vor der Thüre standen noch die Dienstleute und der Gärtner. Ohne zu sprechen, gab er rechts und links die Hand — sie gingen auseinander, und er schlug den schmalen Gartenweg gegen das Pförtchen ein. — —

---

128. Eine Desperations-Kur.

Ein braver, ehrlicher Mann hatte einen Sohn, der ein lasterhafter Verschwender war, ein Fall, der eben nicht selten vorkommt in der Weltgeschichte.

Als der Vater nun zu seiner Tage Ende gekommen, so ließ er den Sohn zuletzt noch vor sein Bett rufen, und sprach zu ihm: „Erwarte nicht, daß ich noch vergebliche Worte an dich richte, weder im Guten, noch im Bösen! Ich habe Beiderlei nicht gespart zu seiner Zeit; es ist aber Alles umsonst gewesen! Ich sehe auch deines Lebens Lauf und Ablauf voraus. Du wirst in kurzer Zeit all mein Geld und Gut verschlemmen, und es wird dir zuletzt nichts übrig bleiben, als — Armuth und Schande! Dann aber stehen dir nur zwei Wege offen: entweder zu rauben, oder zu verzweifeln; und das Ende wird sein, daß du gehängt wirst, oder dich selbst hängst! Für den ersten Fall wird nun schon die Obrigkeit sorgen, für den andern Fall — siehe, lieber Sohn! — habe ich gesorgt. In der hintern Kammer droben, wo das alte Gerümpel liegt, da habe ich noch in den jüngsten Tagen, um dir Mühe und Geld zu ersparen, einen Strick befestigt an einem Nagel, der hält! An diesem magst du dich dann aufhängen; es sieht dich da kein Mensch, und es kräht dir kein Hahn nach! Erwäge denn die Sorgfalt deines Vaters, und erfülle seine letzte Willensmeinung!" — —

Nach diesen Worten starb der Vater. — —

Der von den ernsten Worten des sterbenden Vaters so tief erschütterte Sohn kehrte nach der Beerdigung still und in sich gekehrt von dem Gottesacker in das ererbte Haus zurück.

Und dort drängte es ihn unaufhaltsam nach der Kammer mit dem Gerümpel, um daselbst den Strick zu sehen, den sein Vater für ihn in Bereitschaft gehalten.

Mit Entsetzen gewahrte er wirklich den Strick. —

Schaudernd, und immer den gebrochenen und noch im Sterben bittenden Blick seines Vaters vor den Augen, näherte er sich demselben; und siehe da! als er ihn von dem Nagel abnehmen wollte, entdeckte er hinter dem Strick — ein Crucifix — und unter ihm, von des Vaters zitternder Hand die Worte geschrieben:

„Flüchte bußfertig zu Jesus Christus und rette deine arme Seele!" —

Der Anblick des Strickes, des Crucifixes und der rührenden Inschrift überwanden des Sohnes weltsüchtiges Herz; heiße, heiße Thränen entstürzten seinen Augen; er sank in die Kniee und rief: „Vater, verzeihe mir! Ja, ich gelob' es dir, ich will Buße thun und meine arme Seele retten!" —

Und er lebte fortan in Frömmigkeit und heiliger Weltentsagung, und segnete im Frieden Jesu Christi noch oft das Andenken an seinen guten Vater. —

129. Merkwürdige Handels- und Gewerbthätigkeit.

Unter den Gewerbthätigen haben wenige Geschlechter sich eines nachhaltigeren Reichthums erfreut, als das der Fugger, dessen größte Unternehmungen sich an die Reichsstadt Augsburg knüpfen. Das älteste bekannt gewordene Glied dieses Geschlechtes hieß Johannes Fugger und wohnte im Dorfe Graben oder Göggingen, in der Nähe der eben genannten Stadt. Johannes, der älteste Sohn desselben, erheirathete im Jahre 1370 das Augsburger Bürgerrecht. Er war Webermeister wie sein Vater, und betrieb nebenher den Leinwandhandel. Sein beharrlicher Fleiß brachte ihm schon so viel ein, daß er gemeiniglich „der reiche Fugger" genannt wurde; aber er war nicht nur reich, sondern hatte auch Einfluß auf seine Mitbürger, war in seiner Zunft bis zu einem der Zwölfherren hinaufgerückt, hatte Sitz und Stimme im hohen Rath und amtete dazu noch als Schöffe der heiligen Vehme des westphälischen Freigerichts. Dieser thätige Mann, den der Wahlspruch des Apostels: „Die Hand bei der Arbeit und das Herz bei Gott!" in Allem leitete, hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere in ein adeliges Geschlecht hineinheirathete und deßhalb Gewerb und Handel bald aufgab; der jüngere aber, Jakob, Weber und Kaufmann blieb.

Drei Söhne Jakob's unter elf Kindern, Ulrich, Georg und Jakob, erweiterten durch Fleiß, Geschicklichkeit und Redlichkeit ihr Handelsgeschäft ganz außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor der Familie; sie verheiratheten sich mit Frauen aus den edelsten Geschlechtern, und wurden vom Kaiser Maximilian in den Adelstand erhoben, der bei ihnen die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn für 70,000 Goldgulden verpfändete, und dem sie später, im Auftrage des Papstes Julius II., 170,000 Dukaten als Hilfsgelder zum Kriege gegen Venedig zahlten. Ulrich widmete sich besonders dem Handel, den er mit Oesterreich eröffnete, und es gab keinen Handelsgegenstand, den er nicht berücksichtigt hätte; selbst des Malers Albrecht Dürer Kunstwerke gingen durch seine Hand nach Italien. Jakob dagegen beschäftigte sich mit dem Bergwesen; er pachtete die Bergwerke in Tirol, und gewann dadurch außerordentlichen Reichthum. Er erbaute das prächtige Schloß Fugger-Au in Tirol. Als er 1503 zu Tirol starb, folgte Kaiser Max in Person seiner Leiche. So gewannen durch Handel und Bergbau die Brüder Fugger immer größern Reichthum. Nach allen Gegenden gingen ihre Waaren, und fast jedes Meer und jede Straße trug Fugger'sche Schiffe und Lastwagen.

Den höchsten Glanz aber erreichte dieses Geschlecht unter Kaiser Carl V. Nachdem, wie früher Jakob, auch Ulrich Fugger's Söhne

1536 ohne Erben gestorben, so beruhte der Stamm und Glanz des Geschlechts auf Raimund und Anton, den beiden Söhnen Georg's.

Als Kaiser Carl V. im Jahre 1530 den Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er in Anton Fugger's prächtigem Hause am Weinmarkte, erhob unterm 15. November 1530 Anton und dessen Bruder Raimund in den Grafen- und Pannerstand, gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm sie auf der schwäbischen Grafenbank unter die Reichsstände auf und begabte sie mit einem Siegelbriefe, der ihnen fürstliche Gerechtsame verlieh. Als sie denselben vielfach bei seinem Zuge gen Algier 1535 unterstützten, gab er ihnen das Vorrecht, goldene und silberne Münzen zu schlagen.

Von dem unglücklichen Feldzuge gegen Tunis zurückkehrend, wohnte Carl V. wieder bei seinem Freunde, diesem Leinweber Anton. Der deutsche Winter hatte diesen Spanier vor Kälte starren gemacht, so daß er sich auf's Grämlichste gegen den deutschen Himmel ausließ. Anton Fugger winkte deßhalb einem Diener und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Nach kurzer Frist brachte derselbe mächtige Bündel von Zimmetrinden und schürte mit denselben ein Feuer auf dem Herde des Zimmers, das nicht nur die wohlthätigste Wärme, sondern auch den köstlichsten Duft verbreitete. Als der Kaiser hierauf gestand, daß er sich noch nicht an einem ähnlichen Feuer gewärmt habe, und daß er nicht glaube, daß ein köstlicheres möglich sei: entfaltete Anton eine große Schuldverschreibung des Kaisers und warf sie in die Flamme, und der mächtige Herrscher war gezwungen, sein Wort — von der Köstlichkeit des Feuers zurückzunehmen.

Bei seinem Tode hinterließ Anton sechs Millionen Goldkronen baar, ohne die Kostbarkeiten und Juwelen, und die Güter in allen Theilen Europas und beider Indien, und von ihm soll Kaiser Carl V., als er den königlichen Schatz zu Paris besehen, zu König Franz gesagt haben: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann dieses Alles mit eigenem Golde bezahlen!“ —

Kaiser Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Bestätigung des von Carl V. gefertigten Gnadenbriefs den Grafen Hans und Hieronymus Fugger die große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Aeltesten der Familie ertheilte, wodurch sie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrschaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehen zu reichen, Unterthanen zu beerben 2c., zu jagen, zu fischen, Mühlen und Schenkstätten anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fordern. Auch als Grafen setzten sie die Handlung fort, und so

wuchsen ihre Reichthümer in's Unermeßliche. Die ersten und vornehmsten Stellen im Reiche waren mit Fuggern besetzt, und mehrere reichsfürstliche Häuser rühmten sich der Verwandtschaft mit dem Fugger'schen Geschlechte. Bei ihnen fanden sich Sammlungen aller damaligen Kunstschätze und seltener Schriften; Maler und Musiker wurden von ihnen unterhalten, Künste und Wissenschaften mit Freigebigkeit unterstützt. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meisterstücke der Baukunst und des damaligen Kunst-Geschmackes.

Dabei waren sie auch, weil sie wahrhaft fromme Christen gewesen, die nie vergaßen, daß an Gottes Segen Alles gelegen, — fortwährend bemüht, durch Wort und That Gutes zu stiften.

Ulrich, Georg und Jakob Fugger, des wohlthätigen **Jakob's** Söhne, kauften in der Jakober Vorstadt Augsburg Häuser, ließen sie niederreißen und bauten einhundert und sechs kleinere, welche sie armen Bürgern gegen geringen Zins übergaben; so entstand die „Fuggerei," die unter diesem Namen, mit eigenen Mauern und Thoren versehen, noch heute besteht. Im hehren Eifer für das Wohl der katholischen Kirche riefen die Fugger nach Augsburg die Jesuiten, und beschenkten sie mit Collegium, Kirche und Schule, wie auch reichlich mit Geld zur Unterstützung ihres großen und heiligen Berufswerkes. Viele andere wohlthätige Stiftungen wurden noch durch Anton und seine Söhne gemacht, so daß man von ihnen sagen konnte: „Sie gingen, ihrem Herrn und Meister Jesus Christus getreu nachfolgend, im Wohlthun vorüber; sie dienten **Gott** und nicht dem — Mammon!" —

---

130. Eine Künstlerin.

(Volkssage.)

An Sanct Urban's Tag 1277 hatte Meister Erwin von Steinbach zu Straßburg des Münsters Vorderseite, sein glorreichstes Werk, begonnen.

Rasch und gedeihlich stieg der Bau empor unter des großen Meisters Leitung. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei zur Hilfe.

Bei den Seinen selbst fand Erwin willkommene, kräftige Unterstützung. — Meister Johannes, des großen Künstlers würdiger Sohn, unterstützte ihn nicht allein am Dombaue. Auch Sabina, die lieblichste der Töchter, stand dem Vater hilfreich zur Seite. Auch sie, die reine, kunstsinnige Jungfrau, hatte, gemeinsam

mit ihrem Bruder Johannes, des Vaters hohen Geist ererbt und seine Kunst erlernt. In Beider Brust glühte die heilige Flamme, und überglücklich sah sich der große Meister verjüngt in seinen Kindern wieder.

Ohne Unterlaß war Sabina beschäftigt, nach besten Kräften zur Ausschmückung des Thurmbaues und des Münsters beizutragen. Manches treffliche Meisterwerk entstand unter ihrer kunstfertigen Hand. Manches liebliche Gebild erschuf sie, die reine Jungfrau, mit dem Beistande Gottes, aus dem rohen, kalten Stein. Aus dem Himmel schöpfte ihr Geist, und die göttliche Gnade, welche die Künstlerin unablässig anrief, während sie arbeitete, wachte getreulich über ihr und gab ihren Bildwerken die höchste Weihe.

Und so geschah es, als man zu gleicher Zeit mit Erwin's majestätischer Vorderseite die beiden Portale dem bischöflichen Palaste gegenüber aufführte, daß hier ganz insbesondere Sabina ihrem Vater auf das Eifrigste beistand mit all' ihrer Kunst.

Beide Portale schmückte die kunstsinnige Jungfrau mit den prachtvollsten Standbildern. —

Triumphirend stellte Sabina die christliche Kirche dar, ein königliches Frauenbild, mit Krone, Kreuz und Kelch; ihr gegenüber das Jüdische Gesetz, mit verbundenen Augen und zerbrochenem Labarum, die Krone zu den Füßen und die Gesetztafeln Mosis in der ohnmächtigen Linken, welche dieselben nicht mehr zu halten vermag, das Gesicht abgewendet vor Traurigkeit, gleich als ertrüge die Geblendete nicht den Blick des ihr siegreich gegenüberstehenden Christenthums. Nahe bei diesen zwei Bildern, auf beiden Seiten in der Vertiefung der Portale, standen die Apostel, die Gläubigen einleitend in die Kirche, als Zeugen des siegreichen Christenthums, das sie verkündigt hatten und ausgebreitet. Zwischen beide Portale setzte Sabina Salomo richtend auf dem Throne; über ihm strahlte himmlisch-verklärt des Heilands Antlitz; und zu beiden Seiten, in den Giebelfeldern der Portale, stellte die fromme Bildhauerin, in vier trefflichen Bildern, den Tod, das Begräbniß, die Himmelfahrt und die Krönung Mariä dar.

So von Sabina's Hand auf das Herrlichste ausgeschmückt, prangten seitdem beide Portale, Jahrhunderte hindurch in unvergleichlicher Pracht, weithin gepriesen und bewundert, mit vollem Recht, als ein wahres Meisterstück der Kunst.

Und seitdem auch erhielt sich der Tochter Ruhm vereint mit des hohen Vaters Glorie. — Heutzutage noch gedenkt Niemand des großen Meisters, ohne zugleich auch seiner lieblichen, kunstfertigen Tochter zu gedenken, welche seine Werke so wunderherrlich

ausgeschmückt. Mit des unsterblichen Meisters Erwin glorreichem Namen wird nun fernerhin Sabina's Name forttönen, unzertrennlich, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis zu der fernsten Nachwelt! —

---

131. Der alte Baumeister.

(Von Dr. Franz Trautmann.)

Mittlerweil' (vom 9. Februar 1468 an) am Grund des Domes von Unserer Lieben Frauen zu München fortgebaut wurde, blieb das nahe alte Marienkirchlein, wie bekannt, noch viele Jahre stehen. Der **Thurm** aber mußte weichen. — Wie nun derselbe Thurm umgeworfen wurde, begab sich etwas dabei, und das mag Einem oder dem Anderen stille Wehmuth schaffen.

Der älteste Mann in München war dazumal Einer Namens Bonifaz, voreinst ein tüchtiger Meister im Gezimmer. Nun hatte er aber schon überlang kein Beil mehr angefaßt. Denn einhundert und achtzehn Sommer hatte er schon erlebt, und der neunzehnte floß eben dahin.

Wann immer und wo derselbige Meister Bonifaz dahin schritt, hatte Jeder seine stille Freude an ihm, so fromm und lieb war er anzuschauen. Er selbst aber, so oft er am Thurm des alten Marienkirchleins vorbeikam, sah nickend hinauf und verfolgte dann zufrieden seinen Weg, wo er sich nicht etwa noch einmal umwandte und, auf seinen Stock gestützt, recht kindlich vor sich hin sagte: „Den Dachstuhl, den hab' ich neu gesetzt! Das ist schon über die achtzig Jahre her — ja dazumal!"

Das hörte gar Mancher von ihm und dachte: Ei, jetzt wird er aber doch bald sterben! Derweil' starb er selber weit früher; der Meister Bonifaz aber lebte immer länger, als stürb' er gar nie, sondern blieb' etwan gar übrig.

Jetzt war die Zeit angerückt, daß der Thurm fallen sollte, just am ersten Tag Augusti 1468.

Wie nun am Morgen desselben Tages viele Hunderte und Hunderte herzu und auf den Friedhof kamen, um den Einsturz mit anzuschauen, war der Bonifaz auch dabei. Stand demnach, die Linke auf seinen Stock gestützt, so da, und sah nickend, aber recht wehmüthig, hin, wie sich der Thurm allgemach neigte. Wenn aber Einer oder der Andere hintrat und sagte: „„Guten Tag, Meister Bonifaz, wie geht's —?"" da sagte er hinwieder: „Ja ja, geht schon gut!" Dabei waren seine Augen stets ein wenig

naß. Wie's aber zu Zeiten geht — so viel es Jedem bekannt war, daß der alte Dachstuhl des alten Bonifaz ganze Lebensfreud' sei, es fiel doch Keinem so recht ein, wie weh es Dem etwa gethan habe, als sein Werk vornächst abgenommen ward. Und nun ging's gar mit dem Thurme selbst zu Ende — und mit schier aller Erinnerung.

Schon war es zehn Uhr vorüber, als Herzog Albertus, Sigmund, Christoph und Wolfgang mit Gefolge von der Schäfflergasse daherkamen. Vor Denen entblößten Alle das Haupt, oder grüßte sie sonst, was die Frauen betraf — sie hinwieder dankten recht gnädig.

Wie nun die Herzoge so daherkamen, hielt Herzog Christoph ein und sagte: „„Dort seh' ich den alten Bonifaz stehen. Denkt Euch, wie ihm zu Muthe sein mag, und laßt ihm ein tröstlich Wort spenden!““ Er näherte sich ihm, die fürstlichen Brüder folgten langsam, und das Volk drängte allgemach nach.

Da nun Herzog Christoph hinkam, sagte er: „„Guten Tag, Meister Bonifaz! Wollt Ihr auch sehen, wie der Thurm fällt? Ihr kennt mich wohl nicht? Ich bin der Herzog Christoph — Der hier ist der Herzog Albrecht, Euer Landesherr. Da ist mein vielliebster Bruder, der Wolfgang, und Der dort ist der Herzog Sigmund, so Unser Lieb Frauen Dom erbaut!““

Auf diese Worte wischte der Bonifaz ein wenig über die Augen, weil er nicht gut sah — und mit dem Hören ging's in letzter Zeit auch nimmer zum Besten — dazu sagte er: „So — so! Ja, ich — ich hab' alle Unterthänigkeit — ja ja!“ Dazu beugte er sich ein wenig.

„„Ist nicht deßhalb,““ sprach Christoph. „„Wissen schon, daß Ihr jeder Zeit fromm und treu waret. Wir meinen Eueren Dachstuhl. Hat Euch wohl leid gethan, daß er abgetragen wurde?““

„Hat mir wohl leid gethan — recht leid!“ erwiederte der Greis, halb vor sich hinsprechend. Dann sah er gar lieb zum Herzog Christoph auf, und setzte ziemlich rasch bei: „Aber was ist's, itz ist er halt nimmer da!“

„„Freilich,““ entgegnete Christoph. „„Da ist er nimmer und viel schad ist's um ihn. Nach hundert Jahren wär' er auch noch gut gewesen. Aber der Thurm mußt' eben weichen, also ward zu öberst angefangen. Wäret Ihr in jüngeren Jahren, hättet Ihr wohl dem neuen Dom seinen Dachstuhl setzen müssen!““

Wie Herzog Christoph so sprach, ging's Allen ringsum fast zu Herzen. Der Meister Bonifaz selbst war ganz überkommen von stiller Seligkeit über so viel Gnade, Herablassung und schöne Trost-

worte. Herzog Christoph legte ihm dann die Hand auf die Schulter und ermahnte ihn noch, heimzugehen, weil er erschrecken könnte. Dann schritt er mit seinen fürstlichen Brüdern hinweg. In einiger Entfernung blieben sie alle Viere stehen. Der alte Bonifaz aber wollte nicht von der Stelle, und blieb auch.

Näher und näher rückte der Augenblick. Bald durchlief die Menge ein ängstliches Gemurmel, bald harrte Alles schweigsam dem Schauspiel entgegen, und sah zu, wie sich der Thurm stets mehr und mehr neigte.

Und so verstrich Viertelstunde um Viertelstunde.

Urplötzlich hallte weithin ein Ruf des Staunens und Schreckens — sogleich darauf sank lautlos der ganze Thurm durch die Luft — aber mit furchtbarem Gepolter und Gekrach schlug er zu Boden, daß die Erde schier bebte und schwankte — und in großen und kleineren Trümmern barst das ganze Gemäuer auseinander. In riesenhaften Staubwolken stieg's empor, Alles rings einhüllend — und lange vermochte kein Mensch den Anderen zu sehen.

Da es allgemach wieder hell und licht ward, und sich die Menge hindrängte, eifrige Frage stellend oder schauend, ob sich kein Unglück ereignet habe, erwies sich des Wagestückes bester Verlauf. Drob waren Alle hoch erfreut, nahmen es für ein neues, treffliches Zeichen, und riefen dem Meister Jörg von Halsbach viel Lob zu.

Frohen Antlitzes schritt Der herüber. Die Herzoge gingen auf ihn zu und lobten, wie alle Anderen, sein Geschick in jeder Art. Drauf sagte Herr Jörg von Halsbach: „‚Hohe Herren, ich hab' mein Bestes gethan, die Sach' anzurichten. Daß aber nichts bricht an Winden und sonstigem Werkzeug, da bedarf's immerhin Gottes Hilfe!'“ Deutete dann auf der Menge großen Eifer, die sich schon anschickte, die Trümmer wegzuräumen, dazu habe sie sich verlobt, und sagte dann: „‚Nun haben wir bald Raum genug zu bauen — und weil nur kein Unglück geschehen, das erfreut mich selber zum Meisten.'“

„„Einer wird aber seine fromme Neugier doch büßen müssen —““ entgegnete Herzog Christoph. — „„Der Meister Bonifaz! Gebt Acht, ob ich nicht recht hab'!““

Alle wandten die Blicke hin.

Fast einsam stand der Bonifaz dort, auf seinen Stock gestützt, und das Haupt beugte er tief herab auf seine Hände. Er sah aus, als wollte er sagen, oder dächte: „Jetzt ist Alles aus — und mit mir ist's auch zu Ende!“

Da wurde ihm manches tröstliche Wort, und Mancher drückte ihm die Hand. Das erwiederte er leise zitternd und nickte freundlich

zu. Aber er sagte nichts. Da sie ihn sorgsam heimführten bis über den Markt und dem Thal zu, wo er im Spital schon überlang gelebt hatte, ließ er's ganz gerne geschehen. Dort oder da blieb er aber stehen, und bevor er unter's Thalburgerthor wankte, noch einmal. Dort sah er auf den schönen Marktplatz zurück und sonst noch ein wenig umher, und Jeder sah ihm an, daß er vom lieben, guten München und der Welt Abschied nehme.

Am dritten Tag Morgens trat Herzog Christoph und Sigmund in's Pfründnerhaus, wie schon beide Tage vorher, gingen auf des Bonifaz Zelle hin, die war die vierte zur rechten Hand, und fragte der Erste den Meister Jörg, so ihnen entgegenkam: „„Wie geht's ihm, schläft er?““ — „„Ja, er schläft, hoher Herr —““ sagte Herr Jörg, „„und im Himmel ist seine Seel' wieder ganz erwacht! Wie ihm zu Muthe war, daß sein Werk und das Andenken dran hinweg mußte, vermag ich zu ermessen an eigener Sehnsucht, was Treffliches aufzurichten. Und wie groß, oder 'ring und klein — was Einer geschaffen hat, das mag er sonder Gram nicht vergehen sehen. Ihr aber habt ihm die letzten Tage noch recht versüßt!““

„Gott hab' ihn selig!“ sagte Herzog Sigmund. „Wann starb er?“

„„Vor einer halben Stunde, hoher Herr! Meine Margreth hat ihn bis zuletzt auf's Treulichste gepflegt — als ich kam, ging's eben zu Ende mit ihm, und in meinen Armen ist er eingeschlummert. Ein Segen über Euch, Herr Herzog Christoph, und Euere fürstlichen Brüder war das Letzte, was er gelispelt.““

Sie schritten an die Zelle. Die Pfründner und Pfründnerinnen, die da knieten oder standen und beteten, rückten ein wenig zurück, daß Jene eintreten konnten.

Einen theilnehmenden Blick sandte Herzog Christoph und Sigmund auf die Leiche und thaten ein still frommes Gebet. Dann gab Herzog Christoph dem entseelten Bonifaz einen Weihbrunn, nickte Denen umher gnädig und christlich milde zu, als sage er für sich: „„Das trifft uns Alle, Hoh und Nieder, und damit werden wir Alle Eins!““ Hiermit verließ er die Zelle. Herzog Sigmund that, wie er, und folgte ihm.

Tags darauf wurde des Bonifaz irdische Hülle nächst dem Marienkirchlein zu Grab gelegt. Das war sein sonderlicher Wunsch gewesen. — Noch lange, als der Dom schon stand, war des uralt gewordenen Meisters Denkstein zu sehen — den hatte ihm Herzog Christoph setzen lassen. —

So Ihr an Unser Lieb Frauen Dom hinwandelt, auf der Seite, wo die Sonnenuhr überm Kirchenthor — unterm Bogen

desselben zur Linken der Denkstein des ganzen Baues, zur Rechten aber in Stein gehauen ein schöner lateinischer Versspruch des Herzogs Sigmund befindlich ist — und Ihr steht auf halbem Platze still, so wird der Ort nicht mehr fern sein, wo der Bonifaz eingegraben ward. —

Jetzt ist wohl kein Stäublein von ihm da! —

132. Die wahre Majestät.

Eines Tages war es dem König Ludwig XIV. gelungen, incognito das im Bau mehr und mehr vorrückende Invaliden-Hôtel zu Paris, eine seiner liebsten Unternehmungen, zu besuchen. Er war nur von dem Architekt Mansard begleitet, und gab diesem zu erkennen, daß er bei dem bevorstehenden Besuche sein Incognito beizubehalten wünsche. Die zufällige Abwesenheit des Gouverneurs und der höheren Offiziere kam ihm in dieser Hinsicht zu Statten. Nur von Mansard begleitet, konnte er sich einmal gleichsam als Künstler der Besichtigung der in der Ausführung begriffenen Arbeiten ganz ungestört erfreuen.

Nachdem der König den untern Theil der Kirche in Augenschein genommen hatte, stieg er zu den höheren Gerüsten hinauf, wo Mansard ihm Alles erklärte, und im Fluß der Rede das ihm eingeschärfte Incognito vergessend, den König mit dem Titel Majestät anredete.

„Sie sind also durchaus nicht davon abzubringen!" sagte der König; worauf Mansard sich entschuldigend erwiederte: „„Die Gewohnheit der Ehrerbietung ist so mächtig — aber da Sie es wollen, so giebt es hier fernerhin keine Majestät!""

„Was sagen Sie da?" rief der König wahrhaft königlich fühlend. „Im Gegentheile! Meine Augen sind bezaubert von der **Majestät des Genies**, das die Majestät dieses Domes erdacht und ausgeführt hat!" —

133. Jacoponi da Todi.

Jacoponi da Todi, wegen seiner Abstammung aus dem edlen Geschlechte der Benedetti zu Todi in Umbrien, auch Jacoponi de Benedetti oder de Benedictis genannt, ist ein durch seine heiligen Gesänge ausgezeichneter Franziskaner des dreizehnten Jahrhunderts.

Nach zurückgelegtem Rechts-Studium wurde er Advokat, stand diesem Amte viele Jahre mit großer Geschicklichkeit in allen Advokaten-

Künsten und Schwänken vor, und gab sich ganz dem weltlichen Treiben, dem Aufwand und der Sucht nach einem großen Namen hin. Seine edle und tugendhafte Gattin entzog darum manche ihrer frommen Werke dem Blicke des Gatten, und stellte sich äußerlich, so viel es geschehen konnte, auf gleichen Fuß mit den Damen ihres Ranges.

Einst wohnte sie einem Schauspiel an, wobei die Sitze einbrachen, und viele Frauen, darunter auch sie selbst, um's Leben kamen. Jacoponi, auf die erste Kunde des Unglücks herbeigeeilt, traf sie noch einige Minuten am Leben, löste ihr — zur Erleichterung des Athmens — die Kleider von der Brust, und machte dabei die Entdeckung, daß sie einen sehr peinigenden Bußgürtel um den Leib trug.

Dieser plötzliche Tod und dieser ungeahnte Fund des Bußgürtels brachten Jacoponi wie außer sich, und bewirkten in ihm eine gänzliche Sinnes-Umwandlung.

Er vertheilte alsbald sein Vermögen unter die Armen, ließ sich unter die Tertiarier des heiligen Franziskus von Assisi aufnehmen, dachte nur an Buße und Abtödtung, und legte es namentlich darauf an, zur allgemeinen Zielscheibe des Spottes und Gelächters zu werden, was ihm auch vollkommen gelang, obschon es manchem Lacher nicht entging, daß Der, welcher die Rolle des Thoren spielte, oft gar weise und ernste Reden führte.

Dieser Lebensart oblag er zehn Jahre hindurch, und beschloß dann, in den Franziskaner-Orden wirklich einzutreten. Aber man nahm ihn als vermeintlichen Thoren nicht eher auf, als bis er einen von ihm verfaßten Gesang, „die Verachtung der Welt," überreichte und dadurch die vollkommene Gesundheit und den hohen Schwung seines Geistes bewies.

Franziskaner geworden — durfte er nicht mehr dem allgemeinen Spotte sich preisgeben, aber darum verlor er nichts von seiner tiefen Selbstverachtung, von seiner brennenden Liebe zu Demüthigungen, Entsagungen und Büßungen; seine Liebe zu Jesus Christus wuchs allstündlich, und steigerte sich zur heißesten Innigkeit. — Wenn er im heiligen Stillschweigen der Nacht über die Frage nachsann: „Herr, mein Gott! was bist Du, und was bin ich?" — so entflammte sich sein Herz zu einer solchen Liebesglut, daß er sich um des lieben Heilandes willen alle Qualen wünschte. — Fragte man ihn, was er denn für den Erlöser zu erdulden bereit sei, so erwiederte er mit unglaublichem Sehnsuchts-Eifer: „Alle Leiden der Welt, des Fegfeuers und der Hölle!" — Oft zog er sich aus der Gesellschaft zurück, eilte zum nächsten Baum und umarmte ihn, als

wär' es der Kreuzesbaum auf dem Kalvarienberg, unter dem Ausruf: „O süßer, süßer, liebreichster Jesus!" — Als man ihn einst fragte, warum er so bitterlich weine, antwortete er: „Ich beklage, daß die Liebe nicht wieder geliebt wird!" — Und dieß verursachte ihm den größten Schmerz: sehen zu müssen, daß Gott nicht geliebt, vielmehr so allseitig und lieblos beleidigt werde. —

Nachdem er so das Irdische von sich abgestreift und alle eigenwillige Thätigkeit in sich vernichtet hatte, drang er von Stufe zu Stufe, nach der Anweisung des heiligen Bonaventura, in die geistigen Tiefen der Mystik und das höhere Leben der Seelen ein. Die in seinem Gemüth angefachte heilige Liebesglut entzündete auch seine dichterische Einbildungskraft, und befruchtete sie zu den verschiedenartigsten herrlichsten Erzeugnissen. — Seine zahlreichen Gedichte wurden von Trassati gesammelt und in sieben Bücher geordnet herausgegeben. In all' diesen Gedichten erscheint Jacoponi als ein wahrhaft gottbegeisterter Sänger, der Geist Gottes hauchte ihm diese geheimnißvollen Töne seiner Lieder in die Seele, und sie quillen aus innerm, unwiderstehlichem Drange; daher auch überall die unnachahmliche Einfalt, Kraft und Anmuth. Den höchsten Ruhm jedoch erwarb sich der Dichter durch sein wunderbares Lied zu Ehren der schmerzhaften Muttergottes: „Stabat mater dolorosa!" In diesem frommen, zarten, innigsten Lied enthüllt er uns die Geheimnisse des bittern Leidens Maria's, und stellt den herzzerreißenden Schmerz, die tiefste Wehklage auf der einen, sowie den göttlichen Trost, das zum Himmel schauende Vertrauen und die Lieblichkeit der Wehmuth auf der andern Seite in so ergreifenden Worten dar, daß sie aus dem wunden Herzen der Mutter Jesu selbst zu kommen scheinen. — Auch Dante schätzte die Dichtungen Jacoponi's sehr hoch, und es wird von ihm erzählt, er habe sich einmal bei einem Turniere in das Lesen eines seiner Gedichte so vertieft, daß die ganze Festlichkeit unbemerkt an ihm vorübergegangen sei. —

Jacoponi starb in hohem Alter am 25. December 1306 und wurde zu Todi begraben. — Zur priesterlichen Würde wollte er aus Demuth nie erhoben sein. —

---

134. Der treue Unterthan.

Nicolo Zingarelli, ein berühmter und fruchtbarer Componist, der letzte Sprößling der echten neapolitanischen Musikschule, geboren zu Neapel am 4. April 1751, verlor in seinem siebenten Jahre den Vater, und kam hierauf in's Conservatorium zu Loretto,

um dort die Musik unter Fenaroli zu erlernen, wo er Cimarosa und Giordanello zu Mitschülern hatte. Um sich in der Kunsttheorie noch mehr zu vervollkommnen, nahm er auch nebenher bei dem Abt Speranza Unterricht. Als er das Conservatorium verließ, erhielt er die Kapellmeisterstelle zu Torre dell' Annunziata. Später begab er sich nach Paris. Nach seiner Rückkehr nach Italien widmete er sich der Kirchenmusik, und wurde 1806 als Direktor der vaticanischen Kapelle nach Rom berufen. —

Bekanntlich liebte der Kaiser Napoleon I. die italienische Musik außerordentlich, und bevorzugte daher sichtbar die italienischen Componisten; und doch erfuhr er eine ganz besondere Widersetzlichkeit von einem derselben, von — Zingarelli.

Die Geburt des Königs von Rom sollte nämlich in der päpstlichen Kapelle zu Rom auf kaiserlichen Befehl durch ein Te Deum gefeiert werden. Alles war dazu auf's Glänzendste vorbereitet. Die hohe Versammlung wartet, die Musiker sind bereit, doch — fehlt noch der Kapellmeister Zingarelli. Man schickt nach ihm; er weigert sich zu kommen, da er keinen andern Herrscher in Rom als den Papst Pius VII. anerkennen will. Der französische Präfect läßt den Mästro verhaften, und das Te Deum muß ohne ihn aufgeführt werden. Durch den Telegraph wird der Vorfall dem Kaiser berichtet, der den Zingarelli nach Paris zu bringen befiehlt. Der Mästro bereitet sich vor, für seine heilige Sache als Martyrer zu dulden. Die Angelegenheit nahm aber einen milderen Charakter an; denn mit vieler Höflichkeit überreichte man ihm 4000 Francs Reisegeld und führte ihn in eine Postkutsche. —

In Paris wurde Zingarelli sofort dem Kaiser vorgestellt.

„Sie haben zu Rom für den Sohn ein Te Deum nicht dirigiren wollen, werden Sie es zu Paris dem Vater abschlagen, eine Messe für ihn zu componiren?"

Zingarelli erklärte: „„Für einen König von Rom dirigire ich weder ein Te Deum, noch componire ich eine Messe; **mein** rechtmäßiges Oberhaupt zu Rom ist der heilige Vater Pius VII.; für den **Sohn des Kaisers von Frankreich** aber werde ich nicht anstehen, hier in Paris eine Messe zu componiren!""

Der Kaiser belobte, wenn auch mit sichtbar niedergekämpftem Unmuthe, die treue Hingebung des Unterthans an den Papst, und ließ ihm wieder 4000 Francs als Aufenthaltskosten übergeben.

Zingarelli componirte die bestellte Messe, die bald darauf in den Tuilerien aufgeführt werden konnte. Dann erhielt er noch

einmal eine bedeutende Summe zur Abreise, mit der Bemerkung, zu gehen, wohin es ihm beliebe.

Napoleon ernannte ihn indessen noch im Jahr 1812 zum Direktor des neu errichteten Conservatoriums in Rom, und hernach zum Kapellmeister an der Sanct Peterskirche. Doch schon im Jahr 1813 mußte er auf Befehl des Kaisers Rom verlassen und sich als Direktor des neu errichteten Conservatoriums nach Neapel begeben.

Seit dieser Zeit widmete er sich fast ausschließend der Kirchen-Composition, und führte in strengster Zurückgezogenheit und frommen Andachtsübungen das Leben eines Mönchs.

Er starb zu Neapel im December 1834. —

---

135. Elendeste Jugendzeit eines großen Malers.

(Auszug aus: Biographische Miniaturbilder von A. W. Grube.)

1. Von dem berühmten Künstler Anton Raphael Mengs (geboren zu Aussig in Böhmen am 12. März 1728) könnte man wohl sagen, er sei zum Maler — geprügelt worden. Freilich, wenn der Schöpfer nicht bereits das Maler-Talent in ihn gelegt hätte, würden es alle Prügel des eigensinnigen, strengen Vaters nicht herausgeschlagen haben; aber die Genauigkeit, den Fleiß anhaltender Arbeit und die Sorgfalt im Kopiren verdankte er zum guten Theile der Strenge des Vaters, die glücklicherweise auf das gute, zarte Gemüth des Sohnes keinen nachtheiligen Einfluß übte. In dieser Hinsicht zählt Mengs zu den pädagogisch merkwürdigen Fällen, wo aus den Händen sittlich roher Eltern ein sittlich edles Leben hervorgeht.

Der Vater, Ismael Mengs, ein Protestant, dessen Vorfahren aus Dänemark stammten, war Miniatur- und Emaille-Maler am sächsischen, durch die Prachtliebe August's III., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, berühmten Hofe zu Dresden. Sein Charakter war dem der Spinne nicht unähnlich, die nicht gern ihres Gleichen in ihrer Nähe hat; in seinem Neid und Trotz verachtete er die übrigen Hofmaler, und hätte sie gern aus dem Felde geschlagen. Darum gedachte er in seinen Kindern so ausgezeichnete Künstler zu erziehen, daß diese dereinst alle Nebenbuhler verdrängen sollten. Ob die Kinder Anlage und Neigung für die Malerei hätten, danach fragte er nicht, sondern gab ihnen, sobald sie nur einen Bleistift und einen Pinsel halten konnten, nur die nöthigen Werkzeuge, und sperrte sie unbarmherzig in die Stube. Aber der älteste Sohn, Carl Moritz, entlief dem Vater, ging nach

Böhmen, wo er in größter Dürftigkeit studirte und später von den Jesuiten aufgenommen wurde; die jüngste Tochter Julie sprang einst, um den tyrannischen Züchtigungen zu entgehen, aus dem Fenster und brach beide Beine. Nur Anton Raphael und seine ältere Schwester Therese harrten geduldig aus. Als dieser zweite Sohn geboren war, brachte der alte Mengs einem seiner vertrautesten Freunde die frohe Nachricht mit den Worten: „Dieser Sohn wird einst der Kunst Gesetze geben; ich habe ihm die Namen Anton Raphael darum gegeben, weil er wie Raphael von Urbino zeichnen und wie Anton Correggio koloriren lernen muß!" — Als der Freund seine bescheidenen Zweifel äußerte, antwortete er heftig: „Er soll und muß!" —

Der indessen zwölf Jahre alt gewordene Knabe wußte kaum, in welcher Stadt er lebte, denn von früh Morgens mußte er sammt der Schwester arbeiten, und erst um acht Uhr Abends wurde die Mahlzeit gehalten. Dann führte der Vater wohl die armen Kinder im Mondscheine spazieren, aber an die einsamsten Plätze, damit der Sinn vor Zerstreuung bewahrt bliebe. Außer dem Vater und der nicht minder griesgrämlichen Haushälterin (denn die Mutter war früh gestorben) sahen sie fast kein menschliches Antlitz. Hatte der Vater die nöthigen Aufgaben gegeben, dann ließ er die Kinder allein und verschloß die Thür. Doch lag ihm viel daran, zu sehen, wie sein Sohn arbeitete, und er hatte insgeheim ein kleines Loch in die Stubenthür gebohrt, durch welches er unbemerkt Alles im Zimmer übersehen konnte. — Einstmals, da der Sohn eben beschäftigt war, den Arm des borghesischen Fechters zu zeichnen, sah er, wie der angehende Künstler den eigenen Arm entblößte, um die Form zu beobachten. Hocherfreut rief er aus: „Nun ist es Zeit, daß er nach Rom kommt!" Er erbat sich vom König Urlaub, packte seine Kinder in den Wagen, und diese erfuhren erst, daß sie in Rom seien, als sie staunend die Wunder des Vaticans erblickten. Mit Triumph zeigte der Vater dem jungen Sohne das Haus Raphael's und die Werke Michel Angelo's in der sixtinischen Kapelle, ungeduldig nach der Zeit sich sehnend, wo sein Raphael den gefeierten Männern an die Seite treten könnte.

Drei Jahre dauerte der Aufenthalt in Rom, und dieser ward fleißig benutzt, während der junge Mengs die Freude hatte, nicht wie daheim im elterlichen Haus eingekerkert zu sein. Er fühlte seinen Geist durch die Anschauung der herrlichen Kunstwerke mächtig gehoben, und der Vater brauchte ihn nicht mehr zu nöthigen; er trieb sich selbst.

2. Nach Dresden zurückgekehrt, begann aber daselbst das alte Einsiedler-Leben wieder, und nur einem Zufalle verdankte es Raphael, daß er aus seinem Kerker wieder befreit wurde.

Einst war bei dem ersten Hofmaler Silvester eine Gesellschaft, zu der auch Ismael Mengs geladen war. Der königliche Kammervirtuose Dominico Annibali sang eine Arie, die einen großen Eindruck auf das Gemüth des alten Mengs machte, der — außer seinem Glase Bier und der Pfeife Tabak — nichts mehr liebte, als die Musik. Er wurde wider Gewohnheit redselig, bat den Virtuosen, daß er die schöne Arie wiederholen möchte; und dieser antwortete: „Recht gern, wenn Sie mir dagegen erlauben, daß ich morgen in Ihrer Familie erscheine!“ — Er hatte von den talentvollen Kindern des Sonderlings gehört, und benutzte nun die Gelegenheit, sich einen nähern Zutritt zu verschaffen. Mengs gerieth in Verwirrung, er konnte nicht wohl den Vorschlag zurückweisen, und stellte nur die eine Bedingung, daß der Sänger allein komme; denn von dem „gallonirten Pöbel“ wollte er nichts wissen. So wiederholte denn Annibali sein Lied, und fand sich am andern Tage in der Mengs'schen Wohnung ein. In dem ersten Zimmer fand er eine Tabakspfeife, Thee, eine offene Bibel, einen Krug Bier, einen Ochsenschweif und zwei lederne Peitschen; in dem zweiten Zimmer saßen an dem einen Tische zwei schlecht gekleidete Mädchen, mit Miniatur-Malen beschäftigt, an dem andern der sechzehnjährige Knabe, welcher zeichnete. Keines der Kinder wagte es, beim Eintritte des Fremden die Augen zu erheben, oder dessen Gruß zu erwiedern, bis der Vater es ihnen erlaubte. Der Virtuose bemerkte an der Wand zwei Porträts, die ihm gut ausgeführt schienen; das eine stellte den Vater, das andere den Sohn dar. Raphael Mengs hatte sie beide gemalt. An diesen richtete Annibali die Frage: „Ob er nicht Lust hätte, ihn auch so schön zu porträtiren?“ Schüchtern antwortete Raphael: „„Wenn es der Vater erlaubt!““ — „„Ja, ich will es!““ antwortete dieser, verließ das Zimmer, schloß die Thür ab; denn er war es so gewohnt, seinen Sohn bei der Arbeit allein zu lassen. — Nach einer Stunde kam der Alte zurück, und war selbst erstaunt über das frische, wohlgetroffene Porträt, über welches Annibali keine geringe Freude hatte, und das er schon am andern Tage vollkommen ausgeführt abholen konnte. Er zeigte es bei Hof, und der König behielt es zu seinem Eigenthum, befahl auch sogleich, den jungen Künstler ihm vorzustellen.

Ismael erschien zur bestimmten Stunde mit seinem Sohn, und der Letztere erschrack nicht wenig, als der Monarch von ihm verlangte,

er solle ihn sogleich malen. Da half kein Zögern, der junge Künstler nahm seinen Muth zusammen, und nach dreimaliger Sitzung des Königs übergab er diesem ein so feines, gelungenes Pastell-Bild, daß der kunstliebende Fürst sogleich hundert Dublonen dafür bezahlte. Die Vorliebe August's III. für die Pastell-Malereien des jungen Mengs war so groß, daß er auch die unter der Ruthe des Vaters angefertigten Stücke ankaufte und in einem besondern Zimmer seiner großen Gemäldesammlung aufbewahrte.

Jetzt durfte der Jüngling hoffen, durch die Gunst seines Fürsten die Mittel zu erhalten zu einer zweiten Reise nach Italien. Graf Brühl, der erste Minister, hätte ihn lieber in Dresden behalten; auch der Künstler-Neid erhob sich; man stellte dem König vor, wie der junge Mengs zur Pastell-Malerei am entschiedensten die Anlage habe, und wenn er nach Italien ginge, leicht auf Abwege gerathen könne. Doch der König ertheilte die Erlaubniß, und im Jahr 1746 trat die ganze Mengs-Familie zum zweiten Male die Reise nach Rom an.

Raphael unterzog sich abermals einem dreijährigen, angestrengten Studium, bis er sich stark genug glaubte, ein größeres Werk zu unternehmen — eine heilige Familie in Raphael's von Urbino Manier. —

Indem er für dieses Gemälde ein Modell zu einem Marien-Kopfe suchte, begegnete ihm ein armes, aber ebenso schönes, als bescheidenes und sittsames Mädchen, Margaretha Guazzi mit Namen. Er fand noch mehr, als er gesucht hatte, nicht nur sein Modell, sondern auch seine fromme Lebensgefährtin. Als er dem Vater seine Liebe zu der römischen Jungfrau bekannte, machte dieser auffallender Weise gar keine Schwierigkeiten, wohl aber widersetzten sich die Eltern des Mädchens einer Verbindung mit einem — Protestanten. Da entschloß sich Raphael Mengs, dem, wie auch seinen beiden Schwestern, der katholische Ritus schon längst gefallen hatte, die Confession zu wechseln, und nach erhaltenem gründlichen Religions-Unterrichte traten im Jahr 1749 die drei Geschwister in die **katholische** Kirche zurück. Nun stand der Ehe kein Hinderniß mehr im Wege, die Hochzeit wurde noch in selbigem Jahre gefeiert, und zur fröhlichen Ueberraschung langte Annibali aus Dresden an, der seinerseits ganz erstaunt war, daß in der Mengs'schen Familie einmal gelacht wurde. —

Das Gemälde fand in Rom großen Beifall; der junge Künstler hatte es aber seinem fürstlichen Gönner bestimmt, und wollte es selbst überbringen. —

3. Noch zu Ende des Jahres 1749 kam Raphael wieder nach Dresden zurück; der König empfing ihn sehr gnädig, und das neue Stück gefiel ihm ganz besonders. Alsbald erhielt er auch den Auftrag, das fürstliche Ehe-Paar in Lebensgröße und im königlichen Schmuck zu malen, obschon der Herr von Silvester die nämlichen Porträts ausgeführt hatte. Dieser, aus Furcht, daß durch die Arbeit von Mengs die seinige in Schatten gestellt werden möchte, kehrte nach Paris zurück und überließ dem jungen Nebenbuhler die Stelle eines königlichen Hofmalers. Als solcher hatte Mengs ein gutes Einkommen, von dem er ohne Sorgen leben konnte. Er wäre nun der glücklichste Mensch gewesen, wenn ihm nicht der Vater das Leben verbittert hätte. Dieser wollte nun gar nicht mehr arbeiten, ließ Alles, was der Sohn erwarb, in Wohlleben und Verschwendung aufgehen, so daß es den jungen Eheleuten oft an dem Nothwendigsten fehlte. Der gutmüthige Raphael trug das eine Zeitlang in stiller Ergebung; dann wagte er es, dem Vater liebreiche Vorstellungen zu machen, die aber so schlecht aufgenommen wurden, daß derselbe seinen Sohn aus der Thür warf. Da legten sich die Freunde in's Mittel, und besonders Annibali brachte es bei dem milden August III. dahin, daß Raphael Unterstützung für eine dritte Reise nach Rom erhielt, wo er das für die neuerbaute Hofkirche in Dresden bestimmte Altarblatt, „die Himmelfahrt Christi“ darstellend, welches er schon in Dresden angefangen, vollenden sollte.

Dießmal mußte der alte Mengs in Dresden bleiben, der Sohn aber ging in Begleitung seiner Frau und seiner erstgeborenen Tochter, sowie seiner beiden Schwestern nach Venedig, wo er im Winter 1751 bis 1752 „eine Jungfrau mit dem Christuskinde“ malte. — Im Frühjahre 1752 langte er glücklich in Rom an. Seine erste Arbeit war die berühmte „liegende Magdalena,“ mit einer Pergament-Rolle in der Hand, über deren Inhalt sie nachdenkt. Der Cardinal Albani, ein feiner Kunstkenner, war von dem schönen Gemälde so befriedigt, daß er sogleich einen „Christus in der Wüste“ als Gegenstück des berühmten Raphael'schen „Johannes in der Wüste“ bei dem deutschen Raphael bestellte. — Mengs hatte absichtlich sein Bild auf eine alte, etwas beschädigte Leinwand gemalt, die derjenigen des Raphael'schen Johannes ähnelte, um das Urtheil der Kenner auf die Probe zu stellen. Der Cardinal war entzückt über das meisterhaft ausgeführte Bild, und bezahlte das Dreifache von dem zuerst ausbedungenen Preise. Den römischen Malern und Kunstkennern zeigte er es aber als einen kürzlich durch Zufall aufgefundenen Schatz, und

fragte: welchem Meister man das Gemälde zuschreiben sollte? Die Meisten entschieden für Raphael von Urbino, Andere meinten, wenn es auch der große Malerfürst nicht selbst ausgeführt hätte, so könnte es doch unter seiner Mitwirkung entstanden sein, und müsse zu seiner Schule gerechnet werden. — Welcher Triumph für den jungen deutschen Maler und seinen kunstsinnigen Beschützer! —

Fortan war der Ruf Anton Raphael Mengs' gegründet; der Papst Benedikt XIV. verlieh ihm das Ritterkreuz und ernannte ihn zum Professor an der neuen, von ihm gegründeten Zeichnungs-Schule. Es erfolgten eine Menge Bestellungen; doch vor Allem arbeitete Mengs an der Vollendung des großen Altargemäldes für die Hofkirche zu Dresden. — Später berief ihn der König von Spanien, Carl VII., nach Madrid mit einem Jahrgehalte von 6000 Scudi. Angestrengteste Thätigkeit schwächte seine Gesundheit der Art, daß die Aerzte ihm eine Reise nach Italien anriethen, die er auch 1769 unternahm. —

Im März 1777 sah Rom ihn nochmals.

Er begann unter Anderem noch eine große Arbeit, die, für die Peterskirche zu Rom bestimmt, den Heiland darstellen sollte, wie er, umgeben von seinen Aposteln, dem heiligen Petrus die Führung seiner Heerde übergiebt. Er hatte schon die schöne Skizze des großartigen Gemäldes entworfen — da starb ihm die zärtlich geliebte Gattin, die mit ihrer aufopfernden Hingebung und Treue seines Lebens Freude gewesen war. Zwei Tage und Nächte blieb er ohne Ruhe und ohne Speise bei der Leiche; ohne Thränen sah er sie in die Gruft versenken, aber sein Herz war von dem heftigsten Schmerze gefoltert. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um noch eine für die königliche Kapelle zu Aranjuez bestimmte „Verkündigung Mariä“ zu malen; aber er sollte auch dieses Werk nicht ganz vollenden — er schlief ein, den Pinsel in der Hand, schon nach sieben Monaten der Gattin zur ewigen Ruhe nachfolgend, nach kaum zurückgelegtem ein und fünfzigsten Lebensjahre. —

Im Verkehre mit Anderen zeigte Mengs dasselbe freundliche, sanfte, innige Wesen, das auch in seinen Kunstschöpfungen sich aussprach. — Er war der dankbarste Sohn, der die väterliche Härte immer noch durch einen edleren Zweck zu entschuldigen wußte, als sie doch in der That hatte; er war ein Muster ehelicher Liebe, der sorglichste Vater seiner Kinder und der treueste Freund. Dabei voll Achtung für fremdes Verdienst und ohne allen Neid; von Raphael von Urbino sagte Mengs ebenso wahr als bescheiden: „In der Kunst kann Raphael übertroffen werden, aber nie hat Einer empfunden, nie wird ein Anderer empfinden wie Er!“ —

Der königlich spanische Gesandte zu Rom, der Ritter Azara, hing im Pantheon ein Bildniß von seinem lieben Freunde Mengs neben Raphael auf, mit der Inschrift: „Dem philosophischen Maler!" Diesen Beinamen hatte sich Mengs erworben durch eine Reihe gediegener Abhandlungen „über die Schönheit und den guten Geschmack in der Malerei." —

---

136. Giotto und das Madonnenbild.

(Aus: Maiblumen von Ferdinand Schmidt.)

In dem italienischen Städtchen Vespigniano lebte ein armer Taglöhner, Namens Bandone. Dieser hatte einen Sohn, der sich früh schon durch glänzende Fähigkeiten so auszeichnete, daß er seine ganze Umgebung in Erstaunen setzte. Gleichwohl vermochte es der Vater, eben seiner Armuth wegen, nicht, dem kleinen Giotto Unterricht auch nur in den allernothwendigsten Dingen ertheilen zu lassen. Der Knabe mußte die Heerde hüten, und so schweifte er denn, fast immer allein, von Früh bis Abend auf Berg und Thal umher. Da er verständig, fromm und gutherzig war, that er nie etwas, was ihm hätte zum Vorwurfe gereichen können.

Herrlich ist die Landschaft, in welcher Vespigniano liegt. Ferne Berghäupter, am Morgen und am Abend strahlend vom flüssigen Golde des Sonnenlichts, erheben sich im Norden; auf der Südseite liegt der Meerbusen von Geto, auf dessen blauer Fläche an guten Tagen, Silberstreifen zurücklassend, die Schiffe majestätisch wie Schwäne dahinziehen. Schattige Haine von Oel-, Citronen- und Pomeranzen-Bäumen laden den Wanderer zur erquickenden Ruhe ein. Aus dem sammetweichen Grase erheben unzählige Blumen ihre farbigen Kronen, weithin breitet die Aloe ihre saftigen Blätter aus, und der Duft der Reseda und des Goldlacks, die wild wachsen, durchwürzt die Luft. —

Giotto verlebte als Hüter seiner Schafe freudenvolle Tage. Hier saß er träumend am silberhellen Bach, und die kühlenden Wellen umhüpften seine niederhängenden Füße; dort lag er, während der treue Hund, die Ohren spitzend, seine Heerde bewachte, auf einem mit Blumen übersäeten Hügel unter einer Pinie oder Linde, und seine dunklen Augen schauten zu den frischgrünen, schwankenden Zweigen empor, die vor seinen trunkenen Blicken sich bis zum Blau des Himmels zu erheben schienen. Doch lieber noch war er thätig, und das meist auf eigenthümliche Weise. Am liebsten malte er mit bunten Steinen, und manches Felsstück war mit Entwürfen

von ihm bedeckt, oder er setzte von Blumenblättern die verschiedenartigsten Zeichnungen zusammen.

Auf diese Art beschäftigte er sich eines Tages. Im Schatten einer Linde häufte er weißen Sand auf. Diesen ebnete er, so daß seine Oberfläche etwa die Größe einer gewöhnlichen runden Tischplatte einnahm. Nun holte er vielerlei Blumen herbei und belegte den Sand zunächst dicht mit gelben Blättern. Ein Kranz von Lorbeerblättern, die künstlich mit Piniennadeln aneinander befestigt waren, stellte den Rahmen der Fläche vor, auf der eine Blumenzeichnung entstehen sollte. Die heilige Muttergottes Maria war es, die Giotto darstellen wollte. Gesicht, Arme und Füße entstanden aus Rosenblättern, die wehenden Gewänder aus der künstlichen Zusammenstellung von Blättern der blauen und der rothen Anemone. Weiße Sternblumen bildeten die Kronen-Glorie der göttlichen Mutter.

Wie glücklich fühlte sich der Knabe vor dem Bilde! —

In seiner Begeisterung merkte er es nicht, — daß ein schöner Mann, der eine Künstlerkleidung trug, des Weges daher kam und sich ihm nahete. Es war Cimabue, der berühmte Maler, dem die anmuthige Haltung Giotto's schon aus der Ferne aufgefallen. Dicht hinter ihm stehend, erstaunte er über das Blumenbild, und erkannte sogleich, welch ein Talent in dem Knaben schlummerte. Er legte seine Hand auf den Lockenkopf Giotto's, der sich erschrocken umwandte.

Freundlich fragte der Maler: „Wie heißest du? Wer ist dein Vater?“

„„Ich bin der kleine Giotto,““ antwortete der Knabe aufstehend; „„mein Vater ist Taglöhner und heißt Bandone.““

„Möchtest du mit mir gehen, kleiner Giotto, und ein Maler werden?“

„„Von Herzen gern!““ rief der Knabe mit leuchtenden Blicken. „„Aber,““ setzte er hinzu, indem die frische Röthe plötzlich von seinen Wangen wich, „„ich muß erst meinen Vater fragen!““

„O, dein Vater wird dir zu deinem Glücke nicht hinderlich sein!“ versetzte der Maler. „Dazu hat er dich sicherlich viel zu lieb!“

Giotto sagte: „„Ja, er hat mich wohl lieb; aber wer soll unsere Schafe hüten, wenn ich mit Euch gehe?““

„Führe mich zu ihm!“ sagte Cimabue.

Es geschah.

Freudig gab der Vater seine Zustimmung, und segnete den Mann, der sich seines Sohnes annahm. — Der Knabe begleitete

den edlen Cimabue nach Florenz, ward von ihm als Sohn behandelt und empfing Unterweisung in der Malerei. Liebe zur Sache und ausdauernder Fleiß bewirkten, daß seine Fortschritte sich als außerordentlich erwiesen.

Giotto ward einer der größten Maler seiner Zeit, der — neben der Ehre — auch Reichthümer erwarb, so daß er im Stande war, für die Seinigen sorgen zu können. — Gegen seinen Lehrer und Wohlthäter erlosch seine Dankbarkeit nie. — Auch gedachte er noch in späten Tagen oftmals mit süßer Rührung des Hügels seiner Heimath, auf dem er einst, kindlich beglückt, gekniet hatte vor dem Blumenbilde der heiligen Jungfrau Maria. —

---

137. Der Maler in einer furchtbaren Schule.

Die Gallerie der Künste zu Venedig befindet sich in dem ehemaligen Kloster der Carita am großen Kanal. Hier begegnen dem Auge des Kenners die seltsamsten Bilder von der ältesten Kunst-Periode her bis herauf in die goldene Zeit der so merkwürdigen Dogenstadt, und sind zugleich die Herolde von ihrer untergegangenen Pracht und Herrlichkeit.

Besonders fesseln den sinnigen Beschauer unter Anderm ein Paar große Bilder von Gentil Bellini, welche das alte Venedig, wie es am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erschien, prächtig vergegenwärtigen. Das eine Bild stellt die Prozession des Corpus Domini über den Sanct Markusplatz dar, und damals flatterten noch die Fahnen von Candia, Cypern und Morea an den drei Masten vor der Sanct Markuskirche; das andere Bild: „il miracolo della croce" genannt, führt die Geschichte vor, wie ein das Kreuz tragender Priester bei einer Prozession in die Lagunen fällt, ohne unterzusinken; auch hier sieht man so recht in das alte Venedig hinein, und fühlt sich überrascht von der Majestät der alten Paläste und dem höchsten Staate der zierlich geputzten Damen und Herren auf den Gallerien, indessen die Personen in der Haupt-Scene von innigster Frömmigkeit durchleuchtet sind.

Der Maler Gentil Bellini stand aber auch zu Venedig in überaus großem Ansehen. Und als der Sultan vom Senat der Republik einen Maler zugeschickt wünschte, da war er es, den man mit dieser Sendung betraute.

Aber alsbald trug sich hierbei ein furchtbares Ereigniß zu, das den berühmten Maler in eine blutige Schule führte.

Als nämlich der Sultan Muhamed II. tadelte, daß auf des Künstlers Bild der „Enthauptung Johannis des Täufers" das

Zurückziehen der Haut am enthaupteten Rumpfe nicht natürlich genug dargestellt sei, Bellini sich jedoch verantwortete, „er wisse es eben nicht besser," — so ließ der Sultan augenblicklich den ersten besten Sclaven niederknien, enthaupten, und zeigte dem Künstler die wahre Beschaffenheit der grimmigen Verletzung.

Bellini, schaudernd und entsetzt, entschloß sich zur eiligsten Rückkehr nach Venedig. —

---

138. Die Bilder der Zukunft.

(Auszug aus: Tagebuch von Languedoc, verfaßt von Moritz Hartmann.)

Der berühmte Maler Ingres, dieser strenge Meister der Form und der etwas beschränkten Classicität, hatte unter seinen Schülern Einen von ganz eigenthümlicher und dem in der Kunst Hergebrachten und Ueberlieferten entgegengesetzter Strebsamkeit, den er deßhalb auch nicht besonders liebte. Einst waren seine Schüler wieder um Ingres versammelt, und er sagte mit warnender Stimme zu ihnen: „Meine Freunde, es giebt einen jungen Menschen in Frankreich, der noch unbekannt ist, noch nicht viel weiß, der nur strebt und sucht, — wenn er aber gefunden haben wird, dann wehe Euch!"

Und diese warnende Prophezeihung des alten Meisters schien bald in Erfüllung gehen zu wollen, denn dieser Schüler — Dominik Papety aus Marseille — errang den ersten Preis der Akademie, und wurde zu seiner weiteren Ausbildung von der Regierung nach Rom geschickt. —

Unter den vielen Meisterwerken dieses Malers sollen hier nur zwei Scenen aus der Kindheit Jesu, des Welterlösers, vorgeführt und betrachtet werden, in denen das eigenthümliche Wesen Papety's dem Beschauer klar entgegentritt.

Zu Marseille erhebt sich das alte Gemäuer der Kirche Sanct Victor, und ist ein Rest der Abtei gleichen Namens, die in der französischen Revolution zerstört worden. In dieser Kirche befindet sich ein herrliches Altarbild, weit berühmt und von den Kennern angestaunt und geschätzt. — Auf einem breiten Stuhle sitzt die große Gestalt des heiligen Joseph; Haupt= und Barthaar sind grau, die Züge von der Sonne gebräunt, von Jahren und Erfahrungen gehärtet; ein sinnender Ernst thront auf den buschigen Augenbrauen; ein weißes, faltiges Gewand deckt die colossalen Glieder. Ihm zwischen den Knieen steht das kleine Christuskind, ein gesunder, kräftiger Knabe mit starkem Kopf und knochiger Stirn, aber feinen Lippen und durchsichtigem Blick. Es hebt die

Hand auf wie zum Segen, und da es — nach vorn schreitet und auf der untersten Stufe des Bildes steht, ist es, als wollte es aus der gemalten Traumwelt plötzlich und mit einer gewissen himmlischen Gewalt in die wirkliche, irdische hineintreten. —

Die Kirche Marie majeure zu Marseille besitzt (außer dem Gemälde „die heilige Philomena," einer einfachen weiblichen Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen aus dem Rahmen herauszuschweben scheint) das Bild, „wie Jesus, von beiden Eltern begleitet, aus dem Tempel kommt." Der zarte, doch kräftige Knabe glüht noch vom Feuer des Kampfes, den er soeben mit den Schriftgelehrten bestand. Mit emporgehobenen Armen schreitet er vorwärts, noch ist er in Begeisterung, noch scheint er zu predigen, zu streiten, zu lehren. An seiner rechten Seite, mit dem langen Stabe in der Hand, geht Josephus; ein Mann im kräftigsten Alter; mit der Miene des Beschützers und Vormundes — ist er entschlossen, den Kleinen zu vertheidigen, auf dessen Worte er mit aufmerksamer Ruhe horcht. Aber tiefere Gefühle bewegen die Mutter; sie hüllt sich in ihr dunkles Gewand und hält die Hände fest über die Brust gedrückt; langsamen Schrittes und sinnend folgt sie dem schnellschreitenden Kinde. Der mütterlichen Ahnung wird die ganze Bestimmung ihres Sohnes klar, und erhabene Leidensbeschlüsse fassend, blickt sie ihm nach; Lebewohl sagt sie dem ruhigen Mutterglück, und ergeben begrüßt sie das reichere Leid, das sie aus dunkler Ferne kommen sieht. Eine schön geputzte Frau betrachtet mit einem Gemisch von frivoler Neugierde und ernster Ahnung die Gruppe. Im Hintergrunde der Tempel mit seiner stolzen Säulenhalle, aus- und eingehende Fromme, Schreiber und Schriftgelehrte; römische Wachen und Soldaten in glänzender Rüstung — die ganze alte Welt, die es nicht vermuthet, daß dort ihr zukünftiger Zerstörer als Kind zwischen Vater und Mutter wandelt! — —

Ein eigenthümliches, Anfangs unbestimmtes Gefühl bemächtigt sich des Beschauers dieser Bilder. Sie sind ein Räthsel, etwas Neues; er weiß sie nicht zu classificiren. Sind es Heiligenbilder? — Nein, dazu sind sie zu robust, zu irdisch, uns zu nahe verwandt. Sind es profane Bilder? Noch weniger; denn es verklärt sie ein gewisser Schein, den wir einen Heiligenschein nennen müssen. Sie stellen vielleicht doch Bewohner dieser Erde vor, aber dieser Erde, wie sie werden soll, der künftigen Erde.

Das ist es!

Dominik Papety ist ein Mann der Zukunft — wie alle großen Künstler, ein ahnungsvolles Gemüth, das überall die Zukunft sucht, sieht und darstellt.

Der geistige Erneuerer der Zukunft, dieser Erlöser, Heiligmacher und Verklärer der Menschen, ist es nicht derselbe Knabe, welcher dort auf dem ersteren Bild aus dem Schooße des greisen Alters segnend hervorgeht? Ist es nicht derselbe Knabe, der dort auf dem anderen Bilde predigend und streitend aus dem Tempel tritt, muthig vorwärts dem Glaubenden entgegenschreitet, und eine alte, obwohl glänzende, doch verwitterte Welt hinter sich läßt? —

139. Der arme Musikant und sein College.

(Erzählt von W. O. von Horn.)

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volkes strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch Der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß der vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. —

Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen: Dünnes weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei anderen bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimweg einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittag. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnete nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb, und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war aber, als wenn die Thränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!"

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch, und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „College, nun nehmet Ihr das Geld, und ich spiele."

Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an, und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann sah's, der Mann geigte für den Armen, aber Niemand kannte ihn.

Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „„Macht ihn leer, Alter,"" riefen die Leute dem Invaliden zu, „„er wird noch einmal voll!"" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte.

Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein „„Bravo!"" über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „„Gott erhalte Franz den Kaiser! &c."" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war **das?**" rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher aus Paris, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!"

Der Herr hielt seinen Hut hin, und auf's Neue flogen Sechsbätzner in den Hut des Herrn, der dießmal für den Invaliden aufhob. Alles gab; und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „„**Boucher** lebe hoch!""

„Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „„Herr, belohne du's ihm reichlich!""

Und es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der Eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war; und der Andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte. —

140. Ein Kind hat nicht gesungen!

(Auszug aus: Musikalische Mährchen von Elise Polko.)

Es war am Festtage der Himmelfahrt Christi im Jahre 1794, als die Glocken des schönen Klosters der heiligen Lucia, unweit Rom, zur Morgenandacht riefen. Schaaren frommer Beter wallten der Pforte zu. Gar anmuthig waren sie anzuschauen, die malerischen Trachten der Wanderer, die weißen Schleier, die stillen Frauen, geschmückt mit Blumen, und die stolzen schlanken Männer, an deren Brust kleine Zweige duftiger Orangenblüthen prangten.

Die Fenster des Kirchleins flammten im Licht. Drinnen aber stiegen Weihrauchwolken empor, und der matte Schimmer der geweihten Kerzen vermochte kaum diese wallenden Nebel zu durchbrechen. Eine süße Dämmerung herrschte; das Standbild der heiligen Lucia war von den köstlichsten Kränzen und Blumen fast bedeckt, der Priester streckte betend seine Arme aus, die gläubige Menge stürzte auf die Kniee; da ertönte vom hohen Chore das „Kyrie eleison!" der frommen Nonnen. Wie flossen sie so sanft hernieder, diese weichen Stimmen, wie herrlich und erhebend war die ernste Weise des Mästro Palestrina! Klar und hehr schritt die bedeutungsvolle Grundmelodie durch das anmuthige Gewinde lieblich verflochtener Stimmen, die oft sie zu bedecken, zu verhüllen, unterzutauchen strebten, aber immer überwunden von der Siegerin, demüthig zurückweichend, sich endlich vereinigten zur sanften Begleitung und zum herrlichsten Ganzen. — Die bebenden Seelen der Hörer erhoben sich auf mächtigen Schwingen, bald jauchzend zum Himmel, bald sanken sie, wie von zarten, unsichtbaren Blumenketten gehalten, wieder selig weinend nieder auf die Erde. —

Da erschallte plötzlich im „Gloria in excelsis Deo!" eine Sopranstimme, deren überraschender Klang gewaltsam die Menge aus der süßen Versunkenheit riß. Die Stimme war von einer durchdringenden Klarheit und Reinheit, und überwältigend in ihrer Fülle. Der Ton hatte nichts Verwandtes mit dem der anderen Sängerinnen; der Klang vermischte sich nicht mit den anderen Klängen; einsam, ohne verschmelzende Weichheit, voll und hoch, schwebte er auf und ab in dem Raume der Kirche.

Im „Credo" verstummte die Wunderstimme; ein anderer, milder Sopran trat an ihre Stelle; am Schlusse jedoch, in dem ergreifenden „Agnus Dei, qui tollis peccata Mundi!" und „Dona nobis pacem!" durchschnitt sie wieder, wie ein glänzender, scharfgeschliffener, sieggewohnter Speer, die tief herniederhängenden Weihrauchschleier. Es zitterte keine Erregtheit in ihr, es leuchtete

kein Jugendschmelz in diesen Klängen, es war gleichsam eine Stimme ohne Alter und Geschlecht.

Das Volk und die Geistlichkeit fühlte sich mächtig von diesem Gesange erschüttert. Die Messe war beendet, die Frauen verließen in heftiger Bewegung die Kirche, die Männer schüttelten die Köpfe, Jedermann sprach andachttrunken von dem seltsamen, himmlischen Gesang, aber Niemand wußte den Namen der verborgenen Sängerin. Die Kerzen erlöschten, und das überreiche Leben eines italienischen Frühlingstages verschlang alle die tausend Fragen, Zweifel, Schauer und Erwartungen, und nur Eine Stimme machte sich noch Luft mit dem Ausrufe: „Heilige Maria, das war nicht die Stimme eines Weibes!" —

Als am andern Tage der Morgen, der lachende, strahlende Morgen Italiens in das Kirchlein blickte, staunte er, schon wieder eine harrende Menge versammelt zu sehen. Man horchte mit der gespanntesten Erwartung dem Chore zu, von welchem die Hora ertönte. — Und wieder tauchte jene räthselhafte Stimme auf, und wieder durchbebte sie die Herzen mit einem Gemische von Freude und Bangen, und wieder staunten die entzückten, selig begeisterten Hörer. Da rief plötzlich ein junges Weib zitternd und glühend: „Heilige Himmelskönigin, ich sehe das Wunder! Maria hilf! Es ist ein singendes Kind!"

Und wirklich unterschied man hinter dem Gitter die zarte Gestalt eines Mädchens von etwa zehn Jahren, aus dessen geöffneten Lippen die wunderbaren Töne strömten. Das Antlitz des Kindes erschien von strenger Regelmäßigkeit, aber eine durchsichtige Bläße bedeckte die jugendlichen Wangen.

Von dem Augenblicke dieser Entdeckung an steigerte sich die Aufregung der Menge von Stunde zu Stunde; der Zudrang zu der Feier der heiligen Messe im Klosterkirchlein wurde immer gewaltiger, unaufhaltsamer. Und weil man zu zweifeln begann, daß ein Kind so singe, und man allerlei alberne Gerüchte ausstreute, und sogar behauptete, man habe zu Rom durch einen alten Professor eine Uhr in Menschengestalt mit Flötenwerk erbauen lassen, um durch diese künstliche Stimme die Menge in das arme Kloster zu ziehen und ihm einiges Einkommen zu verschaffen: so zogen im hellen Sonnenschein die aufgeregten Menschenschaaren lärmend nach dem stillen Kloster, donnerten in ihrer Pflichtvergessenheit an die epheu-umrankte Pforte und begehrten heftig Einlaß, um die den Gottesdienst entweihende Marionette auf dem Chor, die man hinterlistig für ein zehnjähriges Mädchen ausgebe, gewaltsam zu entfernen.

Die erschrockene Priorin gebot zu öffnen, und trat den Eindringenden muthig entgegen; mit einem Angstrufe flüchteten die Nonnen in ihre Zellen.

Das ehrwürdige Antlitz der frommen Frau, ihre hohe Gestalt und das emporgehobene Crucifix imponirte der Menge; das wüste Geschrei verstummte, einzelne Frauen sanken auf die Kniee, die Männer wichen zurück, und nur ein Sprecher näherte sich ehrfurchtsvoll der Priorin und erklärte ihr die Vermuthungen, Wünsche und Forderungen seiner zahllosen Begleiter.

Staunen und Unglaube malte sich in den Zügen der ernsten Frau. „„Meine Kinder!““ rief sie, „„ist es möglich, daß ihr euere Mutter Theresa solchen Betruges anklaget? Ist es möglich, daß ihr euch so tief erniedriget durch solchen Verdacht, und mich so unaussprechlich betrübet? Ziehet hin, bereuet und büßet euere Sünde! Denn jene Stimme, die euch zu diesem beklagenswerthen Irrthum verleitete, jene Stimme, die euch so mächtig zur Andacht ergriffen und erhoben, ja erschütterte, ist nicht die Stimme einer seelenlosen Marionette, sie drang vielmehr aus der Brust eines gottgesegneten Kindes, schwebte nieder von den unschuldigen Lippen eines zehnjährigen Mädchens aus Sinigaglia, das hier im Kloster erzogen wird!““

„„Wir wollen das Kind sehen!““ riefen hier einige wilde Stimmen, und die ganze Menge willigte in diesen Schrei mit ein. — Und immer drohender wurden die Mienen, und immer lauter das verworrene Geschrei. Die Ermahnungen der Vorsteherin verhallten ungehört, und der sonst so stille Klosterhof blieb erfüllt von dem wüsten Getöse.

Da verschwand die Mutter Theresa; — sie kehrte zurück und drängte ein zartes, bleiches, zitterndes Mädchen der unruhigen Masse entgegen. Wie aus gelblichem Wachs geformt, leuchtete das regelmäßige, farblose Antlitz des Kindes unter dem schwarzen, gescheitelten Haare hervor, und ängstlich starrten die weit geöffneten, dunkeln Augen die fremden, ausdrucksvollen Gesichter an. „„Angelica,““ sagte die Priorin sanft, „„zage nicht! Sei muthig in unserem Herrn und Heiland Jesus Christus! Hilf deiner Mutter Theresa und diesem verblendeten Volke! Erhebe deine Stimme und grüße die gebenedeite und gnadenreiche Himmelskönigin!““

Angelica öffnete die Lippen und begann ein altes, einfaches „Salve Regina!“ — aber mit einer Kraft, Reinheit und Erhebung, mit einer Sicherheit, Ruhe und kindlicher Innigkeit, daß die lautlose Versammlung unwillkürlich die Kniee beugte. Ein so tiefer Friede, eine so unberührte Unschuld, wie sie aus diesen Tönen

sprach, konnte auch wahrlich nur einer Brust entströmen, der des Lebens Weh und Lust, Rosen und Dornen, ja die Sünde noch nicht genaht. Die krystallklaren, süßesten, heiligen Klänge zogen weit, weit hinaus in die schöne Nacht und das blühende Land. Verklärend und weich lag der Sternenschein auf allen Häuptern, auf der kindlichen Stirn der Sängerin und auf dem ernsten Angesichte der bewegten Aebtissin.

Als Angelica geendet, erhoben sich alle die niedergesunkenen Männer und Frauen und stürzten mit jenem überwallenden, aufrichtigen Enthusiasmus, der das herzerhebende Eigenthum aller Völker des Südens ist, zu dem Kinde hin. Schluchzend küßten sie die kleinen Hände der Lächelnden, den Saum des Gewandes, die leicht erglühten Kinderwangen, die Füße, priesen es mit Thränen des Entzückens als ein gutes, frommes Marienkind, segneten es, und ein einstimmiger Jubelschrei durchschnitt die Luft:

„„Evviva Angelica Catalani!““ *) —

141 und 142. Entsagung der päpstlichen Würde.

1. Der heilige Petrus Cölestinus, zu Isernia in Apulien von tugendhaften Eltern geboren, fühlte, um sich für das ewige Heil recht sorgsam vorzubereiten, machtvoll zum Einsiedlerleben sich hingedrängt. Zwanzig Jahre alt bezog er, schon lange vorher durch strengste Bußübung und Beschauung vorbereitet, einen öden Berg, wo er sich in einen Felsen eine kleine Höhle aushaute, in

*) Der Zustrom von Menschen zu dem Sanct Lucien-Kloster wurde nach und nach so groß, daß, um Unordnungen vorzubeugen, endlich die Obrigkeit dem Kloster untersagte, das Mädchen ferner in der Kirche singen zu lassen.

Angelica Catalani trat von ihrem fünfzehnten Jahre an öffentlich als Sängerin auf, und erwarb in ihren Concerten, die sie fast in allen Hauptstädten Europas gegeben, einen ganz außerordentlichen Ruhm und große Reichthümer; ihr edles Herz war aber auch bei solchen Erfolgen stets Gottes, des Gebers alles Guten, und der Armen eingedenk, denn fast in jeder Stadt diente ihr Schluß-Concert zum Besten der Nothleidenden, und ein solches Concert erwies sich dann immer an Geld-Erträgnissen als das gesegnetste.

Sie lebte seit dem Jahre 1830 auf einer von ihr erkauften Villa bei Florenz, die ehemals der Familie Medici gehörte; hier unterrichtete sie arme Mädchen, die Stimme und Talent hatten, in Musik und Gesang, und jede von ihr gebildete Sängerin mußte ihren Namen führen. —

der er kaum aufrecht stehen, oder sich der Länge nach legen konnte. Drei Jahre lang lebte er in dieser Abgeschiedenheit dem Gebet und der Abtödtung; und obgleich er sich auf das Sorgfältigste vor den Augen der Welt zu verbergen suchte, wurde er doch zuletzt entdeckt, und genöthigt, mehrere Besuche anzunehmen. Man berief ihn nach Rom, wo er die heiligen Weihen empfing.

Im Jahre 1246 kehrte er wieder nach Abruzzo zurück, wo er fünf Jahre in einer Höhle des Berges Morroni zubrachte.

Da im Jahre 1251 das Gehölz, das seine Wohnung umgab, niedergehauen wurde, zog er sich auf den Berg Magella zurück, mit zwei Einsiedlern, die sich an ihn, als ihren geistlichen Vater, angeschlossen. Hier machten sich die drei Diener Gottes ein kleines Gehäge mit Dornen und Baumzweigen, und errichteten sich kleine Zellen. So schauderhaft auch ihre Einsamkeit erschien, genossen sie doch der reinsten Freuden in Gott.

Petrus brachte einen großen Theil der Nacht im Gebet und in Thränen zu. Den Tag hindurch beschäftigte er sich mit Handarbeiten oder Bücherabschreiben, ohne jedoch dabei seine innere Unterhaltung zu unterbrechen. Seinen Leib behandelte er wie einen einheimischen Feind, und hielt ihn in einer solchen Unterwürfigkeit, daß immer sein Geist die Herrschaft führte. Niemals aß er Fleisch. Alle Tage, nur den Sonntag ausgenommen, fastete er. Jedes Jahr hielt er außerdem noch vier besondere Fasten. Während drei dieser Fasten, wie auch alle Freitage, genoß er keine andere Nahrung, als Brod und Wasser. Sein Brod selbst war so hart, daß er es nicht schneiden konnte, sondern es mit einem Hammer zerschlagen mußte. Er trug ein Bußkleid von Roßhaaren, mit Knoten durchflochten, und eine eiserne Kette um seine Lenden. Er schlief auf bloßer Erde oder einem Brette, und hatte zum Kopfkissen einen Stein oder Block. — Seiner beständigen Beschauung ungeachtet, weigerte er sich doch nicht, Denen, die sich in ihren geistlichen Nöthen an ihn wendeten, beizustehen. Man konnte ihn alle Tage um Rath fragen, mit Ausnahme des Mittwochs, Freitags und seiner Fasttage, die er stets im strengsten Stillschweigen zubrachte.

Die vielen Schüler, die bei ihm ab- und zugingen, und sich seiner Leitung anvertrauten, und einige Zeit bei ihm in abgesonderten Zellen lebten, sammelte er zuletzt in einem Kloster, in dem er die Regel des heiligen Benedikt nach ihrer ursprünglichen Strenge einführte. Im Jahre 1274 erhielt er vom Papste Gregor X. die Bestätigung seines Ordens, der sich nachher in ganz Europa ausbreitete. Der Heilige hatte die Freude zu sehen, daß sich seine Genossenschaft bis zu sechs und dreißig Klöstern ausdehnte. — —

2. Als der Papst Nikolaus im Jahre 1292 gestorben, blieb der heilige Stuhl sieben und zwanzig Monate lang unbesetzt, indem man sich nicht über die Wahl seines Nachfolgers einigen konnte. — Endlich erwählten die zu Perosa versammelten Cardinäle — einzig um seiner Heiligkeit willen — den Petrus von Morroni, so genannt von dem Berge, auf dem er sich aufhielt. Diese Wahl, die ohne alle Bewerbung geschehen, fand allseitigen Beifall; nur Petrus bezeigte Unzufriedenheit und Schmerz, indem er aus tiefster Demuth sich dieses höchsten Amtes als unfähig erachtete. Seine Gründe der Ablehnung fanden kein Gehör, und den frommen Flüchtling holte man ein.

Der Heilige kehrte seufzend nach der Berg-Einsamkeit Morroni zurück, wo ihn die Könige von Neapel und Ungarn, mit einer großen Anzahl von Cardinälen und Fürsten, erwarteten, die ihn Alle in die Cathedralkirche von Aquila zur Krönungs-Ceremonie begleiteten. Petrus zog ein ohne alles Gepränge, und wollte nichts als einen Esel zum Reiten haben; er hätte sogar den Weg zu Fuß gemacht, wenn es ihm gestattet worden wäre.

Seine Weihe und Krönung geschahen am 29. August; er gab sich den Namen Cölestin V., den man nachher auch dem von ihm gestifteten Orden verlieh.

Indessen blieb Cölestinus auch als Papst bei seiner gewohnten Lebensweise. Mitten in seinem Palaste hatte er sich eine Zelle errichten lassen, in die er, wie ein Einsiedler, sich verschloß. Die Ehren und Reichthümer, die ihn umgaben, hinderten ihn nicht, demüthig und arm zu sein. — Als die heilige Adventszeit genaht, wollte er sie in stiller Abgeschiedenheit zubringen, um sich zur Feier des gnadenreichen Weihnachtsfestes recht würdig vorzubereiten. Die Sorge für die Kirche übertrug er drei Cardinälen.

Eine solche Lebensweise schien aber mit dem Oberhirtenamte nicht vereinbarlich. Bei Gelegenheit einiger Mißgriffe in der Verwaltung peinigten ihn schwere Gewissensängste; er glaubte auf's Neue, der ihm übertragenen Stelle nicht fähig zu sein; und die päpstliche Würde stehe einem Manne nicht zu, der das kanonische Recht nicht kenne; ebenso müsse ein Hirt seine Amtspflichten durch sich selbst erfüllen.

Er sann demnach auf Mittel, wie er seine Entlassung rechtlich erhalten könne, um sich von seinen Gewissensängsten zu befreien und sich einer Bürde zu entledigen, deren Last mit jedem Tag ihn drückender belastete. Er erholte sich über diese hochwichtige Angelegenheit bei mehreren tüchtigen Kirchenrechts-Lehrern Auskunft, unter Anderen bei dem Cardinal Benedikt Cajetan, die ihn

Alle versicherten: ein Papst habe die Befugniß, freiwillig seine Würde niederzulegen.

Als sich das Gerücht von seiner nahen Amts-Entledigung verbreitete, boten mehrere einflußreiche Personen Alles auf, ihn von seinem Entschluß abzuwenden; jedoch fruchtlos.

Einige Tage nachher wurde ein Consistorium zu Neapel gehalten, dem der König mit mehreren hohen Personen beiwohnte. Da entsagte Cölestin feierlich, und zwar vor der ganzen Versammlung — dem päpstlichen Throne, legte die Zeichen seiner Würde ab, nahm seinen vorigen Namen und sein Klosterkleid wieder an, warf sich dann den Versammelten zu Füßen, bat sie inständig um Verzeihung ob der durch ihn veranlaßten Mißgriffe, und ersuchte die Cardinäle, sie dadurch zu verbessern, indem sie die möglich beste Wahl zur Besetzung des apostolischen Stuhles treffen möchten.

Er hatte nur vier Monate auf dem Stuhle des heiligen Petrus gesessen.

Die Freudigkeit, die man an ihm bemerkte, als er sah, daß man seine Entsagung annahm, bewies noch mehr, als alle Worte, daß ihn nur die Demuth zu diesem Schritte bewogen habe.

Der Cardinal Benedikt Cajetan, ein in dem bürgerlichen und kirchlichen Rechte sehr bewanderter Mann, wurde statt seiner erwählt, und am 16. Januar des folgenden Jahres unter dem Namen Bonifazius VIII. gekrönt. —

Der Dichter Dante Alighieri, ein Parteigänger gegen den Papst Bonifazius VIII., nannte die Entsagung Cölestin's eine „Kleinmüthigkeit;" — dagegen sagte der Dichter und Gelehrte Franz Petrarca, der die Seite der religiösen Ueberzeugung in dieser Handlungsweise auffaßte: „Diese That (des Papstes Cölestin) setzt eine ganz göttliche Seelengröße voraus, die nur in einem Menschen gefunden werden kann, der vollkommen von der Nichtigkeit aller menschlichen Würden überzeugt ist. Die Verachtung der Ehren stammt vom Heldenmuth und nicht von der Kleinmüthigkeit! Im Gegentheile — die Ehrsucht kann nur eine Seele fesseln, welche nicht die Kraft hat, sich über sich selbst zu erheben!" —

Es erhoben sich nun Parteiungen gegen den neuen Papst, man griff zu der Lästerung, als sei es sein Werk, daß Cölestin zurückgetreten sei, und wollte Letzteren wieder zurückverlangen.

Um das Unheil einer Spaltung zu verhüten und den wehrlosen Cölestin gegen persönliche Angriffe zu schützen, wies ihm Bonifazius VIII. das Castell Fumone, neun Meilen von Anagai, zum Aufenthalt an. Dort wiederholte der Held der Entsagung mit

einer bewunderungswürdigen Ruhe oft die Worte: „Ich verlangte auf der Welt nichts, als eine Zelle, und diese hat man mir gegeben!"

Am hochheiligen Pfingstfeste des Jahres 1296, nachdem er dem heiligen Meßopfer mit vieler Andacht beigewohnt hatte, versicherte er seine Umgebung, daß er noch vor dem Ende der Woche sterbe; und sogleich wurde er von einem Fieber befallen und empfing die heilige Oelung. Seiner äußersten Schwäche ungeachtet, wollte er doch nicht erlauben, daß man auch nur mit wenigem Stroh die Bretter, auf denen er freiwillig lag, bedeckte. Je näher seine letzte Stunde kam, desto mehr verdoppelte er seine Andacht. Am Samstag derselben Woche, der auf den 19. Mai fiel, verschied er gottergeben; indem er noch den Vers des letzten Psalmes der Laudes sang: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" — Er war fünf und sechzig Jahre alt. —

Der Papst, von allen Cardinälen begleitet, hielt für ihn ein Seelenamt in der Sanct Peterskirche. —

---

143. Papst Martinus V. und die Stadt Bern.

(Aus: Berner Chronik von Justinger.)

Auf Sanct Martinstag, da man zählte von Christi Geburt eintausend vierhundert und siebenzehn Jahre, haben die Cardinäle und die vier dazu erwählten Nationen, als nämlich Italien, Frankreich, England und Deutschland, den ehrwürdigen Cardinal Otto de Colonna von Rom zum Papst erwählt, und ward genannt Martinus der Fünfte des Namens, in dem Alter von sechzig Jahren, der sein Leben mit Ehre und gutem Lobe bis hierher geführt.

Danach kam die Botschaft Derer von Bern nach Constanz, welche der Papst anfrug: ob er sicher durch das Land Derer von Bern fahren möchte? Worauf die Boten antworteten: Seine Heiligkeit dürften keine Sorge haben; er mit all' den Seinigen wären Leibs und Guts sicher. Solches verdankte ihnen der Papst gar sehr.

Der Papst blieb nun bis Ausgangs des Monats Mai zu Constanz, dann fuhr er von dannen nach Schaffhausen, Baden und Lenzburg, allwo er von den Boten Derer von Bern empfangen wurde, welche ihn von Solothurn her nach Bern führten, am nächsten Dienstag nach der Pfingstwoche des Jahres 1418. Man trug dem heiligen Vater in Begleitung der ganzen Geistlichkeit

alles Heiligthum entgegen; Jedermann fuhr hinaus, und er wurde mit großer Herrlichkeit empfangen. Er ritt zuerst zur Pfarrkirche, hernach zu den Predigern. Die Stadt schenkte ihm manches Faß mit Wein, Ochsen und Schafe, Mettenkerzen, Fisch und andere Dinge. Man brach die Zellen zusammen, machte gute Gemächer, neue Thüren zum Schlafsaal, und alle Sachen wurden wohl geordnet. An unsers Herrn Frohnleichnamstag hielt der Papst selbst die Messe im Chore der Prediger, und waren mehr denn zwanzig Cardinäle und Bischöfe bei ihm. Die Räthe und ehrbaren Leute ließ man in den Chor; in der Kirche und im obern Baumgarten war sehr viel Volk. Die Messe währte bei vierthalb Stunden. Nach der Messe ging der Papst auf das obere Schlafgemach der Mönche, und sang eine Collecte über das Volk, daß sich Gott über sie erbarme, und gab den Segen mit seiner Hand.

Auch hat dieser Papst Pönitentier gesetzt, welche Beicht hörten und Jedermann um alle Sachen absolvirten. Es that auch Jedermann seine Buße in der Kirche und im Kreuzgang, schlug sich mit Ruthen auf den bloßen Leib, das manchem rostigen Sünder nothdürftig war. —

Zwölf Tage blieb der Papst zu Bern, schied hernach dankbar von dannen, und gab aus dem deutschen Hause (dem heutigen Stiftgebäude, damals dem deutschen Orden gehörig) dem Volke seinen heiligen Segen, und saß dann auf ein weißes Roß. Man fuhr ihm mit großem Gepränge das heilige Sakrament vor, auch auf einem weißen Rosse mit einer Fahne. An demselben Tage ritt der Papst nach Freiburg, daselbst er drei Tage war. Von dannen nach Genf.

Er schenkte der Kirche zu Bern eine gar schöne goldene Chorkappe, an welcher der päpstliche Schild gemacht war. —

144. Im Vatican.

Louis Veuillot, aus Paris, erzählt in seinem Wanderbuche „Rom und Loretto“ das Folgende:

Wir hatten eine Audienz bei dem heiligen Vater. Das Einzige, was man zu thun hat, um diese Gunst zu erhalten, ist dieß, daß man sie verlange. Wenn der Papst zu Rom Unterthanen hat, so hat er doch in Rom und in der ganzen Welt zumal nur Kinder. Und könnte ein Vater sich vor seinen Kindern verbergen, und ihnen verweigern, ihm ihre kindliche Ehrfurcht zu bezeugen? Der hochwürdige Pater Vaure, den alle Franzosen, die ihn in Rom

gesehen haben, in ehrendem Andenken behalten, führte uns in die päpstlichen Gemächer. Man hat in diesen keinen Luxus zu bewundern, und ich wurde von dem Anblick dieser einfachen Säle, welche ernst mit historischen Porträts geschmückt und mit Meubeln und Teppichen versehen sind, die mehr als Spuren des Alters an sich tragen, gerührt. Nach einigen Augenblicken öffnete sich eine Thür, und wir traten in einen kleinen Salon, in welchem uns Papst Gregor XVI. stehend erwartete. Zu seinen Füßen kniend, küßten wir mit ebenso viel Freude als Ehrfurcht jenen päpstlichen Pantoffel, auf welchen die Demuth der Stellvertreter Christi von den ersten Jahrhunderten der Kirche an das ehrwürdige Bild des Kreuzes abzeichnen ließ, da sie nicht wollten, daß ihrer Person allein Huldigungen gebracht werden, die im Grunde dem Herrn gebühren und welche ihm zu entrichten so angenehm ist.

Gregor XVI. ist ein großer und kräftiger Greis, dessen Gesicht väterliche Güte athmet. Er nahm uns mit dem größten Wohlwollen auf. Nach einigen Worten leitete Pater Baure die Aufmerksamkeit des Papstes auf mich, und sagte ihm, daß ich zu Rom bekehrt worden sei. Hierauf, und dieß ist es eigentlich, was ich hier erzählen wollte, machte das Wohlwollen des erhabenen Greises einem unaussprechlichen Ausdrucke von Liebe und Freude Platz; er würdigte sich, mir Glück zu wünschen, mir weise Rathschläge zu ertheilen, mir eine Lektüre zu empfehlen; und als wir im Augenblicke, wo wir ihn verlassen wollten, niederknieten, um seinen Segen zu empfangen, fühlte ich auf meiner Wange eine väterliche Liebkosung von jener Hand, welche die Welt segnet. Ich wurde nicht stolz über die Güte, deren Gegenstand ich war; was mir jetzt noch zu Herzen geht, ist die so rührende Freude, welche der Vater von so vielen Millionen Gläubigen blicken ließ, als er vernahm, daß diese zahllose Familie sich um — Ein schwaches Kind vermehrt habe! —

---

145. Der in schwere Pönitenz verwandelte Bann.

Der Graf Johann von Sponheim wurde durch einen Brief vom Jahre 1305 der Stadt Trier Bürger, die sich dagegen verpflichtet, ein Jahrgeld von hundert Pfund Pfennig an ihn zu entrichten; auch erscheint er in Urkunden von den Jahren 1309 und 1310 als Landvogt, und 1314 ernannte ihn der Erzbischof Balduin von Trier zum obersten Amtmann seiner Lande zwischen Mosel und Rhein gelegen.

Diese genaue Verbindung mit dem Erzstifte scheint indessen, wie schon öfter geschehen, Veranlassung zu mancherlei gegenseitigen Beschwerden und Zänkereien gegeben zu haben. —

Johann's Sohn, Graf Heinrich der Jüngere, lebte nicht lange genug, um die Resultate davon zu sehen, denn er starb 1322, nachdem er kurze Zeit Kaiser Heinrich's VII. Hofrichter gewesen; aber seine Wittwe Lauretta, geborene Gräfin von Salm in den Vogesen, hatte bald, ob mancherlei Unrechtes, das sie geübt, den ganzen, schwer lastenden Unwillen des Erzbischofs Balduin zu tragen. Sie reizte ihn noch stärker, indem sie des Kurfürsten Mann, den Wildgrafen Friedrich von Kyrburg, auf der Starkenburg gefangen hielt. — Nicht gewillt, des Weibes schnödesten Trotz zu tragen, bereitete Balduin ihr eine strenge Züchtigung. — Er vereinigte unter seinem unmittelbaren Befehle die Lehenträger und Gemeinden des Erzstiftes, mit ihnen die Belagerung der Starkenburg zu beginnen. — Muthig nicht nur, auch listig war die Gräfin; sie beschloß, dem Sturme auszuweichen, dem sie nicht widerstehen konnte, und Namens ihrer mußten Graf Heinrich von Sponheim, der Propst des Liebfrauenstifts zu Aachen, und Emich von Oberstein, der kölnische Domherr, mit dem zürnenden Nachbar Unterhandlungen anknüpfen. Ein Waffenstillstand war ihrer Bemühungen erste Frucht, und Balduin beschloß, denselben zu benutzen zu einer Geschäftsreise nach Koblenz. In einem kleinen Nachen, beinahe ohne Begleiter, fuhr er im September 1327 die Mosel hinab.

Die Gräfin hatte aber vom Fuße der Starkenburg eine Kette quer über den Strom nach dem jenseitigen Ufer ziehen lassen, und als Balduin dieser nahe kam, stürzten von beiden Seiten Bewaffnete in kleineren Nachen auf ihn zu, und nahmen ihn gefangen. Da an keinen Widerstand und noch weniger an ein Entrinnen zu denken war, so ließ er sich ruhig mit den Seinen auf die Burg führen, wo Lauretta mit dem Bruder eines Kaisers so wenig Umstände machte, daß man allgemein über einen solchen Frevel erschrack. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, da die Trier'schen, obwohl ihrem Erzbischof innig anhängend, kein Mittel fanden, wirksam einzuschreiten; Balduin suchte sich also persönlich mit der Hartherzigen zu verständigen, und zahlte ihr für seine Freiheit an Geld und Gut, was sie verlangte. Das Lösegeld betrug die in jener Zeit sehr bedeutende Summe von elftausend Pfund Heller und viele andere Privilegien.

Der Papst Johann XXII., dem diese Freventhat auf Treu und Glauben berichtet worden, hatte über die Gräfin, um sie zu strafen, die Exkommunikation verhängt; Balduin aber verwendete

sich für sie und bewirkte die Aufhebung derselben. Die Absolution erfolgte den 5. Mai 1329.

Schwere Pönitenz traf aber dennoch die Thäter, die Gräfin selbst, die Ritter Nikolaus von der Neuerburg und Volker von Starkenburg, die Wäpelinge (Domicelli) Richwin von Mühl und Nikolaus von Schmidtburg, den Schreiber Bertram de Valecor (von Fankel?), der persönlich in Avignon gewesen, um den heiligen Vater zu besänftigen. — Sie mußten sich an einen ansehnlichen, der Stadt benachbarten Ort — nach Trier selbst hätten sie sich, wie sie wenigstens versicherten, ohne Lebensgefahr nicht wagen dürfen — begeben. An einem großen Festtage, zu Pfingsten oder auch etwa auf Johannistag, sollten sie in schlechter Kleidung, ohne Kaputzen oder Infuln, barhäuptig, Jeder eine vierpfündige brennende Wachskerze in der Hand, von dem Thore aus zur Kirche ziehen, daselbst vor dem Hochaltar die Kerzen andächtig und demüthig opfern, und ihre Schuld bekennen, und das zwar in einer Stunde, wo die Kirche am stärksten besucht ist. Sollte der Gräfin selbst eine Kerze von dem angegebenen Gewichte zu schwer sein, so mag sie eine kleinere nehmen, und die ihr eigentlich bestimmte durch einen Andern tragen lassen. Ferner soll sie, sobald wie möglich, an einem Festtage fünfzig Männer, die nichts zu besorgen haben, nach Trier schicken. Diese sollen vom Stadtthore aus, barfuß, brennende Wachskerzen tragend, in den Dom ziehen, die Kerzen vor dem Hochaltar opfern, und zugleich, vor der möglichst zahlreich versammelten Gemeinde, Namens der Gräfin, öffentlich ihre Schuld bekennen. Ferner soll die Gräfin vier silberne Ampeln, zusammen siebenzehn Mark schwer, fertig und von den nämlichen Leuten vor dem Hochaltar des Doms niederstellen lassen, wo sie sodann verbleiben, und auf ewige Zeiten, aus den von der Gräfin anzuweisenden Zinsen, im Geleuchte unterhalten werden sollen. Ueber alles dieses und den ganzen Hergang sollen authentische Briefe oder Instrumenta autentica aufgenommen und dem Papste vorgelegt werden. Endlich sollen die Gräfin und ihre Genossen zwei Jahre lang, an den Samstagen der Fastenzeit, sich der Nahrung enthalten, und ebenso lang und an denselben Tagen Arme speisen, die Gräfin nämlich fünf, zu Ehren der heiligen fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi, und Jeder ihrer Genossen Einen Armen.

Wie diese Pönitenz in aller Strenge und Rechtens gefordert worden war, so wurde sie auch in aller Strenge und Demuth geleistet. —

Der Friede kehrte wieder, und eine aufrichtige Versöhnung fand Statt. —

---

146. Der Cardinalshut in der Liebfrauenkirche zu München.

(Aus: Plauderstüblein von Dr. Franz Trautmann.)

In der Liebfrauenkirche zu München, hoch in Mitte des Chores schwebt ein rother Hut. — Von dem weiß wohl Einer und der Andere, was er zu bedeuten habe, die Meisten aber wissen es nicht. Mit diesem Hut ist es so beschaffen — und stellt sich dabei heraus, wie auch Sanct Benno's Altar in's Spiel kommt.

Item vor dreihundert Jahren lebte dahier ein Bäcker, gar ein trefflich christlicher Mann, der hieß Klesel. — Selbiger Bäcker hatte einen Sohn, Namens Melchior, und dieser erwies sich schon in jüngeren Jahren überaus verständig, ernst, enthaltsam und mildthätig, so daß Jedermann mit einem sonderlichen Bemerken auf ihn schaute, und dem Vater sagten seine Freunde gar oft, aus dem Melchior werde noch was Rechtes. Der Bäcker Klesel aber sagte dann stets: „Wenn er ein guter Priester wird, ist's das Best' und Höchste, und wenn er's so weit bringt, hat er's weit genug gebracht. Wenn ich nur Das erleb'!"

Die Freude erlebte der Bäcker Klesel auch; denn als sich der Melchior in das Theologische begab und das Weltliche hinter sich ließ, kam er mit Gottes Segen an das gewünschte Ziel, und hielt zur Freude und Erhebung aller seiner Verwandten und Bekannten in der Liebfrauenkirche Primiß.

Sein Vater sollte aber noch weit größere Freude erleben.

Item, der Melchior Klesel ward um Etliches später durch des Himmels hilfreiche Fügung mit dem Erzherzog Mathias von Oesterreich bekannt. Der schätzte ihn allgemach so hoch, daß er ihn seines ganzen Vertrauens würdigte und ihn zu seinem geheimen Rath machte, nächst wurde der Melchior Klesel Administrator von Neustadt, wieder später aber Bischof von Wien und Reichsfürst.

Als der Melchior Klesel so weit gekommen war, hatte er in seinem geistlichen Beruf überaus Wichtiges zu schaffen, minder nicht in allerlei Staatsangelegenheiten, und darin bewies er stets ausnehmende Einsicht und Sicherheit. So stand die Sache etwan um das Jahr 1597 und weiterhin. —

Ein zehn Jahre später, anno 1607, überfiel den Melchior Klesel eine große Sehnsucht, seine Vaterstadt wieder zu sehen und den alten Vater an sein treues Sohnesherz zu drücken.

Machte sich demnach auf und begab sich gen München. Da ward er, wie Jeder begreift, ganz feierlich empfangen, zeigte sich

im Uebrigen so schlicht und mild, daß seiner Ehren dadurch nur noch mehr wurden; und was der alte Vater für Herzensfreude und heiligen Stolz empfand, daß es sein Sohn so weit in der Welt gebracht habe, begreift wieder Jeder.

Wie nun der Melchior Klesel zu München war, ging er vor Allem in die Liebfrauenkirche und zum Sanct Benno-Altar. Denn er hatte eine große Liebe zum heiligen Benno, und war ihm schon von frühester Jugend an auf das Frömmste zugethan. Ja es soll ihm oft sonderlich zu Muth gewesen sein, gerade als ob ihm seiner Zeit auch das Gefängniß zu Theil werde, wie es dem Benno zu Theil geworden war. Drüber äußerte er sich aber erst später, als das wirklich eintraf.

Item als der Melchior seine erste Andacht verrichtet hatte und eines gewissen, frommen Gelübdes eingedenk ward, so sich wohl nur auf das Wiedersehen seines Vaters und dessen längeres Leben bezog, gedachte er, das Seine zu thun, und las zwölf Tage hintereinander am Benno-Altar die heilige Messe. — Nächst stiftete er sich einen Jahrtag auf den Hochaltar, der sollte immer am 11. Julius gehalten werden, er selbst aber sang am 18. Julius ein solennes Lobamt. Vier Tage darauf bestieg er die Kanzel der Liebfrauenkirche und predigte. Diese Predigt soll wunderwürdig schön und ergreifend gewesen sein. — Wie mag da dem alten Klesel zu Muth gewesen sein, als er seinen Sohn in so hohen Würden auf der Kanzel stehen, und so vielen tausenden Menschen das Herz rühren und sie ermahnen und warnen sah und hörte. — Wenn sich Das nur jeder Sohn gesagt sein ließe, so daß er im Vertrauen auf Gott alle seine Kraft aufböte, ein tüchtiger Mann zu werden, und seinem Vater im Leben und nach dessen Tod Ehre zu machen, und seiner Mutter deßgleichen. Anders kann sich Einer für der Menschen Sorge und stille Kümmerniß nicht dankbar erzeigen. —

Als sich nun der Melchior einige Zeit in München aufgehalten hatte, kehrte er wieder gen Wien zurück, und weil er sich stets weiser und erhabener zeigte, ward er vom heiligen Vater gar zum Cardinal gemacht. Ein Cardinal kommt aber gleich nach den gekrönten Häuptern — und als der Kaiser Rudolph starb und ihm besagter Erzherzog Mathias im Reiche folgte, ward der Melchior Präses seines geheimen kaiserlichen Rathes, bekam einen großen Theil der Gewalt des sämmtlichen Regimentes in die Hand, und ward deßhalb von den Einen gepriesen und begutachtet, von den Anderen aber scharf angefeindet. Kurz, es kam die Zeit heran, in der Das wahr werden sollte, was er in früheren Zeiten geahnt hatte.

Seine Feinde rotteten sich eng zusammen und ließen alle möglichen Beschuldigungen ergehen, unter Anderem auch, daß er es mit den Religionsgegnern gehalten habe, was doch sicher nicht so war, vielmehr der Melchior Alles that, um den Glauben aufrecht zu erhalten; *) — und als der Kaiser Mathias mit Tod abging, brachten es die Feinde so weit, daß sie eines Tages in der Hofburg zu Wien Hand an den Cardinal zu legen wagten und ihn in ein Kloster gefangen setzten.

Als der heilige Vater Paulus V. dieß vernahm, ward er darüber entrüstet, und es fehlte wenig, so wären sämmtlich die Frevler in den Bann gethan worden.

Der Papst versuchte aber zuerst noch ein Anderes.

Er schickte den Fabricius Verospius nach Wien, daß er sich den Cardinal Klesel überantworten lasse, damit derselbe in Rom vernommen werde. — Wer aber tauben Ohren predigte, war der Fabricius. Denn Die, so die Macht in Handen hatten, verlangten gerade das Gegentheil, und wollten, daß der Klesel sich nicht in Rom, sondern in Oesterreich verantworten sollte, und das Höchste war, was sie dem heiligen Vater zugestehen wollten, etliche Richter zu bestimmen. — Darüber blieb die Sache beim Alten; der Fabricius begab sich von Wien wieder gen Rom, übereins verschied der Papst Paulus in Gott, und auf ihn folgte Papst Gregor XV.

Der nahm sich des Cardinals auf's Neue an, schickte den Fabricius zum Zweitenmale gen Wien, und befahl ihm, sich so zu halten, daß der Klesel der bisherigen Haft ledig und ihm zu Handen überliefert werde, und ohne den Cardinal Klesel dürfe er nicht nach Rom zurückkehren. — Das war ein gefährlicher Auftrag, denn Die zu Wien hatten sich noch fester zusammengethan und wollten von einer Ausantwortung durchaus nichts wissen. — Der Fabricius Verospius machte aber seine Sache so gut, und der heilige Vater ließ es seinerseits auch nicht an Ermahnungen gebrechen, daß die Feinde des Kleselius zuletzt weichen mußten, und der Cardinal aus der Klosterhaft befreit und dem Fabricius überantwortet wurde.

---

*) In dem Buche: „Eucharistische Predigten" aus der katholischen Kanzelberedsamkeit, gesammelt und herausgegeben von A. Hungari (Frankfurt a. M. 1855. J. D. Sauerländer) befindet sich Seite 518 die berühmte Predigt „über die Kommunion unter **Einer Gestalt**, welche Melchior Klesel im Jahr 1590 am Palmsonntage zu Wienerisch-Neustadt gegen die Sektirer gehalten hat. A. H.

Als nun der Klesel sah, woran er sei, und daß er etwan zu Rom noch strenger bestraft würde, als zu Wien, nämlich für den Fall er sich mit den Religionsgegnern eingelassen hätte und dergleichen mehr, blieb er doch guten Muthes. Und als ihn der Fabricius fragte, ob er gutwillig mit ihm gen Rom fahre, sagte er auf Lateinisch: „Also wohl! Ich folge dir, wohin du willst! Die Unschuld hat nichts zu befürchten, ob sie vor dem Kaiser, oder dem heiligen Vater zu Rede stehe!"

Er that hierauf die Fahrt gen Rom.

Als er da ankam, ging es nicht so, wie die Feinde glaubten, nämlich, daß der Kleselius etwan ohne Weiteres frei gelassen würde. Dem war vielmehr ganz anders, und war Derselbe von Wien und aus der Klosterhaft hinweg, so ward er nun zu Rom auf's Neue in Haft gesetzt.

Das war in der Engelsburg.

Drin blieb er, bis seine ganze Streitsache und Angelegenheit auf das Schärfste untersucht war. Das Ende zeigte dann, daß der Klesel gänzlich schuldlos sei, weßhalb die Anklage einstimmig für nichtig erklärt und der Klesel aus seiner Gefangenschaft befreit wurde.

Die hatte er mit großer Geduld und Ergebung ertragen.

Nun er wieder frei und in allen Ehren unbeschädigt dastand, verkehrte er oft und mehr mit dem heiligen Vater Gregor; und als dieser über einige Zeit in Gott schied, that sich der Kleselius mit den anderen Cardinälen in's Conclave, und Diese sämmtlich erwählten den neuen Papst. Der nahm den Namen Urban VIII. an. —

Mittlerweil das Alles zu Rom vorfiel, stand das Bisthum zu Wien leer und ledig. Als nun die Zeit da war, machte sich der Kleselius auf, zog mit vielen Heiligthümern und des heiligen Vaters Benediktion von Rom aus wieder gen deutsche Lande, traf zu Wien ein und wurde da wie zum Triumph empfangen, denn die Gemüther hatten sich ihm ganz zugewendet.

Es war damit die Ahnung aus früher Jugendzeit von Gefangenschaft und großer Demüthigung erfüllt worden, und er sprach sich auch darüber aus. Wie es aber der heilige Benno, zu dem er so viele Liebe im Herzen trug, gehalten hatte, so hielt es der Kleselius in recht christlicher Ergebenheit und Milde auch, als er wieder frei war. Das heißt, es fiel ihm weitaus nicht bei, irgendwie Dem oder Jenem fühlen zu lassen, daß er früher an seinem vermeintlichen Untergang mitgeholfen habe, sondern er vergalt Böses mit Gutem.

Von seiner Gefangenschaft erfuhr der Bäcker Klesel, sein Vater, nichts mehr. Denn Der war dazumal nicht mehr auf Erden. Also erlebte er nur Freude an seinem Sohn — davon war die letzte diese gewesen.

Der Melchior Klesel schickte eines Tages Botschaft an das Stift Unserer Lieben Frauen, legte seinen Dank für viel in seiner Jugendzeit Genossenes und Gelerntes ehrerbietig an den Tag, und schickte dazu den **Cardinalshut** mit, den er nächst des Himmels Fügung Denen verdanke, welche sich voreinst seiner in Lehre und Beispiel angenommen hätten. Auch wollte er seinen Heimathsleuten ein Gedenkzeichen geben, wozu Einer von ihnen, ein schlichter Bäckerssohn, gelangt sei. Es sollte also der Hut nicht ein Zeichen des Hochmuthes, vielmehr ein Zeichen seiner Demuth sein — und ein mahnendes Beispiel, zu was es führen könne, wenn Einer treu ausharre.

Das wollte der Melchior Klaselius mit dem rothen Hut gemeint haben.

Als man 1630 nach Christus schrieb, da schied der Melchior zu Wien von hinnen. Sieben und siebenzig Jahre war er alt geworden. Seine Seele weht im Himmel. Sein Cardinalshut aber schwebt noch immer hoch in den Lüften zu Unser Lieben Frauen. —

---

147. Sanct Basilius und der jüdische Arzt.

Der heilige Basilius der Große hatte einen jüdischen Arzt, Namens Joseph, den er sehr liebte und oftmals in freundlichen Gesprächen ermahnte, den Weg des ewigen Lebens zu betreten; der Jude aber wiederholte beständig die Antwort: „Ich bin als Jude geboren und werde als Jude sterben!“

Da nun die Zeit erschien, wo der große heilige Bischof die Krone des ewig-seligen Lebens empfangen sollte, verfiel er in plötzliche Entkräftung, ließ den Arzt berufen und fragte ihn heiter: „„Nun, Freund, wie steht es um mich?““ — Der Arzt befühlte seinen Puls, erschrack heftig, denn er nahm wahr, daß sein Leben sich zum Ende neige, und sprach zu den Dienern: „Bereitet, was zu seinem Begräbnisse nothwendig ist; denn er ist jetzt schon mehr sterbend, als lebend!“ —

Dieß hörte Basilius, und sprach lächelnd: „„Du weißt nicht, was du sprichst.““

Joseph aber erwiederte: „Herr, Eine Sonne wird heute mit der andern untergehen; denn kaum wird deine Seele mehr als eine

Stunde lang in ihrem irdischen Hause wohnen!" — Es war aber dieser Arzt berühmt und war auch von ihm bekannt, daß er, zumal bei tödtlichen Krankheiten, mit ziemlicher Bestimmtheit wußte, wie lange der Kranke noch zu leben habe.

Da sah Basilius ihm in's Angesicht und sprach: „„Wie denn aber, wenn ich heute noch nicht sterbe?""

Darauf antwortete Joseph: „Dieß übersteigt die Kräfte der Natur, darum bestelle in Eile dein Haus und deine Kirche; denn du wirst heute nicht mehr hier übernachten!" —

„„Wenn ich aber,"" fragte der heilige Bischof, „„noch bis morgen lebe: was willst du dann thun?"" —

„Dann will ich selbst sterben!" antwortete der Hebräer.

„„Das heißt,"" sprach der Heilige, „„du willst der Sünde sterben, um in Christo aufzuleben!"" —

„Ich verstehe, was du meinst," giebt der Jude zurück, „und verheiße dir mit einem Eide, daß, wenn du morgen um diese Zeit noch am Leben bist, ich selbst mit meinem ganzen Hause mich taufen lasse!" —

Da erhob der heilige Vater Hände und Augen zum Himmel und sprach: „„O Herr Jesu, der du den Lazarus am dritten Tage vom Grabe erwecktest: ich flehe zu deiner allmächtigen Barmherzigkeit, daß du mein Leben nach deinem gütigen Willen verlängerst, damit die Blindheit jüdischer Verstockung von den Geschöpfen genommen werde, die du für das ewige Leben erschaffen hast!"" —

Der Jude entfernte sich mit der traurigen Versicherung, daß er den Diener Gottes nicht mehr beim Leben finden werde. —

Doch am folgenden Tage sandte der Heilige nach ihm; er indessen ging ungläubig dem Hause zu, denn er hielt ihn bereits für todt. Als er aber in das Zimmer trat und ihn am Leben sah, da ward er von höchstem Erstaunen ergriffen, warf sich zu seinen Füßen und rief von ganzem Herzen aus: „Fürwahr, kein Gott ist groß wie der Gott der Christen; und es ist kein Gott außer Ihm! Befiehl also; siehe, ich bin bereit, ohne Zögerung das Siegel Christi, die heilige Taufe, mit meinem ganzen Hause anzunehmen; bestelle mir nur Einen deiner Priester dazu!" —

Da der Heilige ihn so gerührt sah, den er längst in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtet hatte, sprach er freundlich zu ihm: „„Warum denn Einer meiner Priester? Ich selbst will dich mit deinem ganzen Hause heute noch öffentlich in der Kirche taufen!""

Da kniete der Arzt nieder, faßte seine Rechte, küßte sie und sprach: „Herr, deine Kräfte sind verschwunden und die Natur ist erschöpft!" —

„„Das mag sein,““ antwortete der heilige Bischof, „„doch ist die Kraft des allmächtigen Gottes nicht erschöpft; und Er wird uns kräftigen!““ —

Und nach diesen Worten stand er auf, kleidete sich an und kam in die Kirche, wo er den Juden mit seinem ganzen Hause im Angesichte des ganzen Volkes taufte, ihn „„Johannes““ nannte und seiner Heerde vereinte. Und hierauf dankte er dem Herrn, legte sich abermals nieder und entschlief mit lächelndem Angesichte.

Der Neugetaufte aber weinte bitterlich bei seinem Bettlein, und rief aus: „O du großer Diener Gottes, der du die Wunder des Allmächtigen mir gezeigt und zu seinem Dienste mich berufen hast; ich erkenne, daß du, wenn du nur gewollt hättest, auch jetzt noch nicht gestorben wärest! Doch Heil dir, der du von den Thränen dieses Lebens in die ewige Seligkeit der Heiligen eingingest!“ —

148. Strenge Handhabung der Kirchenzucht.

Als der heilige Odo, Erzbischof von Canterbury, im Jahre 961 starb, wurde der heilige Dunstan zu dessen Nachfolger gewählt. Sein Erstlingswerk war die allgemeine Wiederherstellung der Kirchenzucht unter Geistlichen und Laien, welche durch die dänischen Kriegsbedrängnisse viel gelitten hatte. Und daß er die strengste Ordnung handhabte, davon nur ein Beispiel!

Der sonst sehr religiös gesinnte und tugendhafte König von England, Edgar, vergaß sich einmal so sehr in einem unbewachten Augenblicke, daß selbst das Heiligthum des Klosters von ihm nicht geachtet wurde. Er entehrte eine Jungfrau, die heldenmüthig sich ihm widersetzte, und, um ihre Unschuld in Sicherheit zu bringen, den klösterlichen Schleier genommen hatte, ohne jedoch das Kloster-Gelübde abzulegen.

Der heilige Dunstan ward von diesem entsetzlichen Frevel schnell benachrichtigt. Eiligst begab er sich an den Hof, und sagte, wie ein anderer Nathan, mit ehrfurchtsvoller Unerschrockenheit zu dem König: „Du hast schwer den Herrn beleidigt!“

Edgar, von heilsamem Schmerz ergriffen, gestand sogleich seine Schuld, bezeigte durch Thränen seine Reue, und begehrte selbst eine seinem so großen Verbrechen angemessene Buße.

Der Heilige legte ihm eine siebenjährige Buße auf, die darin bestand: daß er während dieser ganzen Zeit die Krone nicht tragen, zweimal in jeder Woche fasten und reichliche Almosen geben sollte. — Ferner legte er ihm noch auf, um auf eine ganz

besondere Weise sein Verbrechen zu sühnen: ein Kloster zu stiften, wo sich fromme Jungfrauen gänzlich dem Allerhöchsten weihen könnten. —

König Edgar erfüllte treu die ihm aufgelegte Buße, und stiftete das Kloster „Schaftsbury." —

Als die siebenjährige Bußzeit zum Abschlusse gekommen war, berief der heilige Dunstan im Jahre 973 die Bischöfe und Großen des Reichs, und setzte in ihrer Versammlung dem so bußfertig gewesenen König Edgar wieder die Krone auf. —

149. Edler Sinn.

Der Papst Eugen IV. erhob den Bettelmönch Laurentius Justiniani wegen seiner hohen Wissenschaft und Frömmigkeit im Jahre 1433 zum Bischof von Venedig.

Der Heilige wandte alle Mittel an, diese Würde von sich abzulehnen; sogar seine Ordens-Genossenschaft mußte um Entlassung von diesem Amte bei dem römischen Stuhl anhalten; allein Alles war umsonst, er mußte gehorchen. So heimlich nahm er Besitz von seiner Kirche, daß auch seine Freunde es erst am Ende der Weihe erfuhren. Die ganze folgende Nacht brachte er am Fuße des Altars im Gebete zu, um Gottes Gnade auf sich und die Gläubigen herabzuflehen.

Wahrhaft apostolisch führte er das Oberhirtenamt; denn er war von ganzer Seele Gott ergeben; eifrig für die Ehre des Hauses des Herrn und sorgfältig für das Heil der ihm anvertrauten Heerde; ein Friedensbote unter Feindseligen; mild und herablassend gegen Jedermann, aber unerschütterlich fest, wo es um Abstellung oder Verhütung des Bösen sich handelte; unempfindlich gegen Lob und Tadel, das von der Welt herkam; überaus freigebig gegen die Armen, hingegen sehr streng gegen sich selbst. Er wich niemals von der Klosterregel, niemals von seiner Bußstrenge ab. Fünf Personen bildeten seine ganze Hausgenossenschaft, als Kleid trug er einen rohen Talar, sein Bett war ein überdeckter Strohsack und sein Tischgeschirr gemeine Töpferarbeit. Man mochte ihm sagen, was man wollte: seine Geburt, seine Würde, ja der Staat selbst fordere eine bessere Einrichtung seines Hauses; er gab zur Antwort: „Den Bischof kann nur Heiligkeit zieren, und er darf keine andere Familie haben, als die Armen des Sprengels!" — Mit der Einnahme und Ausgabe der Einkünfte hatte er nichts zu thun; er hielt einen Schaffner, und

das Almosen floß durch die Hände frommer Frauen in die Hände der Armuth. Er sagte: „Es ist des Seelenhirten unwürdig, einen beträchtlichen Theil der so kostbaren Zeit zu Geldberechnungen zu vergeuden, und sich in solche Geschäfte einzulassen!" — Sein Palast stand Jedermann offen, die Armen holten Speise, der Leidende Trost, der Unwissende Belehrung, der Zweifelnde guten Rath von ihrem guten Hirten. Viele Mißbräuche stellte er ab, verbesserte die Ordnung des Gottesdienstes, stiftete fünfzehn Klöster, eine große Anzahl Kirchen, errichtete zu Venedig zehn neue Pfarreien und drang überall auf Ausübung der Religion. — Alle ehrten ihn, Alle liebten ihn, nur die Bösen allein abgerechnet. Er gewann ja die Herzen einzig durch — das Beispiel seiner Heiligkeit. —

Der Papst Eugen IV. nannte ihn die Zierde des Episkopats. Der Papst Nikolaus V., um ihm seine ganze Hochachtung zu beweisen, erhob ihn zum Patriarchen, und verlegte den seitherigen Patriarchen-Sitz von Grado nach Venedig. —

---

150. Der schützende Handschuh.

Es war im April des Jahres 1220, als Friedrich auf einem zahlreich besuchten Reichstage zu Frankfurt den Fürsten seinen Entschluß ankündete, über die Alpen zu ziehen, und zugleich seinem achtjährigen Sohne Heinrich die Nachfolge zu sichern suchte. Auch der heilige Engelbert, Erzbischof von Köln, war hier zugegen, und gewiß dürfen wir annehmen, daß er, dem kurz darauf die Pflege des jungen Königs und die Verwaltung des Reiches anvertraut wurde, bei den Verhandlungen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat.

Heinrich wurde wirklich zum deutschen König gewählt.

Zur Uebernahme der Reichsregierung mochte Keiner geeigneter erscheinen, als Engelbert, der, noch jung und rüstig, bereits hinlängliche Proben seiner Befähigung zur Herrschaft gegeben und von vornherein mit großem Eifer für Friedrich's Sache gewirkt hatte. Es war wohl zu Anfang des Jahres 1221, als Friedrich durch kaiserlichen Machtbrief dem Erzbischof von Köln die Leitung aller Reichsgeschäfte diesseit der Alpen übertrug und ihn zum Pfleger des jungen Königs und zum Verweser des römischen Reiches in Deutschland ernannte.

Nur ungern übernahm Engelbert zu den Mühen der Regierung des Erzstifts noch die schwere Last der Reichsgeschäfte; dann

aber führte er dieselben auch mit solchem Eifer, daß selbst seine Neider ihm in dieser Hinsicht keinen Vorwurf zu machen wußten. Am 8. Mai 1222 krönte er, wie es ihm als Erzbischof von Köln zustand, den jungen König zu Aachen im Beisein der Erzbischöfe von Mainz und Trier, des Reichskanzlers, vieler Bischöfe, Grafen, Herren und Dienstmannen des Reiches. Von da ab blieb Engelbert fast beständig bei dem Könige, in seiner Begleitung das ganze Reich von den Alpen bis zur Nordsee durchwandernd; er erzog ihn, wie Cäsarius von Heisterbach sagt, mit Liebe wie einen Sohn, ehrte ihn wie seinen Herrn; und auch von Heinrich heißt es, daß er ihn stets geehrt habe, wie ein Sohn seinen Vater, ein Unmündiger seinen Schirmer.

Wie früher in der Heimath, so ging Engelbert nun auch im Reiche rüstig an's Werk, die Spuren der Kriegszeiten zu tilgen, der allgemeinen Verwilderung, der Wollust, der Willkür der Großen ein Ziel zu setzen; und so vollkommen gelang es ihm, den Frieden im Reiche aufrecht zu erhalten, daß man, wie Cäsarius sagt, das Zeitalter des Augustus wiedergekommen glaubte, daß die Räuber und Streitlustigen erzitterten, die Guten aber den Himmel priesen, der die Gewalt in die Hände des gerechten und starken Schirmers der Unterdrückten gelegt hatte. — Als der Cardinallegat Conrad von Porto nach Deutschland kam und voll Bewunderung über Engelbert's Ansehen und Gewalt den Abt Johann von St. Trond fragte: „Wie kommt es doch, daß der Herr von Köln überall so gefürchtet wird?“ antwortete Dieser: „„Das muß durch irgend eine besondere Gnade Gottes geschehen!““ —

Engelbert's Hauptstreben war darauf gerichtet, einen geordneten Rechtszustand herzustellen; das zeigt schon die verhältnißmäßig große Anzahl von Gesetzen und Rechtssprüchen, die sich unter den königlichen Urkunden aus der Zeit seiner Vormundschaft findet; für die Erhaltung des Landfriedens, die Sicherheit des Verkehrs wurde in jeder Hinsicht gesorgt, den Landesherren auf's Strengste untersagt, die Kaufleute irgendwie an Benützung der öffentlichen Straßen zu hindern. Und man wußte, daß der Kölner es nicht bloß verstand, gute Gesetze zu geben, sondern auch der Mann dazu war, um nöthigenfalls ihre Ausführung zu erzwingen. — Er hörte einst, wie ein Kaufmann einen Erzbischof und Reichsfürsten vergeblich um Geleit durch einige Orte seines Gebietes ansprach; der Erzbischof glaubte ihn gegen die Raubsucht der dort hausenden Edeln nicht schützen zu können. Da trat Engelbert auf und fragte: „Sagt mir, guter Mann, wollt Ihr Euch meinem Geleit anvertrauen?“ Und als Jener einwilligte, reichte er ihm seinen Handschuh und

sagte: „Wenn du in Gefahr kommst, so berufe dich auf mich und zeige diesen Handschuh als Zeichen meines besonderen Schutzes; wird dir dennoch etwas genommen, so hafte ich für jeden Schaden!“ Aber so gefürchtet war der Name des Kölners, daß der Kaufmann mit seinem Handschuhe sicherer reisen konnte, als mit dem stärksten bewaffneten Geleite. —

---

151 — 153. Ein guter Hirt gegen die Verirrten.

„Alles aus Liebe, nichts aus Zwang!“ — Dieß war die Grundregel des heiligen Franziskus von Sales, Bischofs von Genf, — und auch die Haupttriebfeder in seiner ganzen geistlichen Regierung. —

Oft hörte man den lieblichen Spruch aus seinem Munde: „Auf dem königlichen Schiffe der göttlichen Liebe giebt es keinen Galeeren-Sclaven; denn hier sind lauter freiwillige Ruderer!“

Diesem Grundsatze getreu, hatten alle seine Befehle die Gestalt eines guten Rathes oder einer Bitte. Die Worte des heiligen Petrus: „Weidet die euch anvertraute Heerde Gottes; und sorget für sie, nicht aus Zwang, sondern freiwillig!“ (1. Petr. 5, 2) standen bei ihm hoch in Ehren. Er wollte, daß man in Allem, was die geistliche Regierung betraf, mit den Seelen verfahren sollte, wie Gott und seine Engel, und sie durch Erleuchtungen, Zusprache, Belehrungen, Vorstellungen, Warnungen, Bitten, Ermahnungen in aller Geduld und Lehre leite. Leise sollte man gleich dem Bräutigam im Hohen Liede an die Pforte des Herzens anpochen, und in freundlich dringenden Bitten Einlaß begehren; hätte man aber Einlaß gefunden, dann sollte man das Heil mit Freuden einführen; und würde die Annahme desselben verweigert, diese Weigerung sanftmüthig ertragen. —

Einige nach diesen Grundsätzen ausgeführte Handlungen mögen hier als Zeugen stehen, wie bei dem genannten Heiligen — Sinn, Wort und That sich stets im schönsten und segensreichsten Einklange befanden. —

1. Ermuthigung einer bußfertigen Sünderin.

Es erschien einmal eine Frau vor ihm im Beichtstuhl, und nachdem sie ein Leben entfaltet hatte, das ihres Standes höchst unwürdig war, und sie mit ihrem Bekenntnisse endlich zum Schlusse kam, sprach sie zu ihm: „Geliebter Vater, wie werden Sie mich künftighin betrachten?“

„„Wie eine Heilige!““ antwortete er.

„Das werden Sie also,“ sprach sie, „wider Wissen und Gewissen thun?“

„„Keineswegs; sondern mit Wissen und Gewissen!““ erwiederte er.

„Wie ist dieß je möglich?“ fragte sie.

„„Was in der Welt vorgeht, ist mir nicht gar so fremd,““ erklärte der Heilige, „„daß ich nicht auch durch das öffentliche Gerücht so Mancherlei von Ihnen gehört hätte; und dieß schmerzte mich gar sehr, sowohl weil Gott dadurch beleidigt ward, als auch weil Ihr guter Ruf darunter litt, den ich nicht wohl verfechten konnte. Nun aber, da ich sehe, daß Sie durch wahre Buße mit Gott versöhnt sind, habe ich Mittel in Händen, Sie zu vertheidigen, und zwar sowohl gegen die bösen Geister, als gegen die Menschen, und kann mich allen üblen Nachreden gegen Sie kräftig widersetzen.““

„Aber, geliebter Vater,“ entgegnete sie, „hinsichtlich des Vergangenen wird man nur die Wahrheit sagen.“

„„Wenigstens,““ sprach der Bischof, „„haben Sie von frommen Seelen nichts zu fürchten. Und was das Murren der Pharisäer betrifft, so wird **Jesus Christus** Sie vertheidigen, wie Er die bekehrte Magdalena vertheidigte!““

„Aber,“ fuhr Jene fort, „was werden Sie selbst denn von meiner Vergangenheit denken?“

„„Nichts!““ versetzte Franziskus. „„Denn abgesehen davon, daß dieß uns nicht erlaubt ist, wie sollte ich je mit meinen Gedanken bei Etwas verweilen, das vergessen, vernichtet und vor den Augen Gottes vertilgt ist? — Kümmern Sie sich nicht um Das, was ich denken könnte; denn was ich für Sie und über Sie denke, ist auf das Lob Gottes gerichtet! Mit meinen übrigen Gedanken aber will ich ihm ein Fest feiern; ja feiern will ich dieß Fest mit den heiligen Engeln, die im Himmel der Bekehrung Ihres Herzens sich erfreuen.““ — —

Diese Person erzählte dieß seitdem einer Vertrauten, welcher ihre frühere Lebensweise nicht unbekannt war, und fügte noch bei, der Heilige habe dabei reichliche Thränen vergossen. Da sie nun bemerkte, er weine gewiß über die Schändlichkeit ihrer Laster, habe er geantwortet: „„Nimmermehr; ich weine vor Freuden über Ihre Auferstehung zum Leben der Gnade!““ —

2. Der an seinem Heile verzweifelnde Verbrecher.

Man bat einmal den heiligen Franziskus von Sales, daß er einen armen, zum Tode verurtheilten Verbrecher in dem Gefängnisse besuchen möchte, den man nicht bewegen konnte zu

beichten, weil er glaubte, er habe wegen seiner ungeheueren Verbrechen nichts als die Hölle zu erwarten.

Der Heilige fand ihn auch wirklich festen Sinnes, die Todesstrafe zu leiden und dann in die Hölle zu gehen; denn er selbst nannte sich eine Beute des Teufels und ein Opfer der Hölle. — „Aber, mein Bruder," sprach er zu ihm, „möchtet Ihr nicht lieber eine Beute Gottes und ein Opfer des Kreuzes Jesu Christi werden?" —

„„Wie mögen Sie daran zweifeln?"" erwiederte der Verbrecher. „„Allein wie würde Gott je einen Auswurf aller Laster und ein so schändliches Opfer annehmen?""

„O Gott," sprach der Heilige still in seinem Herzen, „sei deiner uralten Erbarmungen und der Verheißung eingedenk, daß du den rauchenden Docht nicht auslöschen und das zerquetschte Rohr nicht zerbrechen willst! Du willst ja den Tod des Sünders nicht, vielmehr willst du, daß er sich bekehre und lebe. O wende diese letzten Augenblicke zum Heil dieser armen Seele!" —

„Saget mir," sprach er hierauf zu ihm, „möchtet Ihr nicht auf alle Fälle Euch lieber Gott, als dem bösen Geiste ergeben?" —

„„Wer zweifelt je hieran?"" erwiederte der arme Sünder. „„Aber was braucht Gott einen solchen Menschen wie ich!"" —

Der Heilige entgegnete: „Gerade für Menschen wie Ihr hat der ewige Vater seinen Eingeborenen Sohn in die Welt gesandt; ja auch noch für weit ärgere; z. B. für Judas und für Die, welche ihn kreuzigten; denn Christus kam, die Sünder, und nicht die Gerechten zu suchen!" (Matth. 9.)

„„Versichern Sie mich, daß es keine Unverschämtheit von mir ist,"" antwortete der Verbrecher, „„wenn ich zur Barmherzigkeit Gottes meine Zuflucht nehme.""

„Große Unverschämtheit wäre es fürwahr," erwiederte der Heilige, „wenn man daran zweifeln wollte, daß seine Barmherzigkeit unendlich ist; daß sie nicht nur alle möglichen, sondern auch alle erdenklichen Sünden hoch übersteigt, und daß seine Erlösung so überreichlich ist, daß da, wo die Sünde überhand genommen und das größte Unheil angerichtet hat, die Gnade in überreichlichem Maaße sich ergießen könnte. Umgekehrt vielmehr erhebt seine Barmherzigkeit, die über alle seine Werke ist und sich immer über seine Gerechtigkeit erhöht, sich um so höher, je größer das Maaß unserer Sünden ist! Unser Elend ist das Fußgestelle, worauf der Thron der göttlichen Barmherzigkeit ruht!" —

Durch solche und ähnliche, auf Gründe des Glaubens gestützte Reden, der in dem Herzen dieses Verbrechers noch nicht gänzlich

erloschen war, gelang es dem Heiligen, die schon erstorbene Hoffnung bei dem Unglücklichen neu zu beleben; und er führte ihn allmählich zu einer so gänzlichen Ergebung, daß er sich Gott mit Vertrauen in die Arme warf, ihm für den Tod und für das zeitliche und ewige Leben sich anheimstellte, damit er in Zeit und Ewigkeit nach seinem Wohlgefallen mit ihm schalte.

„„Aber Gott wird mich verdammen,““ sprach der Mann, „„denn er ist gerecht!““

„Gott wird Euch verzeihen,“ antwortete der Heilige, „wenn Ihr ihn um Gnade anflehet; denn er ist barmherzig, und hat Allen Verzeihung verheißen, die zerknirschten und gedemüthigten Herzens darum bitten!“

Der Verbrecher versetzte: „„So er mich nun verdammen will, so geschehe sein Wille, denn ich bin sein! Kann er nicht thun mit mir, was der Töpfer mit seinem Thone thut?““ (Röm. 9.)

„Sprechet vielmehr,“ entgegnete der Heilige, „mit David: „„Ich bin dein, **Herr**, rette mich!““ (Ps. 118.) — Endlich brachte er ihn dahin, daß er ihm mit großer Reue und Zerknirschung beichtete, und er starb in tiefer Wehmuth über seine Vergehungen und in gänzlicher Ergebung in den heiligsten Willen Gottes. Die letzten Worte, die der Heilige ihn aussprechen ließ, waren: „„O Jesu, ich übergebe und überlasse mich dir gänzlich!““ —

3. Die Bekehrung eines verirrten Geistlichen.

Bei einer Visitation, die der heilige Franziskus von Sales in seinem bischöflichen Sprengel Genf vornahm, kamen ihm große Beschwerden über einen Geistlichen zu Ohren, der einen sehr anstößigen Lebenswandel führte, und dessen Entartung nicht zu der Wissenschaft stimmte, die er besaß.

Dieser Geistliche trat mit so großer Keckheit vor ihn, als ob Alles, was man dem heiligen Prälaten von ihm hinterbracht hatte, erdichtet wäre; auch schrie er laut über Verleumdung.

Der Heilige nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth sehr freundlich auf; da er aber die große Keckheit sah, mit welcher Jener sich vertheidigte, erröthete er vor ihm.

Dieser einzige Umstand, ohne alle andere Ahndung rührte das Herz dieses Unbußfertigen.

Entschlossen, seinem Richter durch ein offenes Bekenntniß zuvorzukommen, bat er den heiligen Bischof, seine Beicht zu hören. Dieser erschließt sogleich freundlich sein Ohr; Jener aber ohne Rückhalt das Herz; und verläßt diesen heilsamen Schwemmteich gleich dem Naaman, der den Fluten des Jordans gereinigt entstieg;

doch war sein Angesicht nun mit jener heiligen Schamröthe bedeckt, die zur Herrlichkeit führt. (Eccl. 4, 25.)

Hierauf fragte er: „Was denken Sie wohl, gnädigster Herr, von mir, dem größten Sünder der Erde?“

Der Heilige erwiederte: „„Daß Gott seine überschwengliche Barmherzigkeit über Sie, mein Bruder, ergossen hat! Sie leuchten jetzt vor mir im vollen Glanze der Gnade.““

„Aber Sie kennen mich ja nun, wie ich bin?“ sprach der Geistliche.

„„Sie sind, was ich gesagt habe!““ versetzte der Heilige.

„Sie wissen, wollte ich sagen,“ fuhr der Reuige fort, „was ich gewesen bin!“

„„Dessen gedenke ich jetzt nicht mehr,““ antwortete er; „„denn wie sollte ich in meinem Gedächtnisse bewahren, was Gott in Vergessenheit vergrub? Wollen Sie mich jenem Pharisäer gleich stellen, der Magdalena nur für Jenes hielt, was sie gewesen war; und nicht für Das, was sie war, als sie die Füße ihres Heilandes mit ihren Thränen benetzte? — Um Ihnen zu zeigen,““ fuhr der Heilige weiter fort, „„daß ich Sie voll der himmlischen Gnade sehe, deren Ihr Herz ein wohlgefülltes Maaß empfing, bitte ich Sie, auch mich daran Theil nehmen zu lassen, und mir Ihren Segen zu geben!““

Bei diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, worüber Jener äußerst bestürzt ward.

Der Heilige aber fuhr fort und sprach: „„Ich rede im vollen Ernst, und bitte Sie, mir denselben Dienst zu erweisen, den ich Ihnen soeben erwiesen habe. Hören Sie meine Beicht!““

Der Geistliche weigerte sich dessen; doch er verpflichtete ihn dazu, und er ward darüber höchlich erbaut.

Da nun der Heilige ihm aufrichtig zeigen wollte, daß er ihn achtete, beichtete er ihm noch zwei bis drei Mal hintereinander vor dem Anblick des ganzen Volkes, das nicht wußte, ob es mehr über die seltene Demuth des heiligen Bischofs, oder über die wunderbare Bekehrung dieses Geistlichen erstaunen sollte. —

---

154. Heilige Sorge für Richter und Gerichtete.

Der heilige Cardinal-Erzbischof von Mailand, Carl Borromäus, sorgte ganz besonders in seinem Gebiete für rechtliche Richter und menschlich-christliche Behandlung der Gerichteten.

Das Gericht besetzte er mit fremden Mitgliedern, die er aus der Ferne berief, damit nicht Verwandtschaft auf die Aussprüche

der Richter Einfluß übe. Alle erhielten eine reiche Besoldung, auf daß sie nicht durch Mangel an Nahrungssorgen in die traurige Nothwendigkeit versetzt würden, Bestechungen anzunehmen. — Wenn er irgend einen Beisitzer dieser Tribunale saumselig oder parteiisch in der Verwaltung der Gerechtigkeit fand, so gab er ihm Anfangs eine milde Erinnerung; wenn aber auch wiederholte ernstere Verweise nichts fruchteten, so ward die Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit des Richters ohne Gnade mit Kassation bestraft. —

Mit besonderer Genauigkeit fragte er auch nach: ob die Gefangenen freundlich und schonend behandelt, und ob ihnen nicht — ohne Noth — hart begegnet würde? Vor die Gitter ihrer Gefängnisse ließ er Altäre aufrichten, damit die Verurtheilten sich durch ihren Anblick erquickt und durch das heilige Meß-Opfer, das auf denselben entrichtet ward, zur Aussöhnung mit Gott angeregt und vorbereitet werden möchten. —

Man sieht, der heilige Mann und Hohepriester ehrte auch in dem Verbrecher noch den Menschen; und was noch mehr sagen will, auch den **Christen!** —

---

155. Ein sonderbares theologisches Examen.

Zu einer in der Ermlander Diöcese erledigten einträglichen Pfarrei meldeten sich drei Kapläne. Sie hatten gleich lange Zeit ärmliche Stellen bekleidet und gleich vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungen.

„Ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen," sagte der damalige Fürstbischof Grabowski, ein Mann von manchen auffallenden Charakter-Eigenthümlichkeiten, „kann ich Keinem den Vorzug geben; ihr habt gleiche Rechte; deßhalb will ich selbst nach dem Verlauf einiger Wochen euch prüfen, und wer alsdann unter euch am besten besteht, erhält die erledigte Pfarrstelle."

Die drei Geistlichen benutzten zu noch recht tüchtiger Nachlese in den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten der Theologie die ihnen verliehene Zeit, und erschienen an dem bestimmten Tage vor dem Fürstbischof.

„Ihr habt," redete sie Grabowski in lateinischer Sprache an, „wahrscheinlich euern theologischen Cursus in der Pastoral wiederholt und euch gründlich darin vorbereitet?"

Die drei Kapläne bejahten dieß.

„Nun," fuhr der Bischof fort, „so ist meine Absicht erreicht, und ich will deßhalb nur, nach dem Beispiel unseres Heilandes, durch ein Gleichniß mit euch reden."

„Gesetzt," fuhr er fort, indem er sich zu dem Ersten wandte, „dir wäre ein schwer beladener Esel zum Führen übergeben, und du solltest dessen Ladung zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte abliefern; da, schon nah' am Ziele deiner Reise, ermüdete plötzlich dein Esel. Was würdest du thun?"

„„Ich würde,"" lautete die Antwort, „„nach Möglichkeit auf ihn losschlagen, um ihn noch auf die kurze Strecke zu treiben.""

„Wenn du ein Feldherr wärest," sagte der Bischof, „so würde ich mit deiner Antwort nicht unzufrieden sein." —

„Und du," indem er sich zu dem Zweiten wendete, fragte er, „wie würdest denn du in diesem Falle zu handeln gesonnen sein?"

„„Ich würde,"" entgegnete Dieser, „„ein anderes Lastthier oder ein Fuhrwerk miethen, demselben die Last auflegen und dem Orte der Bestimmung zueilen.""

„Und was sollte alsdann aus dem Esel werden?" fiel wieder der Bischof ernst forschend ein.

„„Ich würde,"" entgegnete der Gefragte, „„einen Menschen miethen, der den Esel, wenn er sich erholt hätte, nachtreiben sollte.""

„Wärest du ein Kaufmann," versetzte der Bischof, „und hättest du zum Erreichen deiner Zwecke immer einen gefüllten Geldbeutel, so wäre deine Antwort gar nicht so unrecht!" —

„Wie aber," rief er, indem er dem Dritten das Wort zur Lösung der Frage gab, „wie aber würdest du es machen?"

„„Ich würde,"" lautete seine Erklärung, „„so viel als möglich von der Last des Esels auf meine eigenen Schultern laden und mit dem hierdurch einigermaßen erleichterten Thiere meine Reise fortsetzen.""

„Du," sprach der Bischof freundlich, „der du, ohne Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit, von Demjenigen, der da mühselig und beladen ist, einen Theil der Last auf deine eigene Schulter nehmen willst, **du** sollst die erledigte Stelle haben!" —

---

156 — 158. Die Devise des letzten Kurfürsten von Mainz.

1. Der Lüneviller Friede (9. Februar 1801) machte der Herrschaft aller geistlichen Fürsten in Deutschland ein Ende. Auch das Erzstift Mainz erlosch, und der erzbischöfliche Stuhl ward nach Regensburg versetzt.

Der letzte Kurfürst von Mainz, Friedrich Carl Joseph, Freiherr von Erthal, erlebte zwar die Ausführung der im Lüneviller Frieden festgesetzten Bestimmungen nicht, indem solche erst nach seinem Tode (25. Juli 1802) durch den Reichsdeputationshauptschluß am 25. Februar 1803 unwiderruflich ausgesprochen wurden.

Der durch Wahl schon im Jahre 1787, zum Erzstift, als Coadjutor ernannte Reichsfreiherr Carl Theodor von Dalberg*) wurde zwar sein Nachfolger, aber nicht mehr in den alten Besitzungen und Würden. Ihm gab man den Titel: „Kurfürst Reichs-Erzkanzler." Er wurde später „Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt," endlich Erzbischof von Regensburg und Bischof zu Worms und Constanz. Er unterzog sich allen seinen Geschäften mit musterhaftem Fleiße, seltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, ja mit strengster Gewissenhaftigkeit; dabei beseelte ihn eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe. Wissenschaft, Kunst und Gewerbe waren die Gegenstände, denen er seine ganze Neigung widmete; darum unterstützte er Gelehrte, Künstler und Handwerker nach besten Kräften, und suchte jedem aufblühenden Talente seine Entwickelung zu erleichtern; ebenso ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Die Verbesserung der Schulanstalten ließ er sich die heiligste Sorge sein, und verewigte dieselbe durch die herrlichsten Stiftungen. — Ueberall, wohin den Fürsten ein wechselndes Geschick geführt, lebte er, in seinen von dem Dienste der Kirche und des Staates freien Stunden, mit Vorliebe der Kunst und Literatur. In Erfurt, Aschaffenburg und Frankfurt besaß er zahlreiche Kunstschätze und Bibliotheken.**) Der Fürst ging, die reichen Sammlungen blieben großentheils den Nachfolgern. Kunst und Wissenschaft galten ihm mehr als Gemein-Gut, denn als Privat-Gut. Noch in den letzten Jahren seines Lebens fanden Gelehrte und Künstler in ihm einen Beschützer und Freund, nicht selten einen Helfer und Retter in der Noth, und es

---

*) Geboren am 8. Februar 1744 zu Hernsheim bei Worms auf dem Stammhause des Dalberger Geschlechts Mannheimer Linie.

**) Unter Anderem sammelte er auch alle seiner Zeit aus Frankreich gekommenen Revolutions-Schriften, las die bedeutenderen derselben selbst, die unbedeutenden aber ließ er sich im Auszuge vorlesen, oder das Interessanteste daraus vortragen. So zierlich und selbst prächtig die Bücher seiner Kabinets-Bibliothek eingebunden waren, so verfügte er doch, daß diese Revolutions-Schriften in — Schweinsleder — gebunden werden sollten, indem er sagte: „Ich erweise ihnen auf solche Art Ehre genug!" —

war nur Eine Stimme, die seine Güte, seine Freigebigkeit, seinen guten Geschmack und sein geläutertes Urtheil bewunderte. — Und dieses sein Wirken für die Ehre Gottes und die sittige Bildung der Menschen nannte der Fürst oft in fröhlichen Augenblicken: „Mein Leben!“ —

2. Wie sein Geist ein wahrhaft zu Gott erhobener gewesen, so war auch sein Herz erfüllt von der wahrhaft christlichen Nächstenliebe, ja sie steigerte sich zur resignirendsten Strenge gegen sich selbst. — Als z. B. die damalige Handelssperre den Preis des Zuckers und Kaffees bedeutend erhöht hatte, glaubte er sich derselben ganz entwöhnen zu müssen. Er genoß hinfort, trotz des Widerspruchs seiner Aerzte, mehrere Jahre hindurch zum Frühstück mit Süßholz gekochte Milch; der Betrag des aufgegebenen Frühstücks aber ward täglich in Geld bei Seite gelegt, und dem ersten Armen gegeben, der sich meldete. — Dem, der Allen gern half, gingen zu oft auch die Mittel aus. In solcher Bedrängniß verkaufte er einst seinen Reisewagen; von den mit Mühe dafür erhaltenen einigen hundert Gulden schenkte er alsbald dem Manne, der den Verkauf besorgt hatte, ein Sechstel, einer hilfsbedürftigen Familie vier Sechstel, und für sich behielt er den Rest des letzten Sechstels. — Eine achtbare, durch widrige Schicksale zurückgekommene Familie wendete sich an Dalberg um ein Gnadengeschenk oder um einen Vorschuß von mehreren hundert Gulden. Augenblicklich ging dieß über des Fürsten erschöpfte Kasse. Die Frau mochte sich nicht wohl denken, wie es auch einem so hohen und vornehmen Herrn je an Geld fehlen könne, und wagte dieß zu sagen. Der Menschenkenner, weit entfernt, durch diese Unzartheit verletzt zu werden, führte mit den Worten: „Wir theilen miteinander, was da ist!“ die Frau gelassen zur Kasse, schloß sie auf, und es waren nur noch sieben und vierzig Gulden darin. „Jetzt nehmen Sie,“ sagte der gütige Fürst, „die eine Hälfte; die andere brauche ich zu meinen Bedürfnissen; künftig aber sollen Sie mehr haben!“ Man mag sich die zerknirschte Bestürzung der vorlauten Frau vorstellen. Nach einigen Wochen erhielt die Familie eine bedeutende Unterstützung. — Und so schmückt sein ganzes Leben als schönste Krone die heilige „Liebe!“ —

Groß und innig war auch sein Wohlwollen für das deutsche, damals unter der Knechtung Frankreichs so grenzenlos unglückliche Vaterland. Hierüber mögen die eigenen Worte des Fürsten den besten Aufschluß geben. „Ich habe,“ pflegte er zu sagen, „bei allen meinen politischen Schritten stets das Beste Deutschlands, dieses Landes der Treue und Redlichkeit, beabsichtigt. Die Welt urtheilt

freilich oft hart und nach dem Scheine, weil sie die Veranlassungen und die Macht der Umstände nicht kennt; doch das muß einen, des Guten sich bewußten Mann nicht mißstimmen. Ich habe vielleicht öfters in meinen Ansichten geirrt, aber ich bin Mensch, und theile als solcher menschliche Fehler und Schwächen. Wer kann von sich behaupten, daß er in seinen Entschlüssen nie fehlgegriffen habe!? Mir galt als Fürst stets das Wohl der Völker, und nicht meine eigene Person; das habe ich bei jeder Gelegenheit bewiesen. An der Welt und ihrem vergänglichen Glanze habe ich nie gehangen; ich habe die Bestimmung des Lebens stets in etwas Edlerem und Höherem zu suchen gewußt. Viel Gutes ist durch mich für Deutschland geschehen, was mir nachher mit Undank vergolten wurde. Gottes Wille!" —

3. Die letzten Jahre des edlen menschenfreundlichen Fürsten waren der Pflege seines erzbischöflichen Amtes gewidmet, das von seiner Frömmigkeit und seinem geräuschlos unermüdeten Wohlthun, wie von zwei sichtbaren Schutzengeln, stets begleitet gewesen. Seine Privatwohnung in einer abgelegenen stillen Straße war nur belebt von den zahlreichen Hilfesuchenden und auch Hilfefindenden. Aus seinem Hause ging immer ein mildes Segnen und Beglücken hervor. Wenige Monate vor seinem Tod hatte ihm der Wiener Congreß endlich die Entschädigung für den Verlust seiner Länder bestimmt. Doch dazu kam es nicht mehr. Hatte Dalberg's Geist seine alte liebliche Heiterkeit in Gott, dem er stets treu gedient, bewahrt, der Körper, diese so müde Pilgerhülle, ging seiner Auflösung entgegen. Diese ernste Stunde fürchtete indessen der fromme Christ nicht; auch nahte ihm der Tod sanft und still, als Führer zu den Wohnungen des ewigen Lebens.

Am 8. Februar 1817 ließ sich der Greis, schon schwach und leidend, nicht abhalten, wie er fast täglich Abends zu thun pflegte, seinen vieljährigen Freund, den Thurn- und Taxis'schen Geheimenrath Grafen von Westerholt zu besuchen und in dessen Kreise seinen drei und siebenzigjährigen Geburtstag zu feiern. Heiter und freundlich wie immer war seine Unterhaltung, aber herzlicher, verklärter, wie es schien, durch die Ahnung der nahenden Trennung. Auf sein Verlangen ward Steinwein herbeigeholt. Er selbst brachte die Toaste. Zuerst ein überströmender Dank gegen Gott und die biedern Freunde; dann auf: „Liebe! — Leben!" — endlich mit seinem gewohnten mäßigen Nippen und besonderer Rührung: „Gottes Wille!" —

Wegen großer Schwäche mußte er beim Weggehen in den Wagen getragen werden. Die Flamme des irdischen Lebens war

dem Erlöschen nahe. Mit der matt sinkenden Hand gab er dem Hause seines Freundes noch den erzbischöflichen Segen. Nach dem Empfange der heiligen Sterbsakramente, die er zur rührenden Erbauung aller umher Knienden empfing, nach einigen dankenden Worten an die gegenwärtigen Personen, harrte der Sterbende still und ruhig des letzten Augenblickes, der ihm am 10. Februar des Nachmittags sanft und mild erschien. Sein letzter Sterbeseufzer war: „Gottes Wille!"

So schied der letzte Kurfürst von Mainz, demüthig ergeben in „Gottes Willen," der das Kurfürstenthum zu seiner Zeit eingeführt, und es auch zu seiner Zeit wieder aufhören ließ!

Nie hat irgendwer, den Gottes Vorsehung auf einen erhabenen Platz gestellt, diese seine Bevorzugung vor den übrigen Menschen weniger mißbraucht als — Dalberg. Er kannte nicht den sonst fast schon tadellos gewordenen Nepotismus. Außer Rückständen seines Dienst-Gehaltes — bestand sein Nachlaß in einigen Möbeln und Kleidungsstücken, Gemälden, Büchern und einem geringen Theile silbernen Tischgeräthes. Schlief und starb er doch selbst auf einem gemietheten Bett, das dann seinem Eigenthümer zu einer ehrwürdigen Reliquie wurde! Sein schönstes Testament war — daß er keines hinterließ! —

Jahre lang zeigte in dem ehrwürdigen Dome zu Regensburg ein Denkstein mit den Worten: „„Hier schlummert Carl von Dalberg!"" dem Besucher die letzte Stätte des edlen Fürsten und gottesfürchtigen Priesters; 1824 ließ sein Neffe, der Herzog von Dalberg, dem Oheim ein Denkmal aus carrarischem Marmor von der Hand des Venetianers Luigi Zandomenighi errichten. Seine Büste bewahrt der Nachwelt die wohlwollenden Züge Carl's von Dalberg; ein Engel schreibt seine letzten Worte auf:

„Liebe, Leben, Gottes Wille!" —

159 — 161. Die erste Studienzeit des Bischofs von Regensburg, Dr. Johann Michael von Sailer.

(Aus: Das Leben desselben, von Fr. W. Bodemann.)

1. Johann Michael Sailer betrachtete mit Recht seine Abkunft von frommen Eltern *) als die größte Wohlthat in seinem Dasein. Den ersten Elementar-Unterricht erhielt Sailer in seinem

*) Man erinnere sich an die Erzählung im III. Bande des Anekdoten-Schatzes Seite 145.

Geburtsort Aresing von dem Dorfschulmeister Bernard Seiz, der nachmals seine Schwester Maria Anna heirathete. Zugleich machte ihn der damalige Kaplan Simon mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache bekannt. Und weil beide Lehrer mit Freuden den außerordentlichen Fleiß und die ungewöhnlichen Geistes-Anlagen des wohlgesitteten Knaben bemerkt hatten, so machten sie seinem Vater, seines Handwerkes ein Schuhmacher, den Vorschlag: daß er den Sohn studiren lassen möge. — Dafür hatte indeß der Vater wenig Ohr, und pflegte darauf wohl zu antworten: „Unsereiner ist ein- für allemal zu arm, als daß er zu einem so lange währenden und kostbaren Handwerke, wie man mir das Studiren beschreibt, das Lehrgeld sollte bezahlen können!" — Zuletzt jedoch trat auch noch der Dorfzimmermeister Rieger in das Mittel, indem er sagte: „„Ich bin nicht reicher, als du, und doch studirt mein Sohn in München schon die sechste Schule! Künftige Ostern geht ihr, du und dein Sohn, mit mir nach München, da muß er Student werden! Das Leben giebt der gute Gott, das Futter die Menschen!"" —

Was bei Sailer's Vater endlich den Ausschlag gab, und ob sich bei ihm noch andere Einflüsse geltend machten, als worauf das Sprichwort hinzielt: „‚Steter Tropfen höhlt den Fels!'" wer kann's wissen? Genug, das Wort des Meisters Rieger fand Eingang. — Und als der nächste Grün-Donnerstag in's Land kam, und der Knabe zehn Jahre alt war, ging er, unter Rieger's Anführung und von den besten Segenswünschen der Mutter begleitet, an der Hand seines Vaters nach München. — Als sie in Oberweilbach, unweit Aresing, vor dem Hause eines Schnepfen-Händlers vorbeikamen, nahm daraus Meister Rieger eine Veranlassung, folgende Standrede dem Herrn Gevatter Sailer zu halten: „„Hier, Meister Andres, kauf' ein Paar Schnepfen, **die** müssen das Glück deines Sohnes machen!"" War's der prophetische Geist, der aus diesen Worten heraus- und in Meister Sailer's Ohr so lieblich hineinklang, oder was es sonst gewesen sein mag, welches das Herz willig machte, genug — die Schnepfen wurden gekauft, und Tags darauf gegen Mittag hielten die drei Reisenden ihren Einzug in die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, wobei es dem staunenden Michael nicht anders zu Muthe wurde, als wäre er in eine ganz neue Welt, ja in ein Paradies eingetreten.

2. Zuerst gingen die Drei zum Herrn Schullehrer Traunsteiner, woselbst Vater Sailer das Wort nahm und sagte: „Hier, Herr Schulmeister, bring' ich meinen Hans Michel; Ihr müßt

sein zweiter Vater sein, und ihn zum Famulus bei dem Sohne reicher Eltern machen! Dafür verehr' ich Euch diese zwei Schnepfen, und mein gutes Eheweib wird für die Frau Schulmeisterin noch einige Kloben Flachs nachschicken!" — Das Sprichwort: „„Ein gutes Wort findet einen guten Ort!"" behielt auch hier Recht. Herr Traunsteiner gab, wie sich's auch nicht anders geziemte, auf eine so freundliche Anrede eine freundliche Gegenrede, und versprach, sein Bestes versuchen zu wollen. Und so ging denn Meister Sailer, nachdem er zuvor dem Sohne neben einem Reichthum väterlicher Ermahnungen zugleich noch 45 Kreuzer an baarem Gelde zurückgelassen hatte, wohlgemuth und vergnügt mit Meister Rieger, der sich nicht wenig darauf zu Gute that, den Herrn Collegen so weise berathen zu haben, heim nach Aresing, Hans Michel dagegen wallfahrtete in die Schule. —

Die ersten vierzehn Tage ließ ihn sein wohlthätiger Landsmann, der junge Rieger, keinen Mangel leiden, sondern ihn mit aus dem irdenen Topfe essen, in welchem er täglich seine Kost von freigebigen guten Menschen zusammenholte. Danach aber zeigte es sich aber schon, was ein Paar Schnepfen vermögen, wenn sie nur in die rechten Hände kommen. Durch die Vermittlung des Herrn Traunsteiner ward nämlich der junge Studiosus Sailer in dem Hause des menschenfreundlichen Münzwardein Oeker der Famulus bei dessen Sohne, und genoß dafür nicht nur die tägliche Mittagskost, sondern nahm auch unentgeltlich an den Privatstunden des jungen Oeker Theil. —

Sechs und ein halbes Jahr blieb Sailer in dieser Stellung, bis er in die fünfte Classe des Gymnasiums, die „Poesie" genannt, eintrat. Da sah sich der edle Münzwardein durch Familien-Rücksichten zwar genöthigt, ihn aus seinem Hause zu entlassen; doch geschah dieß nicht, ohne ihm zuvor beim Abschiede noch zwei Dukaten in die Hand und das väterliche Wort an's Herz gelegt zu haben: „Wenn du Mangel hast, so komm' zu mir; **ich** verlasse dich nicht!" Und wenn Jedermann so redlich und gewissenhaft sein Wort hielte, so stände es besser in der Welt, und wäre mehr Treue und Friede im Lande! —

3. Dieses Fragment aus der Jugendgeschichte Sailer's ist jedenfalls erbaulich, um Gottes wunderbare Gnadenführungen gleichsam im Einzelnen und Unscheinbaren kennen zu lernen; auch legte er selbst ein ganz besonderes Gewicht darauf, indem er es sich und Anderen gern in's Gedächtniß zurückrief. — Als er, zum Beispiel, einmal in späteren Jahren in München zum Besuche, und bei seinem Freund Oeker zu Tische geladen war, wo die Rede

auf die oft wundersamen Führungen der Vorsehung kam, sagte er, den Blick gerührt auf seinen früheren Wohlthäter gerichtet: „Herr Generalwardein, nach Gott und den zwei Schnepfen habe ich Ihnen mein ganzes literarisches Dasein zu verdanken!" — Und wenn Freunde aus Zufall oder Absicht bei einem Gastmahle Schnepfen auffetzten, sagte er öfters: „Jetzt wird das Mahl für mich liturgisch; denn Gott hat mich durch zwei Schnepfen zu Dem gemacht, was ich bin!" — Deßhalb ließ auch Einer seiner Freunde, Beda Meyer, ihm ein Siegel stechen, das zwei Schnepfen darstellt, mit der Umschrift: „„Unter Gottes Leitung!"" — Und als nach Sailer's, des Bischofs von Regensburg, Tode *) der kunstsinnige König von Bayern Ludwig seinem geliebten Jugendlehrer, zum Zeichen seiner Dankbarkeit und in Anerkennung der großen und vielseitigen Verdienste, welche sich derselbe um Kirche, Schule und Staat in so reichem Maaß erworben hatte, durch den berühmten Professor der Bildhauerkunst Conrad Eberhard im Dome zu Regensburg ein Standbild errichten ließ, benutzte dieser — auf ausdrückliches Verlangen des Königs — diesen Vorfall zu der Verzierung des Piedestals, indem daselbst die **zwei Schnepfen**, die eine zur rechten, die andere zur linken Seite angebracht sind. —

Das besondere Maaß von Hochachtung, Liebe und Wohlwollen, das der König Ludwig von Bayern dem Verewigten während seines Lebens gezollt hatte, bewahrte er demselben auch nach dessen Tode. — Als er daher auf einer Reise nach Brückenau am 30. Juni 1832 die alte treue Stadt Regensburg besuchte, und den folgenden Morgen — an einem Sonntage — früh in dem altehrwürdigen Dom einer heiligen Messe des Herrn Domdechanten Urban beigewohnt hatte, begab er sich zu Sailer's Grabstätte, bezeugte seine tiefe Trauer um den Verlust des seltenen Mannes in den

*) Er starb im Jahre 1832 am 20. Mai des Morgens um 5 Uhr. — In seinem Testamente stand unter Anderm das rührende Bekenntniß: „Die Baarschaft an Geld, die noch nicht bestimmbar ist, wird in jedem Falle gering ausfallen; denn Gott hat dem Testator die Gnade erzeigt, daß er sowohl seine geringen Besoldungs-Ueberschüsse, die der Beruf des Professors in so vielen Jahren abwarf, als was er von dem Einkommen der bischöflichen Präbende in dem kurzen Zeitraum erübrigen konnte, lieber in großen und kleinen Gaben bei lebendigem Leibe in den Gotteskasten der Armen niederlegte, als sich zu Haufen sammeln ließ," und sofort Fenelon's Grundsatz: „„Der Priester sei ohne Geld und ohne Schulden!"" zu befolgen strebte. —

rührendsten Worten,*) und ernannte gleichzeitig auf seinem Grabe den Weihbischof Georg Michael Wittmann zu seinem Nachfolger mit den Worten: „Sie, Herr Weihbischof, sind Sailer's Freund gewesen, Sie sollen sein Nachfolger sein; ich weiß keinen Würdigern; auf seinem Grabe ernenne ich Sie zum Bischof von Regensburg.“ —

Außerdem ließ ihm der König, wie schon erwähnt worden, ein Grabdenkmal aus Steingadner Sandstein errichten, welches gegenüber dem Grabe an einer Seitenwand des Hauptchors aufgestellt wurde, und Sailer als Kirchenlehrer, auf dem bischöflichen Stuhle sitzend und den Blick nach Oben gerichtet, darstellt. Zu seinen Füßen knien zwei Engel, wovon der Eine ein Buch hält, in welches Sailer Ideen und Gedanken seines erleuchteten Geistes einzutragen scheint. —

162. Die Tagesordnung eines frommen Priesters. **)

Von hoher Wichtigkeit ist die Art und Weise, wie der ehrwürdige Johann von Avila seine Stunden eingetheilt.

Um Mitternacht erhob er sich vom Lager. „Da ist es mir immer,“ sprach er zu seinem Freunde Villaras, „als rufe der Bräutigam — meiner Seele die Worte zu: Oeffne, meine Braut; mein Haar ist bedeckt mit den Thautropfen der Nacht! Und da antwortet meine Seele: Ich bin bereit.“ — Er dankte da dem Herrn für den Schutz, der ihm durch seine heiligen Engel geworden; und er begrüßte die heilige Jungfrau, und begann die Matutin zu beten, — zur Verherrlichung der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Mutter Gottes und aller Engel, zum Heil seiner Seele, zum Dank für empfangene Wohlthaten und für Alle, die sich besonders seinem Gebet empfahlen; betete für Lebendige und Abgestorbene.

---

*) Seite 272 im IX. Bande der Gesammelten Schriften von Clemens Brentano liest man über diese rührende Scene:
„Der König sagte auf dem Grabe: „„Hier ruht der größte Bischof von Deutschland!““ — Zu Eduard von Schenk sagte er: „„Mir ist ein Schutzgeist gestorben!““ — Er wollte seine Todtenmaske nicht sehen: „„Ich kann es noch nicht ertragen!““ — sagte er.“

**) Aus der meisterhaft ausgeführten Lebensbeschreibung in der kostbaren Schrift: Sämmtliche Werke des ehrwürdigen Juan de Avila, des Apostels von Andalusien. Zum Erstenmal aus dem spanischen Original übersetzt von Dr. Franz Joseph Schermer. Regensburg 1856. Manz.

„Einst,“ sagte er zu Villaras, „betete der Priester diese kanonische Stunde um Mitternacht, — zur Erinnerung daran, daß Christus da geboren ward, daß er da im Oelgarten gebetet; — und weil dieses die Stunde ist, — wo Allen, selbst dem Staube, der seit dem Anfang der Welt geschlafen, — bei dem jüngsten Gericht der Ruf der Posaune tönen wird! — In diesem nächtlichen Beten,“ sprach er, „werden die Schranken der Zeit durchbrochen, die der Wechsel der Zeit und die Schwäche der menschlichen Natur dem himmelanstrebenden Gemüth — gesetzt haben. Diese Einsamkeit, dieses Dunkel, diese Stille, das laute Beten — Alles erhöht die Andacht!“ —

Hierauf betete er die Laudes, die, wie er sagte, die Kirche für diese Stunde deßhalb angeordnet, weil Gott in derselben die Welt erschuf und zuerst die Engel, die alsdann sein Lob sangen; weßwegen die Kirche da den Hymnus singt: „„Te Deum laudamus!““ —

Bei Sonnenaufgang betete er mit aller Innigkeit die Prim; „ist doch,“ sagte er, „dieses die erschlossene Knospe des Tags!“ Da gedachte er des ewigen Wortes, welches als wahre Sonne aufgegangen. „Die Kirche,“ setzte er bei, „fleht so rührend, — in dem Hymnus und den erhabenen Gebeten dieser Stunde, — es möge die Seele den ganzen Tag nur auf Gott gerichtet sein!“ —

Mit gleicher Andacht betete er die Terz; — „da,“ sagte er, „erinnert uns die Kirche an jene Stunde, wo Gott den Menschen aus Staub geschaffen, eine — Mahnung: wir möchten zur ursprünglichen Reinheit zurückkehren; da erinnert die Kirche daran, daß dieses die Stunde ist, wo einst auf Sinai das Gesetz der Strenge, und so lange, lange nachher — das Gesetz der Gnade und der Liebe gegeben ward!“

Jetzt brachte er mit unaussprechlicher Andacht das heilige Meßopfer dar. Das war für ihn die seligste und süßeste Stunde des Tags; ihr sehnte er sich immer entgegen, wie die Blume der aufgehenden Sonne; — und war die ersehnte Stunde gekommen, dann durchströmten himmlische Gefühle und Empfindungen sein Herz. — Noch erfüllt von den Schauern dieses hochheiligen Opfers, bei dessen Feier immer große Thränen von seinen Augen tropften, — brachte er ein stundenlanges Dankgebet dar. —

Hierauf betete er die Sext. „Bei diesem Gebet,“ sprach er zu Villaras, „soll der Priester — nach der Mahnung der heiligen Väter — sich an die Stunde erinnern, wo Adam aus dem Paradies getrieben wurde; soll zum Trost das Auge auf den Baum des Kreuzes wenden, und auf den Gehorsam Christi, dessen Hände

und Füße angenagelt sind, um als Opfer zu bluten, und das verschlossene Thor des Himmels aufzuschließen. Die Thränen der gebenedeiten Jungfrau, der heiligen Jünger an ihrer Seite, sein unendlicher Schmerz — Alles ist geeignet, alle Lauigkeit zu entfernen. Oder der Priester soll da an die Himmelfahrt des Herrn denken, soll seine Majestät und Glorie betrachten; soll erwägen, wie ihn seine Jünger zuvor arm, niedergebeugt und bedrängt sahen, und wie er jetzt als Sieger emporgestiegen über alle Himmel und sich zur Rechten des Vaters gesetzt!“ —

Von gleicher Andacht erhoben, beschloß er die kanonischen Morgenstunden. „In dieser Stunde, der Non,“ sagte er zu Villaras, „da ermahnt uns die Kirche, ernst an die Stunde zu denken, wo durch den Opfertod des Lammes Frieden zwischen Himmel und Erde geschlossen ward; wo der Erlöser — eine solche Angelegenheit in seinem Vaterherzen — die Worte ausrief: Es ist vollbracht!“ Hierauf las er etwas Erbauendes, und brachte so den ganzen Morgen nur im Verkehr mit Gott dahin. —

Um drei Uhr betete er die Vesper, indem er des Herrn gedachte, der heute sein Gast gewesen. „Da,“ sprach er gerührt zu Villaras, „da soll sich der Priester erinnern an gar viele erhabene Geheimnisse: — an die Taube, die mit dem Oelzweig in die Arche zurückkehrte; an das Lamm, welches in dieser Stunde auf Sion geopfert wurde, — als ein Vorbild des Gotteslamms; an die Abnahme vom Kreuze, an die Schmerzen Maria's, — den blutbedeckten Leib ihres göttlichen Sohnes — in ihrem Schooße; — dieß Letztere bewog die Kirche, in dieser Stunde für ihre verstorbenen Kinder zu beten und zu flehen.“

„Ein anderes Mal,“ fuhr er fort, „erinnert sich die Kirche daran, — daß in dieser Stunde der auferstandene Erlöser von den Jüngern in Emaus erkannt wurde, und vor Vollendung dieser Stunde — durch verschlossene Thüren — in den Kreis seiner Apostel trat — mit dem Oelzweig des Friedens!“ — —

Jetzt verstattete er Denjenigen Zutritt, die über wichtige Angelegenheiten ihres Seelenheils mit ihm sprechen wollten; oder unterrichtete die Kinder in den Schulen, oder lehrte sie heilige Lieder auf der Gasse singen. So jenen Feiergesang der Kirche:

„Preise, Zunge, das Geheimniß!“

Oder das Festlied:

„Heiligem Feste heut
Paare sich Jubelton!
Jegliches Herz, erfreut,
Singe dem Gottessohn!“

Er hatte diese erhebenden Lieder mit klangreichen Reimen in's Spanische übersetzt, und andere fromme Lieder geschaffen. — Am Abend besuchte und tröstete er (und das war für ihn eine große Erquickung) Kranke und Bedrängte, die an ihm einen Vater hatten; und in den letzten Jahren, da ließ er sich, weil er das Augenlicht verloren hatte, dahin führen. —

Mit unaussprechlicher Rührung betete er hierauf die Complet. Diese ernste Stunde war ihm ein Bild jenes großen Sabbats, welchen Gott dem christlichen Volk verheißen. „Da soll," sagte er zu Villaras, „der Priester, den irdischen Dingen abgestorben, sich in Christo begraben, und in diesem Grabe die Auferstehung erwarten. — Diese Stunde," setzte er bei, „ist ein Bild jener Stunde, wo die Worte des Herrn ertönen werden: „„Selig sind die Todten, die im Herrn entschlafen; von nun an sollen sie ausruhen von ihren Mühen!"" Daher singt die Kirche den lieblichen Gesang des heiligen Simeon: „„Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, gleichwie du es verheißen!"" Diese letzte kanonische Stunde schließt so erhaben und so bedeutungsvoll damit, daß der Priester sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnet und sich mit Weihwasser besprengt, als Jemand, der jetzt im geistigen Grabe ruht, einem Abbild des Grabes Christi, wo das Leben verborgen ist und keimt und sproßt zur seligen Auferstehung!" —

Wenn Juan de Avila die priesterlichen Tagszeiten vollendet hatte, erfüllte seine Seele ein wahrer Jubel; war ihm doch das Beten der heiligen Tagszeiten (wie denn auch die Kirche ihnen sinnvoll diese Namen giebt) ein „heiliges Tagwerk," eine „himmlische Psalmodie," ein „Vorspiel des ewigen Lobgesangs im Himmel," ein „Vorgenuß der himmlischen Freuden," die „geheimnißvolle Gemeinschaft der streitenden mit der triumphirenden Kirche."

„Wenn das Gebet der priesterlichen Tagszeiten," sagte er zu Centenares, „einerseits gleichsam der geheimnißvolle Herzschlag ist, der in der Brust von Millionen Priestern zugleich pocht und tönt, und den das horchende Ohr der heiligen Braut, der Kirche, vernimmt und in ihrem Herzen mitempfindet, so ist es andererseits gleichsam das Herzblut der Kirche selbst; denn da ist Alles aufgezeichnet, was jemals ihr Mutterherz tief bewegt hat: das lebendige, unerschütterliche Bekenntniß ihres Glaubens; das Ahnen und Sehnen ihrer Hoffnung, und das Flammen und Glühen ihrer Liebe. Da hören wir ihre Klagen und Seufzer, und ihr Jauchzen und Frohlocken, ihre Freude und ihren Jubel. Da sehen wir das blutrothe Kleid ihrer Martyrer und die Liliengewande ihrer heiligen Jung-

frauen; da die Nacht ihrer Leiden und den Sonnenglanz ihrer Siege und Triumphe. O du heilige Braut, o du heilige Kirche, wie danken dir alle deine treuen Priester für diese himmlischen Gebete, welche dir vielleicht Engel vorgebetet, und für deine himmlischen Lieder, welche dir vielleicht Engel vorgesungen!" —

Hatte er die Complet mit tiefer Andacht und Rührung vollendet, dann arbeitete er an der Erweiterung seiner berühmten ascetischen Schrift, der Audifilia, oder an der Aufzeichnung vieler von seinen berühmten Predigten auf das heilige Altarssakrament und auf den heiligen Geist und die heilige Jungfrau Maria, oder schrieb an Diejenigen, die aus allen Fernen ihn um Rath gebeten, Trost und Belehrung.

Alsdann betete er, ehe er zur Ruhe ging, zwei Stunden lang, und an Tagen, wo er am künftigen Morgen predigte, noch länger. —

---

163. Ablehnung der bischöflichen Würde.

Als das große und reiche Erzbisthum Toledo in Spanien erledigt war, und Carl V. dem heiligen Stuhle einen Mann für dasselbe vorschlagen wollte, der nach allgemeinem Urtheile diese Kirche würdig und heilig verwalten würde, wendete er seine Blicke auf Pater Hurtado, Priester des Prediger-Ordens, der, durch seinen Lebenswandel, seine Lehre, seine Klugheit und Weisheit im Rathe, als das Orakel seiner Zeit betrachtet wurde. Der Kaiser selbst kannte ihn genau, war oft Augenzeuge seiner außerordentlichen Arbeiten gewesen, und der ganze Adel von Castilien, zumal Cardinal von Tortosa, der späterhin unter dem Namen Adrian VI. zur päpstlichen Würde gelangte, priesen ihn einstimmig als einen heiligen und weisen Priester, der kaum seines Gleichen in der Welt habe.

Da er nun einst zu Madrid bei dem Kaiser sich aufhielt, sagte ihm der Monarch: in Rücksicht auf seine große Gelehrsamkeit, seinen Eifer und seine übrigen preiswürdigen Eigenschaften übertrage er ihm das Erzbisthum Toledo; und er hoffe, diese Stelle sei durch ihn am besten besetzt. Und es fiel Pater Hurtado vor dem Kaiser auf das Knie, küßte ihm die Hand für so große Gnade, beschwor ihn aber, ihm noch eine andere zu verleihen, bevor er sich wieder aufrichtete. Der Kaiser, der nicht nachdachte, um was er ihn bitten könne, sondern glaubte, seine Bitte beziehe sich auf die bereits empfangene Gnade, antwortete ihm sehr huldreich: er mache sich ein Vergnügen daraus, ihm zu bewilligen, um was er bitte, wenn anders seine Bitte die Grenzen der Möglichkeit nicht überschreite.

Auf diese Worte hin faßte Pater Hurtado Vertrauen und sprach, noch immer auf den Knieen: „Ich bitte Eure Majestät unterthänigst, daß Sie, was hier zwischen uns vorging, bei sich behalten und, so lange ich lebe, keinem Menschen ein Wort davon sagen! Ich tauge nicht zu einer so erhabenen Stelle, und kein lebender Mensch soll mich mit der Last eines Bisthums und mit der Sorge für so viele Seelen belastet sehen! Besetzen Eure Majestät dieß Erzbisthum durch Jemand, der nach Ihren weisen Ansichten dasselbe, den Verpflichtungen eines so erhabenen Amtes gemäß, verwalten könne; denn was den Nutzen betrifft, den ich als Bischof erzielen könnte, kann ich solchen auch als einfacher Bruder des Prediger-Ordens schaffen, wenn ich zu Toledo **predige und lehre!**" —

Der Kaiser ward über diese Antwort erstaunlich betroffen und bewunderte den Entschluß des Gottesmannes, den er mit so unzweideutiger Demuth und Aufrichtigkeit aussprach, daß Carl sich nothgedrungen fühlte, ihm nachzugeben und seine Bitte ihm zu bewilligen. Und weit höher denn je zuvor ehrte er ihn bis zu seinem Tode, bezeigte ihm seine Achtung bei vielen Gelegenheiten, die im Drang damaliger Zeiten sich ereigneten, und hielt ihm getreu sein kaiserliches Wort, da er keinem Menschen den Vorgang dieser Sache mittheilte, bis er späterhin, und zwar zu Toledo selbst, den Tod des gottseligen Mannes erfuhr, wo er zu Pater Jakob, seinem Beichtvater, in Gegenwart vieler Großen des Hofes und anderer Edelleute sprach: „„Nun bin ich des Wortes entbunden, das ich dem Pater Johannes Hurtado gegeben habe!"" Und hierauf erzählte er ihnen die Sache, wie sie sich ergeben hatte, zum großen Erstaunen Aller, die zugegen waren.

Keinen schöneren Rahmen konnte dieß historische Gemälde bekommen, als daß Carl V. selbst Augenzeuge und Historiograph desselben war. —

---

164. Ein ausgezeichneter Priester der neueren Zeit.

(Aus: Katholische Kirchenzeitung, Jahrgang 1837, vom 4. October.)

Dieser war Martin Ducrey, welcher kürzlich zu Melan in Savoyen starb. Was er seit 1792, in der traurigen Revolutionszeit, durch Lehre, Trost und Beispiel Gutes in Savoyen gethan hat, welchen Gefahren er sich dabei aussetzte, grenzt an das Unglaubliche. Er wurde zuerst eingezogen und zum Tode verdammt, weil er den in der Revolution geforderten Priestereid nicht hatte ablegen wollen und dessenungeachtet seine geistlichen Funktionen fortsetzte.

Er entkam glücklich aus dem Gefängnisse durch Hilfe gutdenkender Personen, die es ihm durch Verkleidung möglich machten, als Krämer und Hausirer das Land zu durchziehen, wobei ihm der angenommene Gang, die Sprache und die Weise der Bauern sehr behilflich waren. So hatte er den Muth, in Savoyen und in den anliegenden Ländern geistliche Hilfe, Zuspruch und Trost zu bringen, ja er wagte dieß sogar bei Personen, die der Religion ganz entfremdet waren. — In dieser Zeit hatte er keine bleibende Stätte. So folgte er einmal in Priesterkleidung einer Abtheilung sardinischer Truppen, die sich nach Piemont zurückzogen; sie stießen auf Franzosen und mußten ihnen weichen. Umsonst räth man ihm, zu fliehen und auf seine Rettung zu denken; er bleibt allein bei einem tödtlich verwundeten Soldaten, um ihm zu helfen und zuzusprechen. Dieß bemerken die Franzosen, und eine Kanonenkugel reißt einen Theil des Baumes weg, an den Ducrey den Soldaten gelehnt hatte; ohne sich daran zu kehren, setzt er sein frommes Werk fort, bis nach wenigen Augenblicken der Soldat verscheidet. Nun steht er auf und will weiter gehen; da kommt eine zweite Kanonenkugel, schlägt bei ihm in die Erde, überdeckt ihn damit, springt wieder ab und reißt ihm ein Tuch aus der Hand, das ihm eben erst zur Zurückhaltung des Bluts des Soldaten gedient hatte. — Seine Frömmigkeit, sein Mitleid, seine Geistesgegenwart in der Gefahr, seine Geschicklichkeit, jeder Verfolgung zu entgehen und sie bisweilen sogar zu seinen frommen Zwecken zu benützen, erwarben ihm selbst bei den Franzosen eine gewisse Celebrität. Einmal versteckt er sich in das auf einen Wagen geladene Reisig und fährt so in ein Haus, um das rings herum Schildwachen stehen; kaum ist er vom Wagen, so dringt er an das Sterbebett seines größten und gefährlichsten Feindes; es gelingt ihm, dessen verhärtetes Herz zu rühren, ihn mit Gott zu versöhnen und seine Familie zu trösten. — Ein anderes Mal treten vier Gensd'armen in ein Haus, um ihn da zu arretiren; er war wirklich darin, wußte sich aber gut zu verbergen, und da ihn die Häscher nicht fanden, wurden sie wüthend und erlaubten sich allerlei Excesse, bis ein Maire in Amtskleidung und Schärpe erscheint, ihnen Vorwürfe über ihr Betragen macht und sie im Namen des Gesetzes zur Ordnung mahnt: Sie ziehen sich sogleich zurück; der Maire aber war Niemand anders als Ducrey selbst. —

Nach kurzer Abwesenheit von seinem Vaterlande, wo er sich in dem benachbarten Wallis aufgehalten hatte, kehrte er nach Savoyen zurück, weil viele der Religion und Kirche Treugebliebene es wünschten. Bald aber wurde er erkannt und vor das Revolutions-Tribunal geschleppt, das sogleich sein Verfahren begann und ihm den

Prozeß machte. Ducrey erschien vor seinen Richtern und antwortete mit großer Ruhe und seltenem Muthe auf ihre Fragen, wodurch sie manchmal ganz außer Fassung kamen. Auf die Frage: „Warum bist du nach Savoyen zurückgekehrt?“ erwiederte er: „„Weil man mich zurückgerufen hat!““ — „Wer hat dich zurückgerufen?“ — „„Euer König!““ Allgemeiner Unwille; der neben ihm stehende Gensd'arm haut ihn mit seinem flachen Säbel. — „Wer ist denn unser König?“ — „„Das Volk, dessen Souveränität ihr proklamirt habt, dieß Volk hat mich zurückgerufen!““ Diese Antwort setzte das Revolutions-Tribunal in nicht geringe Verlegenheit. Dessenungeachtet wird Ducrey zum Tode verurtheilt, und am folgenden Morgen soll er guillotinirt werden; aber in der Nacht entkommt er glücklich mit zwei anderen Revolutions-Opfern aus dem Gefängniß, und als der Tag anbricht, sieht er aus dem Hause, wohin er sich geflüchtet hat, die Soldaten und Henker nach dem Gefängnisse ziehen, um ihn zur Hinrichtung zu führen. —

So wachte die göttliche Vorsehung wundersam über Ducrey's Tage, denn sie hatte an ihm Eines ihrer Werkzeuge, wodurch nach der Revolution Religion, Sitten, Ordnung und Kirche durch Lehre, Beispiel und eigene Opfer wiederhergestellt werden sollten.

Kaum hatte 1800 Napoleon die Kirche der Form nach wieder aufgerichtet, so eröffnete Ducrey ein Schulhaus in Sallanches und später die Karthause Melan, die in der Revolutionszeit zersplittert und an mehrere Einwohner von Tanninges verkauft worden war. Gebäude und Garten kosteten ihn 7000 Francs, wozu seine gutdenkenden Freunde redlich beitrugen. Im Jahre 1804 war seine Schule schon zahlreich und durch ihre Trefflichkeit bekannt, als fünf Jahre nachher eine heftige Feuersbrunst die Hälfte der Gebäude verzehrte. Reichliche Unterstützungen von allen Seiten machten es ihm möglich, das Abgebrannte wieder aufzubauen und noch zu erweitern; 1812 ließ die kaiserliche Universität seine nach mehr Unabhängigkeit strebende Schulanstalt schließen, eröffnete sie aber bald nachher wieder, um sich nicht den allgemeinen Unwillen des Landes zuzuziehen.

Im vorigen Jahr endlich fühlte sich Ducrey nicht mehr kräftig genug, seinem Collegium vorzustehen; und als er immer kränklicher wurde, und lange das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, haben seine Schüler ihn auf rührende Weise wie ihren Vater gepflegt bis zu seiner letzten Stunde. Große Liebe und werkthätigen Eifer hatte er auch für Missionen, und er bedauerte immer, daß er selbst zu kränklich und alt dazu sei. Er hat aber

mehrere wackere Geistliche für das Missionsgeschäft erzogen; zwei sind schon in Amerika gestorben, und mehrere Andere sind jetzt in China, Siam, am Ganges und in Tong-king. —

---

165 — 167. Die Hand wächst aus dem Grabe!

Der verstorbene hochwürdigste Bischof von Archia und apostolischer Vicar des Königreichs Sachsen, Herr Dr. Alois Schneider, hielt einst zu Dresden an die Jugend einen christlichen Unterricht über die Verehrung der Eltern. Er wies auf die Pflicht und den reichen Segen der Eltern-Verehrung hin, aber auch auf das Entsetzliche der Mißachtung und Mißhandlung der Eltern durch ihre Kinder; er bezeichnete in klaren Beispielen die Strafgerechtigkeit Gottes, die solche entartete Kinder heimsuchen muß, und dann auch die Verdammungs-Urtheile der Menschen, die sie treffen würden. — In dieser Beziehung erzählte er alsdann die hier folgenden Volkssagen:

1. „In der Kirche zu Lunow, Dreiviertelmeile von Oderberg in Norddeutschland, zeigt man eine abgehauene, ganz vertrocknete Hand, die zusammengeballt ist und eine Ruthe zwischen den Fingern hält. — Sie rührt von einem Sohne her, der gottloser Weise einmal seinen Vater geschlagen; aber das hat Gott selbst gestraft — denn als er nun starb und begraben war, da ist ihm die Hand aus dem Grabe gewachsen, und so oft man sie auch eingegraben hat, immer ist sie wieder herausgewachsen. Endlich hat man sie mit Ruthen gepeitscht und gemeint, nun werde sie in die Erde zurückkehren; allein das Alles hat nichts geholfen, und darum hat man sie zuletzt abgehauen, die Ruthe, mit der man sie gepeitscht, ihr in die Faust gesteckt und zur ewigen Warnung gottloser Kinder in der Kirche zu Lunow aufbewahrt. — Es ist dieß nur eine Volkssage; sie enthält aber in ihrer Andeutung ein schauderhaftes Gottes-Urtheil!" —

2. In der Stadt Stettin lebten zu einer Zeit zwei ungerathene Kinder, die ihren Eltern viel Herzeleid machten, und in ihrer Gottlosigkeit zuletzt so weit gingen, daß sie dieselben sogar schlugen. Dafür traf sie eine entsetzliche Strafe. Denn nachdem sie Beide plötzlich gestorben waren, und man sie begraben hatte, streckte sich auf einmal von Jedem die Hand aus dem Grabe heraus, mit welcher die Mißhandlung der Eltern verübt wurde. Das Schrecklichste dabei war, daß die Hände frisch und blutend blieben und nicht verwesen konnten. Man grub sie zwar in die Erde wieder hinein,

allein das konnte nicht helfen, sie wuchsen immer wieder heraus. Da beschloß man zuletzt auf Berathung des Raths und der Geistlichkeit, daß man sie mit einem Spaten abstechen wolle. Das geschah, und man hing sie zum ewigen warnenden Andenken in der Kirche auf. — In der Kirche Sanct Peter und Paul zu Stettin hängen sie noch jetzt in der Sakristei. —

3. Auch in der Kirche des Dorfes Groß-Redensleben, eine Stunde von Seehausen in der Altmark, befindet sich gleich beim Eingange, links vor der Thür an einem steinernen Pfeiler, eine hölzerne, schwarz angestrichene Tafel, welche folgende Inschrift hat:

„2. Buch Moses XX.
Sieh, sieh du böses Kind,
Was man hier merklich findt,
Eine Hand, die nicht verwest,
Weil der, deß sie gewest,
War ein ungerathenes Kind,
Die man auch jetzt noch findt.
Den Vater schlug der Sohn,
Darum hat er dieß zum Lohn,
Daß hier hängt seine Hand,
Hüt dich für solche Schand."

Auf dem Rande der Tafel, rund um jene Inschrift herum, stehen die Worte:

„Du sollt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott giebt!"

Unten an der Tafel befindet sich eine eiserne Kette, ungefähr eine halbe Elle lang, an derselben hängt eine Menschenhand, welche kurz an der Wurzel abgehauen ist; sie ist von aschgrauer Farbe, Haut und Fleisch sind gänzlich daran vertrocknet.

Man erzählt hiervon folgende Sage:

Vor dem dreißigjährigen Kriege lebte zu Groß-Redensleben ein frommer Mann, der einen sehr ungerathenen Sohn hatte. Dieser Sohn verlachte nicht nur des Vaters Ermahnungen, sondern ging in seiner Verstocktheit gar so weit, daß er seinen eigenen Vater mißhandelte. Einst hob er auch die Hand gegen ihn auf, als der Vater gerade für ihn zu Gott um Besserung betete. Da geschah es aber, daß der ungerathene Sohn plötzlich todt zur Erde niederfiel, zum sichtbaren Zeichen, daß der Himmel seinen Frevel nicht ungestraft lasse. Als er nun aber am Tage nachher begraben war, da begab sich ein noch größeres Wunder. Denn es wuchs plötzlich aus seinem Grabe seine Hand heraus, dieselbe Hand, womit er seinen Vater geschlagen hatte, als wenn sie in der Erde keine Ruhe habe. Da flohen vor Schrecken Alle, die es sahen, und

es wagte sich Keiner mehr auf den Kirchhof; denn die Hand wich nicht wieder unter die Erde, und es war grausig anzusehen, wie sie so starr und bleich aus dem Grabe hervorragte, kalt und schweigend, aber doch ein so beredter Zeuge, wie der Herr die Sünde strafe. Zuletzt befahl die Obrigkeit, daß man sie mit Ruthen streichen sollte, glaubend, daß eine solche Strafe genug sei und die Erlösung bewirken werde. Der Befehl wurde vollzogen, und die Hand blutete, daß die Erde davon roth wurde; aber in das Grab wollte sie nicht zurück. Da ließ man sie abhauen und mit jener Tafel in der Kirche aufhängen, damit noch späte Zeiten sich ein Beispiel daran nehmen möchten. —

---

168 — 170. Strenge Bewachung der Zunge.

Ein würdiger Seelsorger, der da mit Schmerzen vernommen, daß in seinem Dorfe von der Jugend seit geraumer Zeit nichtswürdige Reden geführt wurden, hat in einer der Christenlehren seine Jugend vor diesem Unglücke gewarnt, indem er sprach:

1. Vor unnützen, weil heillosen, Reden warnt uns schon gar ernstlich und eindringlich die **heilige Schrift.**

So lesen wir beim weisen Sirach: „Die Lippen der Thoren erzählen thörichte Dinge; die Worte der Klugen aber sind auf der Wage abgewogen. Die Thoren haben ihr Herz im Munde, die Weisen haben ihren Mund im Herzen!“ 21, 28. — „Gewöhne deinen Mund nicht an unverschämte und schmutzige Reden, denn sie sind sündhaft!“ 13, 13.

Wir lesen in den Sprichwörtern: „Wer Gutes redet, wird Gutes genießen; die Treulosen hingegen werden Beleidigung finden! Wer seinen Mund bewahrt, der bewahrt sein Leben; wer seine Lippen zu weit öffnet, bereitet sich den Untergang!“ 13, 2. — „Wie eine offene Stadt ohne schützende Mauern, so ist ein Mensch, der sich im Reden nicht beherrschen kann!“ 25, 28.

Unser Herr und Heiland Jesus Christus bezeugt: „Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens Gutes hervor, und der böse Mensch bringt aus dem bösen Schatze Böses hervor; denn wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über!“ Luk. 6, 45.

Und der heilige Apostel Paulus schreibt: „Eure Rede sei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt; damit ihr wisset, wie ihr einem Jeden antworten sollet!“ Kol. 4, 6. — Kein böses Wort gehe aus euerem Munde, sondern was gut ist zur Erbauung im Glauben,

damit es heilsam sei den Hörenden! Und betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, mit welchem ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung!" Eph. 4, 29. —

2. Vor unnützen, weil heillosen, Reden warnen uns auch die so wohlmeinenden Aussprüche der ehrwürdigen **Väter der Kirche.**

So bemerkt uns der heilige Bernardus: „Die Zunge ist eingeschlossen und wie in ein Gefängniß gelegt; denn sie wird mit zwei Mauern umgeben, nämlich mit den Zähnen wie mit einem beinernen Walle, und mit den Lippen, während alle übrigen Sinne offen sind. Gab uns der Schöpfer dadurch nicht einen deutlichen Wink, wie gefährlich die Zunge und wie sorgsam sie zu bewachen sei? — Die Zunge hat ihre Wurzeln im Herzen, damit der Mensch erwäge, daß er reden soll, was er im Herzen denkt; gleich als ob die Natur selbst anzeigen wollte, daß Herz und Mund im Einklange sein sollen, und wie es nur Ein Herz giebt, so auch nur Eine Zunge!" —

Der heilige Chrysostomus ruft uns zu: „Wie könntest du den Mund und die Zunge zu schnöden Reden mißbrauchen, da du ja gerade in diesen Mund und auf diese Zunge den hochheiligen Leib Jesu Christi empfängst? Es ist fürwahr höchst verderblich, diese Zunge, welche an den allerheiligsten Geheimnissen Theil nimmt, welche mit dem Blute des Heilandes gleichsam gefärbt und so zu sagen ein goldenes Schwert geworden ist, zu Schimpfreden, Lästerungen und Thorheiten zu mißbrauchen. — Entweihe doch die Ehre nicht, welche Gott der Zunge verliehen hat, und mißbrauche sie zu keiner Sünde!" —

Deßhalb wünscht gar sehnlich der heilige Franziskus von Sales: „Ich wollte, daß ich Knöpfe an beiden Lippen hätte, welche ich jedesmal aufmachen müßte, so oft ich zu reden hätte; denn auf solche Weise würde ich mehr Zeit gewinnen, meine Reden zu bedenken und zu überlegen, so daß sie dann immer Gott zur Ehre, meinem Nebenmenschen zur Erbauung und mir zum Heile gereichten!" —

3. Vor unnützen, weil heillosen, Reden warnt uns auch das rührende **Beispiel der Heiligen.**

Der Altvater Pambo wohnte einst einem religiösen Vortrage an; bei den Worten aus dem acht und dreißigsten Psalme: „Ich will bedacht sein auf meine Wege, damit ich mit meiner Zunge nicht sündige!" sprach er: „„Ich habe genug gehört! Das Uebrige werde ich dann erst hören, wenn ich dieses Einzige zu thun erst werde gelernt haben."" — Ihm, den Gottes Güte mit einem Alter von drei und neunzig Jahren begnadete, wird ein Dreifaches nach-

gerühmt, nämlich: daß nie eine Lüge über seine Lippen gekommen, daß er nie einem seiner Nebenmenschen Böses nachgeredet, und daß er nie etwas Unnützes gesprochen habe. —

Der heilige Thomas von Aquin befliß sich von seiner ersten Jugend an einer solchen strengen Schweigsamkeit, daß ihn seine Mitschüler nur „das stumme Thier“ nannten. —

So, wenn der Herzogssohn, der heilige Aloysius, reden wollte, betete er vorher erst inbrünstig mit dem Propheten: „O Herr, setze eine Wache vor meine Lippen!“ — Und als ihn einer seiner Mitschüler einst fragte: „„Wie er seine Reden so fasse, daß er sich in Worten nie versündige?““ antwortete er: „Bevor ich spreche, überlege ich, was ich sagen soll, und empfehle es Gott, damit ich ja nichts spreche, was ihm mißfallen könnte!“ —

Der Einsiedler Agatho trug drei Jahre lang einen Stein in dem Munde, um desto leichter seine Zunge beherrschen und das Stillschweigen halten zu können. —

Der heilige Ludwig von Granada erzählt: Es war einmal ein jüdischer Rabbi, der allgemein ob seiner Weisheit berühmt und beliebt war. Er erschien eines Tages auf dem Marktplatze der Stadt und rief den dort Versammelten zu: „Ich besitze in meinem Hause ein köstliches Lebenswasser; wer es mit Bedacht trinkt, der verjüngt sich unfehlbar die Kräfte seines Körpers und erzielt sicher die Verlängerung seines Lebens!“ — Die ganze Menge folgte ihm in sein Haus nach, begierig nach dem Wundertranke. Er aber schlug die Bücher der heiligen Schrift auf und las mit ernster Betonung den Versammelten die Worte des Königs David vor: „„Wer da das Leben liebt und gute Tage sehen will, der bewahre seine Zunge vom Bösen, und seine Lippen, daß sie nicht Trug reden!““ Ps. 33, 13 und 14. — Und die Bewahrung und Verwirklichung dieser Worte nannte der Rabbi „sein köstliches Lebenswasser!“ —

Ein frommer Jüngling verlangte einst von einem Ordensmann ein Cilicium (Bußgürtel), um seine Sinnlichkeit mehr und mehr abtödten zu können; der kluge Ordensmann machte ihm aber das heilige Kreuzzeichen auf den Mund, indem er sprach: „Gewiß, mein Jüngling, dieß ist das beste Cilicium, wenn man recht sorgfältig auf Das achtet, was durch diese Thüre herausgeht!“ —

Der heilige Johannes Klimakus, Abt des Klosters auf dem Berge Sinai, wurde oft von vielen Leuten besucht, die sich an seinen Gesprächen erbauen wollten. — Und derselbe Mann legte sich einmal ein zwölfmonatliches Schweigen auf, um einige müßige Worte, die vielleicht seinem Munde entfuhren, dadurch abzubüßen. —

Der heilige Ephräm hatte seine Zunge unausgesetzt und der Art gezügelt, daß er auf seinem Sterbebette sich selbst den Trost, den so süßen, zusprechen konnte: „Nie ist über meine Lippen ein thörichtes oder böses Wort gekommen. Ich habe mein Leben lang Niemanden Böses nachgeredet, noch je mit einem Christen einen Wortstreit geführt!“ —

Wie glücklich ein Jeder, der seine Zunge zu heiligen weiß, auf daß er im Frieden Gottes lebe, im Frieden Gottes sterbe, und im Frieden Gottes verbleibe durch alle Ewigkeit! —

---

171. Ein Amulet für wandernde Handwerksgesellen.

Die Lehrjungen — in Handwerksstätten — liebte und achtete Ignaz Valentin Heggelin, gewesener Pfarrer zu Wartenhausen, um so mehr, je weniger Achtung und Liebe sie zu finden pflegen. Im Ernste, er hielt sie für die eigentlichen europäischen Sclaven. Aeußerst gedrückt, und zumal, wenn sie keine Eltern mehr hatten — ohne Freund, fanden sie an dem Pfarrer ihren einzigen Freund. Er schenkte ihnen jede Woche am Sonntag eine Stunde, erkundigte sich nach ihren Umständen, unterrichtete und tröstete sie, ward ihr Führer, Aufseher und Vater. Seine Hausthüre, Herz und Börse standen ihnen immer offen.

Ehe aber Einer aus dem Chor der jungen Handwerker seine Reise in die Fremde antrat, ging er (denn so hatte es der Pfarrer eingeführt) zu seinem Seelsorger, holte sich Verhaltungsregeln und die letzten Ermahnungen, die er als ein geistiges Amulet mit auf die Wanderung nahm. Der Abschiednehmende erhielt dann noch ein passendes religiöses Geschenk und den priesterlichen Segen.

Einige Ermahnungen aus dem Amulet mögen hier den frommen Leser erbauen!

Der ehrwürdige Patriarch sprach nämlich zu dem Jünglinge:

„Wenn du von deinem väterlichen Haus Abschied nimmst, so besuche noch vorher die Kirche, in der du getauft wardst, und den Gottesacker, auf dem du, oder wenigstens Viele deiner Freunde ruhen werden. Denn Gott muß dein treuester Gefährte, und der Gedanke an den Tod und die dereinstige Rechenschaft wird in tausend Gefahren dein bester Freund sein! —

Vergiß nie, daß du auch im fremden Lande nie lange fremd bleiben kannst. Denn entweder sind schon Leute da, die dich kennen; oder es kommen einige Bekannte nach, die deine Reden und Handlungen erfahren werden; endlich gehen Briefe und Nach-

richten von einem Ende zum andern. — Und wenn du auch fremd bleiben könntest, so bist du doch nirgend ohne Zeugen. Ein Auge sieht dich überall. Und dieses Auge sieht recht, sieht dich, wie du bist! —

Gieb überall auf dich selbst acht, denn du mußt jetzt, fern von deinen Freunden, dein vornehmster Wächter und dein nächster sichtbarer Schutzgeist sein. — Wozu deine Augen, wenn sie nicht auf dich selbst sehen? —

Spare deinen Mutter-Pfennig und auch, was du von deinem Erwerbe erübrigen kannst, auf die Tage der Noth, die nicht ausbleiben werden. Deine Kunst ist ein reiches Bergwerk, aber du mußt gern arbeiten, und mit dem Erworbenen haushalten können. Alsdann hat dein Handwerk einen goldenen Boden, wenn deine Hand fleißig und deine Ausgabe sparsam ist. —

Was du lernst, übst, machst, das lerne, übe und mache recht. Nichts, oder Rechtgemacht: das sei dein Denkspruch. Nichts Halbes, Alles ganz. —

Es giebt Arbeiter, die sagen: „„Es ist leicht — gut genug!““ Das sei nicht deine Art. „„Es ist nichts gut genug, was nicht recht gut ist!““ Das sei dein Wort und auch dein Werk. —

Die geringste Arbeit, die du verrichtest, sei für die Ewigkeit gethan, sei ganz gethan, und so gut, als du es vermagst, und wie vor dem Auge Gottes. Nur kein Pfuscher! oder du wirst ein Dieb am Meister, oder an den Kunden. —

Das Haus deines frommen Meisters, die Kirche, in der du Gottes Wort hörst und bei der Feier des heiligen Meßopfers der innerlichen und öffentlichen Andacht pflegst, und die verschwiegene Kammer, in der du das Herz vor Gott allein, oder vor einem frommen Freund ausgießest, seien dir der liebste Aufenthalt. Denn er ist der sicherste für dich, und schafft dir Freuden, die dich nie gereuen können. —

Wenn dich deine Mitgesellen zu irgend einer besondern Feierlichkeit oder Lustbarkeit einladen, sieh' zuvor genau, ob 1) dein Gewissen, 2) dein baares Vermögen, 3) der öffentliche Wohlstand, und 4) deine übrigen Verhältnisse gegen Wohlthäter, Meister, Gewissensfreunde nichts dagegen einzuwenden haben. Nur unschuldige Freuden, und diese nur mäßig genossen, und diese zur rechten Zeit, ziemen dem Rechtschaffenen. —

Das Spielen sieh' als einen deiner gefährlichsten Feinde an, dem man aus dem Wege gehen muß, und mit dem man sich nie einlassen darf. — Wird um's Geld gespielt, so kannst du deinen Wochenlohn verspielen, oder gar ein Vierteljahr lang

umsonst arbeiten müssen; wird um sogenannte freie Zeche gespielt, so kannst du gar leicht ein Säufer werden; — wird um die bloße Ehre gespielt, so kannst du die dreifache elende Kunst lernen: die köstliche Zeit zu vertändeln, Andere zu betrügen und dich zu heftigen Gemüthsbewegungen und von diesen zu allerlei Ausbrüchen der aufgeregten Leidenschaft verleiten zu lassen. —

Wenn du in dein Vaterland zurückkehren willst, so kleide dich ordentlich, damit du deinen Eltern und deinem Beruf auch im Aeußern keine Unehre machest; denn ein Mensch, der aus seiner eigenen Schuld nichts als Lumpen nach Hause mitbringt, wird für nichts Anderes, als für einen Taugenichts gehalten, und das von Rechtswegen. —

Wenn du nach und nach in deinem Vaterorte Zutrauen, Liebe, Bewunderung findest, so laß diesen günstigen Wind dein Herz nicht eitel machen; denn die Luft ändert sich wieder, und **Gott** allein gebührt die Ehre. Bereite du dich lieber auf die Tage der Trübsale, die bald eintreten werden.

Fürchte Gott, ehre die Obrigkeit, liebe die Brüder — und dann fürchte nichts!" — —

---

172. Die arme Pfarrei.

(Aus: Der deutsche Pilger durch die Welt, Jahrgang 1846.)

Montàgano ist ein Ort im Königreich Neapel, hoch oben am Gebirge Appenninus, umgeben von einem Walde von Obstbäumen und bewohnt von Obsthändlern, Baumschule-Haltern, Baum-Gärtnern und Kaufleuten, welche überall Pflaumen, Mirabellen, Pfirsiche u. s. w. auf den Bäumen kaufen, an Ort und Stelle in mitgebrachten Oefen trocknen, verpacken und auf die Schiffe verhandeln, welche Oel, Wein und andere südliche Waaren in den Seehäfen laden. Der Ort zählt jetzt einige tausend Einwohner, thätige, kräftige, gewandte, wohlhabende und ganz besonders durch ihre kindliche Frömmigkeit sich auszeichnende Leute. —

Vor einhundert und zwanzig Jahren jedoch sah es dort ganz anders aus. Der Ort war verrufen wegen der Armuth, der Einfalt und Unbehilflichkeit seiner Bewohner. Gewiß ist, daß der Ort sehr dürftig und verfallen am Berge hing, daß die Umgegend kahl war und baumlos, und die Pfarrstelle daselbst, wegen Mangels an dem nöthigsten Unterhalt auch für den bescheidensten Geistlichen, nicht mit einem Seelsorger bedacht werden konnte.

Da erbat sich, zum allgemeinen Erstaunen, ein junger Domherr von Nola diese Stelle; ein frommer, stiller, demüthiger Mann, welchen die Noth der kleinen und verwahrlosten Heerde bis in's tiefste Herz gerührt hatte. Er brachte aber in diese Oede und Einsamkeit den Hang zu einer Lieblingsbeschäftigung mit, nämlich zu der — Baum-Zucht, die er von einem geschickten Gärtner im elterlichen Hause erlernt hatte.

Er erhielt diese Stelle, und so zog er alsbald in die Pfarrwohnung, die nur eine elende Hütte war. Er begann nun seine freien Stunden, die ihm von der Seelsorge erübrigten, damit auszufüllen, daß er zuerst den gräßlich verwilderten Pfarr-Garten in eine Baumschule umwandelte. Als man nach geraumer Zeit im Pfarr-Garten ein so paradiesisches Gedeihen an den Bäumen und ihren Früchten bemerkte, folgten die Taglöhner und die Nachbarn, und nach und nach die sämmtlichen Einwohner seinem Beispiele. Boden und Menschen sind aber in Wälschland so geartet, daß sie die Mühe schnell und reichlich vergelten, welche man auf ihre Cultur verwendet. Nach und nach beschäftigte man sich zu Montàgano fast allgemein mit der Anlage einer Schule zum Baum-Pflanzen, die dann auch vom reichsten Segen begleitet wurde. Junge Bäume auf dem Berg, aus Kernen erwachsen, gediehen überall; auf den Märkten Neapels bezahlte man die letzten Kirschen, Birnen und Pflaumen ebenso theuer als die ersten; auch war das verhältnißmäßig rauhe Klima vorzugsweise der Zucht der Aepfel günstig, und dieser Artikel brachte stets vieles Geld ein.

Der ebenso weise, als väterlich gesinnte und strebsame Pfarrer hätte jeden Augenblick zu seiner Domherrn-Pfründe zurückkehren oder eine einträglichere Stelle beanspruchen können; aber die Freude, welche er an den unter seinen Augen gepflanzten Bäumen und an seinen stets dankbaren Pfarrkindern erlebte, welche mit dem steigenden bürgerlichen Wohlstande auch religiös-gesitteter und für alles Gute empfänglicher wurden, — bewog ihn, das kleine Pfarrhaus mit der schönen Aussicht und der reinen Bergluft nicht mehr zu verlassen.

Ein einziger Baum stand im Pfarr-Garten, als der gute Hirt seinen Einzug hielt, und aus diesem ließ er sich seinen Sarg bereiten. —

Der großartige Obstbaum-Wald zu Montàgano ist jedoch sein Werk, und der außerordentliche Wohlstand der Einwohner daselbst seines Werkes Segen; und Alle nennen mit größter Ehrfurcht und Dankbarkeit diesen Pfarrer geradezu den „Schutzengel ihrer Heimath." —

---

173. Der Landgeistliche.

(Geschildert von H. Lauvergne.)

Der echte Landgeistliche ist eine wundervolle Erscheinung, welche die großen Mittelpunkte der Civilisation gar nicht kennen, — er ist eine unversiegbare Quelle von Wohlthaten und Segnungen. Man sehe ihn die Fußpfade seiner Pfarre durchwandern: er ist ernst, theilnehmend, gütig gegen Alle, zugänglich für die Geringsten, von den Bösen gefürchtet, aber geliebt und geachtet von allen seinen Glaubensgenossen. Er kennt unwillkürlich den moralischen Werth eines Jeden, und in dieser Beziehung ist er ein ebenso guter Rathgeber, als Richter. Diese praktische Kenntniß des seinen Pfarrkindern eigenthümlichen moralischen Temperaments macht ihn ebenso schätzbar zu Heilung der Wunden des Herzens und der Eigenliebe, wie den Arzt, der um so leichter seine Kunden heilt, als diese auf seine Kenntnisse von dem Temperamente eines jeden Einzelnen ihr Vertrauen setzen.

Der Dorfgeistliche ist vorzüglich lieb und bewundernswerth in dem Schiffe seiner anspruchslosen Kirche. Wann am Sonntage die Frühglocke der Kirche ertönt, so sieht man ihn unter der Thüre seines Hauses, unter dem breiten Schatten der ehrwürdigen Ulme seinen bedeutungsvollen Blick auf die Kirchgänger werfen. Er scheint seine Heerde zu zählen; er kennt die Zahl Derer, welche ihm angehören, und weiß auch die Namen Derjenigen, welche von dem Manna nichts wissen wollen, das er auszutheilen im Begriffe steht. Um die angezeigte Stunde beginnt das Hochamt. Seine ganz volle Stimme stimmt die Gnadenhymnen an, und die Zuhörer unterstützen sie mit einem begeisterten Eifer, der von Herzen kommt. Der Fremde, der diesen kirchlichen Versammlungen beiwohnt, kann sich kaum der frommen Rührung erwehren, welche sein Herz ergreift und seine Augen mit milden Thränen befeuchtet; der echte Glaube strahlt ja, wie die Lilie der Felder, nirgends so schön, als in einer Dorfkirche und in der Seele eines armen Landmannes!

Der Gesang hat aufgehört, und der Geistliche spricht nun im Namen eines gerechten und allmächtigen Gottes. Seine bescheidene Kanzel, die kaum über die Zuhörer emporragt, die er unterweisen und heiligen soll, ist nie der Lehrstuhl der Beredsamkeit, oder theologischer Gelehrsamkeit. Wozu sollten auch emphatische Worte, hochklingende und hohle Worte, prächtige Redewendungen Denen nützen, bei denen sich alle Tage die Scenen des vorhergehenden wiederholen, und welche unter den nämlichen häuslichen Ereignissen und den Verheißungen der Religion leben? — Indessen trägt

Alles, was dieser Geistliche spricht, was dem Anscheine nach so einfach ist, das Gepräge eines unerklärlichen Reizes an sich. Man fühlt mit ihm die Wahrheit der Worte, welche aus seinem Munde kommen; man möchte, wie er, daran glauben, die Tugenden ausüben, wovon er selbst ein so vollkommenes Muster ist. Seine Rede ist kein studirtes Thema, keine mit allen schimmernden Farben ausgestattete Blumenlese; er trachtet nicht nach der Palme der Kanzel-Beredsamkeit, und doch macht der Gedanke, der ihn beschäftigt, und den er mit so großer Einfachheit vorträgt, immer einen sehr bedeutenden Eindruck! Er ist da als der wahre Seelenhirt; er kennt alle einzelnen Umstände seiner Seelsorge ganz genau, und spricht darüber, als von einer Sache, welche ihm alle Tage seines Lebens vorkommt. Wenn er von der Sittenlosigkeit und ihren Gefahren spricht, so ist vielleicht unter der Zahl Derjenigen, über die sein Blick streift, eine Haushaltung in Gefahr, Frieden und Ehre zu verlieren. Donnert er gegen Geizige, Wucherer, Diebe, Trunkenbolde, so darf man überzeugt sein, daß er eine Sinnesänderung bewirken, ein sich verirrendes Schaf in den Stall zurückführen will. Wie sollte auch ein Dorfgeistlicher die Geschichte seiner Heerde nicht kennen? Kann sich ein Mitglied einer kleinen Gemeinde dem forschenden Blicke seines Geistlichen entziehen? — Wie der Matrose am Bord eines Schiffes sein inneres Leben den Augen seiner Vorgesetzten nicht verbergen kann, ebenso ist der Dorfbewohner durch seine Lage, seinen Glauben und seine Neigungen gezwungen, den Geistlichen in allen rechtschaffenen Handlungen seines Lebens zum Vertrauten zu machen. Bei seiner Geburt, bei seiner Taufe, bei seiner Kommunion, bei seiner Verheirathung, bei seinem Sterben steht er unaufhörlich mit dem Manne in Verbindung, ohne den er von allem dem nichts vermag, was ihn zu einem Menschen und Kinde der Kirche macht. Auf der andern Seite weiht den Geistlichen sein beständiger Umgang in die innersten Geheimnisse der Familien ein; er kennt die Sitten, die Gewohnheiten, die Leiden und die Laster derselben. Der Notar, der Arzt, der Schullehrer und der Schultheiß sind in dieser Hinsicht seine Gehilfen. Wenn er daher von der Kanzel herab über schlechte Leidenschaften mit voller Ueberzeugung spricht, so kommt dieß daher, weil er wirklich diese Ueberzeugung hat, und weil ihm Niemand beim Herausgehen aus der Kirche über das Gesagte einen Vorwurf machen kann. Man betrachte aufmerksam die einfachen und reinen Sitten des Dorfes; sie liegen in der Erfüllung der beiden Bedingungen: Religion und Arbeit, welche von einem Manne gepredigt und aufgemuntert werden, dessen Charakter und Fröm-

migkeit man schätzt, und welcher Einmal in der Woche im Namen Gottes darüber öffentlich spricht, um sie beliebt zu machen und in Ausübung zu bringen.

Die Landgeistlichen sind die Auserwählten in den Seminarien, bei welchen sich die Beweise ihres religiösen Berufes auf das Lauteste aussprechen. Von den Gütern der Erde wünschen sie nur einen kleinen Winkel, den wackere Leute bewohnen, die an das Evangelium glauben und die Vorschriften desselben befolgen.

Doch — ich beeile mich, auch auf den **Tod** eines würdigen Geistlichen zu kommen, der vierzig Jahre lang Pfarrer einer kleinen Land-Gemeinde war.

Alt, hinfällig und von Altersschwäche und den Schmerzen der Gicht hart mitgenommen, hatte er auch nicht einen Augenblick seine gutmüthige Laune verloren; und auch nicht einen einzigen Tag hatte seine Heerde, die er mit väterlicher Sorgfalt leitete, aufgehört, der Gegenstand seines Denkens und seiner Sorgen zu sein. Ohne den Tod zu wünschen, war er immer zur Abreise bereit; nur schien ihm jetzt die Stunde derselben immer nicht schlagen zu wollen. Er sagte zu dem Arzte, der aus der Stadt kam, um ihn zu besuchen: „Ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu schaffen — nichts, was Gott gefällig sein könnte! Ich habe so gut, als ich nur konnte, das Amt erfüllt, das mir auf der Erde anvertraut wurde, und kann, wie jener Römer, in aller Demuth sagen: „„Ich habe keinen einzigen Tag verloren!““ Es ist schon lange, daß ich lebe, und darum muß ich sterben!“ — —

Der Tod rückte ihm indessen nur langsam näher, und ohne die geringste Klage über die Qualen, welche ihm seine alte Gefährtin, die Gicht, verursachte, brachte er seine Tage in Unterredungen mit Personen aus seinem Kirchspiele hin, die er zu sich kommen ließ, und denen er eine passende Stunde bestimmte. An Jeden sollte die Reihe der Unterredung kommen; denn Alle wünschten ihn noch einmal im Leben zu sehen. Was er jedem Besuchenden sagte, war weder fad, noch gehaltlos: es war, wie ehemals, eine vertrauliche Unterhaltung auf seinem Lehnstuhle, anstatt der bescheidenen Kanzel in der Kirche; und da er alle Angelegenheiten der Familien gründlich kannte, so traf er immer den verwundbaren Punkt der Sittlichkeit des Individuums. Er hatte endlich zu allen Einwohnern des Dorfes „Du“ gesagt, weil er sie Alle auf die Welt hatte kommen sehen und weil er sie Alle zum Empfange der ersten heiligen Kommunion vorbereitet oder getraut hatte. Das Gespräch, oder vielmehr die Ermahnung war nach dem Geschlecht oder dem Charakter und den Fehlern Derjenigen verschieden, mit denen er sprach. Der Faule,

der Trunkenbold, der Spieler erhielten von ihm prophetische Warnungen, welche ein neues Gewicht aus dem Munde des Heiligen erhielten, der in dem Himmel für sie zu beten versprach. Die im Brautstand Lebenden forderte er zur Ehe auf; er versöhnte die Familien, er predigte immer Eintracht, Einigkeit, Ehrfurcht vor der Religion und bedauerte den Tod, der ihn nun bald erreichen würde, nur — in Beziehung auf den rührenden Hinblick auf sein Dörfchen, wo er so viele Jahre im Wohlthun hingebracht hatte.

Der echte Geist des Priesterthums lehrt mit der Kenntniß Gottes auch die eines erbaulichen Todes. Die wahren Auserwählten scheinen durch anhaltendes Denken an denselben ein Vorgefühl von der letzten Stunde ihres Lebens erlangt zu haben.

So war unser alter Geistlicher.

Eines Morgens kündigte er den Augenblick seiner Reise in die Ewigkeit an und bereitete seine Seele vor, wie er es alle Tage seines Lebens gethan hatte. Er hoffte mit der untergehenden Sonne einzuschlafen. Alles gewann nun in seinem Zimmer das Ansehen eines christlichen Festes. Ein Altar wurde an dem Fuße seines Bettes schnell errichtet. Er befahl, daß man zur heiligen Messe läuten solle, und daß seine Wohnung Allen geöffnet werde, die sich mit ihm von ganzer Seele vereinigen wollten, den Triumph des Christen zu feiern. Der Vicar las die heilige Messe mitten unter den gesammelten Zuhörern und mit Augen voll Thränen. Der Pfarrer allein, voll himmlischer Fassung, feierte das heilige Amt und gab die gebräuchlichen Antworten mit bewundernswürdiger Genauigkeit; er kommunicirte sodann zum letzten Male, sammelte sich lange, empfing dann die heilige Oelung, und unterbrach sein frommes Schweigen nur, um allen Anwesenden seinen Segen zu geben und sie zu bitten, in die Kirche zu gehen und für die Ruhe seiner Seele zu beten.

Den ganzen Tag ließ er sich von seinem Vicar Todesbetrachtungen vorlesen und entschlief wie ein müder Wanderer. Man glaubte, er befinde sich in einem ruhigen Deliriren, indem er von Zeit zu Zeit aus seinem Schlummer erwachte und auf eine kaum vernehmbare Weise das „De profundis!“ stammelte. Diese Zwischenräume von Schlummer und Erwachen folgten mehrmals hintereinander, und immer murmelte er den Vers, der auf den letzten folgte, den er schon hergesagt hatte.

Endlich näherte sich die Sonne dem Horizont.

Er machte den Vicar darauf aufmerksam und sagte: „Ich sterbe glücklich; ich hielt den Anblick des Todes nicht für so schön! Die das Gute gethan und Gott geliebt haben, werden bei ihrem letzten

Seufzer Alles so finden, wie ich es finde!" Und als er sodann ganz schwach wurde, so fügte er noch hinzu: „Non nobis, Domine, sed nomini tuo da gloriam! Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gieb die Ehre!" —

So starb Einer von den christlichen Männern, die wir gekannt haben.

Nun wurde sein Leichnam mit seinen priesterlichen Kleidern bekleidet; seine über der Brust gekreuzten und an das Brevier befestigten Hände, das so lange sein unzertrennlicher Begleiter gewesen war, schienen noch durch ihr Zittern den Greis anzuzeigen; sogar seine Augen, welche offen geblieben waren, wie sie es in der Extase sind, schienen die heiligen Psalmen zu lesen.

Und als die Erde ihn in ihrem stillen Schooße geborgen hatte und auf dem Grabeshügel das hölzerne Kreuz, mit Flitterkronen umflochten, aufgerichtet stand, da nahm die untröstliche Gemeinde zum letzten Mal unter Gebet und Thränen von ihm Abschied. —

Sein heilig gehaltenes Grab galt lange seinen Pfarrkindern für einen Wallfahrtsort. — —

Dieß ist im Allgemeinen die Geschichte des Lebens und des Todes des echten Landgeistlichen. Sie ist charakteristisch in ihrer Art und fruchtbar an Belehrungen für jeden Menschen. Ein solcher Tod ist nur da möglich, wo ein Mann, frei von materiellen Aufreizungen, welche die fortschreitende Aufklärung jeden Tag vervielfältigt, in Unkunde derselben im Frieden des Herzens und unabhängig von den Dingen, welche die Leidenschaften aufregen, ohne sie zu sättigen und zu befriedigen, ein langes Dasein verlebt. Dieser Priester hat das Problem der echten Freiheit gelöst: Man ist nur in der Einsamkeit frei. —

---

174 — 179. Eines alten Königs Charakter.

1. Ein wahrhaft religiöser Sinn schmückte das Leben des Königs von England, Alfred's des Großen. In früher Jugend war er, der kräftige Jüngling, von Versuchungen zu böser Lust heimgesucht; aber er wußte sie durch Wachen und Gebet gänzlich zu bekämpfen. Oft stand er auf bei dem ersten Hahnschrei, eilte in eine Kirche, warf sich vor den Stufen des Altars nieder und flehte inbrünstig zu Gott, daß er ihm eine recht schwere Krankheit senden wolle, durch welche die Glut unreiner Begierden in ihm gedämpft werden möchte. — Auch in seinem späteren Leben suchte er sich durch fleißiges Beten zur Ausübung all' seiner

Pflichten zu stärken. — Er widmete täglich einen Theil seiner Zeit frommen Andachts-Uebungen; nie versäumte er den öffentlichen Gottesdienst, und immer trug er ein Büchlein bei sich, das Psalmen und Gebete enthielt, an welchen er sich schon in seiner Jugend erbaut hatte. Eine ganz besondere Ehrfurcht erwies er stets den Bischöfen und den Priestern. —

2. Auch muß man staunen ob der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes. Er konnte aber viel mehr leisten, als andere Menschen, weil er mit seiner Zeit so sparsam war. Da man noch keine Uhren hatte und der Gebrauch der Sonnen-Uhren wegen der häufigen Nebel in England nicht immer zweckmäßig ist, so war er selbst darauf bedacht, einen Zeitmesser zu erfinden. Er nahm dazu sechs Lichter, von denen jedes in einer vor Luftzug geschützten Kapsel brannte, und zwar genau vier Stunden lang. Die Kapsel war von durchsichtigen Häuten eingeschlossen, denn der Gebrauch des Glases war in den Dänenkriegen untergegangen.

Eben wie mit der Zeit, so haushälterisch ging auch Alfred mit der Verwendung seiner Einkünfte um. Er hatte Alles auf das Genaueste vertheilt, und konnte dadurch Vieles und Großartiges ausführen. Die eine Hälfte seiner Einnahmen nämlich war für weltliche, die andere für geistliche Zwecke bestimmt. — Die erste zerfiel wieder in drei Theile, von denen einer für seine Krieger bestimmt war (denn abwechselnd mußten die Krieger seiner Leibwache je einen Monat im Vierteljahr bei ihm sein, und während der beiden anderen Monate konnten sie ihren Geschäften nachgehen); das zweite Dritttheil war für die unzähligen Bauleute und Künstler, die er aus allen Gegenden zu sich berief, damit sie sein Reich durch herrliche Gebäude verschönerten und seinem Volke die nöthige Anleitung gäben, sich selbst weiter fortzubilden; das dritte Dritttheil war den Zwecken der Gastfreundschaft geweiht, für alle diejenigen Fremden, welche aus weiter Ferne den König besuchten. — Die andere Hälfte seiner Einkünfte war für geistliche Zwecke bestimmt und in vier Theile getheilt. Von diesen war das eine Viertel für die Armen bestimmt; das zweite für die beiden Klöster, die er selbst gestiftet; das dritte für die Schule für den jungen Adel seines Landes, die er mit großer Mühe in's Leben gerufen; und das vierte für die gelegentliche Unterstützung aller anderen Kirchen und Klöster, die sich bittend um Hilfe an ihn wandten. —

3. Namentlich lag ihm auch die Rechtspflege sehr am Herzen, und er prüfte deßhalb die Urtheile der Richter, ob sie mit den Gesetzen und dem Herkommen seines Volks übereinstimmten, oder nicht. Einmal soll er in Einem Jahre vier und vierzig Richter

mit dem Tode bestraft haben, weil ihnen bewiesen war, daß sie falsches Urtheil gesprochen. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß sie fleißig in den Gesetzen ihres Volkes forschen sollten. Als wichtigsten Rechtsgrundsatz aber bei allen Vergehen hielt er die alte deutsche Ueberlieferung fest, daß Jedermann nur von seines Gleichen gerichtet werden dürfe. Darum sollten zwölf Männer, die Volks- und Standesgenossen des Angeklagten wären, den Wahrspruch fällen: ob schuldig oder nicht? Dieses Gesetz, das ursprünglich auch bei den anderen deutschen Völkerschaften galt, ist nun Jahrhunderte lang der Stolz des englischen Volkes gewesen, weil es in ihm die sicherste Schutzwehr gegen alle Willkür erblickt, und es ist Alfred's unsterblicher Ruhm, dieses Gesetz bei seinem Volke ausgebildet zu haben. —

4. Aber er wollte auch Ruh' und Sicherheit schaffen, ohne daß der Angelsachse zum Gericht seine Zuflucht nehmen mußte, und darum sann er darüber nach, wie er am besten allen Gewaltthätigkeiten und Räubereien steuern könnte. Das sicherste Mittel schien ihm zu sein, wenn er seine Angelsachsen selbst verantwortlich machte, und dieß geschah auf folgende Weise. Er theilte England in Grafschaften ein, diese Grafschaften wieder in Hundertschaften (hundreds), und die Hundertschaften wieder in Zehnschaften. Zehn bei einander liegende Häuser machten eine Zehnschaft aus, und ihre Bewohner waren zusammen verantwortlich für das Unrecht, das bei ihnen etwa vorfiel. Sie richteten auch untereinander über kleine Dinge, aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertschaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, seinen Namen in eine Zehnschaft einschreiben zu lassen, so wurde er als Einer betrachtet, der außerhalb dem Gesetze stand, er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gerichte der Hundertschaft ging man weiter an das Gericht der Grafschaft, und von diesem zu dem Könige. So kam es dahin, daß man sagte, der Reisende, welcher seine Börse auf der Straße verloren hätte, könne sich ruhig schlafen legen, weil er sie sicher wieder finden würde. Alfred selbst — so erzählt man — ließ goldne Armbänder am Scheideweg aufhängen, und Niemand wagte es, sie hinwegzunehmen. —

5. Ferner sorgte Alfred für die religiös-sittliche Bildung seines Volkes, und leuchtete auch darin wieder als das erhabenste Muster eines guten Königs seinem Volke vor. Er hielt Alles darauf, daß dem Gottesdienst beigewohnt und die Kenntnisse im Christenthum in den Familien mehr und mehr sich erweiterten durch das Anhören des Christenlehr-Unterrichtes. Vor allen Dingen hielt er auch auf seine Muttersprache, das Angelsächsische,

und sorgte dafür, um den vaterländischen Sinn zu beleben, daß die Jugend seines Volkes die alten Heldenlieder lernte und sich am Gesange derselben erfreute. Dann berief er als Lehrer die durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit zu sich, und sie kamen willig und gern zu dem Könige, der, wie kein anderer, die Frömmigkeit und die Wissenschaften liebte und ehrte. Er stiftete Schulen für das Volk und die Adeligen, wo und wie immer er nur konnte. —

6. Wahrhaft rührend sind auch die Züge seiner **christlichen Nächstenliebe**. — So ging er einstmals mit vielen Jagdgenossen in einen großen Wald zu jagen aus. Plötzlich hörte er das Geschrei eines kleinen Knaben, das ihm von einem hohen Baum entgegentönte. Sogleich befahl er seinen Jägern, den Baum zu ersteigen und daselbst nachzusuchen. Sie fanden in den dunkelsten Zweigen ein Adlernest, und in dem Adlerneste lag ein schöner neugeborener Knabe, der seine Hände ausstreckte und mit der rührenden Stimme des kindlichen Weinens um Erbarmen flehte. Grausame Eltern hatten ihn mit gefühllosem Herzen dahin ausgesetzt, damit er getödtet und aufgezehrt werde von den alten Adlern, wenn sie heimkehrten, ihre Jungen zu füttern. König Alfred ließ den Knaben aus dem Neste herabholen und in seinen Palast bringen; er nahm ihn im Namen Jesu voll inniger Liebe an Kindesstatt an und erzog ihn mit väterlicher Zärtlichkeit wie seine eigenen Söhne. — — Zur Zeit, als er von den Normannen mit seinem ganzen Heere geschlagen war, und er mit nur wenigen Begleitern in der Grafschaft Sommerset bei einem Kuhhirten eine Zufluchtstätte gefunden; saß Alfred einmal allein im Hause, während seine Begleiter auf den Fischfang ausgegangen waren, und las in den Geschichten seines Stammes und Landes. Da klopfte ein Bettler an die Thür und bat ihn um einen Bissen Brod. Es war aber nur noch Ein Stück da, das letzte; dieses nahm Alfred, zerbrach es in zwei Hälften und gab dem Bettler die eine Hälfte. Darauf schlief er ein, und während seines Schlafes hatte er ein Traumgesicht, das ihm verkündete: bald würde er sein Reich wieder erobern, was auch nach geraumer Zeit geschah. — —

Der **Abend seiner Tage** war ruhig. Seitdem er im Jahre 897 zuletzt mit den Dänen gekämpft hatte, störte kein neuer Krieg seine Anstalten für den inneren Wohlstand seines Reichs. Und so starb er im Glanze eines fleckenlosen Ruhms und geliebt von seinem durch ihn beglückten Volke im dreißigsten Jahre seiner Regierung und im drei und fünfzigsten seines Lebens am 28. October 901. —

180 — 186. Sagen vom Sachsenherzoge Wittekind. *)

1. An einem heißen Sommertage ritt Wittekind in den lübbecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf „Bergkirchen“ liegt. Es war das gerade in der Zeit, als er mit Carl im Kriege lag, und er erwog in sich, welcher Glaube wohl der wahre sei: der Glaube seiner Väter, oder die Christus-Lehre der Franken. Und Wittekind sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!“ — Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so dürstete ihn und sein Pferd nach Wasser. Und sieh'! in demselben Augenblick fing das Pferd gewaltig mit dem Hufe an zu scharren, und unter demselben hervor sprang ein Quell von hellem, klarem Wasser. Und Wittekind trank von dem Wasser und gelobte, ein Christ zu werden. Dieser Quell ist noch bis auf den heutigen Tag das einzige Wasser, welches das in Westphalen gelegene Dorf Bergkirchen hat. —

2. Als im Jahre 785 Wittekind am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umherstreifte, ward er von Sehnsucht ergriffen — einmal zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Das hochheilige Weihnachtsfest kam heran, da hüllte sich Wittekind in Bettlerkleider und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenroths in's fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienst anschickten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde, noch Rinder geopfert, sondern andächtig kniet Carl der Große mit allen seinen Würdenträgern vor dem Altare, das allerheiligste Sakrament des Altars zu empfangen; der Weihrauchduft wallte empor und die Gesänge der Gläubigen priesen die „heilige Nacht,“ in der die Herrlichkeit des mensch-gewordenen Sohnes Gottes, des Heilandes der Welt, sich den Menschen offenbarte. Da wurde Wittekind tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienstes der Christen, seine Augen füllten sich mit Thränen und stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als ob das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winke und rufe: „Komm' her zu mir!“ — Er warf sich vor dem Altare nieder auf die Kniee, und als Alle erstaunt und verwundert ihn umringten, sprach er: „„Ich bin **Wittekind**, der **Sachsenherzog**, gebet auch mir die Taufe, auf daß ich ein **Christ** werde, wie ihr!““ — Da umarmte ihn Carl, lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer, und er empfing nicht lange nachher die heilige Taufe.

---

*) Die alten Sagen nennen ihn auch: „König Wieking.“

Man erzählt nun noch: daß Carl das schwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Wittekind als sein Zeichen auf dem Schilde führte, in ein weißes verwandelt habe, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens sei. — Er blieb auch bis zu seinem Ende mit Carl in gutem Einvernehmen, denn dieser wußte wohl, daß durch dieß Nachgeben Wittekind's und seine Bekehrung zum Christenthume dem ferneren Aufstande der Sachsen immer die rechte Kraft mangeln würde, so viel Blut auch dieser Kampf noch ferner kosten möchte. —

Nicht weit von Osnabrück im Osten der Stadt liegt ein Dorf Namens Belm, dessen Kirche von Wittekind erbaut und „Bethlehem“ genannt sein soll. Aus Bethlehem ist der Name Belm geworden. In dieser Kirche soll Geva, Tochter des Dänenkönigs Siegfried und Gemahlin Wittekind's, begraben sein. —

3. Als Wittekind Christ geworden und Friede war im Lande, da beschloß er, auszuruhen von den Kriegszügen und sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bliebe und die Freunde um sich her versammle. Drei Orte aber waren ihm besonders lieb: Bünde, der Werder zu Rehme und Enger (nach Anderen bloß Enger und Bünde). Da befahl er, „daß man an diesen Orten Kirchen bauen solle, und welche von den Kirchen zuerst fertig sei, da wolle er wohnen, in der wolle er begraben werden.“ Und nun fingen Alle zu gleicher Zeit mit gleich vielen Arbeitern an zu bauen. Aber der Baumeister zu Enger gebrauchte die List, den Thurm wegzulassen. Er war ein Mohr, und zum Wahrzeichen hat er seinen in Stein ausgehauenen Kopf an die Kirche gesetzt. Als man nun später den Thurmbau begann, so fiel allemal über Nacht wieder zusammen, was am Tage gebaut war. Endlich wurde ein Platz bemerkt, einige Schritte von der Kirche entfernt, welcher allein trocken war, während Alles umher bethaut lag. Drei Morgen nacheinander gewahrte man diese Wundererscheinung; da wurde beschlossen, den Thurm an diesen Platz zu bauen. Aber kaum hatte man mit dem Bau eine mäßige Höhe erreicht, als das alte Unwesen wieder begann. So ist es denn geschehen, daß der Thurm zu Enger einige Schritte von der Kirche ab vereinzelt und ganz unansehnlich dasteht. —

Wittekind baute nun eine Burg zu Enger. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie gestanden, und selbst von einzelnen Theilen derselben haben Namen und andere Erinnerungen noch heutzutage die Lage aufbewahrt. Der alte Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese haben noch immer die alten Benennungen; ebenso ist es mit dem Hühnerhofe. Und

bei dem neuen hölzernen Hause, welches jetzt an der Stelle steht, aber immer noch jenen alten Namen trägt, erinnern sogar Ueberreste verwitterter Mauern an die Zeit Wittekind's. Auch weiß man, daß die Küche und das Backhaus da waren, wo jetzt Bergmann's Garten ist. Und noch im Jahre 1818 hat man hier beim Abgraben eine gemauerte Herdstelle und verwittertes Küchengeräth aufgefunden. —

Von der Stadt, welche sich weithin um die Burg ausbreitete, ist das jetzige Enger nur ein geringer Ueberrest. Sie hatte sieben Thore: das Nordthor bei Nordmeier's Hofe; das Burgstädter Thor unweit der Burg selbst; das Kniggenthor an der Landstraße nach Bünde; das Niedermühlenthor an der Herforderstraße; das Bruchthor an der Enger Niederung; das Lüttenthor an dem Wege nach Westerenger; das Niederthor bei Niermann's Hofe. Auch umschloß die Stadt das Marktfeld und das Opferfeld. Westerenger aber war die Vorstadt, und hier hatte Wittekind ein Vorwerk, dem auch der Name geblieben ist. —

4. Von dem Gefolge Wittekind's sind die großen Sattelmeier aufgekommen. Sie begleiteten Wittekind zu Pferde, und waren auch späterhin verpflichtet, einen berittenen Mann zum Kriege zu stellen. Es sind ihrer noch jetzt vierzehn: sieben in der nähern Umgebung von Enger (Hausgenossen, freie Bauern, Sattelmeier), und sieben weiterhin in der Umgegend von Werther, Bielefeld und Heepen (hagenfreie Bauern, auch wohl Sattelmeier neben den Ersteren genannt). Ritten die sieben Sattelmeier neben Wittekind, so war es der Meier zu Hiddenhausen, der den Zug begann, und der Meier zu Hücker, der ihn schloß. Ringsmeier hatte über den Marstall die Aufsicht; Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden an; Barmeier war das Haupt der Hirten. Windmeier, ein geringerer Diener, so daß er nicht zu den Sattelmeiern gehörte, war Wittekind's Jäger; ritt er aber im Gefolge der Sattelmeier mit Wittekind, so mußte er, wenn der Zug über einen Hof ging, absteigen und das Heck (die Pforte) öffnen. Noch bis auf unsere Zeit hatten die Sattelmeier manche Vorrechte. Sie waren frei vom Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und der Frauen Leichenbestattung, besondere Ehren. Drei Tage nacheinander werden sie, und zu sonst ungewöhnlicher Stunde, beläutet, nämlich nach zwölf Uhr Mittags. Schon vom Sterbehause aus begleiten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wird, in die Kirche, wo man ihn auf dem Chore niedersetzt. Erst nach dem Gottesdienste geschieht dann auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

5. Noch jetzt weiß man die Stellen zu zeigen, wo Wittekind gern weilte. Bei Hartwig am Steine, einem Hofe in der Nähe von Vlotho, hatte er einen Sitz in einen großen Stein aushauen lassen, und oft saß er dort und weidete seine Augen an der herrlichen Umgegend. Im Elfenbusche, einem Gehölze unweit Ebmeier, hatte er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus. Der liebste Platz war ihm aber der hohe Esch bei Hücker, von wo man weithin schaut in das Hügelland zwischen Süntel und Osnig. Da soll neben einer uralten heiligen Eiche ein Wartthurm gestanden haben, und nach dem Abbruche desselben eine Kapelle, zu der man Wallfahrten anstellte. Als endlich mit der Kapelle auch der alte Baum dahingesunken war, ist an seiner Stelle eine ganz ungewöhnliche, wunderbare Buche aufgewachsen. Ein Stamm war es, der sich nahe an der Erde in sieben Schafte getheilt hatte, welche alle eine ungewöhnliche Höhe erreichten und ganz ohne Seitenzweige sich oben in ihren Wipfeln vereinigten, so daß man in der Ferne die Krone eines Riesenbaums zu sehen meinte. Zwei von diesen Stämmen sind in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, der eine durch Blitz, der andere durch Brand, zerstört worden, aber die noch übrigen fünf Stämme hießen auch fernerhin die „heiligen sieben Buchen," bis denn auch diese in den letzten Jahren verschwunden sind.

Auch zu Schildesche baute Wittekind eine Kirche. Es wohnte von ihm dort eine Schwester, welche das Klosterleben erwählt hatte. Um nun schnell hinüberzukommen, den Bau zu betreiben und die Schwester zu begrüßen, ließ er einen Richtweg hinführen, einen Fußpfad, der noch jetzt von Enger nach Schildesche führt, und der „Hasenpad" heißt. Diesen Pfad wanderte Wittekind so häufig, daß sich noch jetzt davon im Munde des Volks das Reimwort erhalten hat:

Dat is de Hasenpad,
Den König Wieking trad.

Hasenpad heißt er von einem Diener Namens Hase, einem gewöhnlichen Boten und Begleiter Wittekind's. —

6. Als Wittekind schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl in der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zweien Freunden offenbarte er sein Vorhaben, und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß Wittekind gestorben sei. Auch das Leichenbegängniß ward angeordnet. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den aufgestellten verschlossenen Sarg herstand, da trat plötzlich Wittekind selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle Die,

welche da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdessen kam noch Einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung; allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop," und so heißt sein Hof noch heutzutage. Auch Diejenigen, welche, wie z. B. Steinköhler zu Pödinghausen, unterwegs gewesen und auf die Nachricht vom Leben Wittekind's umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringe Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja selbst Schürmann zu Westerenger, welcher nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei. —

7. Endlich, als der alte Held wirklich heimgegangen war, da hat man ihn von der Babilonie, wo er starb, hingetragen nach Enger. Das Land aber, über das der Zug ging, ist von selbiger Stunde an „Wittekindsland" genannt und als solches zehntfrei geworden und geblieben. Zu Enger wurde er in der Kirche beigesetzt. Die Kirchthür an der Westseite, durch welche der Sarg hineingetragen wurde, ist sofort zugemauert und bis auf den heutigen Tag nie wieder geöffnet worden. Die mittlere Gegend, wo die Leiche ausgestellt war, um die Bezeugung der Liebe und Verehrung zu empfangen, heißt noch immer der „Leichdehl." Der Sarg wurde dann in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und zugleich feierlich ausgesprochen, „daß das Heiligthum, worin der Held Westphalens ruht, nie andere Gebeine aufnehmen dürfe." Und so ward es unverbrüchlich gehalten, wie sehr es auch Sitte jener und der Folgezeit sein mochte, die Ruhestätte im geweihten Gotteshause jeder andern vorzuziehen. —

Bei der Kirche zu Enger hatte Wittekind ein Kapitel gestiftet und dasselbe reich mit Grundstücken, Zehnten und hörigen Leuten ausgestattet. Viele Jahrhunderte lang wohnten die Kapitelherren zu Enger und hielten ihren Gottesdienst an der Gruft des Königs. Als aber endlich in den Stürmen der Folgezeit die Stadt sank und verödete, so daß sie gegen das Raubgesindel umher nicht mehr Sicherheit gewährte; da that das Kapitel die Ländereien aus, bestellte für den Gottesdienst einen Pfarrer und zog nach Herford. Dahin sollten nun auch Zins und Zehnten gebracht werden, allein alle Pflichtigen weigerten sich und lieferten nicht anders als zu Enger an der Kirche, beim Grabe Wittekind's. Da wandten sich die Kapitularen zur List. Heimlich in stiller Nacht hat man die Gruft geöffnet, die theuern Gebeine entwendet und sie nach Herford entführt. Und nun mußten freilich die Gefälle, welche denselben gehörten, auch wohl dahin folgen. — Fast über 400 Jahre blieben

hier die Ueberreste, bis sie endlich (1822) wieder nach Enger gebracht worden sind. Da haben die Sattelmeier sie um die Kirche getragen, und darauf sind sie ihrer ersten Ruhestätte wiedergegeben worden. —

Auch hatte Wittekind eine Stiftung eingesetzt, wodurch Diejenigen, welchen die Hut seiner Gebeine anvertraut war, wenigstens einmal des Jahres mit ihren Hintersassen zu Einer Gesellschaft vereint wurden. Am Tage des heiligen Remigius kamen die Kapitelherren, auch noch, als sie in Herford wohnten, Anfangs Alle, in der letzten Zeit nur zwei Abgeordnete, mit den Behörigen des Stifts auf dem Nordhofe bei Enger zusammen. Hier wurde ein Schmaus gehalten, welchen Nordmeier spendete und anrichtete, und wozu Dreimann in Dreien die Tische und Bänke, und Riepe in Westerenger das Weißbrod brachte. Zugleich erneuten die Leute dem Kapitel ihre Huldigung. Etwaige Anstände wurden geschlichtet und die Verpflichtungen bestätigt. —

Zum Andenken an den König wurde bis auf die neueste Zeit jährlich zu Enger die Begräbnißfeier desselben begangen. Am Tage der heiligen drei Könige wurde die Leiche verläutet; am folgenden Tage besorgte der Bürgermeister das Geleite zur Gruft. Darauf versammelten sich Lehrer und Schüler von Enger in der Kirche; dorthin auch kamen die Armen und nun wurde ein Gedächtniß-Gottesdienst gehalten. Am Schlusse desselben läutete der Küster zur Senkung, und zugleich wurden unter den Schülern „Timpen," eigens zu dieser Feier gebackene Semmeln, und unter den Armen Brod und Wurst vertheilt. Den Schluß machte ein Mahl der Geistlichen, der Lehrer, des Bürgermeisters und noch einiger Anderen. Der Gottesdienst wird aber seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gehalten, ebenso nicht mehr das Mahl. —

---

187. Der neue Salomon.

Ein Kaufmann borgt von einem Juden tausend Gulden unter der Bedingung, daß, wenn er nicht am bestimmten Tage die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe, beliebig wo, herausschneiden dürfe. Der Kaufmann geht die Bedingung ein, die Rückzahlungsfrist wird bestimmt, und vor Zeugen wird der Vertrag gerichtlich zu Papier genommen.

Der Kaufmann verreist nun außer Landes, um sein Glück zu versuchen, kehrt mit großem Gewinn wieder zurück, trifft aber den Juden nicht daheim, und versäumt so die Frist der Rückzahlung

seiner Schuld. Als er nun später den Juden trifft und ihm sein Geld geben will, weigert sich dieser, es zu nehmen, weil das Ziel verstrichen sei. Der Kaufmann bietet ihm mehr und immer mehr; der Jude aber hält fest an dem schriftlichen Vertrag, weil die rechtzeitige Frist versäumt sei, seinem Schuldner ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Dem Kaufmann gefällt dieser Handel natürlich gar nicht, und er bringt es endlich dahin, daß Beide zu dem Kaiser Carl dem Großen reiten, damit dieser den Zwist entscheide.

Angelangt im Kaiserschloß, begegnet dem Kaufmann alsbald ein unverschuldetes Unglück. Sitzend am offenen Fenster, ist er eingeschlafen, stürzt hinunter und fällt auf einen alten Ritter, der unten sitzt und der durch den Fall getödtet wird. Und der Sohn des Ritters, Rache verlangend, tritt nun als zweiter Kläger gegen den vom Unglück verfolgten Kaufmann auf.

Zwei Rechtshändel sind also zu entscheiden, und bei jedem handelt es sich um ein Menschenleben. —

Die zwei Kläger erscheinen nun mit dem Beklagten vor dem Throne des Kaisers Carl.

Zu dem Juden, der nach schriftlichem Vertrage sein Pfund Menschenfleisch will, spricht der Kaiser: „Deine Klage ist gerecht! Halten wir uns genau an euern Vertrag! — Ein Pfund Fleisch! Nicht mehr und nicht weniger! Auch nichts Anderes als pures Fleisch! Bring' Messer und Wage! Mag der Kaufmann sich entblößen! Aber das sag' ich dir, Jude, sofern auch nur Ein Tröpflein Blut fließt, so ist dein Leben verloren; denn nur von Fleisch ist in deinem Schein die Rede! Und sofern du auch nur ein Deutchen mehr oder weniger herausschneidest, so ist es abermals um deinen Kopf geschehen; denn genau von Einem Pfund ist in deinem Schein die Rede! Nun also: wacker darauf losgeschnitten!" —

Aber der Jude, als er solchen Spruch hört, steht gern von seinem Recht ab, und macht weiter keinen Anspruch auf sein Pfund Fleisch. —

Nun kommt der Sohn des alten Ritters, welch Letzteren der Kaufmann todtgefallen. Der Kaiser spricht: „Gleiches werde durch Gleiches gesühnt! Dein Vater ward erschlagen durch den Fall dieses Mannes — gut — so gehe du nun an dasselbe Fenster, an dem der Kaufmann saß; dieser aber soll unten an denselben Platz sich setzen, wo dein Vater sich befand: — darauf magst du den Beklagten dann ebenfalls zu Tode fallen!" —

Aber auch der zweite Kläger, der daneben zu fallen fürchtete, gab das Recht an seine Klage auf. —

Und so waren die zwei schwierigen Rechtshändel zu Gunsten und zur Zufriedenheit des unglücklichen Kaufmanns entschieden, der dankend die Weisheit des großen Kaisers pries. —

188 — 191. Gerechtigkeitsliebe.

Das Geleit der echt christlichen Frömmigkeit ist die Gerechtigkeitsliebe; und diese beiden Tugenden sind zwei herrliche Sterne in der Krone des heiligen Ludwig IX., Königs von Frankreich.

1. Darum ward ihm auch einmal ein Triumph zu Theil, größer als über in der Feldschlacht Besiegte; man erkor ihn nämlich zum Schiedsrichter zwischen dem König Heinrich III. und den Baronen Englands; und Ludwig kam dem ehrenvollen, freiwilligen Auftrage so verständig und unparteiisch nach, daß beider Theile Wohl und Recht vollkommen berücksichtigt wurde. Weit entfernt, die Unruhen des so lange feindlichen Nachbarstaates eroberungssüchtig zu benützen, wollte er durch Gerechtigkeit und Milde den Grund zu einer tieferen Einigkeit, zu einem recht natürlichen und desto dauerhafteren Frieden legen. — Seinen Räthen, welche, eigennützig gesinnt, einer billigen Landes-Abtretung an den König von England widersprachen, weil diesem die Macht fehle, das Angesprochene zu erobern, gab Ludwig zur Antwort: „Unsere Weiber sind Schwestern, unsere Kinder sind Vettern, der Lehnseid verbindet uns zu wechselseitiger Liebe und Treue, und ich sollte Frieden und Billigkeit verschmähen, weil auf meiner Seite die größere Macht ist? Das sei ferne!" —

2. Ein ander Mal sagte man ihm: „Eine wichtige Verleihungs-Urkunde sei ungiltig und beweise nichts, weil das der Form nach unentbehrliche Siegel zerbrochen worden." — Aber Ludwig entschied mit Ernst und Würde: „„Die Form ist gleichgiltig, sobald die Wahrheit nicht bezweifelt werden kann!"" —

3. Den hochheiligen und gnadenreichen Charfreitag, an welchem Ludwig den ganzen Psalter andächtig durchzulesen pflegte, wählten die Verwandten eines vornehmen Verbrechers, um für ihn Gnade zu erbitten. Der König hielt mit Lesen inne, legte den Finger auf den zu beginnenden Vers, und antwortete günstig. Dann sah er wieder auf das Buch und fand den Spruch: „Selig sind Diejenigen, welche die Gerechtigkeit bewahren und sie üben an jeglichem Tage!" — Hierdurch gewarnt, berief er den Oberrichter (prevôt) von Paris, hörte von ihm, wie arg der Gefangene gefrevelt habe, und ließ ihn dann ohne Rücksicht auf den hochheiligen Tag, jenem heiligen Spruche gemäß strafen. —

4. Es war seither der Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, daß die oberrichterliche Stelle zu Paris verkauft wurde. Ludwig untersagte feierlich dieß Verfahren mit dem Heiligsten, was der Staat besitzt, und gab sie an Stephan Brileau, der ihm als der gerechteste Richter in ganz Frankreich geschildert worden. Durch ihn nahmen alsbald auch Raub und Missethaten in und um Paris fast ganz ein Ende! —

Ehre dieser königlichen Gerechtigkeit! —

---

192. Nachahmungswürdiger Grundsatz für Regenten.

Der zwei und dreißigste und zweitletzte Hochmeister des deutschen Ordens war Hans von Tieffen, ein Edelmann aus der Schweiz. Er war vorher Pfleger zu Schaaken, und dann Comthur zu Brandenburg gewesen. Er war von einem ehrlichen und hohen Geschlecht, und wie man meint, der Letzte darin. Er hatte von Jugend auf seinen Orden streng gehalten, hat nie in einem Bett geschlafen, auch kein leinenes Hemd getragen, ist immer fromm und gottesfürchtig gewesen.

Wie treu er es mit seinem Lande und den Unterthanen meinte, beweist folgende Historie:

Er ritt eines Tages von Brandenburg nach Königsberg, und wie er auf den Haberberg kam, sah er die Stadt Königsberg an, und seufzte heftig.

Da ritt zu ihm Einer von seinen Räthen, fragend, was Ihre Gnaden so hart seufzen? Er antwortete: „Ueber die Thorheiten meiner Vorfahren, welche das schöne Land verloren, und so viele Schulden gemacht, die wir unser Lebenlang nicht zu zahlen wissen!“

Darauf hat der Rath geantwortet: „„Gnädiger Herr, es sind jetzt herrliche Jahre gewesen, und es weiß vor großem Ueberfluß schier Niemand, wie er sich kleiden solle. Da ist keine Dorfmagd, sie hat ihre silbernen Spangen und Knöpfe; da ist keine Handwerksfrau, sie hat eine Menge von Kleidern, große Gürtel, Beutel, Paternoster, silberne Becher, Löffel u. s. w. Und bei dem Adel ist des Prangens gar kein Maaß! Dieselben Dinge sollen Euer Gnaden angreifen, und eine Schatzung darauf legen, dann kommen Euer Gnaden zu Geld und können die Schulden bezahlen!““ —

Aber darauf sprach der Hochmeister Hans von Tieffen: „Nein, da behüte uns Gott vor! Sollen wir unseren getreuen Unterthanen nehmen, was ihnen Gott gab? Nein; aber wir wollen so regieren, daß man sagen möge: der Hochmeister ist ein reicher

Fürst, denn alle seine Unterthanen sind reich, und haben Geld und genung!" —

Da das der Rath hörte, schämte er sich, schwieg still und ritt bei Seiten. —

---

193. Die Ehrennamen eines Königs.

In dem Werke: „Geschichte Spaniens und Portugals ꝛc." schreibt Dr. Joseph Aschbach:

Am 29. Juni, dem Tage der Feier Petri und Pauli, im Jahre Christi 1109, verschied sanft der fast achtzigjährige König Alphonso VI. — Es beweinte ihn das ganze Volk, das wie zu seiner Todtenfeier zusammengekommen war. In einer vier und dreißigjährigen weisen und kraftvollen Regierung gründete er den Glanz Castiliens für Jahrhunderte, und selbst Bürgerkriege und Theilungen der Länder vermochten sein Werk nicht zu zerstören. Den großen König schmückten ausgezeichnete Frömmigkeit, Freigebigkeit (welche er besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen bewies), Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Leutseligkeit. — So groß auch seine Macht war, so vergaß er doch nie, daß der Geringste seiner Unterthanen von der Natur ihm gleichgestellt sei, und daß er in ihm seinen Bruder lieben müsse, wie die christliche Religion gebietet. — Als Anführer im Kriege war er würdig, an der Spitze der tapferen spanischen Ritterschaaren seiner Zeit zu stehen. Seine glänzendste Eroberung ist die Einnahme Toledos, einer Stadt, die mit Recht das „Herz Spaniens" genannt wurde, und von der aus jeder Theil der Halbinsel mit Erfolg (gegen die Saracenen) angegriffen werden konnte. — In neun und dreißig Schlachten (zumeist für den Schutz des katholischen Glaubens begonnen) verdiente der castilische König die ehrenden Namen:

„Das Licht und der Schild Spaniens." —

---

194. Die Theilung der Schande.

(Aus: Der Versailler Hof.)

Unter Philipp II., Herzog von Orleans, der während der Minderjährigkeit des Königs Ludwig XV. vom Jahre 1715 bis 1723 die Regentschaft Frankreichs führte, verschworen sich der verabschiedete Rittmeister Graf Anton Joseph Horn, der verabschiedete Capitän Lars de Mille, ein Piemontese, und ein angeblicher Chevalier d'Estampes aus Flandern — einen reichen

Wucherer in Paris zu ermorden, und sich sein Portefeuille zuzueignen. (Horn war ein und zwanzig und d'Estampes zwanzig Jahre alt; des Flanderers rechter Name war übrigens „Lestang," und er war der Sohn eines Banquier.)

Diese drei Personen besuchten den Wucherer, und unter dem Vorwande: für hunderttausend Thaler Actien zu leihen, lockten sie ihn am heiligen Charfreitag, am 22. März 1720, in ein Wirthshaus, und ermordeten ihn dort mit ihren Dolchen.

Während der Bemühungen, sich zu vertheidigen, machte das unglückliche Opfer so viel Lärm, daß ein Aufwärter, welcher bei dem Zimmer vorüberging, zu welchem die Mörder in der Eile den Schlüssel hatten stecken lassen, die Thüre öffnete und da einen Menschen jämmerlich in seinem Blute schwimmen sah, sie sogleich wieder zuwarf und doppelt hinter Schloß und Riegel verwahrte, und dann, so laut er konnte, „Mord!" und „Hilfe!" schrie.

Da die Mörder sich so entdeckt und eingeschlossen sahen, sprangen sie zum Fenster hinaus.

D'Estampes, der als Aufpasser auf der Treppe stand, floh bei dem ersten Schrei in ein Hôtel Garni, in welchem sie alle Drei wohnten, raffte dort in der größten Eile Alles zusammen, was am leichtesten fortzubringen war, und rettete sich. *) — Mille drang mitten durch die sich schnell versammelnden Volkshaufen, doch wurde ihm nachgesetzt und er ergriffen. — Den Grafen Horn erfaßte man schon bei dem Fall aus dem Fenster; in dem sicheren Glauben nämlich, daß die beiden Mitschuldigen gerettet seien, hatte er noch Geistesgegenwart genug, vorzugeben: daß er nahe daran gewesen sei, in der Vertheidigung der Person, welche ermordet wurde, sein Leben zu verlieren. Sein Vertheidigungs-Plan wurde aber durch die Herbeiführung Mille's vernichtet, der bereits Alles eingestanden. Vergeblich gab sich der Graf Horn den Anschein, als ob er ihn gar nicht kenne. Man brachte Beide alsbald in's Gefängniß.

Das Verbrechen lag offen zu Tag; der Prozeß wurde daher ein ganz kurzer; beide Missethäter wurden zum Tode verurtheilt, und zwar durch — Rädern.

Der Regent Philipp von Orleans wurde nun von den verschiedensten Seiten geradezu belagert, um für die vornehmen Verbrecher Gnade eintreten zu lassen, oder mindestens eine Umwandlung in der Art der Strafe selbst anzubefehlen.

Da aber das Verbrechen so ungeheuerlich war, daß ein Beharren

---

*) Er irrte in mehreren Ländern umher, und ging endlich hinüber in die holländischen Besitzungen in Indien.

in der ersten Beziehung ein Eigensinn und eine Thorheit gewesen wäre, ließ man die Bitte um Begnadigung gänzlich fallen, setzte aber um so eifriger das Ansuchen um die Milderung der Strafe fort.

Man stellte unter Anderem dem Regenten vor, daß das Gerädertwerden als etwas so nachhaltig Entehrendes sich erweise, daß ein Fräulein von Horn bis zur dritten Generation niemals in irgend ein adeliges Fräuleinstift würde aufgenommen werden können. Der Regent schlug jedoch alle Gnaden-Gesuche ab.

Als man ihm hierauf ernstlich die Bemerkung machte, daß der Missethäter die Ehre hätte, durch seine Mutter **mit dem Regenten selbst** verwandt zu sein, schnitt er alle weiteren Schritte durch die gemessenste und gerechteste Antwort ab:

„Nun wohl, dann werde **ich auch** meinen Antheil von der Schande bekommen; das ist übrigens **Etwas**, was die übrigen Verwandten trösten wird!“ *) —

Vier Tage nach der That, am dritten Osterfeiertage, wurden beide Verbrecher auf dem Grèveplatz zu Paris durch Rädern vom Leben zum Tode befördert.

Mit Ergebenheit und Gemüthsruhe ging übrigens der Graf Horn seiner wohlverdienten Strafe entgegen. Zu seinem Beichtvater, dem Prediger von Saint-Paul, Gueret, äußerte er: „„Ich verdiene die Folter! Ich hatte zwar gehofft, daß man, aus Rücksicht für mein Geschlecht, meine Bestrafung in eine einfache Enthauptung umwandeln würde; aber ich unterwerfe mich Allem, damit ich **von Gott** Vergebung für meine Verbrechen erhalte!““ — Unmittelbar darauf fragte er: „„Leidet man wohl sehr, wenn man gerädert wird?““ — Verlegen über diese Frage, antwortete der Beichtvater: „„Ich glaube es nicht!““ und fügte Alles hinzu im mildesten Ausdrucke der Theilnahme, was das Wort vom heiligen Kreuz unter solchen Umständen Tröstendes und Erhebendes für den armen Sünder hat.

Graf Horn war vermuthlich auch der Urheber des Verbrechens gewesen, denn sowohl vor der gräßlichen Execution, als auch — während er noch auf der Streckbank athmete, bat er seinen Mitschuldigen, welcher zuletzt hingerichtet wurde, inniglich um Verzeihung. —

---

*) Der Regent führte später, in Folge dieser Angelegenheit, die bekannten Verse des Dichters Corneille an:

„Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud!
Das Verbrechen bereitet die Schande, und nicht das Blutgerüst!“

195 — 199. Züge aus dem Leben Rudolph's von Habsburg.

1. Das Kreuz als Scepter.

Auf einer anmuthigen, waldumsäumten Anhöhe des Kantons Aargau, an deren Fuße die reißende Aar ihr Wasser dahinwälzt, steht das Gemäuer einer alten Burg, unscheinbar und verwittert. Auch da sie noch neu und unversehrt gewesen, war sie kein Prachtgebäude. Eine liebliche Aussicht fesselt das Auge, und doch kehrt dasselbe stets wieder in sinnender Betrachtung zu den anspruchslosen Trümmern der alten Burg zurück; denn es ist die Habsburg, das Stammschloß eines der trefflichsten Fürsten der deutschen Nation, Rudolph's von Habsburg.

Vor vielen hundert Jahren, als Graf Rudolph jene Burg bewohnte, da waren in unserm deutschen Vaterlande gar böse Zeiten. Mord wurde auf offener Straße verübt, vorüberziehende Wanderer wurden beraubt, blühende Dörfer und Städte von bösen Buben und Herren, die von ihren Schlössern herabfielen, eingeäschert, und kein Richter war zu finden, der solchen Greueln gewehrt hätte. Ein Jeder suchte daher sich selbst zu helfen; und die Rache war oft noch schrecklicher, als das verübte Verbrechen selbst. Die böse Zeit, in der nicht das Recht, sondern Gewalt obsiegte, nennt man auch die Zeit des „Faustrechts."

Solchem Zustande wünschten die deutschen Fürsten ein Ende gesetzt; in Rudolph glaubte man gerade den Mann zu erkennen, den das Reich bedürfe, und man hatte sich nicht geirrt. Man erwählte ihn im Jahre 1273 auf den Vorschlag des Erzbischofs Werner von Mainz zum deutschen Kaiser.

Rudolph zog nach Frankfurt, und von da geleiteten ihn die Kurfürsten und Viele aus der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft nach Aachen. Ueber drei Meilen lang war der Zug von mehr als zwanzigtausend Bewaffneten.

Zu Mainz übergab ihm der Erzbischof die noch übrigen Reichs-Kleinodien und Insignien, seit Richard's Tode dort bewahrt.

Auf Dienstag den 24. October war die Krönung zu Aachen bestimmt, und der Volksandrang soll so groß gewesen sein, daß die niedrigste Schätzung der Anwesenden auf Zweimalhunderttausend angenommen wird.

Feierlich war die Krönung des Kaisers, die, sowie jene der Kaiserin, der Erzbischof von Köln, mit Zustimmung dessen von Mainz, vollzog.

Als aber nach derselben die Fürsten huldigen sollten und die Belehnung zu ertheilen war mit dem kaiserlichen Scepter, da

fehlte dieses; es war in der Verwirrung der Zeiten verloren gegangen. Die Fürsten stutzten; Manchem schien Aufschub wohl erwünscht. Schon ward die Frage laut: ob ohne Scepter belehnt werden könne? Es hieß, ein neues sollte bestellt, und bis dahin die Belehnung aufgehoben werden. — Da schritt der Kaiser Rudolph zum Altare, ergriff ein **Crucifix,** küßte es, und rief aus: „Dieses Zeichen, in welchem die ganze Welt erlöst worden, kann wohl auch ein kaiserliches Scepter vertreten!"

Die Fürsten schwiegen und küßten das Kreuz, mit dem hierauf die Belehnungen vollzogen wurden. —

2. Falscher Adel.

Rudolph wurde bald der Wohlthäter seines Volkes. — Sein erstes Werk war die Besiegung des widerspenstigen Königs Ottokar von Böhmen in der so blutigen Schlacht auf dem Marchfelde.

Und hierauf unternahm er mit wahrhaft riesigem Eifer die Zerstörung der vielen Raubschlösser; in Einem Monat zertrümmerte er mehr als sechs und sechzig dieser Nester voll Raub und Mord; über die gefangen genommenen Raubritter hielt er ein ernstes Gericht, dem die gerechteste Strafe auf dem Fuße nachfolgte; die adeligen Räuber ließ er ebenso streng bestrafen und hinrichten, wie die Anderen, die kein Adels-Wappen trugen, und er sprach dabei die so mannlichen Worte: „Keinen halte ich für adelig, der da von Raub und unredlicher Hantirung lebt!" — Ein zu Rudolph's Zeit lebender Geschichtschreiber rühmt deßhalb von ihm: „„Er verbreitet Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen, und Freude unter dem Volke. Der Landmann nimmt wieder den Pflug zur Hand, der lange Zeit ungenützt im Winkel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreist jetzt das Land mit größter Sicherheit; und die Räuber und Bösewichter, die vorher ungescheut umherschwärmten, suchen sich in wüsten Gegenden zu verbergen."" —

3. Die mild gezüchtigte Unart.

Rudolph von Habsburg, der früher in der Schweiz als schlichter Graf gelebt, blieb auch auf dem deutschen Kaiser-Throne einfach und menschenfreundlich, und wurde deßhalb gar oft als — Kaiser nicht erkannt.

Als er mit seinem Hoflager einst bei Mainz stand, ging er in seinem einfachen Wamms auch in die Stadt.

Einstmals, da eine strenge Kälte herrschte, trat er in das offene Haus eines Bäckers, um sich zu erwärmen. — Die Bäckersfrau

hielt ihn für einen gemeinen Soldaten, schalt über seine Dreistigkeit und schimpfte über die Soldaten und den Kaiser. — Als dieser die Schimpfreden lächelnd anhörte, wurde die Frau so aufgebracht, daß sie einen Topf Wasser nahm und mit demselben den Kaiser begoß.

Durchnäßt, doch ganz gelassen, verließ Rudolph das so ungastliche Bäckerhaus.

Mittags schickte er durch einen Diener der Frau einige Schüsseln mit Essen, und ließ ihr sagen: „Das schickt Euch der Soldat, den Ihr am Vormittage so unfreundlich behandelt habt!“

Als dieselbe erfuhr, daß der Geschimpfte der Kaiser sei, lief sie eilend hinaus, warf sich Rudolphen zu Füßen, und bat dringlich und demüthig um Verzeihung.

Er aber belegte sie mit der Strafe: daß sie selbst den ganzen Vorfall nochmals der ganzen Gesellschaft erzählen mußte. —

4. Er macht einem Bauer Platz.

Rudolph war auch ein Freund von gutmüthigem Scherz, und mancher possierliche Vorfall wird uns aus seinem Leben erzählt.

Einst fuhr Rudolph auf einer nicht sehr breiten Heerstraße. Ein drolliger Bauer auf einem Karren begegnete ihm. Diesem befahl des Kaisers Kutscher auszuweichen. Der Bauer, der sich nach seiner Art mit dem Kutscher ein Späßchen machen wollte, brummte ihm halblaut zu: „Wo soll ich denn hin? Des Kaisers lange Nase nimmt ja die ganze Straße ein!“ — „„Was sagt der Bauer?““ fragte Rudolph. Es mußte ihm wieder gesagt werden. Alle Begleiter waren begierig, was dem Bauer geschehen würde, der nun selbst in Todesängsten war; aber Rudolph legte ernsthaft den Zeigefinger an seine wirklich große Nase, schob sie weit herum und fragte mit abgewendetem Gesichte den Bauer: „Hast du nun Platz?“ —

5. Lichtung einer dunklen Sache. *)

Auf einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kaufmann vor dem Kaiser Rudolph geklagt, was Maaßen er seinem Wirth in offener Gastherberg in einem Sack zweihundert Mark Golds aufzuheben vertrauet, und da er dasselbe wieder erfordert, wäre der Wirth der Ding' in Abred, weil kein Zeugniß vorhanden, dabei der Kaufmann solche Umständ' und Wahrzeichen angezeigt, daß der Kaiser die Klage rechtmäßig befunden; aber wie der Wirth, ein vornehmer, reicher Bürger der Inzicht zu überwinden und die Sach' an Tag zu bringen, zu bedenken genommen.

---

*) Aus: Chronika der Freyen Reichs Statt Speyr von Christoph Lehmann.

Nicht lang hernach kommen der Stadt Nürnberg Gesandte zum Kaiser, unter denen auch der beklagte Wirth, und bringen ihre Sach' vor. Der Kaiser fangt ein freundlich Gespräch an und sagt unter Anderm zum Wirth: „Du hast einen hübschen Hut, ich gib dir meinen dafür." Der Wirth bewilligt den Tausch gern. Der Kaiser nimmt sich anderer Sachen an, heißt die Gesandten verziehen, gehet hinaus und befiehlt einem anderen Bürger im Namen des Wirths, als wenn der es befohlen, eilends desselben Frau anzuzeigen, sie sollte ihm den ledernen Sack, der so und so beschaffen, schicken, und zum Wahrzeichen brächt' er ihr seinen Hut. Die Wirthin glaubt dem Bürger wegen des Wahrzeichens, stellt ihm den begehrten Sack zu. Der Kaiser bescheidet alsbald den Kaufmann, daß er seine Klag' gegen den Wirth, so vorhanden, soll vornehmen, fertigt die Gesandten mit guter Antwort ab, und behält den Wirth bei sich.

Alsbald kömmt der Kaufmann und klagt wider den Wirth, daß er sein vertrauet Gut vorenthalte. Der Wirth verneint die Klag' standhaft, schwört und vermißt sich hoch, daß der Kaufmann nichts Verwahrliches bei ihm hinterlegt; er sei ein thörichter Mann, und mit Phantasie behaftet.

Indem die Parteien ernsthaft widereinander reden, bringt der Kaiser den Sack herfür, und legt dem Wirth den Betrug öffentlich an Tag, darüber demselben Muth und Sprach' entsunken.

Der Kaiser hat dem Kaufmann das Sein' zugestellt und den Wirth um eine große Summ' Geldes gestraft. —

Dieß Exempel giebt diese Nachrichtung, daß zu Kaiser Rudolph's Zeit der Teutschen Kaiser uralter löblicher Brauch, daß *sie selbst* die Unterthanen gehört und Recht gesprochen, und zu dem Ende jetzo an diesem, hernach an einem anderen Ort die Reichsversammlungen angestellet, noch bestanden und in Uebung gewesen; wie auch daraus deßgleichen abzunehmen, was vom gedachten Kaiser zu dessen unsterblichem Lob geschrieben, daß er seinen Trabanten ernstlich befohlen: „Daß sie Jedermann, der zu bitten oder zu klagen hätte, sollten lassen vorkommen, und Niemand abweisen; *denn darum wäre er von Gott in's königliche Amt erhöhet, daß er den Unterthanen Gehör, Hilf' und Recht sollt' widerfahren lassen, und nicht, daß er sich vor ihnen sollt' verschließen.*" —

Rudolph hielt überhaupt so sehr auf Treue und Manneswort, daß das Sprichwort aufkam: „*Der hat* **Rudolph's** *Redlichkeit* **nicht!**" —

200 — 206. Züge aus dem Leben des Kaisers Joseph II.

1. Der edle Kronprinz.

Im Julius des Jahres 1775 machte der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin einen Besuch in Wien. Bei der Abreise beschenkte Maria Theresia alle ihre Kinder sehr ansehnlich; und Joseph ging leer aus.

Er bat also seine Mutter auch um ein Geschenk, erhielt aber zur Antwort: er bedürfe dessen nicht, da nach ihrem Tod ohnehin Alles ihm gehöre.

Joseph ließ aber nicht nach, und bestimmte endlich das Geschenk selbst, das er von ihr zu erhalten wünschte. Es war der Betrag der Schuldensteuer von den untersten vier Klassen, welche die ärmsten Unterthanen enthalten.

Darüber mußte die Kaiserin ihrem Sohne eine ordentliche schriftliche Schenkung ausfertigen lassen.

Als er diese hatte, befahl er: von den untersten vier Klassen die Schuldensteuer, so lang' er lebe, nicht weiter einzufordern.

Er meldete dann ehrerbietig seiner Mutter, wie er ihr Geschenk angewendet habe, und sie freute sich inniglich eines — solchen Sohnes. —

2. Fürstliche Bitte um den geistlichen Segen.

Als Kaiser Joseph II., von seinem Bruder, dem Großherzog Leopold, begleitet, im Frühjahre 1769 sich zum Cardinale Ganganelli (später Seine Heiligkeit Papst Clemens XIV.) führen ließ, redete er denselben mit folgenden Worten an:

„Heiliger Vater! der römische Kaiser und der Großherzog von Toskana kommen, Sie um Ihren Segen zu bitten."

Der Cardinal, obgleich betroffen, antwortete sanft lächelnd: „„Um einen Papst zu wählen, sind zwei Stimmen zu wenig; um aber eines alten Mannes zu spotten, sind ihrer zwei zu viel. Doch meine Würde und mein Alter berechtigen mich, zwei junge hoffnungsvolle Fürsten zu segnen, auf deren Thaten die Augen der Welt gerichtet sind.""

Mit Nachdruck und hoher Würde fuhr er dann fort:

„„So segne ich Sie im Namen des allmächtigen Dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Möge Ihr ganzes Leben der Wohlfahrt der Völker gewidmet sein, die Ihnen die Vorsehung anvertraut hat! Mögen Sie Ihre große Sendung so würdig vollenden, daß Sie in der ernsten Stunde des

Todes ruhig von hinnen scheiden, während Millionen — von Schmerz durchdrungen — Ihren Verlust beweinen!"" —

Erschüttert ergriffen beide Fürsten die Hand, die sie gesegnet, und verließen schweigend das Zimmer Seiner Eminenz. —

3. Das Amts-Spänchen.

Einige Bauern baten einst den Kaiser Joseph, die ihn nicht kannten, — dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben, und drückten ihm zwei Zwanziger in die Hand.

Joseph steckte das Trinkgeld ein, versprach die richtige Besorgung, eilte zu seiner Mutter, und legte ihr einen Zwanziger auf den Tisch.

„Nun sehe ich," brach er lachend aus, „daß jedes Aemtchen sein Spänchen hat, und es ist billig, daß wir theilen!"

Die Bauern-Deputation erhielt zwölf Dukaten, und ihre gerechte Bitte ward gewährt. —

4. Besoldung für's Schweigen.

Joseph ging mit dem Gedanken um, den Gehalt der Räthe und Unterbeamten der geheimen Staats-Kanzlei zu schmälern, weil er sie ungleich höher angesetzt fand, als die Justiz- und Kameral-Beamten.

Er gab aber sogleich den Plan wieder auf, als ihn der kluge Staatsmann Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz-Rietberg, erinnerte: „Daß er dann nicht für die Bewahrung der Staats-Geheimnisse stehe; denn dergleichen Diener würden nicht nur für's Arbeiten, sondern auch für's Schweigen bezahlt!" —

5. Die gewürdigten Verdienste.

Um eine Stelle erschienen gleichzeitig drei Bewerber, und bezeichneten näher ihre Verdienste.

Der Erste sprach: „Ich bin von Adel, habe meinen adeligen Sitz an zwanzig Jahre innegehabt, und ward durch Kriegs-Unruhen vertrieben." —

Der Zweite sagte: „Ich bin Soldat, und habe viele Jahre in den Niederlanden gelegen."

Der Dritte erklärte: „Ich bin ein Lehrer, und habe vier und zwanzig Jahre einer gar armen Dorfschule vorgestanden." —

Hierauf gab Joseph den Bescheid: „„Da der Edelmann so lange gesessen, der Soldat so lange gelegen, der Schullehrer aber so lange gestanden ist, so gebe ich das Amt dem Letzten."" —

6. Das versagte Spiel.

Am königlichen Hofe zu Versailles wurde Joseph zum Spielen aufgefordert.

Er schlug es aus und sprach: „Ich spiele nie; ein Fürst, wenn er verliert, verliert das Geld seiner Unterthanen!“ —

7. Wider die Einführung der Maschinen.

Um Ersparnisse am Arbeits-Lohn zu gewinnen, hatte man dem Kaiser die Einführung von Maschinen vorgeschlagen.

Joseph lehnte jedoch dieselbe ab, mit dem Bemerken: „Maschinen essen Nichts; folglich warten wir mit ihrer Anwendung bis zu einer Zeit, wo allenfalls Mangel an **Arbeitern** eintreten wird!“ —

---

207. Die Stiftung des Klosters St. Valentin zu Ruffach.

Um das Jahr 1001 waren in dem Benediktiner-Kloster Casia, bei dem damals unter dem Namen Castra Theodori bekannten Städtlein an der Marne, drei Mönche, welche aus sonderbarer Andacht und mit Verwilligung ihres Abtes nach Rom zogen, um dort die heiligen Orte und Stätten zu besuchen und Gnade zu erwerben und Ablaß.

Zu Rom kehrten die Mönche bei dem Abte des Klosters der heiligen Praxedis ein, woselbst die Reliquien des heiligen Martyrers Valentinus aufbewahrt wurden. — Diesem Heiligthum erwiesen die drei fremden Mönche ihre tägliche Verehrung. —

Nachdem sie sich nun eine Zeit in Rom aufgehalten hatten, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, einen Theil der Gebeine des heiligen Martyrers zu gewinnen. Sie theilten ihren heißen Wunsch dem Abte mit, und baten sogar um das Haupt des heiligen Valentin. Der Abt gab ihren dringenden Bitten Gehör, und übergab den drei Mönchen das Haupt des Martyrers. — Hoch entzückt und voller Andacht zogen die Glücklichen von Rom hinweg mit ihrem köstlichen Schatze. Schon sahen sie im Geiste den schönen Tag, an welchem ihr Abt das theuere Kleinod in ihrer Kirche, an den blühenden Ufern der Marne, feierlich beisetzen würde.

Allein der Himmel hatte es anders beschlossen! —

Auf ihrer Rückreise in die Heimath kamen die drei Mönche eines Abends spät bei Ruffach im Elsaß an, dessen Thore bereits

geschlossen waren. Die schüchternen Fremdlinge getrauten sich nicht anzuklopfen und um Einlaß zu bitten; sie beschlossen also, auf dem Bühel oder Hügel, nahe bei der Stadt, auf welchem die mächtigen Zinnen und Thürme der von König Dagobert gegründeten, oder doch von ihm wieder aufgebauten Isenburg emporragten, die Nacht zuzubringen unter dem Schutze ihres wohlverwahrten Heiligthums. — Sie lagerten sich auf dem Burgrain vor der Isenburg und schliefen alsobald vor Müdigkeit ein.

Des Morgens früh, als sie erwachten, schickten sie sich an, ohne Säumen weiter zu ziehen. Als sie jedoch die ihrer Obhut anvertraute Reliquie emporheben wollten, vermochten sie es nicht, trotz aller wiederholten Anstrengungen. Mehrere Male gelang es ihnen zwar später, dieselbe aufzuheben, und sogar eine Strecke weit fortzutragen, allein immer kehrte das Heiligthum wieder an die Stelle zurück, wo es die Nacht über geruht hatte. — Da erkannten die Mönche, daß solches Wunder nur durch göttliche Macht und durch den ausdrücklichen Willen des Heiligen selbst stattfinden könne, und daß dieser hiermit die Stelle auf dem Schloßrain bezeichnet habe, wo sein Haupt fernerhin bleiben solle.

Sie ergaben sich also in den Rathschluß des Himmels, gingen in die Stadt hinein und erzählten allmänniglich, was Wundervolles ihnen begegnet.

Die Volksmenge hörte ihnen mit andachtsvollem Staunen zu, und drängte sich sodann zum Thore hinaus auf den Schloßberg, um die heilige Reliquie mit eigenen Augen zu sehen und verehren zu können. Besonders die mit der fallenden Sucht Behafteten, oder, wie man in alten Zeiten sagte, die mit dem „hinfallenden Siechtag" Beladenen, machten sich auf, von der Wunderkraft des Heiligthums Genesung hoffend und auch erhaltend.

Auch von den benachbarten Orten strömten viele gläubige Pilger herbei, und ließen reichliche Opfer zurück.

Nun dachten Ruffachs Bürger alles Ernstes daran, das ihnen von Gott zugesandte Kleinod gebührend zu ehren, dasselbe an geweihter Stätte unterzubringen und getreulich aufzubewahren.

Mit Verwilligung ihres zeitlichen Herrn, des Bischofs von Straßburg, und mit Hilfe der drei fremden Mönche erbauten sie auf dem Burgrain bei der Isenburg an derselben Stelle, wo sich das Wunder erzeigt, eine Kapelle, zu Ehren des heiligen Martyrers Valentin und Mariä, der gnadenreichen Mutter des Herrn. „Augenscheinlich," so sagten sie, „hatte ja die heilige Jungfrau den Einwohnern von Ruffach den Martyrer zu einem Mitbürger auser-

wählt. — Durch seine Fürbitte wurden täglich viele Menschen von dem hinfallenden Siechtage befreit und heil.

So groß wurde nach und nach der Zudrang der Gläubigen von nah und fern, daß das Opfer bei der Reliquie immer ergiebiger wurde, so daß der Gottesdienst täglich gemehrt und bald ein herrliches Kloster unter dem Schirme der alten Isenburg auferbaut werden konnte. —

208. Die Errichtung eines Klosters.

Nachdem die heilige Theresia von Jesu in mehreren Frauen-Klöstern der Karmeliten eine Verbesserung ihrer Ordens-Regel eingeführt, wollte sie auch den Kloster-Regeln der Männer eine zweckmäßigere Gestalt geben, und weil sie schon Erlaubniß dazu hatte, suchte sie taugliche Grundsteine zu diesem Gebäude. Im Jahre 1567 bot sich ein gewisser Antonius de Hereda, Vorsteher in einem Karmeliten-Kloster, dazu an.

„Nicht lange danach,“ erzählt sie selbst, „fand ich einen jungen Geistlichen, er hieß Johannes vom Kreuz, der zu Salamanca studirte, von dessen Wandel ich so viel Erbauliches hörte, daß ich Gott preisen mußte.“ („Ich habe einen Mann nach meinem Herzen gefunden!“ sagte sie zu ihren Schwestern nach ihrer ersten Unterredung mit ihm.) „Inzwischen befahl ich die Sache Gott im Gebet. Da ich nun schon Zwei hatte, um das Werk anzufangen, dünkte mich, als wenn Alles schon richtig wäre; obwohl ich noch kein Haus hatte. Ein Edelmann hörte kurz darauf von meinem Unternehmen, kam zu mir, und bot mir ein Haus an, welches ihm gehörte, und in einem armen Dörflein, Duruello genannt, stand. Ich konnte leicht denken, was das für ein Haus sein würde; dennoch lobte ich den Herrn, dankte ihm, und reisete hin, es zu besehen. Ich fand es in einem Zustande, daß wir es nicht wagten, darin über Nacht zu bleiben. Das ganze Häuschen bestand aus einer Laube (oder Hausgang), einer kleinen Kammer, einer Küche und einem Getreideboden. Das war das ganze Gebäude zu einem Kloster. Die Laube, dachte ich, könnte zur Kirche dienen, in der Kammer können sie schlafen und in der Küche essen. Meine Begleiterin, die viel frömmer und strenger war, als ich, rieth mir gänzlich ab, und bat mich, ich möchte doch den Gedanken, in diesem Hause ein Kloster zu errichten, aufgeben. Nach meiner Zurückkunft fragte ich den P. Antonius: ob er Lust dazu hätte, sich eine Zeitlang in diesem Hause aufzuhalten? Er könnte versichert sein, daß Gott bald eine bessere Gelegenheit verschaffen würde; es sei nun einmal Alles nur am

Anfange gelegen. Mir stand nämlich damals schon Alles, was der Herr nachher gethan hat, so klar vor Augen, als jetzt, da ich es wirklich sehe. Der Herr hat ihm auch mehr Herz gegeben, als mir. Er war ganz bereit, und Johannes vom Kreuz zog gleich in das Haus ein, und richtete es so gut wie möglich her, daß es bewohnt werden konnte.

Der Pater Antonius, der einige nöthige Hausgeräthe gesammelt hatte, kam nach Vallisolet voll Freude, und erzählte mir, was er Alles habe, welches aber sehr wenig war. Mit Sanduhren war er gut versehen; denn er hatte deren fünf beisammen; worüber ich lächeln mußte. Er sagte mir, er thue dieses, damit er die Zeit ordentlich eintheilen könne. Wenn mir recht ist, hatte er noch nichts, worauf er schlafen konnte. Mit der Ausbesserung des Hauses waren wir bald am Ende, weil wir kein Geld besaßen. Allein weder ihm, noch dem Pater Johannes kam das Haus schlecht vor; es schien ihnen vielmehr, als wenn Alles nach ihrer Lust und Bequemlichkeit eingerichtet wäre. — O allmächtiger Gott! wie wenig tragen große Gebäude und äußerliche Bequemlichkeit zum innern Troste bei! — Darum bitte ich euch um Gottes willen, meine Schwestern und meine Patres! daß ihr euch in Hinsicht der großen und schönen Gebäude allzeit bescheiden wollet; lasset uns unsere ersten Stifter und heiligen Väter vor Augen haben, welche, wie wir wissen, auf dem Wege der Demuth und Armuth des Genusses Gottes gewürdigt worden sind. Ich habe das oft in der That gesehen, daß immer mehr innere Freude des Geistes dabei ist, wenn es an äußerlicher Bequemlichkeit fehlt, als wenn man gute Wohnungen und Alles nach Wunsch hat. Und wenn das Haus auch noch so groß, was hilft's uns denn? Wir können doch nur Eine Zelle bewohnen. Und was liegt uns daran, daß sie groß und schön gebaut ist? Wir werden doch nicht herumlaufen und die Wände betrachten?! —

Auf dem Getreideboden, der nur von einer Seite etwas hoch war, verrichteten sie ihr gemeinschaftliches Gebet. Beim Eingange mußte man sich sehr bücken. In zwei Winkelchen hatten sie Zellen zugerichtet, in denen sie sitzen oder liegen mußten, weil sie mit dem Kopfe das Dach berührten. Da der Ort eben deßwegen sehr kalt war, füllten sie die Zellen mit Heu aus. Man sagte mir: daß sie des Morgens drei Stunden lang im Gebete verharren, und dabei so innig versammelt seien, daß sie zuweilen, auf ihren Röcken ganz mit Schnee bedeckt, zurückkommen, ohne daß sie es merken.

Da ich nun dieses fast unbewohnbare Häuschen so voll Geist und Andacht fand, und von ihrer Verleugnung, ihrer Gebetsweise

und ihrem guten Beispiele hörte, und mich Alles, was ich da sah, erbaute, konnte ich dem Herrn nicht genug danken. Mein Herz war voll Freude.

Von da gingen sie aus, um in den naheliegenden Orten zu predigen, wo die Leute ohne Hirten und Lehrer waren. Abends spät kehrten sie noch, ohne irgend etwas genossen zu haben, zurück. Die Freude, die sie dabei belebte, machte ihnen Alles leicht. Die Bewohner derselben Gegend konnten mir von ihrer Heiligkeit und dem Segen, den sie unter den Leuten stifteten, nicht genug erzählen. Was übrigens ihren Unterhalt betrifft, so trug man ihnen von den benachbarten Orten mehr zu, als sie nöthig hatten!" —

So weit die Erzählung der heiligen Theresia von dieser Kloster-Einrichtung. — Es wurde aber dieses arme Klösterlein die reichste Pflanzschule der Gottseligkeit in der Nähe und in der Ferne. —

209. Das unvollendete Kloster.

(Aus: Wanderungen durch Schwaben von Gustav Schwab.)

Zu den Zeiten, als das unselige Faustrecht herrschte, wurde die Gegend, wo später das Kloster Maulbronn sich erhob, häufig von Räuberhorden besucht, und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst die verrufene Gegend. Wider diese Schrecken vermochte nur ein Mittel zu schützen: die Errichtung eines Heiligen-Wohnsitzes, eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide, und kehrte selbst das Herz des rohesten Räubers um.

Darum faßte der Edle, Walther von Lomersheim, den Entschluß, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend sich beleben könnte. Schon wurde rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein zur Kirche wurde eben gelegt; als die Räuber, die es verdroß, aus ihrer so günstig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stillstand auflegten und die Mönche zu sprechen begehrten. Ihnen erklärten sie ihren festen Entschluß, den Kirchenbau nicht vollenden zu lassen, und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. — Da trat ein kluger Mönch hervor, und sprach mit freundlichen Worten: „Gebet euch die Mühe nicht, wir selbst wollen Euch

geloben, den Bau **nicht** zu vollenden!" Die Räuber ließen sich einen Eid darauf schwören und zogen von dannen. — Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den ließen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. — Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke, und auf dieses Zeichen des vermeintlichen Treubruchs eilten die Räuber auf's Neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr sehet," sprachen sie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung, und soll, unserm Eide gemäß, warten bis auf den jüngsten Tag!" — So sahen sich die Räuber durch die Klugheit der Mönche hintergangen; doch konnten sie dieselben eines Eidbruches nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder. —

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche von Maulbronn die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon sind in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Hacken zu sehen, und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten. —

---

210 und 211. Umschau zu Herford.

(Aus: Von Minden nach Köln, von Levin Schücking.)

1. — — Wir erreichen Herford, die Stadt mit der alten reichsunmittelbaren Frauen-Abtei. An solchen Frauenstiftern war Westphalen einst auffallend reicher, als an großen Männer-Prälaturen und Männer-Klöstern; vielleicht weil für clerikale Gemüther unter den Männern die zahlreichen Domstifter ausreichten, oder auch, weil in einem ohnehin schon wesentlich einsiedlerischen Volke das Bedürfniß, Asyle für anachoretisch-contemplative Männer-Charaktere zu schaffen, nicht so groß war. Die thürmereiche Stadt macht einen sehr freundlichen Eindruck mit ihrer hübschen, von der kleinen Werre durchflossenen wiesenreichen Umgebung, welche, außer von dem genannten Flüßchen, auch noch von der Aa bewässert wird, die sich hier in die Werre ergießt.

Die alte ehemalige Abtei mit ihrem großen Lehnsaal, der einst mit schönen Wandmalereien geschmückt war, liegt im Umkreise des ältesten Stadttheils, nahe bei dem Münster von Sanct Pusinna,

einem merkwürdigen Gebäude, dessen Größe Urkunde giebt von der Macht und dem Reichthum der alten Stiftung. Das Münster gehört dem Zeitalter des Uebergangs, theilweise einer noch früheren Epoche an, und ist im Wesentlichen romanischen Styls. In der Kirche auf dem großen Altar wurden einst die Aebtissinnen inthronisirt; bei dieser feierlichen Gelegenheit öffnete sich dann auch das große, sonst immer verschlossen bleibende Portal der Westseite. Für die Kunstgeschichte von Interesse ist die Ornamentik an den Knäufen der Pfeiler, welche die Gewölbe des Schiffs tragen; diese Verzierungen stellen die abenteuerlichsten Bildwerke und Verschlingungen dar. — Bei der Renovation im Jahre 1818 hat man denn auch die wiederentdeckten alten Frescomalereien neu übertüncht — die Tünche hat überhaupt in den letzten Jahrhunderten wahre Verheerungen in Westphalen angerichtet; in neuester Zeit deckt man in einer Unzahl von alten Kirchen Reste schöner Wandmalereien auf, so in Soest, Methler, Münster u. s. w. Die große Merkwürdigkeit der Herforder Stiftskirche ist aber der Taufstein mit seinen trefflichen Reliefs aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Das nahe Abteigebäude dient jetzt zu einer Fabrikanlage. Einst beherbergte es eine Reihe von hochgeborenen Frauen, unter denen Namen von hoher geistiger Auszeichnung sind. Gestiftet um das Jahr 830 von einem frommen Manne, genannt Waltgerus, von dem man weiter nichts weiß, als daß er ein Enkel des Geheimschreibers (?) König Wittekind's gewesen, von Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen reich beschenkt, bildete die Mitra von Herford bald ein Ziel des Anstrebens für die Töchter der erlauchtesten deutschen Fürstenhäuser. So ist schon 911 Mathildis, die Großmutter jener ausgezeichneten Frau, welche die Gemahlin Kaiser Heinrich's I. war, zu Herford Aebtissin. Die Mutter Otto's des Großen war ebenfalls lange in Herford. Aus dem vorvorigen Jahrhundert ist besonders der Aebtissin Elisabeth Louise von der Pfalz Erwähnung zu thun, einer der gelehrtesten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, die in öffentlichen Disputationen gegen berühmte Gelehrte in die Schranken trat. Sie war die Tochter des böhmischen Winterkönigs, geboren 1618, und früh schon mit solchem Eifer wissenschaftlichen Studien, insbesondere der Cartesischen Philosophie ergeben, daß sie alle Bewerbungen um ihre Hand, namentlich die des Polenkönigs Wladislaw IV., zurückwies, um sich ihren theueren Büchern nicht entziehen zu müssen. Seit 1667 Aebtissin, starb sie am 11. Februar 1680 in Herford.

Außerordentlich zu beklagen ist die Vernichtung der Malereien des erwähnten Lehnsaals in der Abtei. Die Aebtissin Elisabeth

Louise von der Pfalz hatte sie 1669 erneuern lassen. Es ist noch eine Art notariellen Reverses im Archiv der Abtei vorhanden, worin es heißt, daß die durchlauchtige Frau willens sei, den großen untersten Lehnsaal zu renoviren, und die „an der Wandt stehende abgemahlten alte Bilder an Bapsten und Römischen Kaisern, jedoch an ihrer Statur und Farben ohnverrückt, auch an ihren Schriften, Charakteren und abbreviationibus ungeändert, illuminiren und erneweren zu lassen.“ Besonders wird dann ein großes Wandgemälde hervorgehoben, Kaiser Carl IV. darstellend, wie er in Herford im Jahre 1377 eine Streitsache der Aebtissin Hildegundis mit dem Herzog Albert von Sachsen-Lauenburg schlichtet: „In maaßen dasselbe an der Wandt des Sahls historischer Weise in Figuren abgebildet und die abgesprochene Sentenz von Worten zu Worten zusambt vollständigen historischen Bericht ergangener Geschichten beschrieben sich befindet.“ „Damit nun,“ heißt es in der Urkunde weiter, „Niemandt in die Gedanken gerathen möchte, ob wollten Ihre Hochfürstliche Durchlaucht die von Alters her daselbst angemahlte Schrift u. s. w. als eine kundige fürnehme Antiquität verändern oder supprimiren, sondern daß sie dieselbe dem Kammerschreiber (des Stifts) handtreichen lassen, damit sie nach beschehener Illumination mit der erneweren Schrift und Abbildungen könnte conferirt, auscultirt und darauf ratione concordantiae ein Instrumentum errichtet und solches in das Abtheiliche Archivum reponirt werden.“ Aus dem darauf folgenden Verzeichniß sehen wir denn, daß Abbildungen vorhanden waren von Papst Gregor, Kaiser Konrad I., Papst Johann, Papst Nikolaus, dem Stifter Waltger, Kaiser Ludwig, Papst Adrian, Kaiser Arnulf, Papst Alexander; nähere Bezeichnungen dieser Namen mit den zu ihnen gehörenden Zahlen fehlen. Dann waren die Wappen der Aebtissinnen von 1404 bis 1649 da.

Diese ganze Pracht von Schildereien ist heute zerstört, wahrscheinlich durch die Aebtissin Johanna Charlotte, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts große bauliche Veränderungen vornehmen ließ. Die übrigen Gemälde, welche die Gemächer der Abtei schmückten, und unter denen bedeutende Kunstleistungen gewesen zu sein scheinen, sind verschleudert und verkommen.

Es ist eine wirklich eigenthümliche Erscheinung im Leben beinahe aller europäischen Culturvölker, die doch sonst in steter Entwickelung vorschritten — dieses allgemeine, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eintretende Aufhören jeglichen Kunstgefühls und historischen Sinnes, das uns so unendliche Verluste an allen Arten von Kunstschätzen gekostet hat! —

2. Außerhalb der Stadt auf einer Höhe liegt dann noch die Stiftskirche zu Sanct Marien, eines der schönsten Denkmale des gothischen Styls in Westphalen, mit zierlichstem Laubwerk der Säulencapitäle und trefflichen Glasmalereien. Zehn hochanstrebende Pfeiler tragen das stolzaufsteigende Gewölbe; das Ganze ist eine harmonische, wie aus Einem Guß hervorgegangene Schöpfung mittelalterlicher Kunst aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe. Sie entstand durch ein hier um 1011 gegründetes Frauenstift, dessen Conventualinnen ebenfalls unter der Aebtissin von Herford standen. Die heilige Jungfrau Maria selbst, in Gestalt einer Taube erscheinend, sprach das Verlangen aus, hier eine Kirche gegründet zu sehen; der Ast des Baumes, auf welchem das Wunder sich zeigte, ist in dem schönen Tabernakel des Hochaltars der Kirche noch heute zu schauen; und ein jährlicher Markt erhält außerdem das Andenken daran durch seinen Namen; — er wird nämlich die „Vision" genannt. Das Stift ist 1810 aufgehoben worden; die herrliche Kirche verlor damit die Quellen zu ihrer Erhaltung, und deßhalb beschloß die damalige fremdherrliche Verwaltung kurzweg, das Gebäude niederreißen zu lassen. Zum guten Glück setzten sich die Pfarrer und Gemeinde dagegen, und es gelang, mit Aufopferung der Glocken und eines merkwürdigen, großen Leuchters, das prachtvolle Bauwerk vor dem Untergange zu retten. Nach der Wiederbesetzung des Landes durch Preußen ward dann auch eine völlige Renovation vorgenommen, und am 18. Juni 1825 ward das fünffache Fest der Wiederherstellung der schönen Kirche, — des Jahrestags der Vision, — des fünfhundertjährigen Jubiläums der Erbauung (1325), — des Jahrestags der Schlacht von Waterloo — und des dreißigjährigen Amtsjubiläums des Pfarrherrn in diesem Gotteshause gefeiert! —

---

212. Die gefürstete Reichs-Abtei Corvei.

(Aus: Das malerische und romantische Westphalen von Levin Schücking.)

Eine der schönsten Kloster-Ruinen an der Weser ist die alte gefürstete Reichsabtei Corvei, in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird. Sie liegt unter Gärten und Alleen, als ein schönes und imposantes Denkmal alter Herrlichkeit, da. Das Gebäude ist ein großes, aus Bruchsteinen erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehre Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner Räume den steifen schwerprächtigen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergol-

dungen und Stucaturen im Uebermaaß, Deckengemälde u. s. w., kurz, die ganze Rococoherrlichkeit, welche man noch vor zwanzig Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammenleimt. Die Wände eines der Gemächer sind mit den Brustbildern der Aebte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt, und seltsamer Weise endet auch hier, wie in vielen anderen säcularisirten Stiftern, wie in dem Römersaale zu Frankfurt, mit dem Bilde des letzten Herrn der Raum, der für so viele Jahrhunderte genügt hatte. In Corvei fehlt zwar das Bild des letzten Fürstabts, des Bischofs von Lüning; aber der Raum dafür ist vorhanden und kein Zollbreit mehr. Die gothisch verzierte Kirche ist schön und geräumig.

Corvei ist eine der ältesten und bedeutendsten Klosterstiftungen in Deutschland, und viele Jahrhunderte hindurch segensreich für Nah und Fern gewesen; seine Gründung fällt in die Zeit der Regierung Kaiser Ludwig's des Frommen (816). Damals hatte das Frankenreich schon viele Klöster, wohin die Söhne der bekehrten Sachsen gesandt wurden, um in ihnen den Unterricht zu empfangen, den noch keine Anstalt der Heimath bot. So hatte Bathilde, eines Königs Chlodwig Gemahlin, im Jahre 660 in der Gegend von Amiens an dem Bache Corbin, der sich in die Saone mündet, dem Orden des heiligen Benedikt von Nursia ein Kloster gestiftet, das rasch aufblühte. Man nannte es „Corbie" oder „Corbia aurea;" seine Mönche mußten nach Benedikt's Regel, welcher damals alle fränkischen Klöster folgten, ihre Stunden zwischen Gebet und der Arbeit theilen, welche, der Wissenschaft zugewendet, dem Benediktiner-Orden so große und bleibende Verdienste um die Cultur des Mittelalters erworben hat. Der Abt Adelhard von Corbie, ein Enkel Carl Martel's, faßte zuerst den Plan, nachdem sein Vetter, der große Carl, im Lande der Sachsen die ersten Bisthümer errichtet habe, nun auch durch Brüder seines Ordens eine Pflanzschule des Christenthums dort zu stiften, welche Lehrer und Priester dem bekehrten Volke erziehe. — Unter den Sachsen, die sich in Corbie befanden, war ein Bruder, Theodrad genannt: der versprach, als er von dem Plane des Abtes vernommen, auf den Gütern seines Vaters einen passenden, einsamen, mit einer Quelle versehenen Ort dem Orden für die Stiftung auszuwirken. Adelhard willigte gern darein, und sandte nun Theodrad selbst in die sächsische Heimath; dieser aber traf auf unerwartete Schwierigkeiten, und Abt Adelhard ward von Kaiser Ludwig in ein entferntes Kloster verwiesen; erst seinem Nachfolger in Corbie, der auch Adelhard genannt wurde, gelang es, die Stiftung in's Werk zu richten. Theodrad's Verwandten bewilligten jetzt den Platz, und das neue Kloster erstand, auf Kosten

der alten Congregation, an einem stillen, abgelegenen Orte, „Hetha“ genannt, tief im Sollinger Walde, wo durch frühere Einsiedler der Stätte schon eine Art Weihe gegeben war (später Neustadt, Jagdschloß Neuhaus). Die Stiftung gedieh, aber nicht in dem Maaße, wie man erwartet hatte: wohl wuchs die Zahl der Mönche, nachdem Corbie mehrere seiner Brüder unter dem ersten Präpositus Adalbert herübergesandt hatte, rasch genug, daß die Congregation unter drei Priore dreifach getheilt werden mußte; aber der Boden widerstand den Culturversuchen hartnäckig, Wetter und Erdbeben zerstörten die Quelle, welche Wasser spendete; und als der alte verbannte Adelhard, neu begnadigt, herüberkam, um nach dem Werke zu schauen, das er zuerst beschlossen hatte, fand er den Zustand der Brüder so, daß er sich an den Kaiser um die Erlaubniß wenden mußte, einen passenderen Ort für die Stiftung auswählen zu dürfen. Der fromme Ludwig gewährte gern. Die Stelle, wo jetzt Corvei liegt, im Bezirke der königlichen Villa Hunori, bot in ihrer Lage eine Aehnlichkeit mit dem den Brüdern theuren alten, goldenen Corbie dar, und wie die Erinnerung an die Mutter-Congregation sie schon früher für ihre Anlage denselben Namen hatte wählen lassen, so bestimmte dieser Umstand nun auch die Wahl des Ortes. Auf der erkorenen Stätte ward ein Zelt errichtet für den Bischof und die Heiligthümer, umher schaarten sich die Brüder in feierlicher Versammlung und sangen Psalmen, und beteten Gottes Segen auf ihr Werk herab; Bischof Badurad von Paderborn aber trat in der goldenen Gewandung und mit den Insignien seiner Würde aus dem Zelte hervor, segnete den Boden mit dem Wasser der Weihe ein und pflanzte mit mächtiger Hand das Kreuzeszeichen in den Grund, da, wo man den ersten Stein zum Hochaltare der Kirche legen sollte.*) Nun wurde rüstig gebaut, gemeißelt und gefugt; noch der Herbst desselben Jahres (822) zeigte den Bergen und Schluchten des Solling's ein Schauspiel, wie sie nicht vorher oder später je gesehen. Da schritten in feierlichem Aufzuge die Mönche durch den Wald, von Hetha fort, wo sie fast sieben Jahre geweilt, der neuen Wohnung zu. An ihrer Spitze schritt der greise Adelhard über das gelbe rauschende Laub einher; ihm folgten sein frommer Bruder Walo und die Männer, so vom goldenen Corbie herübergekommen,

*) Bei dem Legen des Grundsteins fand man eine Säule von röthlichem, geglättetem Marmor, welche man für die Irmensäule hielt und als solche auch nach Hildesheim gebracht, dort im Chore aufgestellt, und mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau geschmückt hat. Vielleicht war es ein Heiligthum von dem nahen Brunsberge. (Piderit's geschichtliche Wanderungen.)

„die großen Lehrer, mit denen er dem neuen Kloster unsterblichen Ruhm zuführte," der heilige, der glühende Anschar, Skandinaviens Apostel, mit seinem Neffen Nortfried, Witmar und der edle Autbert und viele Andere: nach ihnen trugen die übrigen Brüder das Crucifix und die Reliquien und die heiligen Geräthe des Gotteshauses. So zogen die schwarz gewandeten Männer durch das Dunkel des Sollinger Waldes und sandten das „Vexilla regis prodeunt!" und andere Gesänge des frohen Lobes zu den rauschenden Wipfeln der Eichen empor, die wie ernste Wilde den ungewohnten Aufzug anschauen mochten und ihr letztes welkes Laub auf ihn schütteln, aus der zusammenflüsternden Verwunderung der Zweige herab, zu denen früher nur heidnische, schlachten- und blutesfrohe Weisen hinaufgetönt. Von Nah und Fern waren die Sachsen herbeigeströmt und durchtobten die stille Waldeseinsamkeit; wo aber der Zug nahte, da schaarten sie still sich zur Seite, die wilden Männer mit dem wirren langen Blondhaar und den schreckbaren Antlitzen, die das Kopffell erschlagener Bären und Eber deckte; oder sie reihten fromm dem Zuge sich an, und schritten mit hinab in das freundliche Weserthal, und sahen, wie vor einer unabsehbaren Menschenmenge Carl Martel's Enkel und der Bischof der Paderstadt in dem neuen Kloster das erste feierliche Hochamt hielten. —

Die junge Stiftung nahm rasch einen glänzenden Aufschwung: Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Judith beschenkten sie reichlich mit Privilegien und Gütern, Immunität und Münzrecht; Hilduin, der Abt von St. Denis bei Paris, verschaffte dem Kloster die Reliquien des heiligen Vitus, eines Knaben aus Lucana in Lydien, der in seinem zwölften Jahre unter Diocletian den Martyrertod erlitten hatte; er wurde mit dem Protomartyr Stephanus, dem Heiligen von Corbeia aurea, Schutzpatron unseres Corbie; und als dem letzteren Kaiser Lothar die eroberte und von Corvei'schen Missionären bekehrte Insel Rügen schenkte, da wurde auch hier der heilige Vitus als Patron verehrt. —

Reicher aber als durch alle Schenkungen, glänzender als durch die feierlichen Einzüge mehrer Kaiser in seine Mauern, wie Heinrich's II. und Kunigundens, des heiligen Herrscherpaares, ward Corvei durch seine großen Männer, durch seine Verdienste um Glauben und Wissen der Vorzeit. Unter Jenen nenne ich nur Bruno, der als Gregor V. die schwarze Kapuze von Corvei mit der Tiara vertauschte; Anschar und seinen Nachfolger Sanct Rembertus, die ersten Erzbischöfe von Hamburg und Bremen und des Nordens rastlos eifrige Bekehrer; dann Rabanus Maurus, der aus Buchenau im Stifte Mainz, seinem Geburts-

orte, nach Fulda zur Erziehung gesandt, als Lehrer nach Corvei ging; Paschasius Radbertus endlich, der aus Frankreich den ersten Gründern in das Land der Sachsen folgte. Was Mönche von Corvei für die deutsche Geschichtschreibung gethan haben, ist bekannt (z. B. Wittekind, Rektor der Schule zu Corvei im Anfange des elften Jahrhunderts); weniger wohl, daß ohne ihren Eifer auch für die classische Literatur die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus für uns verloren sein würden. Sie wurden im Juli 1514 in der Klosterbibliothek wieder aufgefunden und dem Papste Leo X. zum Geschenk gemacht, der sie im folgenden Jahre durch den Druck vervielfältigen ließ. Das Manuscript befindet sich jetzt in Florenz. Ehemals mußte im Scriptorium der Mönche zu Corvei der Tacitus jährlich zehnmal abgeschrieben werden. —

So wurde Corvei mächtig, berühmt und einflußreich; von allen Seiten verlangte man Lehrer, Aebte, Bischöfe von ihm; von allen Seiten strömten die Söhne der edelsten Geschlechter dorthin, um ihre Erziehung in dem gelehrten Kloster zu erhalten; die Zahl der Mönche stieg einst auf dreihundert. Zugleich erhöhte mit dem Ruhm und Reichthum die Schönheit des Aeußern sich, und immer geschmückter und sorgfältiger bedacht ward seine Kirche: Abt Adelgar baute drei hohe schöne Thürme; Thiatmar ließ sechs prachtvolle eherne Säulen setzen und die große, fernhin schallende Glocke „Cantabona" gießen; neben Abtei und Kloster ward sogar auch ein Kaiserhaus erbaut zur Aufnahme der Kaiser, welche nach Corvei kamen. —

Und auch die Sage verherrlichte das segensreiche Gotteshaus in unzähligen Legenden und Wundern.

Wem ist die schöne Mähre von der weißen Lilie zu Corvei nicht bekannt? — Sie hing in alten Zeiten auf dem Chore an einem ehernen Kranze; wann aber das Ende eines Mönches nahte, dann fand er in der Frühe, wenn er zur Matutin in die Kirche ging, sie auf seinem Chorstuhle liegen. Einst war es der junge Conventuale Marcward von Spiegel, der sie auf seinem Sessel fand; er erschrack deßhalb sehr, daß er sein junges Leben lassen sollte, während so viele ältere Mönche mit morgenfrischen, blühenden Gesichtern zum Hymnus aus dem Kreuzgange herbeikamen; deßhalb legte er heimlich und rasch die Lilie dem greisen Weribold in seinen Stuhl. Der alte Mann entsetzte sich, daß er in eine schwere Krankheit fiel; aber er genas, Marcward von Spiegel jedoch starb nach drei Tagen. — Seit der Zeit erschien die Wunderblume nicht mehr. —

War Einer der Mönche krank und konnte im Chore nicht erscheinen, dann hörte man den Gesang eines Engels von seinem

Platze her; auch konnte man, wenn die Knaben der Abteischule das Gloria patri etc. sangen, aus der Ferne des obern Chors her, wo St. Viti Reliquien verwahrt wurden, die Stimmen der Engel mit wunderbarer Lieblichkeit das Sicut erat in principio intoniren hören. —

Am St. Vitusfest kamen zwei lebendige Hirsche aus dem Sollinger Walde herübergeschwommen und schritten durch das Thor, das noch später die „Hirsch-Pforte" hieß, in die Küche; einen behielt man und ließ den andern in die Wildniß zurück; hinter dem Altar in der Kirche sprudelte zugleich ein mächtiger Quell des besten Weines auf. Das geschah lange Jahre, bis man einst beide Hirsche zurückhielt und von dem Weine zuviel trank: da hörten die Wunder auf. —

In jenen glücklichen Tagen des Klosters sah man oft auch den Schatten des heiligen Adelhard durch die Kirche schweben; zwei Engel erschienen jährlich im Chore, und leiteten die Gesänge, bis die dreiste Frage eines Präpositus, wer sie seien und woher sie kämen, sie auf immer verscheuchte. —

213. Das Kloster der heiligen Rosalia.

(Auszug aus: Sämmtliche Werke von Franz Freiherr von Gaudy. *)

Unter den Umgebungen Palermos verlockt der wunderbare Monte-Pellegrino mit seinem kahlen Felshaupt und seiner narbenvollen Physiognomie den Fremdling am ersten zu einem Besuch. Ich unternahm die Ersteigung der auf Bogen mit vierzehnmaliger Wendung sicher und bequem hinaufführenden Straße. Sie leitet bis zu dem vier italienische Miglien von der Stadt entfernten Kloster durch die fürchterlichste Steinwüste; kein Baum, kein Strauch sproßt zwischen den riesigen, scharf zugespitzten Felsblöcken, mit denen der Berg wie mit Stacheln bedeckt ist, und nur die Safranblume ringt sich schüchtern mit ihrer blauen Glocke aus den Spalten an's Licht.

Auf einer der Bergspitzen zur Linken, auf der ein Kreuz steht, öffnet sich eine anmuthige Aussicht auf das von röthlichen Bergen eingeschlossene Thal, welches nach dem Meere zu ausläuft.

Einige hundert Schritte von jenem Kreuz und zur Hälfte in den Fels gebaut, zeigt sich das berühmte Kloster der heiligen Rosalia. **)

*) Der Verfasser, ein Protestant, schrieb Vorstehendes im Jahre 1838.

**) Sie wurde im Anfange des zwölften Jahrhunderts zu Palermo in Sicilien von edlen, mit der königlichen Familie verwandten Eltern

Aus der von zwei gewundenen Säulen getragenen Vorhalle tritt man in den von kleinen Kieseln gepflasterten Vorhof, dessen Wände theils vom Kloster, theils von dem mit allerlei Schlingpflanzen behängten Felsen gebildet werden, und aus diesem in die Grotte, *) in welche sich die Heilige zuletzt geflüchtet hatte, und wo sie den Martyrertod erlitt. Das Gewölbe der späterhin erweiterten Höhle ist Tropfstein. Das fortwährend von ihnen herniedersickernde Wasser fließt durch grün angestrichene Röhren. Die Chorstühle reihen sich zur Rechten und zur Linken; die Messe aber wird der Feuchtigkeit und Kälte halber den Winter über in dem anstoßenden Kloster gelesen. Aus einer jetzt an der Wölbung befindlichen Oeffnung, deren hinterer Eingang vor der Umwandlung der Grotte von unten zugänglich war, und in dem Raume, wo die Heilige sich aufgehalten hat, schaut ihr holzgeschnitztes, übermaltes, ziemlich kleines Bild hernieder, und unterhalb des Altars, dessen Baldachin von vier Säulen von Pavonezzato getragen wird, an demselben Orte, wo sie, der Sage nach, den Martyrertod erlitt, ruht hinter Gittern ihr schönes Marmorbild. Die Heilige ist von einem wunderbaren Liebreiz. Sie stützt das Haupt auf den rechten Arm, während der linke einen goldenen Stab umfaßt. Auf ihrer Stirn ruht ein Kranz von goldenen, mit Edelsteinen durchwirkten Rosen, zu ihren Füßen ein Todtenkopf und das Gebetbuch; hinter ihr steht ein Engel mit goldenem Lilienstengel. Die Lippen sind halb geöffnet; sie gleicht einer Schlummernden; die ungewisse Beleuchtung der Lampe, sogar das Gewand von Goldblech, welches sie umgiebt, und nur Kopf und Arme frei läßt, vermehrt die Täuschung, als sei hier eine noch

---

geboren und von ihrer Mutter, die bei der Königin von Sicilien in hohem Ansehen stand, am Hofe erzogen. Allein in der Blüthe ihrer Jugend opferte sie sich Christo, dem Gekreuzigten, gänzlich auf, verließ deßhalb den Hof und mit dem Hofe den Genuß dieser Welt, ja sich selbst, entwich heimlich und begab sich in die schauerlichste Einsamkeit, so daß alle Nachforschung nach ihr fruchtlos blieb, bis zu der Zeit, da Gott es gefiel, die heilige Jungfrau der staunenden Welt kund zu thun und sie zu verherrlichen.

*) Im Jahre 1624 fand man in dieser schauerlichen Grotte die Gebeine der Heiligen in der Stellung eines Schlafenden, und zwar erst vierhundert und siebenzig Jahre nach ihrem Tode.

Früher, ehe sie hierher sich flüchtete, hielt sie sich bereits in der Höhle eines dichten Waldes des Berges Montreal in Sicilien auf, und man fand in die Felswand folgende Inschrift eingegraben: „Ich Rosalia, eine Tochter Singibald's, Herrn von Montreal und Roses, habe aus Liebe zu Jesus, meinem Heiland, diese Höhle bewohnt.“

lebende Gottesdienerin. Gregori Tedeschi heißt der Künstler, welcher das treffliche Bildwerk schuf. Jeder der Finger der Heiligen ist mit einer vierfachen Garnitur von Ringen besteckt; Ohrringe, Korallen= und Perlenschnüre schaukeln an einer um den rechten Arm der Heiligen geschlungenen Spange; auf ihrer Brust befinden sich auch die Kreuze des Ferdinands= und Johanniter=Maltheser=Ordens. Ein besonderes Schränkchen verschließt die übrigen, nicht mehr anzubringenden Bijouterien; die meisten dieser Gaben empfing sie während der Cholera=Zeit des Jahres 1837. —

Etwa tausend Schritte von dem Kloster, auf einem in das Meer springenden Felsen, ruht die Kapelle der heiligen Rosalia, ein von viereckigen Pfeilern getragenes luftiges Gebäude, mit einem Altan. Auf dem Dache steht die Bildsäule der Heiligen. Ihr von grauem Gewand verhüllter Körper ist von Sandstein, das mit einem Kranze von Rosen geschmückte Haupt, die segnenden und das Kreuz haltenden Hände von weißem Marmor; die halbzerfallene Kapelle gleicht kaum einem Heiligthum, und dennoch sind nur wenige Wallfahrtsörter besuchter. Die Aussicht von diesem Punkt aus auf das Meer mit seinen sanft hingleitenden Segeln, auf die schroff herabstürzenden Felsen zu beiden Seiten, auf die sonderbaren Bergkuppen von Bagaria in der Ferne ist unvergleichlich; selbst der Blick auf die im Rücken liegende Klippenwüste dürfte in Italien vergebens seines Gleichen suchen.

Hier weht lind und sanft der Hauch der Andacht, und das Klostergeläute ladet feierlich zum Gebet ein. —

---

214. Zwei Schwestern der Weltentsagung.

Die heilige Jungfrau und Aebtissin Clara, zu Assisi aus einer der reichsten Familien stammend, zeigte schon als Kind ihren Abscheu gegen das Irdische und ihre Freude am Himmlischen. Täglich betete sie in ihrer Kammer eine gewisse Anzahl Vaterunser und Ave Maria, und zählte sie, wie einst einige Einsiedler bei ihrem Gebete thaten, mit kleinen Steinen, die sie zur Hand hatte. Sie wußte sich auch schon im Bußgeiste zu üben, verbarg unter dem Kleid den Bußgürtel; entzog dem eigenen Munde Nahrung, um Arme damit zu laben; war ungemein züchtig am Leibe, und im Umgange recht sorgsam für die Reinigkeit; der Andacht zur heiligen Muttergottes war sie vorzüglich ergeben.

Bei ihrem Heranwachsen zur Jungfrau konnte ihr aber das Gewöhnliche in den Uebungen der Gottseligkeit nicht genügen; sie

fühlte sich gedrungen, den armen Franziskus von Portiunkula, dessen Heiligkeit groß war, um Rath und Anleitung zu bitten in den Angelegenheiten ihres Seelenheiles. — Ihr Verlangen kam zur Erfüllung. Sie wurde von einer gottesfürchtigen Frau dorthin geführt, und auf ihr wohl zubereitetes Herz machte das Wort des armen Heiligen — von der Eitelkeit der Welt, der Kürze des Lebens, der Nothwendigkeit der Liebe Gottes und des Hungers nach den ewigen Gütern einen so lebhaften Eindruck, daß die zarte Jungfrau den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen. — Bei ihrem Abschied setzte die Heilige ihre Aufnahme als eine „Braut Christi" auf den Palmsonntag fest. — Indessen trugen ihr ihre Eltern eine sehr vortheilhafte Verehelichung an, was aber die Jungfrau tief schmerzte, weil sie sich nur nach dem himmlischen Bräutigam sehnte. —

Der Palmsonntag des Jahres 1212 erschien, und Clara begab sich in reichstem Schmuck mit ihrer Mutter in die Kirche, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Sittsam blieb sie an ihrem Orte und empfing — gegen die Gewohnheit — vom Bischof den Palmzweig an ihrem Platze, da man ihn sonst den Gläubigen am Fuße des Altars darreichte.

Am folgenden Morgen entfloh sie heimlich aus dem väterlichen Haus und eilte mit noch einigen Jungfrauen in das Kloster Portiunkula, wo sie unter Absingung des Liedes: „Veni creator Spiritus! Komm' heil'ger Geist!" und mit brennenden Kerzen empfangen wurde. — Als Clara nun vor dem Altare der seligsten Jungfrau Maria stand, entledigte sie sich ihrer reichen Kleider, worauf ihr der heilige Franziskus selbst die Haare abschnitt und ihr ein Bußkleid gab, das nichts Anderes war als ein Sack, den sie mit einem Strick um ihren Leib band. Franziskus verschaffte ihr, in Ermangelung eines Ordenshauses, eine Unterkunft bei den Benediktinerinnen von Sanct Paul, wo man ihr eine gütige Aufnahme bereitete.

Clara war damals achtzehn Jahre alt, und von dieser Zeit ab nahm der „Orden der Clarissen" seinen Anfang.

Da erhob sich die Welt gegen sie; die Familie nannte diesen Schritt Clara's einen Schandfleck für sie, und ihre Weltentsagung nur Wahnsinn. Man stürmte selbst in der Kirche auf sie ein, zerriß ihre Kleider, und wollte sie gewaltsam entführen und dem versprochenen Bräutigam übergeben. Sie jedoch umfaßte den Altar, entblößte das Haupt, die abgeschnittenen Haare zeigend, und rief laut und feierlich: „**Mein** Bräutigam ist Jesus Christus!"

Diesem ersten Sturm folgte ein zweiter.

Clara, zu ihrer Sicherung, war in ein anderes Ordenshaus, genannt „Sanct Angelus von Panso," nahe bei Assisi, eingetreten.

Dahin kam auch ihre vierzehnjährige Schwester Agnes, um sich ihr anzuschließen und im Klosterstand zu leben. Jetzt wurde Lärmen in der Stadt, und beide Schwestern wurden als Schwärmerinnen in der ganzen Stadt verhöhnt und verspottet. Die Verwandten der Heiligen brachen mit Gewalt die Thore des Klosters auf, zwölf Männer ergriffen die Agnes, um sie mit sich fortzuschleppen, zerstückten ihr Kleid, traten sie mit Füßen und stießen sie zur Pforte hin, während sie jammervoll schrie: „Hilf, Schwester! und lasse **nicht** zu, daß man mich von unserm Herrn Jesus und von deiner lieben Gesellschaft trenne!“ Und Clara fiel auf die Kniee und streckte die Arme hoch zu Gott empor und flehte im heißesten Gebet um seinen Schutz und Beistand; und siehe! der Sturm legte sich, nicht ohne die augenscheinliche Hilfe des Allerhöchsten. Agnes blieb, nahm das Ordenskleid, und die Familie kehrte zum Frieden zurück. —

In die Genossenschaft ihrer Töchter trat auch bald die Mutter Hortulana nebst noch einigen Frauen aus ihrer Familie, und drei Personen aus dem vornehmen Hause der Ubaldini zu Florenz. — Clara mußte, wider ihren Willen, aus Gehorsam gegen den heiligen Franziskus, die Stelle einer Oberin annehmen, und in wenigen Jahren zählte der Clarissen-Orden Klöster in allen großen Städten Italiens. —

---

215. Gottesgnade geht über Menschengnade.

Ein Kammerherr des Kaisers Leopold las in dem Leben des heiligen Ignatius von Loyola, ward von einer glühenden Liebe zu Gott ergriffen und durchdrungen, und sprach zu seinem Freunde, der gleichfalls Kammerherr war und ihn besuchte:

„Sag' mir doch einmal, mein Lieber! was suchen wir durch all' unseren mühsamen Hofdienst zu erreichen? Wir können nichts Größeres hoffen, als daß der Kaiser uns unter seine Freunde zähle. Allein gleicht die Gnade des Kaisers nicht dem schönen Krystallgeschirr auf dem Tische hier, das allerdings sehr kostbar, aber auch sehr leicht zerbrechlich ist? Unter lauter Gefahren schwingen wir uns empor zu einer größeren Gefahr! Je höher wir steigen, desto tiefer können wir fallen! — Wie ganz anders hingegen ist es mit der Gnade Gottes in seinem Dienste? Sobald wir nur ernstlich wollen, können wir es dahin bringen, von ihm unter seine geliebten Freunde gezählt zu werden. Wir dürfen Ihn nur lieben und seinen Willen vollbringen! Und dieß zu thun, wie es Sanct Ignatius gethan, ist nun mein fester Entschluß!“ —

„Sieh, mein Bruder," sprach nachher der heilige Priester auf dem Wege zu seinem Gefährten, „wie gut es ist, auf Gott zu vertrauen und auf seine Güte zu hoffen!" —

---

233 und 234. Der Abt von Liesse in Belgien.

Ludwig von Blois, geboren im Jahre 1506 zu Donstienne in den spanischen Niederlanden, kam, da sein Vater eine der höchsten Stellen am Hofe des Königs von Spanien bekleidete, frühzeitig als Edelknabe an den Hof des königlichen Prinzen von Spanien, Carl, der damals, bis zum Tode seines Vaters Philipp I. von Spanien, seinen Sitz in den Niederlanden, den väterlichen Erbgütern, aufgeschlagen und später als Kaiser Carl V. zwei Welten beherrschte. Eltern und Verwandte sahen in dieser Lage ihres geliebten Ludwig und in seinem freundschaftlichen Verhältnisse zum Prinzen die sicherste Verbürgung für die glänzendsten Würden und höchsten Aemter, die ihm in der Zukunft zu Theil werden würden.

Doch anders waren die Absichten Gottes, als die Gedanken der Menschen!

Wundersam ist darum Ludwig's Weg zur Weltentsagung; Schmerz und Pein wurden Boten Gottes zu seinem Seelenheile. — Ein eigenthümliches Geschwür entwickelte sich nach und nach an dem Haupte des Edelknaben; alle milderen Versuche zur Heilung waren fruchtlos; eine Operation erkannte der Arzt als das einzige Mittel zur Hebung des Uebels; waren aber die Martern seither schon sehr groß, so sollten jetzt noch größere folgen. Der Jüngling erkannte in diesem Leiden recht klar und tief die Ohnmacht aller menschlichen Größe und Herrlichkeit und auch das Unzuverlässige aller menschlichen Kunst; doch war er vollkommen bereit, sich in den Willen des Arztes zu fügen, und auf die Frage: „In welcher Form soll der Einschnitt gemacht werden?" antwortete er mit einem Blick auf ein nahes Crucifix: „„In der Form eines Kreuzes!"" — Und hier war es nun, wo er Denjenigen näher kennen lernte, der um der Menschheit willen des Himmels ewige Glorie verlassen, Knechtsgestalt annahm und durch Leiden und Kreuz seinen Nachfolgern den Weg zum Himmel bahnte; hier zog ihn die Liebe zu der opferwilligsten Liebe am Kreuz auf Golgatha; die Wunde seines Hauptes ward glücklich geheilt, und die Wunde seines Herzens zog ihn aus der Welt und ihrer Lust in des Klosters Heiligthum; er trat, vierzehn Jahre alt, in den Benediktiner-Orden,

und man konnte von ihm Dasselbe sagen, was der heilige Gregorius der Große von dem Ordens-Stifter Benediktus sagte, nämlich: „„Von seiner frühesten Jugend an, sobald er zur Freiheit und Selbstständigkeit gekommen war, hat er die Welt mit all ihrer Pracht als ausgedorrt verachtet, und den Fuß, den er bei seiner Geburt in die Welt setzte, sogleich wieder zurückgezogen!"" — Unter der Einwilligung und dem Segen seiner Eltern trat er in das nahe gelegene Kloster Liesse („Laetitia, Freude"), das in der Provinz Hennegau des Königreichs Belgien in einem freundlichen Thälchen steht, welches von allen Seiten von Waldungen umgeben und von dem Flüßchen Helpra durchströmt ist. — Hier zeigte Ludwig ein so heißes Streben nach Frömmigkeit und wissenschaftlicher Erkenntniß, daß man ihn zu seiner gründlichen Ausbildung auf die Universität Löwen schickte. Nachdem er die Zeit des Studiums wohl verwendet und dann in's Kloster wieder zurückkehrte, wurde er am 11. November 1530 zum Priester geweiht, und, nachdem er am 12ten sein erstes heiliges Opfer Gott dargebracht, am 13ten feierlich zum Abte consecrirt und ihm der Prälaten-Stab überreicht.

Nach allen Seiten hin fühlte man auch gar bald den Einfluß seiner eben so tief religiösen als weisen und väterlich-milden Wirksamkeit.

Dafür mögen zeugen:

1. Einige seiner Unterweisungen.

Rührend lautete seine Anrede an die Kloster-Novizen, wenn er sprach:

„Selig Diejenigen, denen Christus innerlich zuruft: „„Kommt mit mir in die Einöde!"" Selig, sag' ich, Diejenigen, die der Herr aus dem großen und weiten Meer, aus den zahllosen Gefahren dieser Welt in den Port der klösterlichen Einsamkeit führt, wo man ein wahrhaft ruhiges und sicheres Leben lebt, wo Friede und Freude des Geistes im Ueberfluß ist, wo ohne Sorge und ohne Beschäftigung mit hinfälligen Dingen Gott-geheiligte Menschen Tag und Nacht dem Könige der Ewigkeiten in wahrer Freiheit dienen! Ihre einzige Sorge ist es da, durch den unbesiegbaren Vorsatz des Gehorsams, durch unaufhörliches süßes Gebet, durch die lieblichen Uebungen der heiligen Lesung und durch die hehre Thränen-Taufe dem höchsten Gott zu gefallen!

In der Genossenschaft frommer, nach der Regel lebender Mönche ist Alles voll Frömmigkeit, Alles voll Anmuth! Hier wehen die süßesten Düfte jedweder Tugend; hier flammen mit feurigem Rothe die Rosen der heiligen Liebe; hier glänzen mit schneeiger

Weiße die Lilien der Keuschheit; hier blühen im verborgenen Winkel die Veilchen der Demuth, und erfreuen selbst die Himmel!

Kein Tumult ist hier, keine Verwirrung hat hier Platz! Zwistigkeiten und Streite müssen ferne sein von hier, wo liebliche Ruhe und freundliche Einsamkeit ihre Heimath besitzen!

Hier besiegen die tapfersten Kämpfer auf dem Kampfplatze geistigen Kampfes täglich unsichtbare Feinde, und überwinden sich selbst. Zu diesem Kampfe, zu diesem seligen Schauspiele kommen unsichtbare Schutzgenossen, die Engel des Himmels, herbei und stärken wundersam die Kämpfer Christi; und so kommt es, daß die Engel, deren Wohnung im Himmel ist, mit den Menschen auf der Erde, und die Menschen, die auf der Erde leben, mit den Engeln im Himmel die vertrauteste Freundschaft unterhalten!

Selig also Diejenigen, so die Stürme der Welt überwunden, und nun in den sichern und lieblichen Port der heiligen Klosterstille sich zurückziehen, um da den noch übrigen Theil ihres Lebens in Freuden hinzubringen und einst die unschätzbare Krone des himmlischen Reiches zu erlangen in endloser Freude!" —

Gar sinnig lautete auch die Inschrift über dem Klostergarten, die Ludwig in lateinischer Sprache dort hatte anbringen lassen, um auch hier im Herzen des stillen Wallers Andacht und Gottespreis zu erwecken.

„Die Schönheit der Blumen (so lauten die Worte) und der übrigen Geschöpfe reiße das Herz hin zur Bewunderung und Liebe des Schöpfers!

Die Lieblichkeit des Gartens bringe in Erinnerung die Wonne des Paradieses!

Nicht der Thorheit, sondern der Frömmigkeit sei diese Stätte geweiht!

Es verschwinde hier, was Gott mißfällt, man suche das Himmlische hier!

Herr! Gott! wie wunderbar bist du! Du hast mich erfreut durch deine Schöpfung, und über die Werke deiner Hände frohlocke ich!

Die Vögel des Himmels loben den Herrn, damit auch der Mensch von Herzen ihn lobe!" —

Ernst und wohlwollend sind in dem Handbüchlein für die Kleinen die zwölf Lehrworte, die er den Mönchen ertheilt, wenn er einem Jeden sagt:

„In Allem, was du thust, treibst oder redest, siehe in heiliger Meinung rein auf die Ehre Gottes, und wache über die Reinbewahrung deines Herzens und über deine Freiheit! —

Uebergieb mit vollem Vertrauen dich und das Deinige an Gott; sein Wille und seine ewige Anordnung sei stets dein höchster

Trost! Immer, du magst nun in Dunkelheit oder im Lichte, in Trübsal oder in Freuden, in Herzens-Bedrängniß oder in heiterer Stimmung dich befinden, du magst reich an Gnaden oder arm an denselben sein — immer halte Ihn für unendlich gütig; nimm alles Harte und Lästige demüthig, geduldig und selbst mit Freuden von der Hand seiner väterlichen Liebe und Vorsicht an; glaube zuversichtlich, daß er Alles zu deinem Heile ordne und zulasse, und wünsche einzig, daß sein Wille zu jeder Zeit an dir erfüllt werde! —

Was du an dir und an Anderen nicht verbessern kannst, das empfiehl Gott; und warte gelassen, bis er Dasjenige, was dir als nicht recht vorkommt, zurecht bringt! —

Kannst du Unbild und Schmach, so man dir anthut, nicht mit Freuden ertragen, so verwahre dich dabei doch vor aller unziemenden Verwirrung und vor allem Zorne; bemühe dich, ruhig zu bleiben, und bedenke, daß dein Gott um deinetwillen weit Schmählicheres mit der größten Gelassenheit erduldet hat! Bezähme und unterdrücke jede zornmüthige Aufwallung, und richte dein Augenmerk mehr auf Gott, der nach seiner Gerechtigkeit, und dennoch aus Liebe dich in solche Leiden kommen läßt, als auf den Menschen, der diese Leiden dir zufügt! —

Thue lieber den Willen eines Andern, als deinen Willen; unterwirf dein Urtheil gern dem Urtheil eines Andern! Sei nie eigensinnig auf deine Ansicht versessen, und ziehe nie etwas dem heiligen Gehorsame vor! —

Erhebe dich nie über einen andern Menschen, und verachte keinen! Halte dich für den Geringsten und Mindesten von Allen! Unterwirf dich Allen, und wünsche um Gotteswillen Allen zu dienen! Höre gelassen Diejenigen an, die dich ermahnen oder tadeln, auch wenn sie unter dir stehen! Erkenne dich lieber in Demuth als schuldig, als daß du zänkisch und stolz dich entschuldigen solltest! —

Sei du so gern der Geringste, als ein Anderer vielleicht der Höchste zu sein wünscht! Wünsche — verachtet, nicht aber geehrt zu werden; denn durch Verachtung wirst du Christo und seiner heiligen Mutter um so ähnlicher werden! —

Hege nie das eitle Streben, irgend Jemand zu gefallen; scheue aber auch nicht in kindischer Furcht das Mißfallen der Menschen! Verlange nie besondere Bekanntschaft und Vertraulichkeit oder Liebe von Anderen! —

Beurtheile nie vermessen die Reden und Thaten Anderer, und bekümmere dich nicht darum! Laß dich nie in überflüssige Sorgen ein und hüte dich vor aller Verkleinerung des Nächsten! Höre solche Reden gar nicht einmal an! —

Sei liebevoll, wohlwollend und freundlich gegen Alle; freue dich über das Gute an Anderen wie über dein eigenes, und trauere über ihr Mißgeschick! Liebe Alle mit aufrichtiger Liebe; hasse Keinen, wie sehr er dir auch zuwider sein mag! Verzweifle an dem Heile keines Einzigen; hege vielmehr herzliches Mitleid gegen alle Unvollkommenen, als daß du irgend einen Unwillen oder Bitterkeit in dir aufkommen ließest! —

Die Eitelkeit der Welt und die thörichten Gelüste des Fleisches verachte! Bewahre dich rein für den unsterblichen Bräutigam deiner Seele, und suche deinen Trost in Ihm! —

Sei mit Wenigem zufrieden und begnüge dich mit Einfachem! Gedenke stets der Armuth, die dein Gott um deinetwillen auf sich nahm und dir auch anempfohlen hat! Du bist der Lehrjünger, Er der Meister; du bist der Knecht, Er der Herr; der Lehrjünger soll sich freuen, es dem Meister nachzuthun, — der Knecht soll jubeln, dem Herrn nachfolgen zu können!" — —

Wie nun weise und heilig im Rath, so war Ludwig es auch in der That; dafür mögen Zeugniß geben:

2. Einige seiner Handlungen.

Merkwürdig ist die Sanftmuth und Milde des Abtes Ludwig. „Nicht aufbrausendem und schäumendem Moste, sondern ruhigem, mildem Oele soll das christliche Gemüth gleichen; und zu dieser Ruhe soll es zu gelangen suchen durch die heilige Einkehr in sich selbst und durch unablässige Beschäftigung der Seele mit Gott!" — Dieser Grundsatz ist ihm in der getreuesten Uebung zur zweiten Natur geworden. „Nicht durch Drohen und Schrecken, nicht durch Züchtigen und Strafen wollte er," wie er in den Statuten für sein Kloster sagt, „seine Brüder regieren, sondern durch Liebe wollte er sie leiten."

Nie hörte man ihn harte Verweise geben, und die Form seiner Rügen, wenn er etwa einem fehlenden Bruder die in den Statuten vorgeschriebene Strafe auferlegen mußte, war: „Der Herr hat gethan, was er nicht hätte thun sollen; er muß jetzt leiden, was er nicht gerne will!" oder: „Der Herr hat gethan, was er wollte; er muß jetzt leiden, was er nicht will!" —

Fehlte Einer der übrigen Klosterdiener, so lautete seine Rede: „Hätte er denn dieß nicht geschickter thun können?" oder: „Hätte er sich da nicht besser befleißen können?" —

Brachte ein Bruder mit großer Heftigkeit und mit allen Zeichen eines angegriffenen und bestürmten Gemüthes bei ihm Klagen vor, so ließ er ihn zwar ausreden; dann aber, wenn er ausgesprochen,

entgegnete er ihm: „Lieber Bruder, gehen Sie jetzt fort, und sehen Sie, daß Sie zu sich selbst kommen, ehe Sie wieder zu mir kommen; denn so lange Sie nicht bei sich selbst sind, und ihr Gemüth nicht beruhigt ist, können wir nichts ausrichten! Sobald sich aber dieser Sturm gelegt hat, so kehren Sie wieder zurück. Auf diese Weise aber können Sie weder etwas Vernünftiges begehren, noch wird auch mein Rath etwas nützen!" —

Durch solche Milde wurde jedoch seinem Ansehen nicht geschadet, sondern dasselbe vielmehr erhöht und verklärt. —

Merkwürdig war auch seine Gastfreundschaft. Sparsam bis auf das Genaueste im Klosterhaushalt, sparte er doch nichts, wenn es galt, Fremde aufzunehmen und zu bewirthen. Wie sehr er sich gar freundlich gegen Alle bewies, so nahm er doch stets strenge Rücksicht auf den Stand und die Würde des Gastes.

Nie sah er die Gäste als dem Kloster beschwerlich an, sondern er nahm sie auf als ein Geschenk Gottes, und dankte dafür dem Herrn mit der festesten Zuversicht: Er werde sowohl dem Besuchenden, als dem Bewirthenden seine redliche Absicht und seine Liebe lohnen.

Als einst die Gastzimmer längere Zeit hindurch leer gestanden, sprach der Abt zu einem seiner Klosterdiener, den er wegen seiner Einfalt und Frömmigkeit besonders hochschätzte: „Was ist's, Anselm? Vergißt uns denn der liebe Gott gänzlich? oder ist er böse über uns, daß er uns schon lange nicht mehr heimgesucht hat — in den Gästen?"

Daraus mag man ermessen, wie herzlich er die Gäste aufnahm, wie er in ihnen den Herrn selbst empfing und bewirthete; und es wunderte Niemand mehr, daß seine Gastfreundschaft nah' und fern bekannt und auch vielfältig benutzt wurde. —

Merkwürdig war auch seine Freigebigkeit gegen die Armen. Er selbst darbte sich das Nöthigste ab, um ja recht verschwenderisch gegen die Mühseligen und Beladenen verfahren zu können; und indem er Allen die milden Schätze der Erbarmung öffnete, erlangte er mit Recht den Namen „Vater der Armen."

Immer kam er ganz froh und heiter vom Austheilen der Almosen zurück. Auf Hausarme ganz besonders Bedacht zu nehmen, trug er seinen Verwaltern als heiligste Pflicht auf und gab auch diese Verordnung in den Statuten; „denn" bemerkte er, „was das Kloster mehr hat, als es eben braucht, gehört vielmehr den Armen, als dem Kloster." — Und weil man die Statuten streng und freudigst beobachtete, so stand das Kloster Liesse in dem gesegnetsten Rufe der Barmherzigkeit, und hatte den schönen Namen „„Zufluchtstätte der Armen"" erhalten.

Als ihm einst Kaiser Carl V. einen prächtigen Humpen von köstlichem Gold und künstlicher Arbeit verehrte, schenkte er denselben alsbald der Kirche von Chimaque, die gerade damals durch Feindes Verheerung großen Schaden erlitten hatte. Er glaubte, es sei Gott gefälliger, Anderer Noth zu steuern, als das herrliche und werthvolle Geschenk des Kaisers bei sich im stummen Schranke aufzubewahren. — Merkwürdig war auch seine Liebe zu einem demüthigen Leben. — Wurden ihm Ehrenstellen oder reichere Einkünfte angeboten, so schlug er sie standhaft aus, und trat mit Füßen allen Glanz der Welt sammt ihrer Eitelkeit.

Kaiser Carl V. war ihm, dem Jugendfreunde, stets gewogen und suchte ihm höhere Würden anzubieten.

So hatte er ihn zum Erzbischofe von Cambray bestimmt und ernannt; Ludwig aber schlug großmüthig und demüthig diese Würde aus und empfahl den Maximilian von Bergen, der zur heilsamen Verwaltung einer so großen Erzdiöcese tüchtiger und würdiger wäre.

Später bot ihm der Kaiser die reiche Abtei St. Martin in Tournay an. Eingedenk des Ausspruchs des heiligen Ambrosius, „daß wahre Gottseligkeit von Ehrsucht wie auch von Habsucht gleich fern sein müsse, und daß sie um so größeren Gefahren ausgesetzt sei, in je höheren Würden sie stehe," ließ er sich diese Reichthümer und Bürden nicht aufdringen. Er reiste deßhalb selbst zum Kaiser, der sich damals in Brüssel aufhielt. — Es ist aber ein uralter Erfahrungssatz, daß, wer am Hofe erscheint, mit Bitten nicht allein erscheint, sondern auch mit der festesten Zuversicht auf eine schnellere Gewährung derselben. Das wußte die Umgebung des Kaisers gar wohl. — Als nun Einer der Vertrautesten des Kaisers, der bei demselben am Meisten vermochte und der zugleich schon seit langer Zeit ein aufrichtiger Verehrer des Ludwig von Blois war, denselben bei Hof erscheinen sah, dachte er wohl nichts Anderes, als der Abt von Liesse habe irgend ein Bittgesuch an den Kaiser vorzubringen. Er kam ihm sogleich mit auszeichnendster Aufmerksamkeit entgegen, bot ihm seine Dienste an und versprach ihm, beim Kaiser Alles zu erwirken, was er nur immer wünschen möge. Dem Abte war dieser Antrag gar nicht unlieb, denn er besorgte doch: der Kaiser könnte über sein immerwährendes Zurückweisen unwillig werden, und war nun wohl zufrieden, daß die Sache durch einen Dritten ging. Nun erzählte ihm Ludwig, wie es ihm sehr hart ankäme, die Last der Abtei St. Martin in Tournay zu übernehmen, und wie er, mit seinem Loose zufrieden, unter seinen Mitbrüdern zu Liesse sein Alter zuzubringen und dort auch zu vollenden wünsche. Voll Erstaunen über diese ganz neue und in ihrer Art einzige

Supplik ging jener Hofbeamte zum Kaiser und trug die Sache vor. Aber eben so erstaunt sprach nun der Kaiser: „„Es soll ihm geschehen, wie er will! Ludwig soll, weil es nun einmal so sein Wunsch und seine Bitte ist, in Liesse leben und sterben!““ —

Und so lebte fortan dieser große Mann, ausgezeichnet durch tiefe Gottesfurcht und heiliges Leben, reich an Tugenden, voll der demüthigsten und ausdauerndsten Zuversicht auf den Herrn, noch manches Jahr in seinem Kloster, bis er am 7. Januar 1566, nur mit Gott und dem Himmlischen beschäftigt, starb, nachdem er 59 Jahre auf dieser Erde, beinahe 45 Jahre in dem Kloster und mehr denn 35 Jahre als Abt zugebracht hatte.

Die Trauer war allgemein, und nie hat das Kloster Liesse und die ganze Umgegend größeres Leidwesen gesehen, als in jenen Tagen der Octav der Epiphanie. Die Trauergottesdienste für den gottseligen Abt hielt dessen vieljähriger Freund, der Suffragan-Bischof von Cambray, Martinus Cupperus. —

Mehr als siebzig Jahre nachher, Anno 1631, ließen die Mönche von Liesse ihrem unvergeßlichen Abt ein herrliches, marmornes Denkmal setzen. — Ein noch weit herrlicheres Denkmal aber war das Kloster selbst, in dem die heilige Zucht, die Ludwig von Blois eingeführt, stets fortblühte und reichlichste Früchte der Heiligkeit und Gerechtigkeit trug. — Ein anderes, ewiges Denkmal hat er sich aber selbst gestiftet durch seine geistreichen Schriften, *) in denen so viel Trost und Freude des Geistes gefunden wird. —

---

235. Eine Selbstkreuzigung schwerster Art.

(Aus: Heinrich Suso's Leben von Melchior von Diepenbrock.)

Unbeschreiblich tief nährte der fromme Heinrich Suso aus dem Prediger-Orden in sich den Drang, in Entbehrungen und Leiden seinem Herrn und Heiland recht ähnlich zu werden; und um dieser Sehnsucht zu genügen, ward er gleichsam erfinderisch in Martern, die er seinem Leibe bereitete.

Merkwürdig ist das scharfe Kreuz, das er auf seinem Rücken trug. Vor allen anderen Uebungen wollte er ein Zeichen an seinem Leibe tragen voll empfindlichen Mitleidens mit den Peinen seines gekreuzigten Herrn. Also machte er sich selbst

---

*) Dieselben sind in deutscher Uebersetzung von Magnus Jocham zu Sulzbach in der von Seidel'schen Buchhandlung, sieben Bändchen umfassend, erschienen.

ein hölzern Kreuz, das war in der Länge als eines Mannes Spanne, und hatte seine ordentliche Breite; und darein schlug er dreißig eiserne Nägel in sonderlicher Meinung aller seiner Wunden und Minnen-Zeichen. Dieß Kreuz spannte er auf seinen bloßen Rücken zwischen die Schultern auf das Fleisch, und trug das Tag und Nacht stätiglich acht Jahre, dem gekreuzigten Herrn zu Lob. — Danach in den jüngsten Jahren schlug er auch sieben Nadeln herein, also daß die Spitzen das Kreuz weit durchdrangen und darein stecken blieben, und das andere Ende brach er hinten ab. Dieser spitzigen Nadeln Verwunden trug er zu Lob dem eindringenden Herzeleid der reinen Gottesmutter, das ihr Herz und Seele zu der jämmerlichen Stunde seines Todes so gar durchwundete. Da er dieses Kreuz zum Erstenmal auf den bloßen Rücken spannte, da erschrack seine zarte Natur darob, und er stumpfte ein klein wenig die scharfen Nägel an einem Stein. Diese unmännliche Zagheit gereuete ihn aber bald, und er machte sie alle wieder spitzig und scharf mit einer Feile, und nahm das Kreuz wieder auf sich. Wo er saß oder stand, da war ihm, als wenn eine Igelhaut auf ihm läge; wenn ihn Jemand unversehens berührte oder ihn stieß auf das Gewand, das versehrte ihn. — Daß ihm dieses peinliche Kreuz desto leidlicher wäre, so grub er hinten auf das Kreuz den heilsamen Namen „Jesus." — Mit diesem Kreuz nahm er viele Zeit alle Tage zwo Disciplinen in solcher Weise: er schlug mit der Faust auf das Kreuz, so drangen die Nägel in das Fleisch und steckten darin, daß er sie mit dem Gewande mußte herausziehn. Die erste Disciplin nahm er, so er mit der Betrachtung kommen war zu der Säule, da der holde Heiland also greulich gegeißelt ward, und bat ihn, daß er mit Seinen Wunden die seinen heilte. Die andere nahm er, so er fürbaß unter das Kreuz kommen war, und der Herr daran genagelt ward, und nagelte sich zu ihm, um nimmer von ihm zu scheiden. — Die dritte Disciplin nahm er nicht alle Tage; er that es, wenn er sich zu viel Zartheit oder ungeordnete Lust vergönnt hatte an Trinken, Essen oder an solchen Sachen. —

Merkwürdig ist auch der Abbruch des Trankes, den Suso sich auferlegte. — Er fing einst die wehthuende Uebung an, daß er sich ein gar kleines Maaß zu trinken aussetzte; und damit er dieß Maaß desto minder verfehlte zu Haus oder draußen, so schuf er sich ein Becherlein auf dieses Maaß, und das trug er mit sich, wenn er ausging. Oft trank er auch gar nichts. So er nun lange sehr durstig war und aus Strengheit seinen Durst weder mit Wasser, noch mit Wein löschen wollte, und er dann gar jämmerlich auf zu Gott sah, da ward ihm einst von Gott innerlich geantwortet

also: „Nimm wahr und lug du, wie ich stand durstig in sterbender Noth mit wenig Essig und Galle, und waren doch alle kühle Brunnen dieses Erdreichs mein eigen, denn ich habe sie allesammt und alle anderen Dinge geschaffen und geordnet dem Menschen zum Aufenthalt. Darum sollst du dich auch geduldiglich leiden in Abbruch und Mangel, willst du mein Nachfolger sein!“ — Es geschah zu einer Zeit vor Weihnachten, daß er gar verzichtet hatte auf alles leibliche Gemach und nahm an sich drei leibliche Uebungen, ohne die anderen Uebungen, die er lange gehabt hatte. Die erste Uebung war, daß er nach der Metten vor dem Frohnaltar auf bloßen Steinen also stehen blieb bis zu Tag, und das war um die Zeit, wo die Nächte allerlängst sind und man sehr früh Metten läutet. Die andere Uebung war, daß er an keine warme Statt ging, weder Tags noch Nachts, noch keine Wärme von der Gluth an die Hände ob dem Altar wollte nehmen, *) und die Hände schwollen ihm greulich, weil es zu jener Zeit allerkältest war. Nach der Complet ging er alsobald auf seinen Stuhl schlafen; nach der Metten stand er vor dem Altar auf bloßen Steinen bis zu Tag. Die dritte Uebung war, daß er sich selbst allen Trank abbrach durch den Tag, wie übel ihn auch durstete, denn nur des Morgens und ob Tisch, und alsdann durstete ihn nicht; so es aber begann zu abenden, dann durstete ihn so recht übel, daß alle seine Natur nach Trinken rang, und das ertrug er Alles mit manchem bitteren Schmerze. Der Mund war ihm so dürr innen und außen, als einem Siechen, der an einer Sucht liegt; da zerbarst ihm seine Zunge, daß sie darnach in mehr als einem Jahr nicht verheilen konnte. So er zur Complet also dürre dastand, so that er mit Begierde den dürren Mund auf, gen den Sprengwedel hingewendet in der Hoffnung, ob ihm ein kleines Tröpflein Wassers auf seine dürre Zunge fiele, daß sie davon ein wenig erkühlet wurde. So er dann zur Collation ob Tisch also durstig den Wein von sich setzte, so hub er etwann seine Augen auf und sprach: „O weh, himmlischer Vater, nimm hin zu einem Opfer meines Herzenssaftes diesen kühlen Trunk und tränke dein Kind damit in dem Durste, als es hing durstig am Kreuz in sterbender Noth!“ — Da geschah's noch in derselbigen Nacht, daß es ihm vorkam in einem Gesichte: Wie Unsere Liebe Frau käme, Gottes Mutter, mit dem Kindlein Jesus, in der Gestalt, als da es auf dem Erdreich und siebenjährig war. Es brachte in der Hand ein Krüglein mit frischem Wasser;

*) Bei großer Kälte pflegt man, während der Feier der heiligen Messe, dem Priester eine Kohlengluth auf den Altar zu setzen, zur Erwärmung der Finger.

das Krüglein war überglaset und war ein wenig größer denn ein Convent-Becher. Da nahm Unsere Liebe Frau das Krüglein in ihre Hand, und gab's ihm, daß er tränke. Er nahm es und trank mit großer Begierde und er löschte seinen Durst nach Wunsch. —

Gleich merkwürdig ist auch Suso's Lager gewesen. — In denselben Zeiten ward ihm eine alte hingeworfene Thür; die legte er in seiner Zelle in seine Bettstatt unter sich, und lag darauf ohne alles Bettgewand zu einer Beholfenheit seiner selbst. Er hatte ein gar dünnes Mättlein aus Rohr gemacht, das legte er auf die Thür, und das reichte ihm nur bis auf die Kniee. Unter sein Haupt für ein Kissen legte er ein Säcklein, gefüllt mit Erbsenstroh, und darauf ein kleines Kisselein. Er hatte kein Bettgewand überall, und wie er des Tages ging, also lag er auch des Nachts; nur allein, daß er die Schuhe abzog und einen dicken Mantel um sich that. Also gewann er ein jämmerliches Lager; denn das harte Erbsenstroh lag ihm knolligt unter dem Haupt und das Kreuz stach ihn mit den scharfen Nägeln in den Rücken. Er hatte beschlossene Bande an den Armen und das härene Niederkleid um die Hüfte, da war der Mantel gar schwer und die Thüre hart; er lag also verjammert, daß er sich nicht regen mochte, wie ein Block. Wenn er sich umkehren wollte, so geschah ihm sehr weh, und wenn er schläfrig auf das Kreuz etwa fest fiel, so drangen ihm die Nägel in das Gebein, und dann stöhnte er manchen Seufzer zu Gott. — In dem Winter geschah ihm vom Frost gar weh, denn im Schlafe, so er die Füße strecken wollte nach Gewohnheit, so kamen sie ganz bloß auf die Thüre zu liegen und erfroren ihm; so er sie dann hinwieder zu sich zog und ungestrecket hielt, so ward das Geblut wüthend in den Beinen, und das that ihm gar weh. Ihm wurden die voll Wunden, es schwollen ihm die Beine, als ob er wassersüchtig werden wollte; die Kniee waren ihm blutig und versehrt; der Rücken war von dem Kreuze verwundet, der Leib öde von maßloser Strengheit, der Mund dürre von durstiger Noth, die Hände zitternd von Kraftlosigkeit; und also in seiner marterlichen Weise vertrieb er seine Tage und Nächte.

Und warum?

Er litt das Alles aus großer, inniglicher Minne, die er hatte zu Gott, der ewigen Weisheit, unserm Herrn Jesu Christo, deß schmerzlichen Leidens er ein Nachfolger sein wollte. —

Das Dominikaner-Kloster, in dessen stillen Mauern Heinrich Suso gelebt, geduldet und der Liebe Gottes sich gänzlich aufgeopfert, liegt auf einer kleinen Insel am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee. Es ist gegenwärtig in eine Fabrik verwandelt. —

236. Die Hausordnung der Jesuiten.

Der weiland Großherzoglich Badische Staatsrath Joseph Albert von Ittner giebt im dritten Bande seiner vermischten Schriften die folgende Darstellung aus der Hausordnung der Jesuiten, die er zu Mainz ehedessen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte.

Er erzählt:

Bei den Jesuiten, denen die Erziehung in den lateinischen Gymnasien, in der Philosophie und Theologie, fast auf allen katholischen Universitäten Deutschlands anvertraut war, — geschah Alles in ihren sogenannten Collegien, eigentlich Klöstern, ohne vieles Geräusch mit der höchsten Pünktlichkeit.

Morgens vor vier Uhr wurden sie durch ein kleines Glöckchen geweckt. Jeder stand auf dieß Zeichen auf, und begab sich einzeln an einen beliebigen Ort in die noch zugeschlossene Kirche, wo er etwa eine halbe Stunde betete oder meditirte. Von da verfügte er sich in sein Zimmer, oder, wenn es Winter war, in das gemeinschaftliche wohlgeheizte Museum, fing dort an zu studiren, und sich auf die Vorlesungen, die er bei der Universität oder dem Gymnasium zu geben hatte, vorzubereiten. Wer dann frühstücken wollte, bekam etwas aus der Küche. — Von sieben bis zehn Uhr dauerten die Vorlesungen. Dann war eine Stunde Ruhe. — Von elf bis zwölf Uhr ward gespeist; um ein Uhr gingen wieder die Vorlesungen an, wurden aber mit dem Schlage vier geschlossen. — Hierauf wieder Ruhe und Studium bis sechs Uhr. Zu Nacht speiste man von sechs bis sieben Uhr. Dann war eine Stunde Conversation. Nach dieser begab sich Jeder auf sein Zimmer, wo er nach Belieben gelehrte Arbeiten oder Lektüre fortsetzte, endlich sein Abendgebet verrichtete und schlafen ging. Um zehn Uhr mußten alle Lichter ausgelöscht sein. —

Während man zu Mittag oder zu Nacht speiste, war die Hauspforte, welche sonst ein eigener Klosterbruder den Tag hindurch zur Anmeldung der Fremden hütete, die da etwas zu schaffen hatten, sorgfältig geschlossen. Dann aber trat, während der Speisestunde, das Amt eines hierzu eigens bestimmten und vertrauten Jesuiten ein. Diesen hieß man den „P. Minister oder Prokurator." Da den Jesuiten Alles daran gelegen war, daß bei ihnen von Außen her keine Unordnung, noch Unterschleif entstände, welches, während die ganze Gesellschaft zu Tische saß, leicht möglich gewesen wäre, so öffnete bei gegebenem Zeichen mit der Glocke während des Essens der „P. Minister" die Pforte, faßte seine Leute gut in's

Auge, und gab höflich Bescheid. Denn es konnte z. B. doch wohl geschehen, daß zu einem Todtkranken schnell ein beliebter Beichtvater während der Essenszeit verlangt wurde. Dieser mußte auf Anzeige des „P. Ministers" sich sogleich vom Tisch erheben und dem Rufe zum Kranken folgen.

Nach Tische trat der gewöhnliche Hüter der Pforte wieder an seine Stelle. Der „P. Minister" ging alsdann mit denjenigen Klosterbrüdern, die am Tische die Aufwartung gehabt, folglich noch nicht gespeist hatten, zu Tische.

Kein Jesuit durfte einen Fremden, selbst seinen Bruder nicht, ohne besondere Erlaubniß auf seinem Zimmer empfangen; sondern, wenn ihm Jemand gemeldet war, begab er sich in einen meistens halbzirkelförmigen Vorsaal oder Vestibulum nächst der Klosterpforte. Dieser war fast immer von Auswärtigen und Studenten voll; es ward sehr stille in dieser oder jener Ecke gesprochen, und man konnte nicht leicht etwas überhören.

Da die Studenten Vieles mit ihren Professoren fast täglich abzuthun hatten, so hätte es eines eigenen Dieners bedurft, um sie anzumelden. Dieser Ungemächlichkeit auszuweichen, waren im Hofgange fünf kleine oder größere Schellen angebracht. Wenn nun eine von diesen ein-, zwei-, drei- oder viermal angezogen wurde, so hörte dieß der Professor, dem es galt. Er erschien also in dem Vorsaale der Pforte, und fand dort seine Leute. Zweimal in der Woche, am Dienstag und Donnerstag, war Vakanz. Dann wurden keine Vorlesungen gegeben; den Schülern und Studenten war aber den Tag vorher so viel an Arbeit aufgeladen worden, daß sie für diesen Tag genug zu thun hatten.

An diesen Tagen war es den Jesuiten erlaubt, ihre Freunde oder Verwandte in der Stadt zu besuchen, oder auch außer der Stadt auf dem Felde spazieren zu gehen. Jedoch mußten sie dieß ihrem Vorsteher, den man „P. Rektor" nannte, anzeigen. Dieser ernannte dann Jedem, der ausgehen wollte, einen Begleiter. Er kannte seine Leute, und traf die Wahl immer so, daß Einer dem Andern, nach Verschiedenheit der Charaktere, der Neigungen oder des Alters zum Aufseher diente. Kamen die Ausgegangenen zurück, so meldeten sie sich wieder bei dem Rektor.

Niemand ward leicht Rektor, wenn er nicht ein vielgeprüfter Mann und bei Jahren war. Denn die Jesuiten hatten den Grundsatz: „In senibus mens, ratio et consilium." Er hatte hauptsächlich über die innere Disciplin zu wachen; er mußte bescheiden, zugleich aber auch strenger Beobachter der Gesetze des Instituts sein, und überall mit gutem Beispiel selbst vorangehen. Am Tische

führte er den Vorsitz; um und neben ihm saßen die Aeltesten, die Professoren der Theologie, der Philosophie, Physik und Mathematik. Er gab das Zeichen, wenn es Zeit war zu sitzen oder aufzustehen. Bei dem Anfang des Essens war allgemeine Stille, es ward ungefähr eine Viertel- oder halbe Stunde etwas aus der Bibel oder Kirchengeschichte vorgelesen. Dann erfolgte vom Rektor ein Zeichen, und nun hatte Jeder die Erlaubniß, mitzusprechen. Die Unterredung ward lebhaft, bezog sich auf gelehrte, politische oder häusliche Angelegenheiten oder Nachrichten. Es fehlte hiebei nicht am attischen Salz und an jener Urbanität, die den Jesuiten ohnehin eigen war. Diese ging so weit, daß kein Jesuit den andern, wie es in anderen Mönchsklöstern Sitte war, mit dem in geistlichen Gesellschaften so beliebten „Du" anredete. Ja Jeder, der dem Andern auf dem Gange, im Hofe oder auf der Straße begegnete, zog schon vor ihm in der Entfernung von einigen Schritten die Kappe oder das Professor-Baret ab, und grüßte ihn höflich, selbst den geringsten Klosterbruder.

Die gewöhnlichen Strafen, die einen Jesuiten, der etwas versehen hatte, trafen, waren geheime Verweise des Rektors, der dabei sein Ehrgefühl in Anspruch nahm, und ihn auf die genaue Erfüllung seiner Pflicht anwies. Waren diese Erinnerungen fruchtlos, so geschahen die Verweise öffentlich, und im höchsten Falle konnte Einer verurtheilt werden, während dem Essen auf dem Boden sitzend zu speisen. Das mußte aber schon ein großes Vergehen gegen die Disciplin sein. Freilich war diese Strafe erniedrigend, aber sie ward selten ausgeübt. Bekamen doch auch schon die römischen Soldaten von ihren Befehlshabern die Strafe, ut stantes cibum caperent, d. h. sie mußten stehend essen, während ihre Kameraden, auf dem Boden um die gemeinschaftliche Schüssel liegend, mit größerer Gemächlichkeit ihr Mahl zu sich nahmen. Das war eine Art von „Ignominia" oder „Schimpf," den sich jeder wackere Soldat abzubitten oft vergebens bemüht war. So viel kommt auf den Begriff von Ehre an, den man mit einer sonst gleichgiltigen Handlung verbindet.

Ein Jesuit durfte an Vakanztagen auch auswärts zu Gast speisen, wenn er von einem Freunde oder Verwandten eingeladen ward. Allein dann mußte der Einlader das Ansuchen einige Tage zuvor bei dem Rektor der Jesuiten-Gesellschaft anbringen. Es ward nie abgeschlagen; allein der Rektor ernannte dann wieder dem Eingeladenen einen Begleiter, meistentheils einen bescheidenen Mann, von dem er vermuthen konnte, daß er am Tische des Einladenden keine unangenehme Person sein würde.

Dabei aber war es unerläßliches Gesetz, daß die eingeladenen Jesuiten wenigstens eine Viertelstunde vor dem Abendessen wieder zu Hause sein mußten. —

Nun geschah es eines Tages, daß mein Oheim, ein sehr gelehrter und angesehener Mann, *) einen Jesuiten, unsern Verwandten, zum Mittagessen einladen ließ. In dieser Absicht ward ich zum P. Rektor geschickt; die Erlaubniß erfolgte unbedenklich. An dem bestimmten Tage erschien unser Verwandter mit einem sehr angenehmen Gesellschafter. Der gute Rheinwein flößte bald Begeisterung ein; es war ein sehr fröhliches Mahl, und nach Tische setzte man die interessantesten und witzigsten Gespräche fort. Man ging in den Garten außerhalb der Stadt, und dorthin folgte Kaffee und abermals der Flaschenkeller.

Die Jesuiten übernehmen sich nie in Wein. Trunkenheit wäre bei ihnen ein großes Verbrechen gewesen, das man nie verziehen hätte. Sie tranken also nur bis auf einen gewissen Grad von Fröhlichkeit, den sie nie überschritten. Es wäre ein Wunder gewesen, einen betrunkenen Jesuiten zu sehen.

Aber als unsere geistlichen Freunde einmal auf der Polhöhe der Fröhlichkeit waren, vergaßen sie die Succession der flüchtigen Augenblicke. Es schlug fünf und endlich halb sechs Uhr, ehe es ihnen einfiel, nach Hause zu gehen. Auf einmal sprang Einer von den Herren auf, der zufällig auf die Uhr gesehen hatte; sie machten sich ohne Verzug auf den Weg. Aber alle Anstrengung war vergeblich; sie kamen zu spät zu Hause an, und waren in Verzweiflung, als sie an der Pforte vernahmen, daß die Gesellschaft schon eine Viertelstunde an der Tafel saß. Also begaben sie sich still auf ihr Zimmer. Nach Tische verfügten sie sich zum P. Rektor, in der Absicht, sich zu entschuldigen. Unser Verwandter, als der Aeltere, führte das Wort. Aber der Vorsteher empfing sie zwar höflich, doch trocken und mürrisch. Er erwiederte: „Morgen würde er ihnen schon seine Gesinnungen sagen."

Sie glaubten also, sie würden morgen wieder vorgefordert werden; allein nichts weniger. Das war eine schlimme Vorbedeutung. Man gab endlich das Zeichen zu Tische. Nach dem Vorgebet trat der Rektor mitten in den Saal, rief sie bei Namen, gab ihnen einen kräftigen und öffentlichen Verweis über die verletzte Hausordnung, und erinnerte die anderen Mitglieder, diesem Beispiele nicht zu folgen, sondern genau nach dem Gesetze zu leben, mit dessen

---

*) Er war Leibarzt des Kurfürsten von Mainz.

Unwissenheit sich Niemand entschuldigen könne. Dann hieß er Alle sich niedersetzen und ruhig speisen.

Der Verweis, mit so vielem Ernst von einem Greise gesprochen, that allen Jesuiten wehe; denn Jene, die er anging, waren zwei von allen ihren Mitbrüdern sehr geachtete Professoren der Theologie, an denen sonst kein Tadel haftete. Die Gesellschaft sprach also nur leise und zum Theile gar nicht während des Speisens, nachdem das gewöhnliche Zeichen zum Reden gegeben worden war. Es herrschte eine pythagoräische Stille im Saale, die Niemand zu unterbrechen wagte, als Zeichen einer gemeinschaftlichen Theilnahme. —

Unerachtet Alles, was im Innern der Jesuitenklöster vorging, nicht leicht ruchbar wurde, so erfuhr dennoch mein Oheim mittelbarer Weise die öffentliche Censur, die seinen Gastfreunden widerfahren war. Er entwarf also einen Plan, den guten alten **Rektor** einmal selbst in die Falle zu locken. So ließ er einige Monate vergehen, damit die Sache ganz vergessen würde. Dann ließ er den Rektor bei einem gewissen Feste selbst zu sich in sein Haus zur Tafel einladen. Der würdige Greis kam, brachte aber nicht, wie wir doch erwartet hatten, unsern Verwandten mit, sondern einen andern Geistlichen, der fast eben so hoch bei Jahren war, als er selbst. Beide waren das lebendige Bild von zwei alten Patriarchen, denen man es ansah, daß sie schon mehrere Generationen von Menschenkindern auf dieser Erde erlebt hatten. Es war sonst noch gute Gesellschaft von anderen ehrenhaften Männern, deren Keiner unter fünfzig Jahren war, zusammenberufen, doch absichtlich veranstaltet, daß man etwas später als gewöhnlich zu Tische ging, ungeachtet der Onkel dem Anschein nach sehr ungehalten auf die Langsamkeit der Küche schalt. Endlich ward aufgetragen, man nahm Platz; **mir** aber hatte der Oheim einen besondern Auftrag ertheilt, den ich während des Essens vollziehen sollte. Nämlich ich sollte Acht geben, wenn etwa gegen drei Uhr hin das Gespräch am lebhaftesten wäre. Dann sollte ich aufstehen und die beiden schönen Standuhren, die auf dem Marmortische des Zimmers aufgestellt waren, aufziehen, **aber sogleich auch die Zeiger um eine ganze Stunde rückwärts treiben.**

Ich that, wie mir befohlen war; die Uhr ging also unrichtig, und da die beiden Jesuiten die Täuschung nicht ahneten, noch vorsehen konnten, so kamen sie fast um eine Stunde später zu Hause an, als ihre klösterliche Abendtafel dauerte, und gingen murmelnd und sich verwundernd auf ihre Zimmer.

des Paters hing. Besonders seine Züge auf dem Termin, seine Bettlerfahrten, zeigten den Mann in der ganzen Schönheit seiner echten Priesterseele: es waren für ihn ebenso viele Missionszüge, wobei er die empfangenen Liebesgaben reichlich durch gute Lehre und wirksames Eingreifen in die mitunter sehr zerrütteten Familienverhältnisse lohnte. Das war besonders bei Katholiken der Fall, die von der Kirche entfernt, zerstreut wohnten. Durch öfteres Terminiren war er genauer mit allen Verhältnissen der Gegend bekannt geworden, die Alten und Jungen waren mit ihm vertraut, und was Niemand bei ihnen fertig gebracht hätte, das gelang dem Pater leicht. Selbst stets im Gebet, wo er ging und stand, forderte er auch vor Allem von den ihm Begegnenden und von Denen, die er besuchte, Gebet. Auf dem Felde und im Walde und in der Stube kniete er mit ihnen hin und betete zuerst ein Vaterunser und Ave Maria mit ihnen, dann fing er seine Unterhaltung an, die immer frisch und heiter war, aber in der er rasch auf religiöse Dinge überging und dann bald in so heller Liebeslohe flammte, daß er Alle unwiderstehlich mit sich fortriß.

Und war er nun zu Ende, dann sank er wieder ganz in sich zusammen und war wieder der stille demüthige Pater, dem Niemand diesen Feuergeist zugetraut hätte; und bescheiden schlich er nach dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus!“ wieder betend über die geräuschvollen Straßen, unbekümmert um Alles, was um ihn vorging. —

2. Er hatte einmal zu Hause vom Pötter (einem Karrenschieber) reden hören, daß der so gern trinke und oft betrunken sei. „Laßt ihn 'mal rufen,“ sagte er eines Tages zum Vater, „ich will einmal allein mit ihm sprechen.“ Der Pötter kam, die wollene Mütze in der Hand, in das Zimmer; wir entfernten uns. Als wir wieder eintraten, stand der Pötter weinend da, küßte dem Pater die Hand und ging sofort gesenkten Hauptes, die Mütze über die Augen ziehend hinaus und, wie wir nachher erfuhren, seit Jahren zum Erstenmal wieder in die Kirche. Von da an rührte er kein geistiges Getränk mehr an. Das konnte natürlich der daran seit fünfzig Jahren gewöhnte Körper nicht ertragen; der Pötter wurde krank. Vergebens redete selbst der Pater ihm nun zu, Branntwein in kleinerem Maaße zu nehmen: „Nie kommt das Zeug mehr an meine Lippen,“ sagte er, „eher will ich sterben!“ —

Da der Mann nichts mehr verdienen konnte, so unterstützten ihn gute Menschen und der Pater in seinem kleinen dunkeln Kämmerchen; der Letztere besuchte ihn täglich. Der herbeigeholte Arzt rieth auch jetzt zu Spirituosen, sonst lebe der Mann nicht

drei Wochen mehr, aber Pötter blieb auf seinem Entschlusse. Er empfing mit großer Andacht bald die heiligen Sakramente und starb in des Paters Armen, der ihn in den letzten vierzehn Tagen nur verlassen hatte, um Morgens die heilige Messe zu lesen. Mit nassen Augen meldete der liebe Pater uns den Tod, und lud uns und Andere zu der heiligen Messe ein, welche er für des Hingegangenen Seelenruhe las. —

3. Ich saß eines Tages auf seinem Schooß, die Mutter, der Vater und Herr Stamm um den Tisch herum, und das Gespräch drehte sich, wie fast stets, um religiöse Gegenstände. Da trat einer der entfernteren Nachbarn herein, ein sogenannter Aufgeklärter, der oft mit dem Vater geschäftlich verkehrte. Auch er setzte sich zu uns, und der Pater fuhr, obgleich er den Mann kannte, wie er war, ruhig in seiner Erzählung fort. Er sprach eben von dem heiligen Franziskus von Assisi und erzählte uns dessen Geschichte, wie der Heilige durch seine Herrschaft über sich selbst und durch sein beständiges Leben in Gott auch die Natur sich unterworfen hatte und nahe war jenem heiligen Urzustand, wo die Thiere noch nicht vor den Menschen flohen oder ihn mörderisch überfielen; wie Franziskus vielmehr, gleich vielen anderen Heiligen, mit der Natur im vertrautesten Verkehr gelebt habe, so daß die scheue Schwalbe und der furchtsame Hase sich zutraulich ihm näherten und Schutz bei ihm suchten. Er sprach von seiner einfach erhabenen und rührenden Weihnachtsfeier, und schilderte den Heiligen, wie er die Hirten der Gegend von Rom um die Höhle versammelte, worin er eine Darstellung der Krippe errichtet hatte, und wo bei dem hell die heilige Nacht durchfunkelnden Lichterschein ein Priester die heilige Messe las, die Hirten ihre schönen Lieder sangen und Franziskus in flammender Rede die Wunder dieser Nacht pries und die ganze überflutende Gottesliebe seines Herzens, welche Sonne und Mond, Wasser und Feuer, ja alle Geschöpfe zum Lobe des Herrn aufrief, in begeisterten Worten ausströmte. Wir wagten kaum zu athmen, so durchschütterte und ergriff uns des Paters Erzählung; der Nachbar **M.** nur lächelte mit jener modernen hochmüthigen Afterweisheit und meinte, mit „„Fanatismus““ das Ganze abmachen zu können; aber der Pater schüttelte lächelnd das Haupt und sprach:

„Lieber Herr, wie beklage ich Sie! Um Ihren Glauben mag es schlecht stehen; er ist keiner, der Berge versetzt; mit ihm wäre das heilige Grab nie erobert und keine jener Millionen frommen Stiftungen gegründet worden, deren Segen Sie vielleicht noch einmal dankbar anerkennen werden!“ —

Der Mann lachte, aber es war das Lachen der Verlegenheit und Unbehaglichkeit dem durchbohrenden Blick des Paters gegenüber, und er empfahl sich. — —

Ungefähr sechs Jahre nachher begegnete ich dem Pater auf der Straße, und er fragte:

„Wohin so eilig? Hast du keinen Augenblick für mich?"

„„Immer so viel Ihr wollt, Herr Pater!""

„Dann gehe einmal mit mir zu einem deiner alten Freunde."

Wohl fragte ich, Wer das sei, aber ich erhielt keine Antwort. Wir gingen mehrere Straßen durch und kamen zum Hospital, dessen Geistlicher, Herr Schmitz, auch ein guter Freund des Hauses, uns am Crucifix des Kreuzgangs herzlich willkommen hieß.

„Herr Confrater, wie geht es mit unserm Patienten?" fragte der Pater.

„„Es ist gut, daß Ihr kommt, Herr Pater; er jammert schon seit gestern Abend nach Euch.""

Wir gingen die langen Gänge fort, der Pater öffnete die Thür eines Krankensaales und blieb bei einem der Betten stehen.

„„Ach, Pater, Pater!"" rief der Kranke. „„Der liebe Gott schickt Euch zu mir. Ich habe so sehr nach Euch verlangt, denn ich kann nur bei Euch beichten!""

Ich stand am Fuße des Bettes, als der Kranke nach mir die Hand ausstreckte und sagte:

„„Das ist doch schön, Johann, daß du den **M.** noch nicht vergessen hast, und ihn noch einmal besuchst. Gieb mir doch die Hand, Johann!""

Jetzt erst erkannte ich die Züge, die Sprache jenes alten Nachbarn wieder, der seit mehreren Jahren aus unserer Nähe weggezogen war, und gab ihm tieferschüttert die Hand. So hatte sich denn des Paters prophetisches Wort erfüllt und, der sein und seines frommen, tiefen Glaubens damals spottete, der richtete sich nun an demselben Glauben wieder auf, ihn als einzigen Anker erfassend, nachdem er Alles, Frau und Kind, Haus und Vermögen und Freunde verloren hatte, nachdem jeder Halt im Leben verschwunden war. —

Ich nahm bald Abschied von dem Manne und ging mit dem Spitalgeistlichen in dessen Wohnung, wohin auch später der gute Pater kam; sein Gesicht leuchtete und glühte in heiliger Freude. An demselben Abend noch empfing der Kranke die heiligen Sakramente. Er lebte noch etwa acht Tage, während deren der Pater ihn nur wenig verließ; und er starb, während derselbe, vor dem Bett auf dem Angesicht liegend, für die entfliehende Seele betete. —

4. Oft stürzte er auch eiligen Schrittes zur Thüre hinein und in das Stübchen, und lieh rasch kleine Summen, mit denen er sich ebenso eilig wieder entfernte. Einmal, es war mitten im Winter, sagte der Vater, als er ihn so schnell auf das Haus zukommen sah:

„Der Pater braucht wieder Geld, ich möchte doch wissen, für Wen?“

Er ging ihm in der That nach, aber kaum fünfzig Schritte weiter stürzte der arme Pater auf dem Glatteis und sein Kopf traf auf einen Stein, so daß ihm das Blut von der Stirn und der Wange lief. Aber flink, als ob gar nichts vorgefallen sei, stand er wieder auf, wusch sich eben mit dem Taschentuch das Blut weg und eilte weiter, bevor der Vater ihm noch beistehen konnte, in eine der ärmsten Gassen der Stadt, wo er in ein halbverfallenes Haus trat. Als der Vater ankam, scholl aus der Stubenthür der Jubel des Dankes einer armen Frau und dreier Kinder, deren Vater krank daniederlag; und als er eintrat, hingen sie Alle an dem Pater, der sich ihrer Freudenbezeugungen kaum zu erwehren wußte. —

5. Einmal besuchte ich ihn mit dem Vater. Seine Stube war von seiner alten Zelle nicht zu unterscheiden. Ein Bett mit einem Strohsack und der Kapuzinerkutte als Decke, ein hölzerner Stuhl und Tisch, worauf Crucifix, Brevier und einige andere Bücher, und ein Kasten, worin seine wenigen Kleider; das war Alles, einige Scherben etwa noch mitgerechnet, von denen er aß, aus denen er trank. Seine Bedürfnisse waren äußerst gering, und so floß seine kleine Einnahme fast ganz in die Hände der Armen in den Kreuzgängen und an den Thüren der Kirchen, denen er eine der willkommensten Erscheinungen war. —

---

235. Unbeugsames Festhalten an der Regel des Klosters.

Der Russe **Umanez**, Direktor der Quarantaine in Odessa, begann im Jahre 1849 auf Veranstaltung des Fürsten Woronzow eine Reise in den Orient, um Beobachtungen über die Contagiosität der Pest anzustellen. Er machte auf seinen Umzügen auch einen Abstecher nach dem Berge **Sinai**, und erzählt in seinem Reiseberichte über die Aufnahme, die ihm von den Mönchen des Berges Sinai zu Theil ward, Folgendes:

„Das „„Kloster der Verklärung Christi,““ auch das „„Kloster der heiligen Katharina““ genannt, weil in ihm

die Reliquien dieser Martyrin gezeigt werden, liegt viertausend neunhundert und sechzig Fuß über dem Niveau des rothen Meeres. Ich war, als ich mich dem Kloster näherte, so erschöpft von den Strapazen der Reise, von dem langen Ritte und der Hitze, daß ich so schnell als möglich unter Obdach zu kommen wünschte. Allein in den Klostermauern war kein Thor zu sehen; und nur oben, fast am Gipfel der Mauer, entdeckte ich eine große, fensterartige Oeffnung, aus der einige menschliche Figuren in schwarzen Kutten und Kapuzen hervorguckten. Das Fenster war mit einer überhängenden Lade bedeckt, die wie ein Schilderhaus ohne Boden aussah; an dem obern Theile derselben war ein starker Holzblock befestigt, von welchem das Ende eines dicken Taues herabhing. Dieses Fenster ist ungefähr zwanzig Ellen von der Erde entfernt, und durch dasselbe sollte ich meine Luftreise in das Innere des Klosters antreten. Schon längst hatten uns die Mönche von den Zinnen des Klosters aus erblickt. Wenn sie in der Entfernung einen Gast wahrnehmen, so ziehen sie gewöhnlich eine Flagge auf, welche als Zeichen des Willkommens dienen soll. Trotz aller Freude indessen, die es den Mönchen verursacht, einen Besuch aus dem entfernten Nil-Thal, noch mehr aber aus überseeischen, ihnen glaubensverwandten Ländern zu erhalten, lassen sie doch Niemand in das Kloster, der nicht ein Geleitsschreiben von dem Suffragan in Kahira mitbringt, durch welches er der Bruderschaft empfohlen wird. Dieser Grundsatz ist schon seit langer Zeit bei ihnen eingeführt. —

Die erste Frage, welche die Mönche an mich richteten, war: ob ich ein Schreiben aus Dschowania (dem Klosterhofe des Sinai in Kahira) mitbringe? Da ich ihre Festigkeit auf die Probe zu stellen wünschte, so antwortete ich, daß ich kein Schreiben habe.

„„Nun, da könnt Ihr auch nicht eingelassen werden!““ entgegnete der Guardian von oben.

Nach einer minutenlangen Pause erklärte ich, daß ich zwar ein Schreiben besitze, aber es jetzt nicht heraussuchen könne, und daß ich es ihnen geben werde, sobald sie mich hinaufgezogen hätten.

„„**Ohne** Paß können wir Euch **nicht** aufnehmen!““ war die Antwort.

Da es also nicht möglich war, ihren Entschluß wankend zu machen, so langte ich die beiden Schreiben vom Erzbischof in Constantinopel und seinem Stellvertreter in Kahira hervor, und zeigte sie den Mönchen.

Sogleich wurde ein Seil hinuntergelassen, an das ich meine Empfehlungsschreiben befestigen mußte, und welches dann wieder

heraufgezogen ward. Nach einer Minute ward dasselbe hinabgeschickt, um meine Sachen zu holen; als jedoch erst ein Theil davon oben war, ließ man, wahrscheinlich aus Achtung für meine doppelte Empfehlung und um mich nicht zu lange warten zu lassen, ein eigens für mich bestimmtes Seil hernieder, aber nicht das vorige, sondern ein anderes, vielleicht viermal so dickes. Als das Ende desselben die Erde erreicht hatte, bat man mich, gefälligst heraufzukommen, mit der Bemerkung, daß der Rest meiner Habseligkeiten und mein Dragoman nachfolgen würden. Das Ende des Taues war in eine Schleife geflochten, welche ich mir um den Leib schlang, indem ich mich mit beiden Händen festhielt. Sobald ich fertig war, fing man an, mich hinaufzuwinden; um mir unterwegs den Körper nicht gegen die Mauer zu zerschlagen, stieß ich mit den Füßen davon ab, bis ich das Fenster, dicht unter dem Dache, erreichte. Die Schleife wurde durch den Holzblock angehalten und ich schwebte nun zwischen Himmel und Erde, wie ein Ballen Waare, der auf ein Schiff geladen wird. Einer von den Mönchen lehnte sich mit der einen Hand an den Fensterrahmen, streckte die andere vorsichtig nach der Schleife aus und zog sie zu sich; in demselben Augenblick ward das Tau im Krahne etwas losgelassen, und ich saß im Fenster, von sechs ehrwürdigen Einsiedlern umringt, die mich mit der größten Herzlichkeit willkommen hießen.“ —

236. Geistesgegenwart.

Nahe bei der Abtei St. Albin in Frankreich liegt ein Irrenhaus, das von frommen Klosterbrüdern unterhalten wird, die den Namen „Brüder des heiligen Johannes“ führen. Die guten Mönche behandeln die Irren mit der größten Sanftmuth, und lassen ihnen die möglichste Freiheit. Um sie zu zerstreuen, beschäftigt man sie auf eine Weise, die ihren Kräften und ihren Gewohnheiten zusagt.

Einer der frommen Wärter dieser Anstalt, Bruder Mauritius, legte unter diesen Verhältnissen einen merkwürdigen Beweis von Geistesgegenwart ab.

Der ehrwürdige Bruder befand sich nämlich eines Tages in der Küche; er unterhielt sich ganz unbefangen mit einer Anzahl Irren, deren Sanftmuth ihm auch nicht die geringste Besorgniß einflößte.

Da zog Einer von ihnen zwei oder drei seiner Unglücksgenossen bei Seite und machte ihnen mit gedämpfter Stimme folgenden

Vorschlag: „Schon seit langer Zeit müssen wir uns mit einer überaus magern Suppe begnügen; jetzt ist eine Gelegenheit da, sie schmackhafter zu machen; ich rathe euch, laßt sie nicht verstreichen! Laßt uns den Bruder Mauritius in den Kessel werfen, und unsere Suppe wird ungleich fetter sein!"

Kaum war dieser furchtbare Vorschlag gemacht, als die Irren demselben beistimmten und sich alsbald auch dem ehrwürdigen Bruder nahten, um ihr Vorhaben zu verwirklichen. Es lag etwas ungemein Schreckliches in dem Anblick jener Irren, die jetzt nicht mehr danach aussahen, als ob sie irgend einem Vernunftgrunde Gehör geben würden.

Bruder Mauritius war im ersten Augenblick ganz verstört; er rief im Stillen Gott um Hilfe an, faßte sich ebenso schnell, und ging sogleich auf ihre Idee ein, versicherte, daß er allerdings eine vortreffliche Brühe geben werde, und wünschte deßhalb nichts, als, um ihnen für dieses Mal eine recht gute Suppe bereiten zu können, recht bald in den Kessel geworfen zu werden. „„Aber,"" setzte er mit höchst bedenklicher Miene hinzu, „„ich gebe euch nur Eins zu bedenken: wenn ihr mich mit allen meinen Kleidern in den Kessel werfet, so wird die Suppe verderben; wartet daher, bis ich meine Kleider ausgezogen habe, und ich will dann sogleich zu euch zurückkehren und mich in den Kessel werfen lassen.""

„Das ist wahr!" riefen die Irren untereinander, „daran haben wir nicht gedacht; so gehe denn, kleide dich schnell aus, und laß uns nicht lange warten!"

Es läßt sich denken, daß der Bruder Mauritius sich beeilte, davon zu kommen, und durch Gottes Gnadenbeistand so glücklich war, auf diese Weise dem gewissen und schrecklichsten Tode zu entrinnen.

Er kniete lange in der Kirche vor dem Allerheiligsten mit Danksagung und Thränen und frommen Gelöbnissen. —

---

237. Der muthige Kapuziner-Guardian.

Nachdem Gustav Adolph, König von Schweden, bei seinem der katholischen Kirche so feindlichen Heereszuge durch Deutschland im Jahre 1631 Würzburg eingenommen hatte, zog er mit seinem wilden Heere auf beiden Mainufern gegen den Rhein.

In Aschaffenburg, dem er sich näherte, war man voller Schrecken, und Alles floh mit seiner Habe. Selbst die obersten Behörden flohen. Nur die Kapuziner hielten treulich aus. Ihr

Pater Guardian Bernardus besetzte mit den Mönchen seines Klosters die Kirchen, und nahm sich auch in dieser Hochnoth des weltlichen Regiments an.

Endlich nahte Gustav Adolph.

Der Pater Guardian überreichte ihm, von einigen Rathsherren begleitet, jenseit der Mainbrücke die Schlüssel der Stadt und bat für sie um Schonung.

Den König befremdete der Stadtkommandant in der Kutte, aber er achtete den Muth des Mannes, und es freute ihn das Vertrauen, das er kundgab. Freundlich sprach er mit dem Guardian, und fragte nach seiner Wohnung; als dieser ihm sein bescheidenes Kloster gezeigt, erklärte der König, er werde bei ihm einkehren.

Während des Einzugs in die Stadt ging der Guardian neben dem Rosse des Königs her.

Der König, indessen er sich noch umständlich nach den Verhältnissen der Stadt erkundigt hatte, war am Schlosse angekommen, und sein Blick streifte über dasselbe hin. Er sprach: „Ein feines Schloß! Wären Räder daran, würden Wir es nach Schweden transportiren lassen. Da es aber nicht transportirt werden mag, und der flüchtige Mainzer Bischof und seine Diener es nicht zu behalten gewillt waren, so sind Wir gemeint, das Schloß Unserem Kriegsvolke preiszugeben."

Da entgegnete der Guardian: „„Ew. Majestät wolle geruhen, sich zu überzeugen, daß das Schloß mit mehr als hundert Rädern versehen ist"" — (er deutete dabei auf das Wappen des Erzbischofs von Mainz, das an allen Fenstern und auch sonst am Schlosse angebracht war, und bekanntlich auch ein Rad unter seinen Abzeichen hat) — „„es fehlt nur die Bespannung!"" —

Der König lachte und sprach: „Mönchlein, du gefällst Uns! Du bist ebenso klug, als herzhaft; um deinetwillen wollen Wir der Stadt und dem Schlosse Gnade angedeihen lassen!"

Darauf zog der König in das Kloster, wo ihn alle Kapuziner feierlich empfingen; später nahm er seine Wohnung im Schlosse. —

238. Mutter Emerentia.

Zu Arendsee war ein Nonnenkloster Benediktinerordens, nur für adelige Jungfrauen, das großen und guten Rufes sich erfreute. Das Haus ist noch allda zu sehen, und auch die Kirche, mit mancherlei Bildwerk geziert. —

Als der erste Religionskrieg in Deutschland entbrannt war, und die katholische Religion in diesen Landen verdrängt wurde, drohte auch diesem Kloster Angriff und Plünderung; doch ward der feindliche Heerführer bewogen, der Domina aus besonderen Rücksichten freien Abzug zu gewähren. Diese edle Klosterfrau hieß Emerentia von Rietdorf; und als ihr freier Abzug gewährt war, sprach sie ferner Wunsch und Bitte aus: es möge ihr erlaubt werden, auch vom Kloster Einiges in Sicherheit zu bringen, etwa so viel und nicht mehr, als sie unter ihrem Chormantel werde bergen können. Da vermeinte nun der Heerführer, die hochwürdige Frau werde die reichen Meßgewande und sonstigen Kirchenornate gern mit fortschleppen wollen, und gestand nicht ohne Zögern und ungern diese Bitte zu, denn es war doch hauptsächlich auf des Klosters Plünderung abgesehen. — Als nun die Domina aus dem Kloster trat, da bauschte ihr Mantel weit, weit um sie her, und der Feind dachte in seinem Sinn: „Nun, die macht ausgebreiteten Gebrauch von der Erlaubniß, die hat sich ja beladen wie ein Kameel!" — Was hatte aber Mutter Emerentia unter ihrem Mantel? — Zehn Paar Füße sah man darunter gehen. Sie hatte die neun Klosterjungfrauen ihres Convents unter den Mantel gehüllt, wie eine treue Henne die Küchlein unter ihre Flügel, damit ihnen nicht Leid, noch Unbill widerfahre. —

Das brachte der frommen Mutter Emerentia großen Ruhm. Ihr Bild wurde hernachmals in der erhaltenen Klosterkirche an der Orgel-Empore angebracht, wie sie mit ihrem Mantel die Jungfrauen deckt, und darüber wurde geschrieben:

„Die Versammlung des jungfräulichen Klosters
Arenthsee."

Darunter aber:

„Emerentia von Rietdorf, Domina.
Allheide von Eickstedte,
Anna von Baldenstedten u. s. w." —

239. Amalberga.

Amalberga war eine edle Jungfrau und geboren aus königlichem Stamme. Noch kleines Mädchen, baute sie im Garten ihres Vaters ein Kapellchen, worin sie Gott lobte und diente. Das mißfiel dem Bösen, und als sie einst wieder Blumen und Früchte zum Opfer in das Kapellchen trug, da lähmte er ihr einen Arm; aber Amalberga's Eltern nahmen ihre Zuflucht zu der Fürbitte der heiligen Muttergottes, und er heilte wieder.

Der Ruf von ihrer Schönheit verbreitete sich bald, und drang selbst an den Hof des Königs Pipinus. Dieser kam mit einem stattlichen Zuge zu dem Kloster, wo die Jungfrau unter Leitung Landrada's lebte, und begehrte sie als Gemahlin für seinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Carl den Großen. Amalberga aber wollte nichts von irdischer Liebe wissen, und sprach: „Ich habe mich Jesu geweiht und werde ihm getreu bleiben mein ganzes Leben lang!" — Als Carl diese Nachricht bekam, eilte er selbst zu dem Kloster und erklärte ihr mit rührenden Worten seine große Liebe; doch widerstand ihm die Jungfrau kräftig und gab ihm dieselbe Antwort, welche sie schon seinem Vater gegeben. Darob erzürnte Carl höchlich und wollte sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen; doch Amalberga rief Marien um Hilfe an, und im selben Augenblicke sah Carl von ferne einen Bären kommen, welcher von Bienen verfolgt wurde und grimmig auf ihn zustürzte. Er zog das Schwert, um den Bären zu tödten, und ließ Amalberga, welche in großer Eile flüchtete und sich sorglich vor ihm verbarg.

Weiteren Verfolgungen zu entgehen, zog sie am andern Tage mit ihrem Bruder nach Vilvorde in dem Lande Brabant, und von da nach Materen.

Das erfuhr Carl aber bald, und er ritt ihr nach gen Materen hin. Als sie von seiner Ankunft hörte, schnitt sie all' ihr schön Haar von ihrem Haupte und bedeckte es mit einem schwarzen Schleier. Carl erzürnte noch mehr, als er sie damit sah, und fragte: „„Wer hat es gewagt, meine Braut dem Herrn zu weihen?"" Da sprach Amalberga: „Das habe ich selbst gethan!" Da faßte sie Carl so grimmig mit dem Arme, daß er ihr denselben entzwei brach, und wollte sie zwingen, ihm alsbald zu folgen. Aber indem er mit ihr rang, sank der schwarze Schleier von ihrem Haupte, und er sah mit Schrecken, wie all' ihr langes Haar weggeschnitten war. Da ließ er sie und ging weg mit geändertem Herzen. Gott aber heilte ihren gebrochenen Arm wieder und befahl ihr, nach Temsche zu gehen und dort zu bleiben bis zu ihrem Tode.

Diesem Gebote kam die fromme Jungfrau alsbald nach, und sie lebte noch lange in Temsche und verrichtete große Wunderzeichen. Alles stand ihr zu Gebote, und die Thiere selbst gehorchten ihrem Willen. Die Kirche zu Temsche hat sie gestiftet, und in ihr liegt sie begraben, und bis zum heutigen Tage wallfahrtet das Volk dahin, und der Ackersmann bittet zu ihr, daß sein Korn und sein Weizen schön blühe und reife, und die Frauen flehen sie an um Gedeihen für ihren Flachs und reine Weiße für ihren Lein. —

240. Thue Gutes, so lange es Zeit ist!

Der ehrwürdige Hildebert von Tours sagt:

Der Herr ermahnt uns, Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu thun, so lange wir noch auf dem Acker des Lebens stehen. Denn wenn erst die Zeit vorübergeschwunden und die Ewigkeit gekommen ist, dann ist es zu spät. Keiner wird dort zu dir sprechen: „Kleide den Armen!“ wo Alle in den Kleidern der Unsterblichkeit prangen. — Niemand wird zu dir sagen: „Bewirthe den Fremdling!“ wo Alle im Vaterlande leben. — Niemand wird sprechen: „Besuche den Kranken!“ wo eine ewige Gesundheit blüht. — Niemand wird sagen: „Bestatte den Todten!“ wo der Tod verschlungen ist in den Sieg. — So lasset uns denn hier Gutes thun, so viel wir vermögen, lasset uns hier mit Eifer Samen streuen. Die Ernte mag dann früher oder später kommen; wenn sie kommt, wird sie in Ewigkeit nicht aufhören! —

---

241. Hartherzigkeit und Barmherzigkeit.

(Aus: Das rothe Buch von Julius Stern.)

Es lebten in einer Stadt zwei Brüder, von denen war der eine hartherzig, der andere aber barmherzig.

In kurzer Zeit war der mit dem harten Herzen ein steinreicher Mann geworden, wohnte in einem prächtigen Palast und fuhr mit vier Pferden. Der barmherzige war aber arm geblieben, und so oft ihn der Hartherzige sah, rief er spöttisch: „Lump! Lump!“ — Da weinte der arme Bruder, denn wenn er auch geflickte Kleider trug, war er doch kein Lump, sondern nährte sich redlich. Er hätte auch längst ein wohlhabender Mann sein können, wenn er nur nicht Alles, was er nicht gerade zur Nothdurft gebrauchte, an Diejenigen verschenkt hätte, die noch ärmer waren als er selbst. Denn wenn ihn ein Armer um Gotteswillen bat, so konnte er die Bitte nicht unerhört lassen.

Eines Abends saß er recht traurig in seinem kleinen Häuschen. — Ein armer, alter Bettler, der nur eine zerrissene dünne Jacke trug, hatte ihn um einen Rock gebeten. Da er selbst aber nur Einen alten Rock besaß, hatte er ihm keinen schenken können.

Wie er nun so am warmen Ofen saß, dachte er: „„Du hast es gut; der alte Mann aber wird frieren! Hättest ihm doch gegen seine Jacke deinen Rock geben können!““

Da klopfte es, und der Bettler trat herein, und sogleich fiel dem Barmherzigen ein Stein von der Brust, und er rief: „„Höre,

Alter, du kommst mir gelegen! Wir wollen einen Tausch machen! Mein langer Rock hindert mich recht bei der Arbeit; ich will dir ihn gegen deine Jacke geben! Du kannst ihn besser brauchen als ich!""

Der alte Bettler lächelte und sagte: „„Schönen Dank für Eueren guten Willen; ich habe aber heute schon einen Rock geschenkt bekommen! Wollt Ihr aber diese Nacht über mich beherbergen, so thut Ihr mir einen großen Gefallen!"" — „„„Versteht sich, versteht sich, du bleibst bei mir, ich will auf der Ofenbank schlafen, da schlaf' ich so gern; lege du dich in mein Bett!""" — Das ließ sich der Bettler gefallen, und schlief sanft in dem weichen Bett, während der Barmherzige auf der harten Ofenbank lag.

Am Morgen war der Bettler verschwunden, und hatte nicht einmal: „„Hab' Dank!"" gesagt. — Der Barmherzige aber meinte: „„„Der arme Mann hat gewiß noch einen weiten Weg vor sich; er dauert mich, daß ich ihm nicht erst eine Morgensuppe habe kochen können; ich hätte nicht so lange schlafen sollen!"""

Wie er nun sein Bett machen wollte, konnte er die Zudecke kaum aufheben, so schwer war sie; und als er schüttelte — klingelte es seltsam, und auf einmal zerriß sie, und lauter blanke Thaler rollten auf den Boden.

Da machte der Barmherzige große Augen und rief: „„„Das war ein sonderbarer Gast! Aber lieb ist mir's, daß er mir das schöne Geschenk gemacht, denn meine Armuth hat mich doch oft recht gedrückt! Nun soll ein herrliches Leben geführt werden!"""

Das herrliche Leben bestand jedoch darin, daß von nun an der Barmherzige nicht wartete, bis ein Armer ihn um eine Gabe ansprach, sondern die Armen in ihren Hütten aufsuchte, um ihnen Hilfe zu bringen.

Als der Hartherzige von dem unverhofften Glücke seines Bruders hörte, besuchte er ihn einmal wieder, und ließ sich die wunderbare Geschichte erzählen.

„Ei," dachte er, „wenn es Bettler giebt, die so bezahlen, da lohnt sich's schon, solches Lumpengesindel zu beherbergen! Mein Bruder ist ein feiner Fuchs! Es freut mich, daß ich hinter seine Schliche gekommen bin!"

Und er fragte: „ob der Goldvogel wohl wieder kommen würde?" — „„„Das ist leicht möglich!""" entgegnete der Barmherzige; „„„denn ich habe ihn schon öfter gesehen!"""

Als nun der Hartherzige nach Haus kam, gab er seinem Herzen einen Stoß und ließ ein großes Haus bauen und mit goldenen Buchstaben, die drei Ellen lang waren, daran schreiben:

„Gasthaus für Bettler! Alles umsonst!"

Das Haus aber lag vor der Stadt an der Landstraße, und er dachte: „Den Goldfinken will ich schon fangen! Hab' ich ihn erst, dann muß er — der Reihe nach in allen hundert Betten schlafen! Dann bekomm' ich Gold genug!"

In dem Gasthause wurde es bald lebendig. Von allen Seiten kamen Arme und kehrten ein, ließen sich speisen und tränken, und schliefen in den weichen Betten: „Alles umsonst!" —

Als nun die Kassen des einst steinreichen Mannes ganz leer waren, und er sich vor seinen Gläubigern kaum mehr retten konnte, kam endlich — der alte Bettler mit der zerrissenen Jacke.

Da machte der Hartherzige einen Freudensprung und rief: „Der kommt zur guten Stunde und soll mir die freie Zeche der Anderen reichlich bezahlen!"

Und er stellte sich vor die Hausthür, und winkte, und rief: „Nur hier herein! Alles umsonst!"

Der alte Bettler aber schüttelte mit dem Kopf, und sagte: „**Alles umsonst!**'" — und ging vorüber. —

---

242. Die drei Segenshände.

Die Provinz Guianna in Frankreich ward einst von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht; allenthalben herrschte das größte Elend; nur Ein Edelmann war daselbst, auf dessen Gütern sich kein Mangel zeigte; ja es schien, als hätte Gottes Freigebigkeit dahin den reichsten Ueberfluß ausgeschüttet.

Beim Einblick in das Besitzthum dieses Edelmannes — fragte man ihn: woher bei so großer Noth, die allum herrsche, gerade ihm so viel Ueberfluß zu Theil geworden sei?

Und er antwortete heitern Blickes, weil frohen Herzens: „Ich habe drei Hände in meinem Hause, die mir Alles zubringen, nämlich:

Die Hand des Herrn,
die Hand des Schaffners,
die Hand des Damian.

Oder mit anderen Worten: Ich verdanke meinen Ueberfluß:

Dem Segen Gottes, —
der Arbeit — und
dem Almosen." —

Denn dieser Damian war ein armer, von der Gicht gelähmter Greis, den dieser, auch gegen sonstige Arme sehr wohlthätige Edelmann auf seinem Schlosse verpflegte. —

---

243 und 244. Wie Einer zu großen Schätzen gelangte.

1. Der heilige Gregorius von Tours, Paulus Diakonus und Suetonius erzählen in ihren Geschichten ein sonderbares Ereigniß von dem Imperator Tiberius II.

Dieser Fürst war überaus freigebig gegen die Armen; und da er bei seinen reichlichen Almosen die Schätze, die der Imperator Justinianus hinterlassen hatte, so sehr in Anspruch nahm, daß er dieselben beinahe erschöpfte; wies Sophia Augusta, Justinian's hinterlassene Wittwe, ihn deßfalls zurecht, zieh ihn der Verschwendung und sagte, er würde am Ende den Staat in Armuth und Noth bringen. Sie fügte noch bei: „Was ich in langer Zeit mühsam gesammelt habe, das zerstreut und vergeudet Ihr in wenigen Tagen!“

Tiberius antwortete ihr: „„Seid außer Sorgen, edle Frau, geben wir immerhin den Armen Almosen; kaufen wir Sclaven los und schenken wir ihnen die Freiheit; es wird mit Gottes Gnade unser Schatz nicht abnehmen, noch wird auch der Fiscus darum ärmer werden; und an nichts wird es uns fehlen! Denn so wir also thun, werden wir uns einen großen Schatz sammeln, dem Ausspruch unseres Herrn gemäß: „„Sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder der Rost, noch die Motte sie verdirbt, und wo die Diebe sie nicht ausgraben und stehlen!“‘ Was also Gott uns so freigebig verliehen hat, damit wollen wir gegen die Armen nicht kargen, und reichlich wird die göttliche Majestät uns vergelten!“‘ —

Und was dieser fromme Fürst vorausgesagt hatte, traf pünktlich ein. Denn als er einst in seinem Palaste umherging, sah er auf dem Pflaster eine Tafel aus Marmor, auf welcher ein Kreuz ausgeschnitzt war; und da es ihn gemuthete, es gezieme sich nicht, das heilige Zeichen mit Füßen zu treten, womit wir die Stirn und die Brust bezeichnen, befahl er, die Marmortafel alsbald zu erheben. Dieß geschah auch unverzüglich. Doch siehe! da fand es sich, daß unter derselben noch ein anderer Stein, und unter diesem ein dritter war, worauf dasselbe Zeichen des Heiles eingegraben stand; und da er dieselben sämmtlich erheben ließ, fand er unter letzterem bei tausend Centner Goldes.

Hoch erfreut über so unverhofften und großen Reichthum, half nun der Imperator der Noth der Dürftigen noch weit großmüthiger ab, denn zuvor; und nie ließ der Herr es zu, daß es ihm an Mitteln fehlte, seine Huld und Milde an den Armen zu üben. —

2. Narses, der unter Justinian Großfeldherr gewesen war, hatte in einer Stadt Italiens große Schätze hinterlegt, die er bei Gelegenheit der vielen Siege über die Feinde des Reiches gewonnen

und in einer Cisterne vergraben hatte. Nur ein einziger Mensch wußte um diesen unermeßlichen Reichthum; und dieser hatte ihm mit einem schweren Eide gelobt, denselben treu zu verwahren und das Geheimniß keinem Menschen zu vertrauen. Da nun Narses gestorben war und der bereits hochbetagte Hüter dieser Schätze sah, daß sie auf solche Weise ganz unnütz verborgen blieben, andererseits aber die große Freigebigkeit des Tiberius bewunderte, der seinen Reichthum auf so lobwürdige Weise verwendete, begab er sich zu dem Imperator und entdeckte ihm das Geheimniß, an dessen Verschweigung er nun nicht mehr glaubte gebunden zu sein.

Tiberius vernahm diese Nachricht mit nicht geringer Freude, gab dem Alten eine große Belohnung und sandte Leute mit ihm, den verborgenen Schatz zu erheben. Sie erstaunten aber über die ungeheuere Menge Goldes und Silbers; denn sie fanden desselben so viel, daß viele große Wagen damit beladen wurden; Tiberius aber ward durch diesen Zuwachs an Reichthum noch mehr ermuthigt, und immer freigebiger gegen die Armen. —

245 und 246. Wie Einer wirklich Alles verkauft.

Der heilige Serapion aus Aegypten, mit dem Beinamen der „Sindonite," von einer Art leinenen Schärpe, mit welcher er seinen Leib bedeckte, führte ein von der Welt streng abgeschiedenes Leben. Seine vielfachen Reisen schwächten indessen nicht in ihm den Geist der Andacht und Abtödtung. Auch beseelte die reinste Nächstenliebe sein frommes Herz.

Davon zwei erhebende Beispiele!

1. Gerührt durch den elenden Zustand eines heidnischen Possenreißers, bediente er sich, um dessen Bekehrung nicht zu verfehlen, eines damals unerhörten Mittels. Er verkaufte sich selbst ihm als Sclave — um den Preis von zwanzig Silberlingen. Die sorgfältigste Dienstleistung ließ ihm aber immer noch Zeit übrig zum Gebet und Betrachtungen. Endlich brachten seine Reden und Thaten, welche alle tief in dem christlichen Glauben wurzelten, eine Wirkung hervor, die man folgerichtig davon erwarten mußte; der Possenreißer bekehrte sich mit seiner ganzen Familie und entsagte seinem elendiglichen Handwerke. Er gab seinem Lehrmeister auch noch die Freiheit, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, daß er die von ihm empfangenen zwanzig Silberlinge entweder zu seinem Gebrauche, oder für die Armen zurückbehielte. —

2. Einige Zeit nachher verkaufte sich der Heilige abermal, um eine arme Wittwe mit dem Erlöse zu unterstützen. — Sein neuer

Meister war mit seinem Dienste so zufrieden, daß er ihn freigab; er schenkte ihm noch sogar ein Kleid, einen Oberrock und ein Evangelienbuch. — Kaum hatte Serapion das Haus verlassen, als er einem Armen begegnete und ihm das Kleid darreichte. — Eine Strecke weiter sah er einen zweiten Armen, der beinahe dem Frost erlag; diesen beschenkte er mit seinem Oberrocke, so daß ihm zu seiner eigenen Bedeckung nur noch ein Stück Leinwand erübrigte. Als ihn Jemand fragte, wo seine Kleider hingekommen wären, deutete er auf sein Evangelienbuch, und sprach: „Dieses da hat mich derselben beraubt!“ — Aber auch dieses Buch blieb nicht lange sein Eigenthum; er verkaufte es, um mit dem Erlös eine in's tiefste Elend gerathene Person zu unterstützen; und als man ihn zur Rede stellte, wo er es hingebracht habe, gab er zur Antwort: „Solltet Ihr es wohl glauben? Es kam mir vor, als hörte ich das Evangelium beständig mir zurufen: „„Gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen!““ Deßhalb verkaufte ich mein Buch, und gab den Ertrag den Gliedern Jesu Christi, die ich hilflos in den schwersten Bedrängnissen gesehen hatte!“ —

247. Der barmherzige Bischof.

Der Eremiten-Mönch aus dem Orden des heiligen Augustinus, der heilige Thomas von Villanova, der in seinem elterlichen Hause nur Gottesfurcht und Barmherzigkeit gelernt, wurde, auf Veranlassung des Kaisers Carl V., im Jahre 1544 zum Erzbischof von Valenzia geweiht.

Thomas kam, in Begleitung eines Ordensgeistlichen und zweier Klosterbrüder, in einem abgetragenen Klosterhabit zu Fuß und heimlich nach Valenzia, um, wider seinen Willen, von dem Bisthume Besitz zu nehmen.

Von der Domkirche begab er sich, nach vollbrachter Feierlichkeit, sogleich in die öffentlichen Gefängnisse, und versprach den armen Gefangenen alle mögliche Hilfe. Da er Dunkelheit und Unsauberkeit in den Gefängnissen wahrnahm, so ordnete er mehr Licht und Reinlichkeit an, „weil,“ wie er sagte, „die Gefangenen nicht unbarmherzig sollen behandelt werden.“

Bei der Zurückkunft in den bischöflichen Palast verehrten ihm die Domherren viertausend Kronen für seinen Hausbedarf. Er nahm das Geschenk mit Dank an, ließ es aber sogleich, in Gegenwart der Wohlthäter, dem Spitalpfleger überbringen, zum Trost der Armen und Kranken, wie auch zum Ausbaue des Spitals,

indem das Feuer kurz vorher Schaden darin angerichtet hatte. Den Wohlthätern erklärte er diese Handlungsweise, indem er bemerkte: „Er glaube, der Besitz eines Bisthums ließe sich wohl mit dem Gelübde der Armuth vertragen, und er habe die Absicht, dieses sein Mönchs-Gelübde auch noch unter der bischöflichen Mitra zu erfüllen."

Als Bischof wich er von keiner Regel seines Ordens ab. Einfach bei Tische, ärmlich in seinem Hausgeräthe, begnügte er sich mit einem Strohsack statt seines Bettes. Gäste fanden aber nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch gehörige Bedienung. Sein beträchtliches Einkommen war das Gut der Armen. Täglich kamen beinahe fünfhundert Arme vor den Palast, und Jeder empfing Suppe, Brod, etwas Wein und einen Pfennig. Einmal schenkte er seinen Mantel einem fast erfrorenen Bettler. Vorzüglich war er bedacht auf die Hausarmen, auf Kranke, arme Kinder und Handwerker, um ihrer gänzlichen Verarmung zuvorzukommen und ihnen die öffentliche Beschämung zu ersparen. Alle Jahre durchreiste er sein Bisthum, damit er überall helfe, wo geholfen werden konnte. —

Je mehr indessen sein Alter zunahm, desto mehr verlangte er seines hohen Hirtenamtes ledig zu werden und sich wieder in eine Klosterzelle verschließen zu dürfen, um wenigstens die letzten Tage seiner Pilgerschaft für sein eigenes Seelenheil, ohne Verantwortung für Andere, verleben zu können. Aber seine Bitte ward von keinem Menschen angenommen!

Da wandte er sich an den Oberhirten unserer Seelen, Jesus Christus: er möge ihn — durch den Tod — seines Hirtenamtes auf Erden recht bald entheben.

Und es geschah am heiligen Lichtmeßtage seines letzten Lebensjahres, an dem er unter Seufzen und Thränen vor dem Crucifix um baldige Erhörung seiner Bitte gefleht, daß aus dem Munde des Kreuzbildes ihm diese Worte entgegenklangen: „Sei getrost und guten Muthes, denn an dem Geburtstage meiner Mutter wirst du zu mir kommen!"

Darauf, am Feste des heiligen Augustinus, nach verrichteter kirchlicher Morgenfeier, wurde er mit einer Halskrankheit und einem Fieber befallen; am andern Tage legte er eine General-Beicht ab und empfing die heiligen Sterbsakramente mit großer Andacht zur Erbauung aller Anwesenden. — Die Nachricht von der Lebensgefahr des Heiligen versetzte ganz Valenzia in die tiefste Trauer; alles Volk lief in die Kirche; Prozessionen über Prozessionen wurden von Kirche zu Kirche gehalten; in Sanct Thomas war das Weinen und Schluchzen so allgemein und so groß, daß der Gottesdienst unter-

brochen wurde. Alles flehte inbrünstig für die Erhaltung des so allgeliebten Seelenhirten.

Vier Tage vor seinem Ende befahl Thomas dem Schaffner, seine ganze, noch viertausend Kronen betragende Baarschaft bis auf den letzten Heller unter die Armen zu vertheilen, deßgleichen alles Hausgeräthe. Sein Bett, auf dem er lag, schenkte der Kranke selbst noch einem Gefangenwärter, mit der demüthigen Bitte: ihm dieses Bett noch so lange zu leihen, bis er auf demselben verschieden sei. Alsdann hob er Augen und Hände zum Himmel, und betete: „Herr Jesus, ich danke dir, daß ich wie ein armer Ordensgeistlicher von dieser Welt scheiden kann, und nichts mehr hienieden besitze!“

Kurz vor seinem Abscheiden ließ er die heilige Messe in seiner Gegenwart feiern, und als es zur Wandlung gekommen, betete er den Psalm: „Herr, auf dich habe ich vertraut; lasse mich nicht zu Schanden werden; erlöse mich in deiner Gerechtigkeit! u. s. w.“ Und bei der Kommunion des Priesters verschied er — am Tage der Geburt der allerseligsten Jungfrau Maria — des Jahres 1555, seines Alters ungefähr acht und sechzig Jahre. —

Die Trauer um den wahrhaft guten Hirten war ungemein groß, und höchst feierlich das Leichenbegängniß. Nahe und Ferne nahmen daran Antheil; bei achttausend Arme erwiesen „ihrem Vater“ die letzte Ehre. Gott selbst verherrlichte die Trauer mit einem Wunder: ein Jüngling fiel von der Höhe eines Hauses jach hinab, seine Mutter jedoch empfahl ihn der Fürbitte des Heiligen, und — ohne allen Schaden stellte sich der Jüngling bei dem Leichenzuge ein. —

Dieser heilige Thomas — selig gesprochen im Jahre 1618 durch Papst Paul V., der ihn abmalen ließ im bischöflichen Ornat, aber statt des Stabes einen Beutel in der Hand haltend und von Bettlern umgeben — ist in die Zahl der Heiligen eingeschrieben im Jahre 1658 durch den Papst Alexander VII. —

---

248. Ein einfaches, von der Welt gesondertes Leben ist ein großes Einkommen.

Vespasian Grimaldi, ein geborener Piemontese, machte in Frankreich unter der Regentschaft der Königin Katharina von Medicis als Geistlicher sehr viel Glück. Er wurde Erzbischof von Vienne in der Dauphine, und vereinigte mit dieser Würde noch mehrere andere sehr einträgliche Pfründen. Nun wollte er am Hofe leben, und führte zu Paris, wohin er alle seine Einkünfte zog, ein

sehr glänzendes Haus. Doch sei's, daß Gott seine Lebensweise nicht segnete, oder daß sein Aufwand und seine Prachtliebe seine Einnahmen überstiegen, kurz, er war immer in zerrütteten, sowohl Vermögens-, als Gesundheits-Umständen.

Eines so kränklichen und sorgenvollen Lebens müde, beschloß er endlich, von der großen Welt sich zurückzuziehen; und da schon in früheren Zeiten die lieblichen Ufer des Genfersees seine Blicke gefesselt und er daselbst die anmuthigste Landschaft ersehen hatte, die nur dem Auge sich darbieten kann, und die zugleich alle Bequemlichkeiten des Lebens im reichlichsten Maaße in sich vereint: faßte er den Entschluß, seinen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen und den Rest seiner Tage im Frieden zu verleben.

In dieser Absicht also wählte er einen kleinen Flecken, Evian (Aquianum) genannt, der am Ufer des Sees liegt, und von einer nicht minder fruchtbaren, als heitern Landschaft umgeben ist. Der Ort selbst verdankt seinen Namen dem Ueberfluß an klarem Wasser und seinen schönen Quellen. —

Nachdem er also sein Erzbisthum und alle seine übrigen Pfründen mit Vorbehalt einer jährlichen Rente von zweitausend Thalern aufgegeben hatte, zog er sich, von nur Einem Diener begleitet, an diesen Ort zurück. Er war damals im fünf und sechzigsten Jahre, und mehr von seinen Unpäßlichkeiten, als von der Last seiner Jahre bedrückt.

Ganz absichtlich hatte er diesen, von der Welt abgeschiedenen Ort gewählt, wo keine Wege, wenigstens keine Hauptstraße hindurchführt, und wo er also gegen Besuche und gesellschaftliche Ueberfälle gesichert schien. Denn er war des Tumultes und des bunten Gewirres der Stadt Paris und anderer großen Städte satt, wo er im Gefolge des Hofes einen großen Theil seines Lebens verbracht hatte. Der Umstand, daß er hier in seinem Lande blieb, machte ihm Evian um so werther; denn der kleine Ort gehörte zum Bisthum Genf, das einen Theil der Provinz Vienne in der Dauphine ausmachte.

Hier lebte er ohne Geräusch, ohne Amt, ohne ein glänzendes Gefolge und lästige Gesellschaften, und war nur auf die Heiligkeit seiner Seele und auf seine Gesundheit bedacht. Der innere Friede zeigte bald seine wohlthätigen Folgen. Seine Gesundheit erhielt in kurzer Zeit eine große Frische und Stärke, daß Alle, die früher Zeugen seiner beständigen Kränklichkeiten gewesen waren, ihn für verjüngt hielten; sowie sie auch sahen, daß seine Seele durch die Uebungen des beschaulichen Lebens zu jener Verjüngung des Adlers sich erschwungen hatte. (Ps. 102, 5.) So wahr ist jener heilige Ausspruch, daß alle zeitlichen Bequemlichkeiten Denjenigen zugegeben

werden, die vor allen Dingen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Gott segnete die geringen zeitlichen Einkünfte, die er sich vorbehalten hatte, so reichlich, und er selbst gebrauchte dieselben so mäßig: daß er, nachdem er sein Leben bis auf hundert zwei oder drei Jahre gebracht hatte, einen Reichthum von mehr als sechstausend Thalern jährlicher Renten hinterließ, von welchen er des Guten so Vieles that und so reichliche Almosen spendete, daß in dem Umkreise von zwei bis drei Stunden kaum Ein Nothleidender zu finden war. —

249 und 250. Auch Alles für die Armen!

(Auszug aus: Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen, und seine Gemahlin Elisabeth von Ungarn, von G. Simon.)

1. Nach vielen harten Erlebnissen und nach dem Tode ihres Gemahls entschloß sich die heilige Elisabeth, nach ihrem Wittwensitze Marburg überzusiedeln und dort, nach ihren Neigungen, nur dem Umgange mit Gott und der Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothleidenden zu leben.

Dort, wo jetzt die Stadt Marburg, von drei Seiten von der Lahn umflossen, sich an einen Hügel anlehnt, der von dem, in späteren Zeiten von den Landgrafen von Hessen an der Stelle der ganz alten Burg, wo einst Ludwig der Heilige oftmals getagt hatte, erbauten gothischen Schlosse gekrönt ist, in einer der reizendsten Gegenden, die es giebt: lag damals noch ein unscheinbares, ärmliches Dorf, das nicht einmal eine eigene Kirche hatte, sondern in das unweit davon gelegene Kirchdorf Oberweimar gepfarrt war.

Hierher zog sich die Landgräfin Elisabeth im Spätsommer oder Herbste des Jahres 1229 zurück. Ihre treuen Freundinnen Jutha und Eisentrud, die später, gleich ihrer Herrin, als Schwestern des dritten Grades (Tertianerinnen) in den Orden des heiligen Franziskus von Assisi traten und das Gewand der grauen Schwestern anlegten, begleiteten sie. — Vorher hatte sie bereits am Charfreitag desselben Jahres in der Minoriten-Kirche zu Eisenach öffentlich und feierlich vor dem entblößten Altar ihrem eigenen Willen, ihren Eltern, ihren Kindern und Freunden, aller Ehre und Pracht dieser Welt entsagt. —

Aber auch bis hierher folgte ihr der Haß ihrer Feinde. Sie konnte in Marburg keine passende Wohnung für sich und ihre Begleiterinnen finden, und ging deßhalb in das benachbarte Dorf Wehrda.

Hier bezog sie ein altes, zerfallenes Bauernhaus, in welchem sie weder Schutz vor der Sonne, noch vor dem Regen und Wind

fand. In dieser elenden Herberge machte sie sich unter der Treppe eine Art von Dach oder Hütte von belaubten Zweigen, worin sie ihre ärmlichen Speisen für sich und ihre kleine Familie bereitete, also eine Art von Küche, nicht zur Wohnung, wie Andere meinen. In dieser ärmlichen Behausung war sie den Strahlen der Sonne, wie der scharfen Zugluft ausgesetzt. Besonders aber hatten ihre Augen von dem immerwährenden Rauche zu leiden. Deßhalb ließ sie sich in Marburg von Holz und Lehm ein Häuschen bauen, in welches sie überzog, sobald man es vollendet hatte.

Hier legte sie dann ihre weltlichen Kleider ab und kleidete sich, nebst ihren Freundinnen Jutha und Eisentrud, in das graue Gewand der Schwestern des heiligen Franziskus, und begann nun ihre Wirksamkeit für die Armen und Unglücklichen. — Vor allen Dingen fing sie an, ein Hospital für Arme und Kranke bauen zu lassen aus den Mitteln, die ihr von ihrem Heirathsgut erübrigten. Alle Kostbarkeiten, die sie noch aus früheren Zeiten besaß, goldenes und silbernes Geschirr, seidene, golddurchwirkte Gewänder, alle Arten von goldenem Schmucke, mit werthvollen Edelsteinen besetzt, kurz Alles, was sie hatte, verwendete sie zu diesem Zwecke. Das Hospital weihte sie ihrem Vorbilde, dem heiligen Franziskus von Assisi, und übergab es später, um seinen Beistand für die Zukunft zu sichern, dem deutschen Orden.

Ihre Zeit brachte sie nun hauptsächlich damit zu, die Kranken im Hospitale zu besuchen, sie mit allem Nöthigen zu versehen, sie zu speisen, ihre Wunden zu verbinden und sie in jeglicher Weise zu verpflegen; was sie Alles mit solchem Geschicke that, daß man sich allgemein darüber verwundern mußte, indem man nicht begreifen konnte, woher sie es gelernt habe.

2. Doch begnügte sie sich nicht damit, Kranke in das Hospital aufzunehmen und dort für sie zu sorgen; sie nahm auch noch welche in ihre eigene enge Wohnung auf, legte sie häufig in ihr Bett, und zwar gerade solche am liebsten, die mit den ekelhaftesten Krankheiten behaftet waren; wie sie denn von jeher gerade diesen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Sie verrichtete bei denselben die niedrigsten, den Sinnen am meisten widerstehenden Dienste.

So nahm sie einen lahmen, vater- und mutterlosen Knaben, der an einem beständigen Blutflusse litt, in ihr Zimmer auf. Sie legte ihn in ihr eigenes Bett, wachte bei ihm und mußte ihn in mancher Nacht sechs- und mehrere Male mit eigenen Händen aufheben, um ihn seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen zu lassen. Die beschmutzten Bett-Tücher wusch sie dann mit ihren eigenen Händen. — Nach dem Tode desselben nahm sie ein aussätziges

Mädchen, ohne Vorwissen ihres Beichtvaters, zu sich, reichte ihm Speise und Trank, wusch und kleidete es an und aus. — Da Meister Conrad diese Unglückliche aus Furcht vor Ansteckung von ihr entfernt hatte, nahm sie einen lahmen Knaben, der so furchtbar mit einer bösartigen Krätze behaftet war, bei sich auf, daß er kaum ein einziges Haar auf seinem Kopfe hatte, und leistete nun diesem dieselben Dienste. — Dieser Knabe war noch bei ihr, als sie starb. —

Einmal, als sie einige Kranke gebadet und angekleidet hatte, sagte sie zu ihrer Dienerin: „O, wie wohl ist uns, wenn wir so den Herrn selbst baden und seine Blöße decken können!" —

An einem Tage, an welchem sie reiches Almosen an alle Hilfsbedürftige aus der ganzen Umgegend gespendet, war noch eine Anzahl von Armen, die zu alt oder zu schwach gewesen, um nach Hause zu gehen, in Marburg zurückgeblieben, und hatte sich des Abends bei hellem Mondschein im Hofe des Hospitals gelagert. Alsbald ließ Elisabeth Jedem, selbst den Kindern, noch sechs kölnische Denare reichen, und überdieß noch Brod unter sie vertheilen. Um aber die Freude derselben vollkommener zu machen, befahl sie noch, in dem Hofe ein großes Feuer anzuzünden, und ließ ihnen die Füße waschen und salben. Da wurde es den Armen so wohl und fröhlich um's Herz, daß sie zu singen begannen. „Seht," sagte Elisabeth voller Freude zu ihren Freundinnen, „wie wir die Menschen fröhlich machen müssen!" —

Die Zeit, welche sie von diesen Werken der Liebe erübrigen konnte, brachte sie gewöhnlich mit Spinnen zu, wie sie es einst schon nach ihrer Vertreibung von der Wartburg gethan hatte. Sie spann Wolle für die Nonnen zu Altenberg bei Wetzlar, denn das Spinnen von Hanf und Flachs verstand sie nicht. Dabei war sie so gewissenhaft, daß sie einst dem Kloster einen Pfennig zurückschickte, weil sie für diesen Betrag ungefähr weniger gesponnen hatte. — Noch während des ersten Jahres ihres Aufenthalts in Marburg kam einst, im Auftrag ihres Vaters, des Königs Andreas, ein ungarischer Graf Panias zu ihr. Ihr Vater hörte in Ungarn davon, daß sie in der größten Armuth und im Elende lebe, und sandte deßhalb den genannten Grafen zu ihr, um sie einzuladen, an ihres Vaters Hof zurückzukehren. Der Graf trat mit großem Gefolge bei ihr ein, als sie eben am Rocken saß und Wolle spann. Von Staunen und Bewunderung ergriffen, blieb er stehen, bekreuzte sich und sprach: „„Nie hat man so jemals eine Königstochter spinnen sehen!"" Sie aber ließ sich auf keine Weise zu einer Rückkehr nach Ungarn bereden. —

Ihre Nahrung war dabei so ärmlich und einfach als möglich; Kohl und ganz gewöhnliches Gemüse, nur in Wasser abgekocht, ungeschmälzt und ungesalzen. Fast immer bereitete sie diese Mahlzeit selbst, wobei sie zumeist am schlechtesten ausfiel — theils, weil sie die Kochkunst nicht gelernt, theils, weil sie nichts hatte, womit sie die Speisen hätte schmackhafter machen können. Wenn es ihr denn öfters geschah, daß die Speisen anbrannten, so ließ sie sich ganz ruhig und freundlich von ihrer Dienerschaft auszanken. War ihre ärmliche Mahlzeit vollendet, so pflegte sie auch noch das Geschirr zu waschen, und zwar oft heimlich, damit nur die Dienerinnen es nicht thun durften. —

Aehnlich verhielt es sich auch mit ihrer Kleidung. Ihr graues Gewand war ihr zu kurz, deßhalb verlängerte sie dasselbe mit einem Stück Zeug von anderer Farbe.

Dieß Alles that und ertrug sie um Gottes und der Armen willen; und sie that und ertrug es mit so großer Freudigkeit, daß sie noch in einem ihrer letzten Lebensjahre ausrief: „Unser Leben ist das allerverachtetste; aber wenn ich noch ein **verachteteres** wüßte, ich würde es wählen!“ —

Sie starb 1231, vier und zwanzig Jahre alt. — Erzbischof Siegfried von Mainz ließ ihr Leben aufzeichnen und die von ihr gewirkten Wunder eidlich erhärten, worauf Papst Gregor IX. 1235 sie heilig sprach. —

---

251. Nicht wahrhaft bedürftig!

Den Bischof von Mainz, Joseph Ludwig Colmar, diesen großen und opferwilligsten Wohlthäter der Armen, bat auf der Straße eine Frau um Unterstützung, und er gab ihr, was ihm gerade in die Hände fiel. Unglücklicherweise waren es nur — vier und zwanzig Kreuzer, welche ihm die Frau voll Entrüstung alsbald vor die Füße warf.

„Liebe Frau,“ sagte der Bischof, „wenn Ihr mit vier und zwanzig Kreuzern nicht gedient ist, so ist Sie nicht wahrhaft dürftig!“ und er hob das verschmähte Geld ruhig wieder auf. —

---

252. Die beiden Bettler.

In einem ihrer Tagebücher erzählt die Fürstin Amalia von Gallitzin das nachstehende rührende Ereigniß:

„Ich begegnete auf der fliegenden Brücke bei Wesel einem alten, lahmen Invaliden. Er sprach mich um ein Almosen an. Ich gab ihm einen halben Gulden.

Da sah ich, wie er freudig zu einem armen Blinden, der auf einer andern Bank saß, hinhinkte und die Gabe mit ihm theilte.

Ich rief ihn zurück und fragte: „„Vater, ist der dein Bruder oder Verwandter?““

„„Nein,““ sagte er; „„er war mein Kamerad im Kriege, und nun ist er es auch als Krüppel. Er kann nicht betteln gehen, weil er nicht sieht; ich aber sehe; es ist also billig, daß ich auch für ihn Almosen sammle!““ —

Wie gerne gab ich ihm nun ein Goldstück. —

Und wenn wir, die wir böse sind, so ergriffen werden vom Anblicke der Liebe und Treue: wie viel mehr wird es dann unserm Vater im Himmel gefallen, wenn er sieht, daß die Menschen einander lieben und brüderlich unterstützen! Theile von dem Deinigen mit, so wirst du mehr empfangen!“ —

253. Der geopferte Kapaun.

In der Weltstadt Paris (so erzählt das zu Leipzig erschienene protestantische Unterhaltungsblatt „Pfennig-Magazin“ im Jahrgange 1855) lebte vor längeren Jahren ein Priester, Léger mit Namen, den alle Unglückliche seines Kirchsprengels als ihren Helfer betrachteten. Mit zwei Worten ist er geschildert: Wohlthun war sein Leben.

Eines Tages hatte ihm seine Haushälterin einen Kapaun gebraten, den der Ehrenmann von einem dankbaren Bauer vom Lande geschenkt erhalten hatte. Ein Braten war etwas Seltenes auf dem Tische des armen Pfarrers, der an sich stets zuletzt dachte; und die gutmüthige Haushälterin freute sich in der That, ihrem geistlichen Herrn einmal etwas recht Gutes vorsetzen zu können.

Eben wird der leckere Braten aufgetragen, da treten ein Paar arme Kinder in die Stube.

„Lieber Herr Pfarrer,“ sagen die Kinder, „wir haben kein Brod!“

„„Was, kein Brod?““ ruft der Pfarrer und steht vom Tisch auf. „„Euere Mutter hat ja doch guten Verdienst!““

„Ach, sie ist seit vierzehn Tagen krank!“

„„Krank — und ihr habt mir nichts gesagt?““

„O, die Mutter sagte wohl immer: Wenn mich nur der Herr Pfarrer einmal besuchte, der würde schon Hilfe schaffen!“

„„Aber warum seid ihr nicht gekommen?““

„Wir sollten nicht betteln gehen, sagte die Mutter; aber jetzt geht's nicht länger. Kein Bissen Brod ist im Hause und der Doktor spricht, die Mutter solle etwas Nahrhaftes essen."

„„Wie? Nahrhaftes? — Margarethe, schnell eine Schüssel her, der Kapaun —""

„„Aber, Herr Pfarrer,"" wendet die getreue Dienerin ein, „„der schöne Kapaun!!""

„„Desto besser, Margarethe; was nützt er mir? Ich habe Kräfte; ein Stück Brod thut bei mir dieselben Dienste. Weißt du nicht, daß Geben seliger ist, als Nehmen?""

Es hilft nichts; die gute Margarethe muß den duftenden Kapaun in eine Schüssel packen und den Kindern mitgeben. — —

Derselbe gute Pfarrer beraubte sich selbst des Nothwendigsten, um Bedürftigen beizuspringen; und als ihm während eines sehr strengen Winters einige mitleidige Herzen unter seinen Kirchkindern ein warmes, wollenes Unterkleid schenkten, um es unter dem dünnen und abgetragenen Priesterrocke zu tragen, so hatte er dasselbe schon am Abend nicht mehr. Als die Geber ihm deßhalb Vorwürfe machten, sagte er begütigend: „„Ich fand in einem Dachkämmerchen einen Menschen, der halb nackt war, dem habe ich mein Unterkleid gegeben; ich habe ja an meinem Priesterrocke genug!"" —

---

254 — 258. Königliche Huld.

1. Einer der edelsinnigsten Fürsten, die je auf einem Throne saßen, war Maximilian I., König von Bayern; jedes Leiden des Volkes (so erzählt Professor Dr. Söltl) schlug an sein fühlendes Herz, und gern hätte er jedes gemildert.

Noch erinnern sich Viele, wie er in den Tagen der theuern Jahre 1816 und 1817 Getreide um große Kosten aus seinem Schatze aus der Ferne bringen ließ, an jedem Markttage selbst auf die große Schranne zu München ging, allein mitten unter dem Gedränge der Käufer und Verkäufer, Diesen zusprach, redlich zu sein, Jene tröstete, und dann, wenn der Preis zu hoch stieg, laut rief: „Hierher kommt, zu mir, liebe Kinder! und kauft, ich gebe euch mein Getreide um einen Gulden wohlfeiler!" Dadurch hemmte er oft glücklich den ungeheuern Wucher der Kornhändler, und wehrte der Verzweiflung der Armen, deren er Tausende auf seine Kosten täglich speisen ließ.

Er selbst betrachtete sich als die lebendige Schatzkammer seines Volkes; was er empfing, spendete er wieder; und oft war noch nicht die Hälfte des Monats verflossen, da war seine Kasse durch lauter

Wohlthaten schon leer. Kein Armer ging ohne Hilfe, ohne Trost von ihm, und zur Zeit der Miethzahlung drängten sich Schaaren Bedürftiger zu ihm, denen er nach Vermögen half. — Als ihn einst Jemand erinnerte und meinte, es kämen doch zu Viele, antwortete er: „Deßwegen bin ich da, könnte ich nur Allen helfen!" — Ein ander Mal theilte er, ohne seine Kasse anzusehen, behielt das Gold und gab alles Silber hin, und er hatte die geringere Hälfte gewählt. — Als ihn einst ein Armer erwartete, den er in der Ferne stehen sah, und einen Hofdiener fragte, was dieser wolle, und dieser erwiederte: „„Es ist wieder ein Bettler!"" rief Maximilian unwillig: „Danke du dem Himmel, daß du nicht zu betteln brauchst!" —

2. Seit dem Jahre 1800 ließ er fünfzig arme, ganz verlassene hilflose Waisen auf dem Lande bei rechtschaffenen und zugleich wohlhabenden Pflegeltern erziehen; so oft eine Waise austrat, nahm eine andere ihre Stelle ein. —

Auch ließ er die verschiedenen Krankenhäuser zu München in ein einziges großartiges Gebäude in verschiedenen Abtheilungen vereinigen, zu welchem Zwecke er, sowie zur Aufnahme der Kranken für alle Zukunft, eine große Summe spendete, und das neue Krankenhaus wurde durch den menschenfreundlichen Arzt Franz Xaver Häberl zu einer wahren Musteranstalt eingerichtet. —

3. Im Schlosse zu Tegernsee lebte er wahrhaft wie ein Güterbesitzer in der Mitte seines Volkes, als ein Privatmann, und kein bewaffneter Mann hinderte den Zutritt zu ihm. — Als er einst auf der Straße zu Gmund nach Tegernsee allein dahin ging, traf er einen Straßenarbeiter, der auf seinem umgekehrten Schubkarren sein Mittagessen hatte und mit einem zinnernen Löffel von den kalt gewordenen Knödeln (Klößen) stach. „Guten Appetit!" rief ihm der König zu, worauf der Arbeiter erwiederte: „„Sag' Dank, gnädiger Herr König! Mitgehalten!"" Und Maximilian entgegnete: „Ich kann's ja probiren!" setzte sich zu dem Arbeiter und löste gleichfalls etwas von den Knödeln ab und aß, worauf der Taglöhner vor Freude außer sich die Hände faltete und sprach: „„Gnädiga Herr! i kann gar nix thuan für enk, aba beten will i!"" Und der König erwiederte: „Bete du für mich, ich kann für dich auch etwas Anderes thun!" und bestimmte ihm eine monatliche Unterstützung. —

4. Vielen in jener Gegend wurde er Pathe, den Meisten auf irgend eine Art Wohlthäter; viele Familien verdanken ihm allein ihr Glück; und das Wohlwollen, die Güte und die Herzlichkeit des Königs gegen Alle, auch gegen die Geringsten seiner Unterthanen, war so allgemein bekannt und er so geliebt, daß ihn die Bewohner

meist nur „ihren gnädigen Vater“ nannten, wobei es seine Freude war, mit kleinen Geschenken ihnen einen frohen Augenblick zu bereiten. — Als eines Abends ein Greis vorüberging und den auf der Bank vor dem Schlosse sitzenden König mit dem gewöhnlichen Gruße grüßte: „„Gute Nacht, Herr Vata!““ fragte ihn dieser freundlich: „Nun, Alter, heute war's warm, heute kann das Abendbier schmecken?“ Da lächelte der Alte, und sagte: „„Na, Herr Vata, heut wird koans trunka, aba am Sunta!““ Der König aber gab ihm einen Kronenthaler mit den Worten: „Sieh', da trink' nur heute auch eins, und laß dir's schmecken!“ —

5. Daß seine Güte von Zudringlichen und Unverschämten auch oft mißbraucht wurde, davon nur ein einziges Beispiel. — Maximilian besuchte oft in der Gegend von Tegernsee einen hochgelegenen Bauernhof, um der schönen Aussicht von dort aus zu genießen; sobald dieß der Bauer merkte, wollte er von dem hohen Besuche Vortheil ziehen. Und als der König eines Tages wiederkam und den Bauer ganz bestürzt und traurig sah, fragte er ihn theilnehmend: „Wo fehlt's? Ist dir ein Unglück begegnet?“ Und als er hörte, dem Mann sei ein Pferd zu Grunde gegangen, ließ er ihm ein anderes kaufen. Bei dem nächsten Besuche war neue Trauer und neue Klage um ein Rind, und der König gab ein neues Geschenk. Als aber bei seinem nächsten Erscheinen der Bauer gleiche Klage erhob, sprach der König halb entrüstet: „Weil das Unglück in deinem Hofe gerade immer vor mir einspricht, so will ich ihn meiden!“ Er ging und besuchte jenen Platz nicht wieder. —

259. Das verheißene Todeszeichen.

In der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen Ostindiens saß einst ein reicher Kaufmann, Don Pedro Vellio genannt, der noch im hohen Alter einer kräftigen Gesundheit sich erfreute, beim festlichen Mahle; seine zahlreichen Freunde, die ihn aufrichtig liebten, um ihn her. In der heitersten Stimmung hatte er eben, von einem Toaste aufgefordert, den Pokal mit köstlichem Wein an die Lippen gesetzt, als er plötzlich innehielt, und eine auffallende Veränderung an ihm vorging. Leichenblässe bedeckte sein Antlitz, seine Züge nahmen den Ausdruck des strengsten Ernstes an; alle Freude am Leben schien aus seinem Herzen gewichen; und zwar einzig aus der Ursache, weil der Wein, von dem er eben genippt, ihm bitter wie Galle schmeckte. Um vor jeder Irrung sich zu wahren, reichte er den Pokal den nebenan Sitzenden, und bat sie,

von dem Weine zu kosten; diese jedoch fanden ihn tadellos. Er wollte noch eine zweite Probe anstellen, indem er einen andern Becher voll Wein sich reichen ließ; der Geschmack war wiederum so bitter wie zuvor. Nun war Vellio seiner Sache gewiß; mit großer Seelenruhe erklärte er seinen Gästen, daß seine Todesstunde gekommen sei; sagte ihnen gerührt das letzte Lebewohl, und bat sie als theilnehmende Freunde, ihn, sobald er sein Haus bestellt haben würde, in die Kirche zu begleiten, wo er das Viaticum empfangen wollte. Die Gäste beurtheilten diese unerwartete Mittheilung in sehr verschiedener Weise; und die Meisten suchten den Grund davon in einer plötzlichen Anwandlung von Schwermuth, oder in den Schwächen des Greisenalters; sie wurden jedoch bald genug eines Andern belehrt, als noch vor einbrechender Nacht ihr Freund und Wohlthäter — nachdem er die heiligen Sterbsakramente empfangen hatte — aus seinem thatenreichen und verdienstvollen Erdenleben abgerufen wurde. —

Wie kam es jedoch, daß Vellio das Zeichen oder die Mahnung, die ihm gegeben worden, mit solcher Sicherheit zu deuten wußte?

Ihm war in früheren Jahren das unschätzbare Glück zu Theil geworden, einen aufrichtigen Freund zu finden, dessen Name mehr sagt, als jedes Lob; denn dieser Freund war der Apostel von Hindostan und Japan, der heilige Franziskus Xavier. Auf der kleinen Insel gegenüber von Canton, die bei den Engländern Saint John, bei den Portugiesen Sanciano hieß, und den Letzteren als chinesischer Handelsplatz diente, war Don Pedro Vellio von Franziskus Xavier ersucht worden, zur Aussteuer eines ehrbaren, aber dürftigen Mädchens nach eigenem Gutdünken beizutragen; er hatte jedoch mehr gethan, als von ihm verlangt wurde, und die ganze Aussteuer auf's Freigebigste bestritten. Damals war es, daß Xavier, von dieser Großmuth gerührt, in prophetischer Begeisterung zu ihm sagte: „Dein guter Wille hat Wohlgefallen vor Gott gefunden! Du wirst in deinem Leben mancherlei Geschicke erfahren, aber niemals hilflos bleiben; wenn Unfälle dir mit Verarmung drohen, werden treue Freunde dir aufhelfen; auch wirst du nicht sterben, ohne den Tag und die Stunde voraus zu wissen!" — Als aber Don Pedro Vellio in ihn drang, ihm auch das Zeichen bekannt zu geben, woran er diese Nähe des Todes erkennen möchte, hatte der Heilige den Blick zum Himmel erhoben, und dann erwiedert: „Wenn der Wein dir **bitter** wird, dann magst du zum Tode dich bereit halten!" —

Dieses wohlbeglaubigte Ereigniß, das zu mehr als einer Anwendung geeignet ist, erinnert entschieden genug an den schönen

alten Ausspruch: „Das Almosengeben befreit die Seele von der Sünde und dem Tode, und wird nicht zulassen, daß sie in die ewigen Finsternisse eingeht!“ Tob. 4. —

260. Die auch nach ihrem Tode noch segnende Wohlthäterin.

(Aus: Legende der Heiligen, von Johannes Laicus.)

Die heilige Jungfrau Lufthildis lebte in der Gegend des kölnischen Städtchens Reimbach. Von ihrer Jugend weiß man nichts Näheres mehr, nur so viel, daß sie aus adeligem Geschlecht entsprossen war und von frühen Tagen an dem Herrn mit zarter Frömmigkeit diente.

Ihre Mutter war früh gestorben und ihr Vater heirathete bald wieder. Diese zweite Mutter aber hatte nicht die Liebe zu der Jungfrau, die sie hätte haben müssen; sie war eine rechte Stiefmutter, und Lufthildis hatte manche und schwere Leiden zu ertragen. Doch Vorwürfe, Schimpf, ja Schläge selbst litt sie mit stiller Geduld, dankte dem Herrn dafür, und bat ihn nur, er möge doch das Herz der bösen Frau erleuchten, damit sie ihr Unrecht einsehe.

Den Armen trug sie eine rührende Liebe zu und gab ihnen Alles an Brod und Anderem, was sie nur fand. Das war ein neuer Grund für den Zorn der Stiefmutter, und sie verbot ihren Dienern, der frommen Jungfrau ferner etwas zu geben. Diese Diener waren leider! nicht besser, als sie selbst; und als Lufthildis eines Tages zu ihnen kam und nur um Ein Brod für ihre Armen bat, da warfen sie ihr glühende Kohlen in die Schürze, welche sie ausbreitete, um das Brod zu empfangen, und trieben daneben noch ihren Hohn und Spott mit ihr.

Als nun diese Unbilden kein Ende nahmen, da beschloß sie zuletzt, ihres Vaters Haus zu verlassen und in der Einsamkeit Gott, dem Herrn, allein zu dienen in Betrachtung und Gebet. Sie baute sich auf einem kleinen, am Kirchhof gelegenen Hügel ein Häuschen, und ließ von demselben einen Gang in die Kirche machen, so daß sie zu jeder Zeit und Stunde hinein konnte. Da beschloß sie auch ihr musterhaftes heiliges Leben, welches der ganzen Gegend bis zu ihrem letzten Augenblick ein erhebendes Vorbild gewesen war. —

Wie sehr das fromme Volk sie verehrte, und wie es ihre Heiligkeit erkannte, das bewies es dadurch, daß es den Sarg, welcher ihre irdische Hülle umschloß, der Erde nicht übergeben lassen

wollte. Bald bestätigte auch der Herr die Glorie seiner Dienerin durch mehrere Wunder, und nun begann ein großer Zulauf von fromm vertrauenden Kranken, die sämmtlich Heilung fanden.

Ihr Leib ruht jetzt in einem marmornen Sarge hinter dem Hochaltar der Kirche des nach ihr genannten Ortes „Lüftelberg." Immer noch strömt das fromme Volk wallfahrend dahin, um ihre Fürbitte zur Befreiung von verschiedenen Krankheiten, besonders der Taubheit, zu erflehen.

In der ihr geweihten Kirche steht ein Altar, der ihr Bildniß trägt, und vor demselben ein großes Gefäß, worein die Landleute kleine Opfer von Frucht, Korn, Waizen und dergleichen durch eine dafür bestimmte Oeffnung darbringen. Diese Opfer werden später den Armen vertheilt, und man backt ihnen Brod davon. — So übt die Heilige gleichsam jetzt noch ihre alte fromme Liebesthätigkeit; und wie im Leben, so ist sie auch noch Jahrhunderte nach ihrem Tode den Armen eine milde Spenderin. —

Dieses fortdauernde Wirken der Heiligen, deren Beispiel die Herzen öffnet, daß sie ihr Almosen schenken, und die dann mit den milden Gaben der Armuth tröstend und helfend entgegenkommt; das ist wieder eine der schönen Blüthen der katholischen Heiligen-Verehrung, das ist eines jener zahllosen Wunder der Kirche, an denen du so oft, ohne sie zu beachten, vorübergehst. O, so erschließe ihr doch dein Herz, und dein armes Leben wird reich werden; schließe doch so vielem Schönen dein Auge nicht, und du wirst erleuchtet und erwärmt werden mehr und mehr von der ewigen Lampe und dem wunderbaren Liebesbrand, die in dem Heiligthum der Kirche überall, Tag und Nacht, und in tausend Formen und Farben glühen! —

---

261. Das Waisen-Kloster zu Belem.

Es giebt wenige Flüsse, die so viele und auf Einem Punkt vereinigte Naturschönheiten darbieten, als der Tejo an seiner Mündung, und nur wenige Städte, die so viel Malerisches haben, als Lissabon. Portugals Hauptstadt ist auf einer Hügelreihe gebaut, welche die Grenze des Guaramagebirges bildet, nachdem dieses zuvor die Provinzen Beira und Estremadura durchzogen hat. Sieben dieser Hügel sind von der Stadt bedeckt, und man kann sie in drei Gruppen theilen, nämlich Lissabon, oder diejenigen, worauf sich das Schloß St. Georg, die Klöster St. Vincente de Fora und la Gracia, Campo d'Orique u. s. w. befinden, die zusammen den obern und Hauptheil der Stadt bilden; dann Buenos Ayres mit dem Palast

Necessidades, Estrella u. s. w., und endlich Belem. Das Thal Alcantara trennt die beiden letzten Gruppen, die jedoch durch eine dem heiligen Petrus geweihte Brücke verbunden sind. Fährt man in den Tejo ein, so ist, nachdem man an dem Fort St. Julian vorbeigesegelt ist, Belem der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit fesselt.

Dieser schöne Ueberrest maurischer Baukunst steht an dem sandigen Gestade des Tejo, an der Spitze einer kleinen Bucht, und schützt mit Bouje oder dem Leuchtthurm an der entgegengesetzten Seite der Sandbank Lissabon von der Seeseite. Die Batterien, die sich vom Thurm aus dem Ufer des Flusses entlang erstrecken, obschon von den Franzosen fast gänzlich zerstört und durch Vernachlässigung verfallen, haben immer noch hinlängliches Geschütz, um sie furchtbar zu machen. Hinter dem Thurme steht das Kloster St. Jeronimo, jetzt die „Casapia“ oder das „Haus der Barmherzigkeit“ genannt. — Es ist unmöglich, von der Schönheit dieses Gebäudes eine genügende Beschreibung zu geben. Die mit Bildhauerarbeit bedeckte Kapelle, mit ihren Mauern, Pfeilern und ihrem Dache von weißem Marmor; das schöne Viereck mit seiner lieblichen Quelle; die minaretförmigen Strebepfeiler verdienten allein eine einzelne Beschreibung. Es mag hinreichen, wenn wir erwähnen, daß es kaum einen Stein in dem Gebäude giebt, in welchem nicht eine maurische Devise eingegraben ist. Casapia bedeutet wörtlich „Haus der Barmherzigkeit“ (pia ist eine Abkürzung von piedade, Barmherzigkeit), und der Zweck des Gebäudes ist daher, Waisen und von ihren Eltern verlassene Kinder aufzunehmen und sie zu erziehen. —

Die Art, wie man hier die Kinder der Pflege dieser Anstalt übergiebt, ist folgende:

In der Nähe der Thüre des Hauses befindet sich ein runder Kasten, worein das Kind mit einem Zettel, worauf der Name steht, den es erhalten soll, und einem Zeichen, um es in Zukunft wieder zu erkennen, gelegt wird. Der Kasten dreht sich dann auf einem Zapfen, und bringt so seine Bürde in das Innere des Hauses. Viele Eltern, die zu arm sind, ihre Kinder zu ernähren und zu erziehen, nehmen zu dieser barmherzigen Stiftung ihre Zuflucht; und wenn sich späterhin ihre Umstände verbessern, können sie dieselben gegen eine mäßige Vergütung zurückverlangen. Die weiblichen Zöglinge werden schon sehr zeitig zur Arbeit angehalten, und ihr Erwerb bildet ihre einstige Aussteuer; die männlichen erhalten die nöthige Vorbildung zum gewerblichen Leben, und wenn sie das erforderliche Alter erreicht haben, werden sie in die Lehre gegeben. Das Kloster ist sehr reich, da Wenige ihr Testament machen, ohne die „Casapia“ zu bedenken. —

262. Der Segen Gottes im Zufluchtshause zu Nancy.

Als das allgemeine Elend, das aus der Revolution hervorging, der französischen Regierung die Nothwendigkeit von Zufluchtshäusern nahe legte, wurde im Jahre 1817 den Schwestern des heiligen Carl Borromäus ein solches Haus in Nancy in einem Zustande gänzlicher Verwüstung übergeben. Es hatte keinen Fonds, und sie mußten es aus den Tagegeldern von fünf und vierzig Centimen (ungefähr fünf und vierzig Pfennigen) für jedes dahin gesendete Individuum verwalten. Sie erhielten, um das ganz leere wüste Haus nur einigermaßen herzustellen, Vorschüsse, welche ihnen wieder von den Tagegeldern abgezogen wurden; und dennoch kam die Anstalt bald in blühenden Zustand.

Ein wohlgesinnter Reisender, der vor einigen Jahren dieselbe besuchte, berichtet unter Anderm Folgendes:

Das Haus steht unter dem Präfekten, und das Tagegeld erlegen die Gemeinden, aus welchen die Personen zur Aufnahme gesendet werden. Da das Haus kein anderes Vermögen besitzt, und die Schwestern von St. Charles, welche seine Führung übernommen haben, mit dem bestimmten Tagegeld auskommen müssen, so wird keine Rechnung von ihnen abgelegt. Wenn aber an irgend einer Wohlthätigkeits-Anstalt der an Wunder erinnernde Segen einer ganz auf Gottes Hilfe vertrauenden und aus christlicher Liebe arbeitenden Hauswirthschaft sich je bewährt hat, so ist es an diesem Zufluchtshause des Elends. — Von 1807 bis heute haben die frommen Schwestern durch die drangvollsten Kriegs- und Mangeljahre viele Tausende von elenden Menschen gepflegt, gekleidet, belehrt und gebessert, oder wenigstens zu einem frommen Tode geführt, ohne andere Hilfe, als das geringe Tagegeld. In den Nothjahren hatten sie einmal zwanzigtausend Franken Schulden. Sie haben keine Vermächtnisse, keine Geschenke empfangen, außer einmal in der allerdringendsten Noth ganz unerwartet achthundert Franken. „Gottes Segen kann nicht fehlen!“ sagen sie, durch den Erfolg ihres kindlichen Glaubens und ihres frommen Fleißes in freudiger Ueberzeugung. „Wer Gott recht vertraut und von ganzem Herzen aus Liebe zu Jesus giebt, dem quillt das Fleisch im Topfe! Wenn die Armuth recht groß ist, und die Mittel recht klein sind, da kann der Mensch nicht mehr, als Gott vertrauen; dann kommt die Reihe an ihn, da kann man alle Arme von der Straße hereinrufen; denn dann hat Er den Tisch gedeckt. Wir haben unzählige Beweise davon; Alles, Alles ist von ihm; wir danken ihm, und arbeiten ruhig fort; kommen Sie und sehen Sie, was der Vater der

Armen und Elenden Alles gegeben hat!“ Und nun führen sie den erstaunten Besucher durch alle Räume des Hauses vom Speicher bis zum Keller. Da sieht er Schätze von Leinwand in der schönsten Ordnung hinter Vorhängen luftig aufgeschichtet, Decken und Matratzen und Kleider, Alles wohl erhalten und bis in das Kleinste benützt und hergestellt. Vorräthe von Getreide und Hülsenfrüchten, Flachs und Hanf und Wolle und Roßhaaren und rohem Linnen und Stoff aller Art. Gefäße, Werkzeuge, Rauchfleisch, getrocknete und eingemachte Früchte, Gewürz und Sämerei. Alles in Ueberfluß, wohl geordnet, wohl bewahrt in den reinlichsten, hellsten Räumen, und vorgezeigt von heiteren und demüthigen Wesen, welche sich kindlich daran freuen, weil sie alle diese Räume wüst und leer gesehen, weil diese Reinlichkeit, Ordnung und Fülle der Segen ihrer Arbeit ist, weil sie die Geschichte dieses ganzen Reichthums vom ersten wüsten Anfange an Schritt vor Schritt kennen, weil alles dieses Gottes Lohn für treue Hände ist, die es ihm wieder in seinen Kranken und Armen zum täglichen Opfer bringen. —

Wie diese Bräute Christi wirken, und wie ihr Wirken begleitet ist von göttlichem Segen, mag man an Folgendem erkennen. — Unter den Kranken des Hauses fand der Reisende, aus dessen Bericht Obiges entlehnt ist, eine kranke, fremde Jungfrau, die als Kind in den Kriegszeiten, wie ein niedergefallener Zugvogel, hier liegen geblieben, und seit mehreren Jahren in dem Hause erhalten wird. Sie selbst weiß nicht, Wem sie angehört, und kann nicht sprechen, aber sie hört und versteht, was gesprochen wird. So ist sie in der liebevollen Pflege der guten Klosterfrauen bettliegend herangewachsen. Alle ihre Gefühle sind Dank gegen den Herrn und seine Bräute, die ihr dienen, und drücken sich auf eine rührende Weise in ihren lebhaften Gesichtszügen aus. Die Schwester, die sie pflegt, nannte sie freundlich scherzend, der dunkeln Gesichtsfarbe wegen, ihren „Engel der Finsterniß;“ da schüttelte sie ernst abwehrend den Kopf. Als aber die Schwester sie tröstend mit den Worten anredete: „„Wir müssen Alle im Schatten des Kreuzes ruhen!““ lächelte sie kopfnickend, und küßte ihre Hand mit dankbarer Innigkeit. Dieses Wesen, sagt der Reisende, fremd und verwaist in der Fremde, unheilbar krank, in reinlichem Bette, von liebevollen Wesen gekleidet, genährt, gepflegt, und so heranwachsend, nichts wissend als von Schmerzen und von Liebe, die diese Schmerzen heilt und theilt, hat allerdings ein Leben, das der Betrachtung würdig ist.

Ja wohl, ein Leben, der Betrachtung würdig! Man sieht daran, wie der liebe Gott seine Barmherzigkeit an den Verlassensten unter den Menschen am Ergreifendsten offenbart! —

263 und 264. Bei den barmherzigen Schwestern in Belgien.

1. Die Irren-Anstalt ꝛc. zu Gent.

Die deutsche, rühmlichst genannte Schriftstellerin Luise von Plönnies, eine Protestantin, schreibt in ihren im Jahre 1845 erschienenen „Reise-Erinnerungen aus Belgien" das Folgende:

Wir besuchten zu Gent die Taubstummen, die barmherzigen Schwestern, das wohlthätige Institut für Greise, ja sogar die Wahnsinnigen. — Der Orden der barmherzigen Schwestern ist gewiß die schönste religiöse Stiftung dieser Art; sie erschienen mir als überirdische Wesen, als echte Nachfolgerinnen des Heilands, des göttlichen Priesters der Liebe und des Erbarmens. Mit reinem heiligen Fuße wandeln sie mitten durch die Leiden und Sünden der Menschheit, sich selbst als Sühnopfer darbringend für die Gebrechen der Anderen. Wie himmlische Schutzengel treten sie an das Lager des Kranken und Sterbenden, mit sanfter Hand pflegen sie seine Wunden und schließen sein brechendes Auge, dem ihr reines Gebet schon das Jenseits erschließt. Höchst verehrungswürdig erschienen mir aber die barmherzigen Schwestern in der Irrenanstalt; diese Aufopferung übertrifft alle anderen. — Eine Schwester, ein Mädchen aus einer reichen angesehenen Familie, lebt nun schon seit dreißig Jahren in dieser fürchterlichen Umgebung, der sie aus der reinsten Menschenliebe alle Kräfte ihres Wesens mit einer Ausdauer weiht, die unbegreiflich scheint. Als wir an der Kapelle vorübergingen, sangen die Schwestern ein wunderschönes lateinisches Lied, sie beteten für Alle, die da draußen in der Welt irren und sündigen. Wie schneeweiße Tauben stiegen die versöhnenden Worte empor, jede trug einen Oelzweig des Friedens. Wie klein erschien ich mir mit meinen lustigsten Träumen diesen Jungfrauen gegenüber, die in der tiefsten Zurückgezogenheit ihre großartigen Opfer bringen, die Niemand sieht, Niemand erkennt, als Gott. Aber dafür belohnt sie auch ein tiefer, stillseliger Friede; das hörte ich an den Himmelstönen, in welchen sie für Diejenigen beten, die in den Fesseln der Schuld und des Irrthums gefangen sind. Glut und Sehnsucht, Kraft und Demuth, Liebe und Entsagung, Alles haben sie ergossen in den lautern Strom heiliger Barmherzigkeit, und ihre verklärte Seele weiß nichts von dem Hin- und Herwogen der Gefühle, von der unbefriedigten Sehnsucht, welche die Herzen erfüllt, die vom Leben das Glück und den Frieden verlangen, welche nur in der völligen Hingebung und Auflösung unserer irdischen Liebe in den göttlichen Quell der himmlischen Liebe gefunden werden.

Die Irrenanstalt ist zweckmäßig und schön eingerichtet; die höchste Reinlichkeit in den inneren Räumen, freie Plätze und Garten-Anlagen, welche Bewegung in frischer Luft gestatten, und vor Allem die unermüdete milde Behandlung der barmherzigen Schwestern erleichtern so viel als möglich das schreckliche Elend, das auf diesen Unglückseligen ruht. Dennoch machte mich dieser Gang durch's Irrenhaus für mehrere Tage unfähig, einen freudigen Eindruck zu erfassen. — Am schmerzlichsten berührte mich die Erscheinung eines achtzehnjährigen deutschen Mädchens. Sie schien aus guter Familie und von feiner Erziehung. In einem eleganten, mit Blumenvasen geschmückten Zimmer, saß sie an einem runden Tisch und arbeitete an einer Stramin-Arbeit. In einen glänzenden Grund von Schmelz nähte sie die herrlichsten Blumen, in frischer Farbenpracht schlangen sich in harmonischer Ordnung die künstlichen Ranken durcheinander, sie verfehlte keinen einzigen Stich, der die Harmonie des Ganzen gestört hätte; und doch war es in ihrer jungen Seele Nacht, und alle Blüthenranken ihres kaum entblühten Frühlings hingen zerstört und geknickt durcheinander. Als sie die Schwester erkannte, die uns führte, wiederholte sie die Bitte, welche sie jedesmal ausspricht, sobald sie eine der Schwestern erblickt: „Betet, betet, daß ich wieder ein Kind werde! Ist es denn nicht möglich, daß ich wieder ein Kind werde?" — An den Rasenden ging ich mit Entsetzen vorüber; im entferntesten Winkel des Gebäudes glaubte ich noch ihre furchtbaren Töne zu hören. —

Beschwichtigend wirkte auf mein aufgeregtes Gemüth die Anstalt für Greise. In einem ehemaligen Kloster *) finden diese Alten, die nicht mehr im Stande sind, für sich selbst zu sorgen, das freundlichste Asyl. Ich sah ihre Schlaf- und Speisesäle, Alles war durch die höchste Reinlichkeit so hell und schimmernd, daß man gern darin verweilte. In einem mit bunten Herbstblumen besetzten Garten saßen in friedlichem Kreise, von den milden Strahlen der Abendsonne beschienen, die Alten, welche nicht mehr arbeiten können. Einer unter ihnen las den Anderen ein Zeitungsblatt vor. —

An wohlthätigen Anstalten dieser Art sind die Niederlande reich; und viele der geistlichen Orden haben den schönen Zweck, der jeder religiösen Gesellschaft so nahe liegt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Gent allein zählt viele Orden dieser Art: die Brüder von Jesus und Maria, welche die Kranken in der Stadt warten

*) Bilcke zu Gent; es wurde 1228 durch Johanna von Flandern gegründet. Noch zeigt man dort ein sehr altes Fresco-Gemälde welches einen Christus darstellt, der eine Frau segnet.

und pflegen, — die schwarzen Schwestern, welche sich der Krankenpflege in den höheren Classen der Gesellschaft widmen rc. —

Wir beschlossen unsere heutige Wanderung mit einem Besuch im Taubstummen-Institut. Ueberraschend ist die Geschwindigkeit, mit welcher die barmherzigen Schwestern, die auch in dieser Stiftung die Aufsicht führen, sich mit den unglücklichen, zweier Sinne beraubten Geschöpfen zu verständigen wissen. Besonders interessant waren mir die Zeichen und Bewegungen, durch welche die Taubstummen die verschiedenen Zeitworte darzustellen suchten. Am bezeichnendsten erschien mir die Geberde, mit welcher sie „verzeihen" ausdrückten: sie strichen mit der rechten Hand über die innere Fläche der linken hin, als ob sie etwas auslöschen wollten. —

2. Die Taubstummen- und Blinden-Anstalt zu Brügge.

Tief ergriffen kehre ich soeben von der herrlichen Anstalt der Taubstummen und Blinden zu Brügge zurück, in welcher der Abbé Carton wie ein segenbringender Geist die unglücklichsten Geschöpfe der Menschheit mit ihrem Schicksal zu versöhnen sucht. Leider! fanden wir den Abbé nicht zu Hause. Eine Nonne empfing uns, und führte uns in den Speisesaal, in welchem die Taubstummen und einige blinde Mädchen bei Tische saßen. Außer den Taubstummen und Blinden befindet sich ein unglückseliges Geschöpf, **Anna** mit Namen, in der Anstalt, welches stumm, taub und blind geboren ist. Dieses dreifach arme Kind, noch obendrein in beschränkte Lebensverhältnisse gesetzt, brachte in einem Eckchen am Feuerherd sein dunkles, stummes, tonloses Leben zu. Achtzehn Jahre war sie alt, als der Abbé Carton von ihr hörte und es dahin brachte, sie in das Taubstummen-Institut aufnehmen zu dürfen. Durch beinahe unbegreifliche Ausdauer und die scharfsinnigste Anwendung seiner durch die reinste Menschenliebe erworbenen Studien gelang es ihm, das Mädchen aus einem ganz thierischen Zustand zu dem vernünftigen menschlichen Wesen heranzubilden, welches es jetzt geworden ist. — Als das Mittagsmahl beendigt war, forderte die Nonne, welche uns eingeführt hatte, Anna auf, sich mit uns zu unterhalten. Diese Nonne ist eine wahrhaft liebenswürdige Erscheinung, eine echte barmherzige Schwester. Ihr Ausdruck ist so mild und klar, ihre schönen braunen Augen sind so sanft und verständig, daß es mir wahrhaft wohlthat, eine so edle Natur als Schutzgeist diesen Armen zur Seite zu wissen. Welch schöne Bestimmung! Wie ein Wesen höherer Art durchwandelt diese reine Gestalt ihren irdischen Lauf, unberührt von den Stürmen der Erde, om versengenden Hauch der Leidenschaft, segenbringend, barmherzig

versöhnend, in heiliger himmlischer Liebe. Anna weigerte sich, auf die vorgeschlagene Unterhaltung einzugehen; die Nonne zog sie mit sanfter Gewalt an den Tisch, aber nur widerstrebend ließ sie sich dazu bewegen; es war offenbar Etwas, was sie störte. Auf meine Frage zeigte die Nonne lächelnd auf das Halstuch des Mädchens, welches sie bei Tisch mit Wasser oder Suppe naß gemacht hatte. Sie schämte sich deßhalb wie ein kleines Kind und wollte sich unseren Blicken entziehen. Die Nonne beruhigte sie und erklärte ihr durch Zeichen: „Daß ein Mann und zwei Frauen gekommen seien, sie zu sehen.“ Darauf zog Anna einen kleinen Schlüssel hervor und öffnete ein Pultchen, welches, in Fächer eingetheilt, ihre kleine Mosaik von Worten enthält, die sie nach Belieben zusammensetzt. Dieß sind kleine Kärtchen, welchen die Worte mit einem Stift oder einer Nadel erhaben aufgeprägt sind. Anna suchte ziemlich schnell die verschiedenen Kärtchen, und setzte dann genau in einer Linie auf eine kleine Tafel, welche vor ihr lag, die Worte: „Ik groet u Mynheer (Ich grüße Sie, mein Herr).“ Wolf *) reichte ihr die Hand, und sie streifte sogleich den Ring, welchen er am Finger trug, ergriff dann schnell die Hand der Nonne, vereinigte sie mit der Hand unseres Begleiters, und legte ihre gleichsam segnend darauf. Es war ein Moment, von dessen Sonderbarkeit das arme Mädchen keine Ahnung hatte; die Nonne war aber offenbar von der seltsamen Situation berührt, vergebens hatte sie die Vereinigung ihrer Hand mit der des fremden jungen Deutschen zu vermeiden gesucht, und mit hoher Röthe auf dem schönen Angesicht sie zurückziehen wollen. Anna beharrte auf ihrem Sinn, sie wollte eigentlich nur damit sagen, daß der fremde Mann einen Ring trage, wie ihr Schutzengel. Sie hatte keinen Begriff von den total verschiedenen Kreisen, in welche diese beinahe gleichen goldenen Ringe ihre Eigenthümer für's Leben bannten, und doch waren es zwei Verlobungsringe; nur galt der eine dem Himmel, der andere der Erde. **) Um dem seltsamen Moment ein Ende zu machen, zog Wolf sanft seine Hand aus der weißen der Himmelsbraut, und gab der armen Anna eine Silbermünze. Sie war sehr erfreut darüber, und nachdem sie lange mit ihrer irdischen Vorsehung berathen hatte, was sie dafür kaufen wolle, beschloß sie, dieses zu einem Taschentuch zu benutzen. Ich dachte ihr eine Freude zu machen und gab ihr das

---

*) Es ist der Reisebegleiter J. W. Wolf, der später unter dem Namen Johannes Laicus die „Katholische Tröst-Einsamkeit“ in der Kirchheim'schen Verlagshandlung zu Mainz herausgab.

**) J. W. Wolf's Gattin ist Maria, die Tochter der Luise von Plönnies.

meine; aber nachdem sie es prüfend durch die schmalen feinen Finger gezogen, und den Batist und Spitzenbesatz erkannt hatte, weigerte sie sich durchaus, es anzunehmen, und erklärte: „Es passe sich nur für Damen, die Hüte trügen." Sie hält sehr darauf, nur solche Dinge zu tragen, die sich für ihren Stand eignen, und ist darin unerschütterlich, so gern sie, wie jedes Kind, Geschenke annimmt. — Frau v. A., die Gemahlin des preußischen Gesandten, wollte ihr vor einiger Zeit eine seidene Schürze schenken; sie nahm sie aber durchaus nicht an. — Nachdem wir uns noch eine Weile mit Anna unterhalten, bat eine andere der jungen Taubstummen uns durch Zeichen, vor die große schwarze Tafel zu treten, welche an der Wand des Saales hing. Pfeilgeschwind hatte sie auf den schwarzen Grund mit weißer Kreide in schönen klaren Schriftzügen die Worte geschrieben: „Je vous prie, Madame, de vouloir bien nous faire le plaisir de noter votre nom! Verehrte Frau! Ich bitte Sie, haben Sie doch die Güte, mir eine Freude zu machen, indem Sie mir Ihren Namen nennen!" Wolf schrieb darunter: „„Madame de Ploennies, poête allemande, et sa fille! Frau von Plönnies, deutsche Dichterin, und ihre Tochter!"" Sie antwortete schnell: „J'ai l'honneur de vous remercier de votre bonté; quelle contrée de l'Allemagne habitez-vous? Ich habe die Ehre, Ihnen für Ihre Güte zu danken; aber in welchem Gebiete von Deutschland wohnen Sie denn?"" Auf unsere Antwort: „Le Grand-Duché de Hesse-Darmstadt! Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt!" war sie nun offenbar orientirt. Ja diese taubstummen Mädchen scheinen mir fester in der Geographie zu sein, als manche der unsrigen, die mit fünf Sinnen begabt sind. —

Die schöne Nonne führte uns in den anstoßenden Saal, in welchem ein Clavier stand. Dort traten die blinden Mädchen zusammen und sangen einstimmig mit heller Stimme und ergreifendem Ausdruck den schönen Choral: „O Sanctissima!" Die Vorsängerin, ein junges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, hauchte ihre ganze Seele in den Gesang, sie schwebte auf den reinen Tönen, sah über ihrem dunklen Erdenlauf wie eine Lerche dem Morgen entgegen, der ihr auf diesem Sterne nicht tagte. Es war rührend zu hören, wie diese vier Stimmen miteinander in das Reich der Melodien emporflogen. Nachdem der Choral beendet war, setzte sich die Vorsängerin an's Clavier, präludirte und sang dann ein Schweizerlied, die drei Anderen fielen von Zeit zu Zeit ein. Aber dieß machte einen so schmerzlichen Eindruck, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Sie sang von Sonnenschein und Frühling, von Blumen und Sternen, von Liebe, Glück und allen Freuden der

Erde, — der Contrast war herzzerreißend. Marie steckte ihr leise einen Ring an den Finger; obgleich sie ihn nicht sehen konnte, so goß doch die Freude einen sanften Schimmer auf ihre Wangen. —

Wir entfernten uns schweigend, die liebliche Nonne begleitete uns zur Pforte, schloß sie auf, und zog sich in ihr stilles Heiligthum zurück. —

---

265. Irische Bettler.

Im Jahr 1837 erschien zu London von Leitch Ritchie ein Wanderbuch unter dem Titel: „Pittoreskes und romantisches Irland," in welchem über die irischen Bettler ein gar rührendes und rühmliches Wort gesagt wird, indem der Reisende die folgende Schilderung giebt:

Wenn man auf der „smaragdenen Insel" an's Land steigt, dann sind die Bettler die Ersten, die den Fremdling begrüßen. „Gott segne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Gesegnet sei der Tag Eurer Ankunft!" Dieß sind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erschreckende Anzahl der Dürftigen stört nicht das gute Vernehmen, in welchem sie untereinander stehen, und es ist sogar ein charakteristischer Zug des irischen Volkes, daß der Arme mit einer gewissen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt. —

Auf dem Punkte, die Stadt York zu verlassen, sah ich, zum Beispiel, in einem Augenblick meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umringt, die mich um Mitleid anflehten. Auch eine Frau lief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenossen. Ihr Mann war eben gestorben, und sie hatte die Kinder bei dem Verblichenen zurückgelassen, um zu suchen, wo sie etwas Brod für dieselben erhalten könne.

„„Ist es auch wahr?"" fragte ich Einen der Umstehenden.

„„Es ist nur zu wahr!"" rief der ganze ausgehungerte Haufe, der mich umgab; und Alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß sie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, das sie drückte. —

Bei einer andern Gelegenheit warf ich ein Geldstück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, der ich dasselbe bestimmte. Das Geld fiel zu den Füßen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorstreckte, um mit bittendem Ausdrucke dasselbe in Anspruch zu nehmen.

„Pfui über dich!“ rief ihre Armuthsgenossin entrüstet ihr zu; „glaubst du denn, daß ich das Geld für mich habe behalten wollen, da ich doch gesehen, daß der Herr es dir bestimmt hatte?“ —

Manchmal begnügen sich die Bedürftigen auch damit, sich nur in ihren Lumpen den Vorübergehenden zur Schau zu stellen, ohne auf andere Weise ihr Mitleid anzusprechen.

Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landstraße saß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Gestalt trug das Gepräge eines so unsäglichen Elendes, wie es mir sonst in Irland noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Kleidungsstücke zerfielen in Fetzen; sein Antlitz war bleich und verstört; und doch, als ich vorüberging, sprach er mich mit keinem Wort um Almosen an. — Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewissen mir meine Gleichgiltigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück mit den Worten:

„„Wenn Ihr in der Noth seid,““ sagte ich etwas ungehalten, „„warum fordert Ihr keine Gabe?““

„Was thu' ich denn, wenn ich nicht bettle?“ erwiederte er.

„„Aber Ihr habt kein Wort gesprochen!““

„Wie! Spotten Sie denn über mich, mein Herr!? Sehen Sie,“ fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehemaligen Rockes emporhob, „sehen Sie mein Fleisch und meine Knochen; schreien sie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir: sind das nicht ebenso viele Munde, die um Erbarmen flehen?“ —

Tief beschämt gab ich ihm eine doppelte Gabe und ging wehmüthig weiter. —

---

266. Guter Rath.

Der Marschall von Villeroi, Gouverneur des Thronerben von Frankreich, Ludwig's XV., schrieb eine sehr unleserliche Handschrift.

Einst richtete er an den Cardinal Andreas von Fleury, Lehrer des jungen Königs, ein Brieflein; Fleury konnte es jedoch nicht entziffern, und bat ihn, sein Begehren ihm auf eine deutlichere Weise mitzutheilen.

Der Marschall schrieb ein zweites Brieflein, auf das ihm Fleury antwortete: „Ihr zweites Schreiben ist mir nicht viel lesbarer als das erste. Ueberhaupt bitte ich Sie, zu unserer beiderseitigen Ehre, mir fortan nicht mehr zu schreiben, — damit die Welt nicht sage: Der König hat einen Gouverneur, der nicht schreiben, und einen Cardinal, der nicht lesen kann!“ —

---

267. Die vier Träume und ihr Ende.

Kaiser Carl V. war einmal auf der Jagd und hatte sich zufällig von seinem Gefolge etwas entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Denen lachte das Herz, als sie eine so schöne Beute in ihren Händen sahen, und sie fingen an, untereinander Träumen zu spielen.

„Mir träumt," sprach der Erste, „man müsse diesem Grünling da seinen Hut vom Kopfe nehmen!" —

„Und mir träumt," fuhr der Zweite fort, „man müsse ihm sein schönes Wamms ausziehen!" —

„Mir träumt," hub der Dritte an, „die prächtige Hose habe er nicht nöthig und die könne er uns schenken!" —

„Und ich habe den besten Traum," sprach der Vierte, „denn mir träumt, die goldene Kette mit dem silbernen Flötchen, die er am Halse trägt, falle ihm zu schwer, und wir müßten ihn von derselben entlasten!" —

„„Das sind artige Träume,"" sprach Carl; „„aber eh' ich euch das Alles erfüllen kann, lasset mich noch ein Stücklein auf meinem Flötchen spielen, und ihr sollet sehen — es hat wunderbare Kräfte!""

Darob wurden die Räuber neugierig, und sie gestanden ihm das zu.

Da ging er an die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften, und Augenblicks kam sein ganz Gefolge zugelaufen.

Da sprach Carl: „„Nun ist die Reihe an mir, daß ich auch träume. — Mir träumt nämlich: man müsse euch alle Vier zur Stunde hier vor dem Hause aufhängen!""

Also geschah es auch, und das war das Ende von den vier Träumen. —

268. Der ersetzte Kloster-Sänger.

Einige Jahre vor dem Eintritt des bayerischen Erbfolgekriegs reiste der König von Preußen, Friedrich II., wie gewöhnlich, zur Revue nach Breslau. Der Fürst zu Hohenlohe begleitete ihn. In Breslau äußerte dieser, auf dem Rückwege das Kloster Leubus besuchen zu wollen.

Die Rückfahrt ging daher über Leubus, wo Nachtquartier gemacht wurde. Friedrich, heiter gestimmt, unterhielt sich mit dem Prälaten des Klosters, und zog ihn zur Abendtafel.

Am folgenden Morgen bei der Abfahrt begleitete der Prälat mit den Conventualen den König bis an den Wagen.

„Es hat mir in Euerm Kloster gefallen,“ äußerte der König; „Ihr könnt Euch von mir eine Gnade ausbitten!“

Den alten Mann setzte dieß in Verlegenheit; er hatte zu viel Takt, um für das reiche Kloster Geldwerthes zu erbitten. „„Unser Kloster,““ erwiederte er bescheiden, „„ist mit zeitlichen Gütern hinreichend bedacht; wollen Ihre Majestät uns eine Gnade erweisen, so lassen Sie uns einen Cantonisten zurückgeben, den der Landrath zum Soldaten eingezogen hat. Er ist ein trefflicher Bassist, und seine Stimme fehlt uns sehr in dem Sängerchore.““

Der König entgegnete lächelnd: „Laßt den Menschen, wo er einmal ist; ich werde Euch einen Bassisten aus Neustadt schicken!“ (In Neustadt ist nämlich ein königliches, jetzt noch bestehendes Gestüt; es war also Ironie, wenn Friedrich einen wiehernden Gaul als einen Sänger zusagte.)

Der alte Prälat aber, der von Dem, was außer seinem Kloster lag, wohl wenige Kenntnisse hatte, verstand den Scherz des Königs nicht und erwiederte: „„Er soll uns willkommen sein, der Sänger; wir werden ihn „„Fridericus secundus, Friedrich II.,““ nennen.““ (Bekanntlich erhält jeder in's Kloster als Novize Eintretende einen eigenen Kloster-Namen.)

Dem König mußte diese Antwort empfindlich gewesen sein; es war ihm entgangen, daß der Prälat seinen Scherz nicht verstanden hatte. Ohne weiter etwas zu sagen, stieg er mit dem Fürsten in den Reisewagen.

Als die Pferde angezogen hatten, nahm er eine Prise Spaniol mit den Worten: „Das kommt von den schlechten Späßen!“ —

---

269. Der seltsame Gewinn.

Die Zeitung „Courier von Lyon“ vom Jahr 1847 hat das nachstehende Ereigniß veröffentlicht:

Der Geistliche einer der Dorfgemeinden an der Loire war in die Stadt geritten, um seinen Gehalt zu holen.

Auf dem Rückwege begegnete er an einer einsamen Stelle zweien Männern, die auf einem alten, hinfälligen Gaule ritten und ihn alsbald seines Geldes und seiner Uhr beraubten; auch zwangen sie ihn, sein gutes Pferd ihnen zu geben, während sie ihm ihr schlechtes überließen.

Der Geistliche that das Klügste, was er unter solchen Umständen thun konnte, er bestieg den alten Gaul und machte sich auf den Heimweg.

Indeß hatte er noch nicht die Hälfte des Weges bis zu seinem Wohnorte zurückgelegt, als er einen großen Theil seiner Gemeindemitglieder ihm entgegeneilen sah. Diese waren durch das plötzliche Erscheinen des wohlbekannten Pferdes ihres Geistlichen in Besorgniß um ihn versetzt worden, denn das Pferd kam allein heim.

Der Geistliche erzählte das Ereigniß, und es schien klar zu sein, daß das Pferd, dem jene beiden Räuber eine zu schwere Last sein mochten, dieselben abgeworfen und davon geeilt war.

Am nächsten Sonntag unterrichtete der Geistliche seine Gemeinde: daß der an ihm begangene Raub sich durchaus nicht so nachtheilig herausstelle; denn er habe in dem alten Sattel des ihm zurückgelassenen Pferdes 2000 Franken gefunden: ohne Zweifel sei auch dieser Sattel gestohlen worden, und wenn man das Geld nicht zurückfordere, werde er es den Armen geben. —

---

270. Die Glocken=Wahl.

Zwei Jünglinge wanderten einst vom Dorfe heim in die Stadt, und sprachen miteinander Mancherlei von gestern und heute. Die Glocken auf den Kirchthürmen im Thale blieben auch nicht stumm, sondern redeten nah und fern in hellen und dumpfen Lauten.

Daran hatte David, der Eine der beiden Gesellen, ein herzliches Wohlgefallen, und sprach: „Es ist mir doch nichts lieber, als dieses **Abend=Läuten**, und ist's möglich, so möchte ich einmal unter solch' einem Requiescat im Tod entschlafen!"

Aber Diebold, sein Kamerad, antwortete und sprach: „„Ei, was Abendläuten! Das **Eß=Glöcklein** ist mir viel ergötzlicher denn alle Glocken groß und klein, welche geläutet werden von einem Ende der Christenheit bis zum andern!""

Und von Stund' an schieden sich die Wege der zwei Jünglinge.

Diebold ging hin und erbte die Güter seines Vaters, und sprach zu seiner Seele: „„Liebe Seele, du hast nun einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß und trink', und sei gutes Muthes!"" Und seine Seele ließ sich solches nicht zweimal sagen, sondern dachte an weiter nichts mehr, denn an Essen und Trinken.

Seine Tagesordnung war diese: Wenn er früh um die neunte oder zehnte Stunde die große Reise von Betthausen nach Armstuhl vollendet und ein= oder zweimal gegähnt hatte, machte er sich an den Morgenimbiß. Und wenn er der silbernen Kaffeekanne auf den

Grund schauen konnte, ging er an sein Tagewerk, und schrieb auf einen Zettel, was sein Mundkoch für den Mittagstisch zubereiten sollte. Und wenn er seine besten Gedanken also zu Papier gebracht hatte, spielte er ein halbes Stündlein mit Gabel und Kelchglas. Und wenn er ein Rebhühnlein zergliedert oder die Tiefen einer Pastete erforscht hatte, studirte er die Speisezettel, welche ihm seine Freunde aus England und Frankreich zuschickten. Und wenn er sich daran erbaut hatte, erquickte er sich auch leiblich an seinem eigenen Tisch, und kostete von allen fünf Schüsseln mit Beifall oder Tadel, je nachdem es der Mundkoch nach seinem Willen getroffen hatte, oder nicht, worauf er aus Nächstenliebe gegen seinen Magen ein Stündlein schlummerte. — Gegen Abend begab er sich in eine Gesellschaft, wo viel gekocht, gebraten, gebacken und gebraut wurde ohne Feuer. Und da er in die etlichen Krüglein Bier, so er in dieser Garküche trank, nichts brockte, so wurde er wieder sehr hungrig und that auch der Abendmahlzeit daheim oder im Gasthof ihre Ehre an. — Weil aber auf solche Weise den Tag über sein Kopf fast leer ausging, so bedachte er ihn noch mit einem warmen Schlafträn klein aus Grog und allerlei starken Geistern, und ging so durch stille Nebel ein in das stille Land der Träume.

Die zwölf Himmelszeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische — that Herr Diebold in seinem Kalender ab bis auf zwei, und setzte dafür: Schnepfe, Spargel, Hirsch, Feldhuhn, Lerche, Fasan, Wildschwein, Auster und Schildkröten. Und diese Leckerbißlein von den Schnepfen bis zu den Schildkröten und hundert anderen dazwischen bekamen dem Herrn Diebold wie das Wasser dem Kürbis. Er schwoll auf wie ein Kürbis, er ward rund wie ein Kürbis, er glänzte wie ein Kürbis, er nahm, wo er aß, einen großen Platz ein wie der Kürbis; und wenn er seine kurzen Füße unter dem Tischtuch hatte und seine Hände dabei, konnte man leicht in Versuchung gerathen, ihn mit den Früchten zu vergleichen, die in Ungarn wachsen und sehr schwer werden, wenn Frühregen und Spätregen kommen zur rechten Zeit. So verschwand seine Nase zwischen den Wangen, so tief lagen seine Augen im Fett, so wenig war mehr von seinem Halse übrig geblieben, so zufrieden war er mit sich selbst!

Zuletzt — erstickte Herr Diebold in seinem Safte! —

David aber — damit wir diesen nicht vergessen — ging nach seinem Abendläuten hin und ward Schulmeister in einem Dörfchen im Hochgebirge. Und weil er übergenug zu schaffen hatte mit fremden Kindern, so nahm er kein Weib, sondern lebte als

Einsiedler und freute sich der Glockenzunge in dem Lautthürmlein auf der Sanct Andreas-Kapelle. Denn sie redete oder schwieg, wie er es haben wollte; und wenn sie redete, gab es einen freundlichen Wiederhall in den Felsen und in den Almen umher.

Weil David aber auch an dem kalten Sylvesterabend läutete, an welchem die Bergmaus in ihrer Höhle erfror, so zersprang die Glocke, und mit dem Läuten war es nun aus, wie mit dem Leuchten bei dem Johanneswürmlein, wenn es stirbt.

Die Bauern des Dörfchens, zu welchen nun David sagte, sie sollten zur Ehre Gottes in der Höhe beisteuern und die Glocke umgießen lassen, gaben ihm kein Gehör, als wären sie taub.

Da beschloß der Schulmeister, nicht länger leeres Stroh zu dreschen, sondern ging heim und fing an zu leben wie die Karthäuser, die kein Fleisch essen. Was er aber noch weniger brauchte als sonst, legte er für die Glocke zurück.

Und als er dreißig Jahre lang bitterlich entbehrt und sich kasteit hatte, that er die zersprungene Glocke zu dem Erzgießer und ließ sie — für sein Geld — umschmelzen und noch um ein Drittel größer machen, als sie zuvor gewesen war. Dann wurde er krank und immer kränker, bis er nach dem heiligen Abendmahl verlangte, es auch empfing, und dann stets schwächer und bewußtloser wurde, bis er von sich und der ganzen Welt nichts mehr wußte.

Als aber die Werkleute die bereits getaufte Glocke in dem Lautthürmlein aufgehängt hatten und damit Abends fertig geworden waren, dachten sie: wir wollen nicht warten bis morgen, sondern heute noch hören, wie sie läutet und was sie spricht, und hoben an zu läuten.

Da erwachte der Schulmeister David aus seinem tiefen Schlummer und hörte die so hehren und milden Töne, die er dreißig Jahre nicht mehr gehört hatte, und rief: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Und als er das gesagt hatte, entschlief er wieder und wachte hienieden nicht mehr auf. —

---

271. Der echte Adel.

Ein Jüngling von altadeligem Geschlechte rühmte sich zumeist ob seiner uralten Ahnen, von denen er abstamme, und glaubte, der Adels-Wappen schütze vor der Entehrung, die ein unsittlicher Lebenswandel der Seele bereite.

Darüber gab der heilige Gregorius von Nazianz dem Pflichtvergessenen eine ernste Zurechtweisung, indem er zu ihm die belehrenden Worte sprach:

„Unter dem ererbten Adel des Geblüts giebt es einen höhern, nämlich der christlichen Weisheit und Tugend, den man selbst in sich stiftet. Mit jenem allein prangen, heißt — sich auf die Gräber berufen, darin die Asche der Ahnen, wie die der Bürgerleute modert. Beide kamen aus Einem Staube, und fielen wieder in denselben zurück. Wenn du selbst ungestaltet bist, was hilft es dir, daß du mit der Schönheit Eines deiner Ahnen prahlest? Dich sehe ich an, wenn ich von dir urtheilen will; nicht Andere, die vor oder neben dir stehen!" —

272. Der Lump.

(Aus: Frankfurter Sagenbuch von Carl Enslin.)

Im Jahre 1471 ward auf dem Römerberg zu Frankfurt am Main ein Turnier gehalten, dem gar hohe Herrschaften und viele schöne Jungfrauen von den Balkonen aus zusahen.

Die Ritter alle stolzirten heran in reichster Pracht und buntestem Schmuck, und ihre blanken Harnische glänzten und funkelten hell im Sonnenschein. Gleich den Fräulein droben, hatte es Jeder dem Andern zuvorzuthun gesucht, in höchster äußerer Pracht zu erscheinen, vielleicht um damit zu ersetzen, was ihnen an Tapferkeit abging.

Nur Einer von Allen hatte einen ganz unscheinbaren Harnisch, rostig und schmucklos. Aber kämpfen konnte er, wie kein Anderer, und seine Lanze rannte die Gegner alle zu Boden.

Beifallssturm begrüßte den Tapfern darob; er aber hörte es kaum und blieb so gleichgiltig dabei, als verstünde sich das Alles so von selbst. Ruhig und sicher legte er immer wieder frisch seine Lanze ein und blieb Sieger über alle die glänzenden Herren — er war der Held des Tages.

Der Pfalzgraf, der das Turnier angeordnet hatte, ärgerte sich darob, daß ein solch schwarzer Unbekannter vor all' seinen Rittern und Edlen den Preis und Dank allein davon trug, und frug: „Wer ist nur der Lump, der also tapfer ficht und sticht?" —

„„Peter Marpurg zum Paradies!"" war die Antwort.

Und der rostige Ritter, der des Pfalzgrafen Wort gehört, grüßte höflich zum Balkon hinauf, als danke er für die ganz besondere Auszeichnung — und nannte sich fernerhin: Ritter Peter, **der Lump**, — welchen Zunamen auch sein Sohn beibehielt. —

273. Gelehrten-Albernheit.

Georg Louis Leclerc Buffon, einer der größten Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts, den der König von Frankreich, Ludwig XV., in den Grafenstand erhob, — hatte eine Gesellschaft von ausgezeichneten Naturforschern zum Mittagsmahl eingeladen, und nach Tisch trat man auf ein Viertelstündchen in den Garten hinaus.

Es war ein heißer Sommertag.

Im Garten stand auf einem Postamente eine Glaskugel, wie man sie in Gärten hat, um die Aussicht zu spiegeln.

Einer aus der Gesellschaft legt die Hand auf diese Glaskugel, und findet, daß dieselbe auffallender Weise auf der Schattenseite heißer ist, als an der Seite, wo die Sonne sie bescheint. Er theilt dem nächsten Gelehrten seine Bemerkung mit, und Einer nach dem Andern legt die Hand auf, und findet sie bestätigt.

Die ganze Gesellschaft sammelt sich um die Glasglocke und beginnt ein Gespräch über die so auffallende Wahrnehmung. Jeder hat eine Theorie zur Erklärung: Der Eine nimmt die Reflexion, der Andere die Exhalation, der Dritte die Repulsion zur Hilfe; was der Eine nicht weiß, weiß der Andere, und kurz — sie kriegen's nach den Natur-Gesetzen heraus, daß es gerade so sein muß, und daß man sich nur würde verwundern müssen, wenn es umgekehrt und die Kugel in der Sonne heißer wäre, als im Schatten. —

Dem Buffon allein wollte die Sache, wie sie mit so vielem Aufwande von Gelehrsamkeit eben dargestellt worden, durchaus nicht einleuchten.

Er ruft seinen Gärtner herbei und fragt: „Sag' mal, woher mag es wohl kommen, daß die Kugel hier im Schatten wärmer ist, als auf der Sonnenseite?"

„„Woher?"" sagt der Gärtner, — „„ich habe sie eben herumgedreht, damit sie nicht zu heiß würde!"" —

---

274. Schneller Aufschluß.

Zu Alphons V., König von Arragonien und Sizilien, sprach einst ein alberner Hofmann: „Ich erinnere mich, in der Geschichte irgendwo gelesen zu haben, daß ein König den Ausspruch gethan: Die Wissenschaften schickten sich für vornehme und reiche Leute nicht, und folglich dürften diese sich den Kopf nicht mit solchem Plunder, wie das gemeine Volk, anfüllen."

„„Ihr irrt Euch, Herr!““ erwiederte Alphons in verweisendem Tone, „„kein König, sondern ein **Esel** hat das gesagt!““ —

Das war königlich gesprochen! —

---

275. Die Vendome-Säule zu Paris.

Als am 31. März 1814 die Verbündeten in Paris eingezogen waren, hatten Hunderte von Franzosen auf dem Vendome-Platze sich versammelt, in der Absicht, die Statue des noch Tags vorher von ihnen vergötterten Kaisers Napoleon I. herabzuwerfen. Ein Wagehals kletterte auch wirklich im Innern der Säule hinauf, setzte sich dem Kaiser auf die Schultern, schlang ihm einen Strick um den Hals, befestigte so ein großes Schiffstau und wickelte dasselbe mehrmals um die Statue. Die tobende Menge ergriff dann das untere Ende des Taues und bemühte sich unter den pöbelhaftesten Ausdrücken echt sanscülottischer Laune: „Abbas cette canaille!“ die Statue herabzureißen; doch vergebens. Auf Befehl des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen ward endlich eine Compagnie russischer Grenadiere beordert, die Menge zu entfernen; allein das Geschrei der versammelten Masse endete nicht eher, als bis man denselben Waghals noch einmal die Säule hinaufgehetzt hatte, um mit einer weißen Hülle Napoleon I. den Augen seiner — allzeit getreuen Pariser zu entziehen. —

Einige Wochen später wurde bekanntlich die Statue herabgenommen und vom Kaiser Alexander als die einzige ausgewählte Trophäe nach Petersburg gebracht, wo dieselbe in einem Saale des Winterpalastes einen Platz gefunden hat; und es ward dafür, da der König Ludwig XVIII. in Paris seinen Einzug hielt, eine große weiße Fahne mit drei goldenen Lilien aufgestellt, im Monat März des Jahrs 1815 jedoch bei der Annäherung des Kaisers Napoleon I. wieder abgenommen.

Bei der alsbald wirklich erfolgten Rückkehr des Kaisers fragte eine Deputation der Väter der guten Stadt Paris demüthiglich an: „Was nunmehr auf der Sieges-Säule errichtet werden solle?“

Und Napoleon I. antwortete lakonisch: „„Eine Wetterfahne!““ —

---

276. Eine ernste Rüge.

Vor der Theilung von Polen hatte der Kaiser von Oesterreich den Minister Thugut nach Warschau geschickt.

Eines Tages fuhr dieser nach dem Hof zu einer Audienz. Er wurde in einen großen Saal geführt, wo er einen Mann sehr gravitätisch auf einem Ruhebett sitzen sah, während eine Anzahl polnischer Edelleute in sehr ehrfurchtsvoller Haltung umher standen; da er glaubte, nur der König von Polen könne eine solche Haltung hier beobachten, so begrüßte er ihn als solchen. Indessen war es nicht der König von Polen, sondern der russische Gesandte; der es sich auch gar nicht angelegen sein ließ, ihn über seinen Irrthum aufzuklären.

Als Thugut das Versehen erfuhr, ärgerte er sich gar sehr über diesen seinen Schnitzer. — Am Abend spielte er mit dem König und dem russischen Gesandten. Er warf eine Karte aus: „Treff-König!“ Der König sagte: „„Sie irren sich, es ist nur der Bube!““ — „Verzeihen Euere Majestät, dieß ist heute schon das zweite Mal, daß ich einen **Buben** für einen König versehen!“ entgegnete der österreichische Gesandte.

Und der russische Gesandte, was that er? — Er machte gute Miene zu dem üblen Spiel, biß sich in die Lippen und schwieg. —

Merk's!

Spiele keinen König, wenn du nur ein Gesandter bist, und hätte dich auch der Kaiser von Rußland geschickt! —

---

277. Der nicht erwiederte Gruß.

(Aus: Katholischer Volkskalender für 1854 von A. Kolping.)

Zu Brienne in Frankreich lebte ein gewissenhafter Hirt, Namens Claude Rougemont. Dieser saß einst gegen Abend an der Landstraße unter einem Baum und blies auf seiner Flöte ein Abendlied. Seine Heerde weidete rings um ihn. Da kam ein Handwerksbursche die Straße von Brienne daher, blickte den andächtigen Hirten mit verächtlichem Stolz an und ging vorbei, ohne seinen Gruß zu erwiedern.

Nach einer kleinen Stunde wollte der Hirt seine Heerde zur Stadt führen; er stand auf und ging langsam auf der Straße fort, indeß der Hund die Heerde trieb.

Auf einmal sah er etwas Glänzendes auf der Straße liegen. Er hob es auf. Es war eine große Brieftasche. Ein Schlüssel

hing daran. Er schloß sie auf, um zu sehen, was darin wäre; und er fand darin unter anderen Briefschaften einen Wechselbrief von 200 Thalern. Auch fand sich eine Kundschaft darin, woraus er sah, daß diese Brieftasche einem Seidenweber-Gesellen Namens Franz Wildrose aus Colmar gehörte.

Der Hirt dachte sogleich, der Handwerksbursche, der kaum vor einer Stunde bei ihm vorübergegangen war, müßte diese Brieftasche verloren haben. Er war alsobald bereit, sie demselben wieder zu geben. Schon hatte er die Heerde zusammengetrieben und seinen Hund zur Bewachung dazu gestellt, und jetzt wollte er sich auf den Weg machen und dem Handwerksburschen auf der Straße nachlaufen; doch in dem Augenblicke kam derselbe eilig des Weges daher, suchte ängstlich auf der Straße, und da er den Hirten sah, rief dieser ihm zu: „Habt Ihr nicht eine Brieftasche verloren, guter Freund!? . . . Wie ist Euer Name?“

Und der Handwerksbursche erwiederte: „„Franz Wildrose!““

„Ja, ich habe sie gefunden!“ — so sprach der gewissenhafte Hirt, ging ihm entgegen und überlieferte ihm die Brieftasche, wie er sie gefunden hatte, mit Allem, was darin gewesen.

Der Handwerksbursche war außer sich vor Freude, und holte aus seiner Nebentasche einen goldenen Ring hervor, welchen er dem gewissenhaften Hirten zur Belohnung anbot.

Der Hirt aber sagte: „Behaltet nur Euren Ring; Ihr habt durch Eure Angst ohnehin schon genug gelitten und seid nun um eine Meile verspätet worden. Wir Hirten halten es für unsere Pflicht, Reisenden Dienste zu leisten, und was man zu thun schuldig ist, dafür muß man sich nicht bezahlen lassen. — Jedoch eine Lehre müßt Ihr von einem unwissenden Hirten annehmen: Inskünftige grüßet ehrliche Leute, denen Ihr begegnet; Ihr wißt nicht, ob sie Euch nicht einmal Dienste leisten können!“

Der Fremde schämte sich, drückte dem gewissenhaften Manne gerührt die Hand, und bat ihn der bewiesenen Grobheit wegen herzlich um Verzeihung.

Darauf zeigte ihm der Hirt einen Feldweg und sagte: „Dieser Weg geht näher und wird Euch noch vor Nacht in die Herberge bringen, wenn Ihr geschwind gehen wollet.“ —

Der Fremde nahm gerührt Abschied von dem gewissenhaften Hirten, und erzählte — seinen Zunftgenossen diese Geschichte unter den vorzüglicheren belehrenden Zügen seiner Wanderschaft. —

---

278. Vom Brei-Töpfchen.

(Aus: Deutsche Mährchen und Sagen von J. W. Wolf.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was sie essen sollten. Endlich sprach der Mann: „Frau, lass' uns Brei essen!“ — „„Nein!““ sprach die Frau, „„dann müßte ich morgen das Brei-Töpfchen spülen, und das thue ich nicht!““ — „Ich thue das auch nicht!“ sprach der Mann; und da zankten sie sich, wer das Brei-Töpfchen spülen müßte; endlich aber kamen sie überein: der sollt' es spülen, der zuerst sprechen würde.

Da aßen sie den Brei und gingen schlafen, und am andern Morgen sprach Keines von ihnen vom Aufstehen.

Es wurde sieben Uhr, acht Uhr, und gar zwölf Uhr, und sie lagen alle Zwei noch im Bett. — Die Nachbarn fanden das wunderlich, und sprachen untereinander: „Es sind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei ermordet!“ — und sie brachen die Thür auf, kamen in die Schlafkammer und sprachen, „sie sollten doch aufstehen,“ bekamen aber keine Antwort.

Da sagte Einer von den Nachbarn: „Wart', wir wollen den Pastor holen, dann können sie wenigstens noch beichten!“

Der Pastor kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren still wie Mäuschen.

Da ging der Pastor nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und sprachen kein Sterbenswörtchen.

Da kam der Pastor wieder und frug: „„Haben sie noch nichts gesprochen?““

„Nein!“ erwiederten die Nachbarn.

„„Dann bleibet hier und pfleget sie!““ sprach der Pastor.

„Ja, wer soll uns aber dafür bezahlen?“ frugen die Nachbarn.

Und der Pastor antwortete: „„Ihr werdet schon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht Euch bezahlt!““

Da schoß das Weib in Wuth und schrie: „„Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer ist, aber lasset andern Leuten ihre Sachen!““

„Aha!“ sprach der Mann, „nun geh' und spüle das Brei-Töpfchen!“ — und so mußte das Weib das Brei-Töpfchen spülen. —

---

279. Kaiser und Herren.

Mit dem Herren-Titel war man vordem nicht so freigebig als heut zu Tag; das Prädikat „Wohlgeboren" wurde an Grafen besonders verliehen; den Kaiser konnte man mit „Euer Gnaden!" anreden. —

Als Heinrich, Graf von Lützelburg, an das Reich kam, im Jahre des Heilandes 1308, sandten Die von Straßburg ihre Boten, daß er ihnen ihre Freiheiten bestätige.

Und die Boten sprachen zum Könige: „Unsere Herren von Straßburg haben uns zu Euer Gnaden gesandt, daß Ihr ihnen ihre Freiheiten bestätiget, wie es Eure Vorfahren gethan haben."

Da wollte der König keine Antwort geben, weder zu Speyer, noch zu Straßburg.

Da fuhren die Boten dem König nach gen Kolmar. Da wurden sie von Einem, der des Königs Heimlicher war, unterwiesen, daß sie Die von Straßburg vor dem Könige nicht ihre Herren benamen sollten.

Also gingen die Boten abermals zum Könige, und sprachen: „Gnädiger Herre, Eure Bürger und Diener von Straßburg...."

Da sprach der König: „„Ich wußte nicht, was Herren — ihr meintet; nun ihr aber sagt, ihr seid meiner **Bürger** von Straßburg Boten, die kenne ich wohl; man soll euch thun, wie ihr gefordert!"" —

---

280. Paß-Merkwürdigkeiten.

Das zu Augsburg erscheinende Unterhaltungsblatt, „der Erzähler" schrieb in Nr. 9 des Jahres 1849, das bekanntlich in Bezug auf Irreligiosität und Empörungssucht zu den tollsten Jahren in der deutschen Geschichte zählt:

In den Pässen wird von nun an die Rubrik „Religion" ganz wegbleiben. — Zu was auch? — Die wenigsten Leute haben jetzt Religion; und bei jenen seltenen Exemplaren, bei denen man noch Religion findet, könnte das unter die Rubrik „besondere Kennzeichen" gesetzt werden!! —

---

281. Zornwuth und Sanftmuth.

Der Graf Fontane war nach und nach der traurigste Sclave einer höchst beklagenswerthen Leidenschaft geworden, nämlich der Wuth, die oft bei den unbedeutendsten Anlässen bis zur Raserei

aufflammte und Alles sinnlos zerstörte, was ihm gerade der Zufall in die Hände führte.

Eines Tages zerbrach er in einem seiner Wuthausbrüche einen sehr werthvollen Spiegel, und schrie seiner Gemahlin entgegen: „Du siehst, es bedarf nur Eines Schlages von meinem Arm, und dieses Glas kehrt zurück in den Staub, aus dem es geworden ist!"

Die Gemahlin aber mit dem Herzen voll Sanftmuth und Güte antwortete: „„Du hast allerdings mit nur Einem Schlage den schönsten Schmuck deines Palastes zerstört; kannst du aber glauben, daß du ihn dadurch nun glänzender gemacht habest?!"" —

---

282. Im Dome zu Bern.

In dem im Jahre 1840 erschienenen Reisebuch über die Schweiz — berichtet Louis Veuillot:

Das Portal des Münsters zu Bern erregt durch den reichen Schmuck seiner Sculptur und durch die Schönheit der Ausführung gerechtes Staunen. Der alte Künstler, von dem Evangelium lebendig angeregt, hat außer vielen in einem kindlichen und zierlichen Style gearbeiteten Engeln und Patriarchen die Parabel von den weisen und thörichten Jungfrauen dargestellt; also einen Gegenstand, der sich wohl als einer der günstigsten für den Bildhauer darbot, auch der Bestimmung des frommen Bauwerks harmonisch entsprach, aber dennoch einige Monotonie in der Behandlung befürchten ließ, weil hier auf der einen Seite der Ausdruck der Freude, auf der andern der Ausdruck des Schmerzes und der Traurigkeit sich siebenmal wiederholen mußte. Diese Klippe wurde jedoch vollkommen vermieden, und bis auf eine oder zwei der thörichten, die vielleicht etwas grotesk erscheinen, sind die Stellungen, die Gewänder und die Gesichtszüge mit wunderbarem Talent und Geschick wechselnd und verschiedenartig, dabei die weisen Jungfrauen in engelhafter Schönheit ausgeführt.

Auch in diesem herrlichen, altkatholischen Bauwerke fand bei dem Berner Jubelfeste des Jahres 1828, wo es landesüblich nicht an Predigten, Gastmählern, Medaillen und Broschüren gegen den Papst und das katholische Priesterthum fehlte, ein Ereigniß Statt, dessen lächerliche Seite bei einer tieferen Betrachtung sich in eine sehr ernste umwandelt. — Der Aelteste der Berner Geistlichkeit und einer der Eifrigsten predigte hier im Münster vor einer großen Versammlung, in welcher sich auch alle Mitglieder der Regierung befanden; und von dem eiteln Gelüsten nach einem echten Meister-

schusse in Tell's Manier versucht und bethört, wählte er die für einen protestantischen Geistlichen schwierige Frage: „Was ist die Wahrheit?“ zum Thema seiner Rede. Sämmtliche Zuhörer, entzückt, mit solchem Freimuthe ein Problem behandelt zu sehen, dessen Lösung sie noch nicht oft vernommen hatten, lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Doch der unglückliche Redner kam nicht über die Frage hinaus; die Zunge blieb ihm wie gelähmt im Munde, und nach einigen vergeblichen Versuchen, wenigstens einige Gemeinplätze herauszustottern, die seine und der geistlichen Genossenschaft Ehre retten möchten, mußte er von der Kanzel herabsteigen, den Gottesdienst endigen, die Kirche verlassen und den Schluß seiner Predigt, sowie die verhängnißvolle Definition der Wahrheit auf das künftige Jubiläum verschieben. —

An den Thüren der protestantischen Kirchen giebt es keine Bettler; wir fanden aber am Eingange des Münsters drei alte, mit Stricken beschäftigte Weiber, die ihre zankähnliche Unterhaltung in einer Sprachweise führten, die eigens dazu gemacht schien, um den Zuhörer zu tödten. Wir sagten ihnen, daß wir die Kirche zu sehen wünschten, und drückten gegen die geschlossene Thüre. — „Bezahlt erst!“ murrte sehr trocken die Gräulichste dieses Trio's, ohne sich vom Platze zu bewegen. — „„Wenn wir aber nur beten wollen!““ entgegnete Einer von uns. — „Das hindert nicht am Zahlen!“ replicirte sie verständig; und wir erhielten endlich den Eintritt gegen einen Leibzoll von zwei Batzen auf die Person. —

Heiliges Gotteshaus, aus welchem man den Herrn vertrieben hat, wie bist du traurig und verlassen, und wie schön bist du noch in deiner Trauer und Blöße! Obgleich sie dir deine Bilder geraubt haben, erinnert doch Alles in diesen Mauern an den Gottesdienst, der sie geheiligt hat. Du hast deine vom Geist Gottes eingegebene Architektur bewahrt: außen die schlanken Spitzsäulen, die sich wie geweihte Kerzen erheben; innen die herrlichen Spitzbogen, das kühne Gewölbe, die ernste, ehrfurchtvolle Beleuchtung und die heilige Form des Kreuzes, deren sinnliches Zeichen man entfernt hat, gleichsam als wolle man dem Menschenauge das glänzendste Andenken an die Liebe und an die Wohlthaten seines Schöpfers entziehen. Alles zeugt von der Vergangenheit; Alles zeugt von der katholischen Feier, von den heiligen Gesängen, von den heiligen Mysterien, aber Alles zeugt auch von den Beraubungen Gottes in diesem Tempel, wo sonst seine getreuen Kinder ihn gläubig verehrt und angebetet hatten! *) —

---

*) Die **Katholiken** in Bern konnten bis zur Stunde für ihren Gottesdienst **nur** die Ecke einer großen protestantischen Kirche

283. Ein Diebstahl aus Politik.

Im Jahre 1842 wurde zu Madrid in Spanien (wo man seit Jahren in so großartigem Maßstabe die Güter der Kirche zu Gunsten des Staates, des durch Verschwendung und Revolutionen so außerordentlich verschuldeten, einzog), ein Spitzbube erwischt, als er eben ein Muttergottesbild seines Schmuckes entledigen wollte.

Der Richter fragte ihn: „Was kann Er zur Milderung seines Verbrechens anführen? Hat Er etwa aus Armuth diesen Diebstahl begangen?“

„„Nein,““ antwortete kaltblütig der Spitzbube; „„aus Politik, weil ich für die Einziehung der Kirchengüter zu Gunsten der einzelnen Staatsbürger bin, und nicht zu Gunsten des Staates im Allgemeinen!““ —

---

284. Ein schnöder Scherz und seine traurigen Folgen.

Ein in Paris lebender Maler Karaits starb im Jahr 1853 unter den seltsamsten und zugleich wunderlichsten Umständen.

Man kennt ja den unüberwindlichen Widerwillen mancher, oft der gebildetsten Menschen vor gewissen Gegenständen; so konnte z. B. der Kaiser Napoleon I. keine gekreuzten Messer sehen; Maler Karaits erbebte beim Anblicke von Leichenbegängnissen, Grabsteinen und Särgen, und niemals betrat er einen Gottesacker.

Die Freunde des Malers machten sich über diese Sonderbarkeit seines Geistes lustig und nahmen sich vor, ihn von dieser Schwäche zu heilen. Der Vorschlag eines sehr renommirten Graveurs, dem Maler einen Streich zu spielen, wurde von den Freunden mit wahrem Jubel aufgenommen, und Alle beeilten sich, ihre Hände zu der Ausführung zu bieten. —

Man lud nun an einem schönen Octobertage den Landschaftsmaler zu einem fröhlichen Ausfluge nach Vincennes ein. — Nach einem trefflichen Mittagsmahl und einer tüchtigen Fuß-Parthie durch das Gehölz kam man nach Paris zurück. — Unter dem Vorwande,

---

erhalten, deren übriger Raum dem reformirten Cultus gewidmet blieb; und diese Ecke ist dazu noch ein Gnadengeschenk der Regierung oder des Protestantismus, der, ohne Einrechnung des herrlichen Münsters, mehr Kirchen in der Stadt besitzt, als er ausfüllen kann. Auch würden die getreuen Kinder des alten Glaubens, wenn auch arm und in geringer Zahl, dennoch gerne und auf ihre Kosten die unentbehrliche Kirche bauen, wenn man ihnen nur die Bewilligung dazu ertheilen wollte. —

Karaits in die Kunstwerkstätte eines Bildhauers zu führen, lenkte man von der Straße ab, gegen den westlichen Friedhof der Stadt hin. Da wohnte ein Grabstein-Verfertiger. Und der erste Gegenstand, welcher dem Maler in die Augen fiel, war eine Marmor-Säule, auf welcher in goldenen Buchstaben folgende Inschrift prangte: „Dem Andenken Karaits', Landschaftsmaler, Künstler voll Gemüth und Talent; ein ausgezeichneter Freund; als Mensch edel und theilnehmend; gestorben im Alter von 37 Jahren.“ —

Bei der Lesung dieses Epitaphs war Karaits wie vom Blitze getroffen; seine Züge veränderten sich allplötzlich, seine Augen verdrehten sich convulsivisch, und ehe man noch Zeit fand, ihn aufzuhalten, stürzte er auf das Pflaster nieder. Als man ihn aufhob, hatte er zu leben aufgehört.

Der Kummer und die Verzweiflung seiner Freunde kannte keine Grenzen ob dieses schlechten Scherzes und seiner furchtbaren Folgen. —

Es liegt aber in dieser höchst beklagenswerthen Thatsache der Beweis, wie gefährlich es ist, seltsame Gemüthsbeschaffenheiten, welche man „Widerwille“ oder „Furcht“ nennt, mit frevelhaften Mitteln bekämpfen zu wollen! —

---

285. Tod des englischen Prinzen Wilhelm auf dem Meere im Jahr 1120.

(Aus: Englische Geschichte von Charles Dickens.)

König Wilhelm von England erschien mit seinem Sohne Wilhelm und einem großen Gefolge in der Normandie, um den Prinzen als seinen Nachfolger anerkennen zu lassen und ihn mit der Tochter des Grafen von Anjou zu vermählen. Beides geschah wie im Triumphe, mit vielem Gepränge und Jubel, und am 25. November des Jahres 1120 war das ganze Gefolge am Hafen von Barfleur versammelt, um die Anstalten zur Heimkehr zu treffen.

An jenem Tag und Orte trat Fitz Stephen, ein See-Capitän, zum Könige heran und sprach:

„Mein Fürst! Mein Vater hat Eurem Vater auf der See gedient sein Leben lang. Er steuerte das Schiff mit dem goldenen Knaben auf dem Vordertheile, in welchem Euer Vater zur Eroberung Englands von hier absegelte. Ich bitte Euch, gewährt mir, denselben Dienst Euch zu erweisen. Ich habe ein schönes Fahrzeug, das Weiße Schiff, hier im Hafen, mit fünfzig anerkannt tüchtigen

Matrosen bemannt. Ich bitte Euch, Sire, laßt Euren Knecht die Ehre haben, Euch in dem Weißen Schiffe nach England hinüber zu steuern!"

„„Es thut mir leid, mein Freund!"" erwiederte der König, „„daß die Wahl meines Fahrzeuges bereits getroffen ist, und daß ich um deßwillen nicht mit dem Sohne des Mannes, der meinem Vater diente, segeln kann. Aber der Prinz und sein Gefolge werden mit Euch fahren in dem schönen Weißen Schiffe, welches mit fünfzig anerkannt tüchtigen Matrosen bemannt ist."" —

Eine oder zwei Stunden später ging der König in dem von ihm gewählten Fahrzeuge, begleitet von anderen Schiffen, unter Segel, und da er mit günstigem Winde die ganze Nacht hindurch segelte, kam er des folgenden Morgens an der englischen Küste an. — Während es noch Nacht war, hörte die Mannschaft in einigen jener Schiffe ganz dumpf ein unheimliches Rufen, welches über die See daher kam, so daß man gespannt war, was dieß wohl sein möchte.

Der Prinz war ein übermüthiger, zügelloser Jüngling von achtzehn Jahren, der die Engländer nicht liebte. Er hatte wohl einmal gesagt: wenn er zum Throne gelange, werde er sie unter's Joch bringen wie Ochsen am Pfluge. Jetzt bestieg er das Weiße Schiff mit einhundert und vierzig jungen Adeligen, unter deren Zahl auch achtzehn edle Damen vom höchsten Range sich befanden. Diese ganze glänzende Gesellschaft mit ihrer Dienerschaft und den fünfzig Matrosen ergab eine Bemannung von dreihundert Seelen am Bord des schönen Weißen Schiffes.

„„Gieb den fünfzig anerkannt tüchtigen Matrosen drei Tonnen Weines, Fitz Stephen!"" sagte der Prinz. „„Mein Vater, der König, ist bereits aus dem Hafen abgesegelt. Wie viel Zeit haben wir noch, uns hier zu erlustigen und dennoch mit den Uebrigen gleichzeitig in England anzukommen?""

„Prinz," sagte Fitz Stephen, „wenn wir um Mitternacht absegeln, werden meine Fünfzig und das Weiße Schiff vor Tages Anbruch das schnellste Fahrzeug in der Umgebung Eures Vaters, des Königs, einholen!"

Darauf befahl der Prinz, dem Frohsinn Raum zu geben; die Matrosen tranken die drei Fässer Wein aus; der Prinz und die ganze edle Gesellschaft tanzte im Mondschein auf dem Verdecke des Weißen Schiffes.

Als das Schiff zuletzt aus dem Hafen von Barfleur in See ging, war nicht Ein nüchterner Matrose an Bord, aber die Segel waren alle ausgespannt und die Ruder sämmtlich in munterer

Bewegung. Fitz Stephen führte das Steuer; die Gesellschaft edler Jünglinge und schöner Damen war in Mäntel von den verschiedensten glänzenden Farben eingehüllt, um sich gegen die Kälte zu schützen; Alle scherzten, lachten und sangen. Der Prinz trieb die fünfzig Matrosen an, noch schärfer zu rudern, um der Ehre des Weißen Schiffes willen.

Crack! — ein furchtbares Geschrei ertönte plötzlich von dreihundert Stimmen; es war das Geschrei, welches die Mannschaft in den entfernten Fahrzeugen des Königs dumpf auf dem Wasser gehört hatte. Das Weiße Schiff war an einem Felsen zerschellt, füllte sich mit Wasser und sank! Fitz Stephen riß den Prinzen mit einigen wenigen Edlen in ein Boot. „Fahrt zu," flüsterte er, „rudert dem Lande zu, es ist nicht fern und die See ist ruhig, wir Uebrigen müssen hier umkommen!"

Aber als sie eben schnell von dem untergehenden Schiffe fortruderten, hörte der Prinz die Stimme seiner Schwester Marie, der Gräfin von Perche, um Hilfe rufen. In seinem ganzen Leben war er nicht so hochsinnig gewesen, als damals. Er rief krampfhaft: „„Rudert zurück, es koste, was es wolle; ich kann es nicht über's Herz bringen, sie zu verlassen!""

Sie ruderten zurück; als aber der Prinz seine Arme ausstreckte, um die Schwester zu ergreifen, sprangen so viele Personen mit herein, daß das Boot überladen wurde. In demselben Augenblick ging das Weiße Schiff ganz unter.

Nur zwei Männer schwammen hinweg. Sie hatten sich an die große Segelstange des Schiffes angeklammert, welche von dem Mast abgebrochen war, und hielten sich an ihr auf der Oberfläche des Wassers. Der Eine fragte den Andern, wer er sei? „Ich bin ein Edelmann mit Namen Godrey, Sohn Gilbert's de l'Aigle; und Ihr?" fragte er. „„Ich bin Berold, ein armer Schuster aus Rouen."" Darauf sagten Beide: „Der Herr sei uns gnädig!" Sie versuchten einander Muth zuzusprechen, während sie in der unglücksvollen Novembernacht auf der kalten See erstarrt umhergetrieben wurden.

Nachher kam ein anderer Mann zu ihnen herangeschwommen, den sie, indem er sein langes nasses Haar seitwärts strich, als Fitz Stephen erkannten. „Wo ist der Prinz!" rief er. „„Er ist dahin!"" riefen die Beiden auf einmal; „„weder er, noch sein Bruder, noch seine Schwester, noch die Nichte des Königs, noch ihr Bruder, noch irgend Einer der unglücklichen Dreihundert, Niemand von den Edlen oder von den Gemeinen ist außer uns über dem Wasser geblieben!"" Da rief Fitz mit fürchterlicher Geberde:

„Wehe, wehe mir!“ und sank in den Abgrund des Meeres hinab.

Die beiden Andern hielten sich an der Stange einige Stunden angeklammert. Zuletzt sprach der junge Edle mit schwacher Stimme: „Ich bin erschöpft und vor Kälte starr, ich kann mich nicht länger halten; lebt wohl, guter Freund, Gott erhalte Euch!“ Dann ließ er los und sank unter, und von der ganzen glänzenden Gesellschaft wurde der arme Schuster aus Rouen **allein** gerettet.

Am folgenden Morgen sahen ihn einige Fischer, wie er in seinem Schafpelz umhergetrieben wurde; sie nahmen ihn — den einzigen Zeugen der furchtbaren Begebenheit — in ihr Fahrzeug auf.

An den ersten drei Tagen wagte Niemand dem Könige die Botschaft zu überbringen. Dann aber schickte man einen kleinen Knaben zu ihm, der unter bitterlichem Weinen und indem er seine Füße umfaßte, erzählte: das Weiße Schiff sei mit Allen, die auf ihm waren, untergegangen. Da fiel der König wie todt auf den Boden, und niemals hat man ihn nach diesem Tage wieder lächeln sehen. —

Wie schnell kann Gottes Allmacht der Menschen Seele vor seinen Richterstuhl bringen, ja, wie schnell! —

---

286. Wie Einer unwissender Weise dem Galgen zufuhr.

(Aus: Beschreibung des Vierwaldstättersee's von Cysat.)

Ich kann hier von Kurzweil wegen nicht verschweigen, was einem Fischer von Wäggis, mit Namen Bartholome Fischlin, so im Jahre 1617 Seckelmeister dieses Orts gewesen, begegnete.

Es ist nämlich derselbige an einem Samstage vor der Kirchweihe zu Wäggis nach Luzern gekommen, um daselbst sowohl für sich selbst, als für seine Nachbarn Fleisch, Wein und andere Nothwendigkeiten auf benannte Kirchweihe zu erkaufen, so er Alles in das Schifflein, so man einen Eichbaum nennet, geladen, bis an den Tribschen Eck gefahren, und daselbst einen guten Nachwind bekommen hat. Dieweil er nun aber (ob im Schifflein oder zuvor in der Stadt, weiß ich nicht) etwas zu viel getrunken, hat er sich des Nachwinds vertröstet, vermeinend, daß selbiger ihn einen guten Weg hinauftragen werde, sich derowegen, ein Schläflein zu thun, in das Schiff gelegt. — Als er aber so bald nicht erwacht, die Nacht darüber eingefallen, der Nachwind nachgelassen, auch das

Wasser, so damals sehr groß, stark gezogen, ist er solchergestalten unvermerkter Sach' mit dem Schifflein unter drei Brücken zu Luzern ohn' alles Anstoßen durch und die Wellen hinabgekommen. Weiters ist auch das Schifflein starken Gangs wohlbehalten in die Reuß hinunter geloffen, bis endlich selbe wegen ihrer Ungestümme das Schiff hin und wieder geschlagen, dermaßen, daß unser Kirchweihknecht von dem Getös erwacht ist, vermeinend, der Wind hätte sich um ein gut Theil vermehret, und schlügen die Wellen also an das Schiff. Da er aber sich aufrichtete, und um sich sah, fand er sich just eben neben dem Hochgericht, und ist also unwissend dem Galgen zugefahren, allda er mit großer Arbeit an's Land kommen, auch sein gutes Schifflein auf's Land ziehen, auf einen Wagen laden und mit merklichem Fuhrlohn wieder in den See hinauf bringen lassen mußte. Weilen aber unterdessen die Kilbi (Kirchweih) fast vorüber gegangen, mußten seine Nachbarn sowohl des Fleisches, als des Weines sich enthalten. — —

Es wird aber der geneigte Leser von selbst vermerken, daß in dieser kurzweiligen Historie eine ernsthafte Lehre enthalten, sintemal wohl Mancher ebenso sorgenlos in seinem Lebensschifflein anherfährt, aber nicht Jeder noch so zur rechten Zeit erwacht, wie unser Kirchweihknecht. —

---

287. Die Kreuzes-Predigt am Bodensee.

(Aus: Die Apostel Deutschlands von Christoph von Schmid.)

Der königliche Landvogt Sintlas zu Sandegg am Bodensee, ein sehr gottesfürchtiger Herr, kam einmal auf einer Reise nach Meltis in Lothringen, und besuchte Sonntags den Gottesdienst. Der heilige Pirmin predigte. Eine solche Predigt — so klar, so lieblich, so sanft an das Herz dringend, hatte Sintlas in seinem Leben noch nicht gehört. Sein ganzes Herz ward von Liebe zu Gott und Christus entzündet. Er ging nach der Predigt zu Pirmin und bat ihn, nach Deutschland in die Gegenden am Oberrhein zu kommen, und das Evangelium zu verkündigen, indem es da an einem solchen Manne fehle und das Volk deßhalb sehr unwissend und von schlechten Sitten sei. Pirmin sagte, er könne das nicht unternehmen, ohne dazu gesendet zu sein. Sintlas drang deßhalb in ihn, nach Rom zu reisen und bei dem heiligen Vater um diese Sendung anzusuchen. Pirmin versprach es, und reiste als Pilger nach Rom. Der Papst unterredete sich lange mit ihm, um ihn zu prüfen, und fand mit großer Freude, daß der bescheidene Pilger für den apostolischen Ruf ganz geeignet sei. Bald nachdem

Pirmin in Rom angelangt war, kam auch Sintlas dahin, und machte von jenen Gegenden Deutschlands, die er kannte, dem Oberhaupte der Kirche eine getreue Schilderung. Der Papst gab nun dem Pirmin die Vollmacht, in jenen Gegenden das Evangelium zu predigen, und in solchen Landesstrecken, die noch keinem Bischofe zugewiesen waren, bischöfliche Verrichtungen vorzunehmen, Priester und Kirchen zu weihen.

Pirmin reiste zurück nach Meltis, wie Einige dafürhalten, der jetzigen Stadt Metz, wählte sich mehrere Gehilfen, von deren christlichen Gesinnungen, Einsicht, Frömmigkeit und tugendhaftem Lebenswandel er überzeugt war, und trat in Gottes Namen die Reise nach Deutschland an. Er war darauf bedacht, irgend einen Platz aufzufinden, wo er, nach Art des heiligen Gallus, für sich und die Seinen eine Hütte aufschlagen, da wohnen und dann in der umliegenden Gegend dem Volke das Evangelium verkünden könne. Gottfried, der Herzog von Schwaben, hielt eben damals auf dem Schlosse Pfungen Hof. Der Herzog stellte ihm frei, wo er immer wolle, sich anzubauen. Pirmin wählte eine Wildniß an einem Berg unweit Pfungen zu seiner Wohnstätte, verkündete dem Volke mit großem Eifer das Wort Gottes, und Gott bestätigte seine Worte mit Wundern.

Viele Menschen kamen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus; es fehlte aber auch nicht an Solchen, die dem Prediger der Wahrheit, der die Sünden und Laster mit nachdrücklichen Worten bestrafte, feind wurden. Nach dem Tode des so edelgesinnten Herzogs vertrieben sie ihn aus der Gegend. Er kam aber bei den Gutgesinnten und Frommen im Lande nie in Vergessenheit. Eine Quelle, die aus dem Berge hervorbricht, wurde zu seinem Andenken „Sanct Pirmin's-Brünnlein" genannt. —

Pirmin überlegte, wohin er sich nun wenden solle, und begab sich vorerst zu seinem Freunde Sintlas, um ihn zu Rathe zu ziehen. Von dem hochgelegenen Schlosse Sandegg aus hatte man eine weite herrliche Aussicht über den Bodensee und die angrenzende Landschaft. Eine Insel im See, früher Sintlas-Au, späterhin Reichenau genannt, gefiel Pirmin besonders wohl; er dachte keinen gelegeneren Ort zu einem Kloster finden zu können. Die Insel war bisher unbewohnt, mit alternden Bäumen und dicken Gesträuchen bedeckt. Auch sagte man, daß sich da viele Schlangen, Kröten und giftige Thiere aufhalten. Allein Pirmin achtete nicht darauf. „Die Erde ist überall des Herrn," sprach er; „wer unter dem Schutze des Allerhöchsten steht und ihm vertraut, der wandelt unversehrt über Nattern und Schlangen und tritt Löwen und Drachen unter die

Füße!" Sintlas ließ ein Schiff ausrüsten, bestellte Arbeitsleute, und Pirmin und seine Gefährten fuhren hinüber, um vorerst Bäume und Gesträuche auszuhauen und einen freien Raum zu einer Kirche und einem Wohnhause herzustellen. Das erste aber, was er that, war, daß er auf der Insel ein Kreuz errichtete.

Auf Verwendung des Grafen von Thurgau und des königlichen Landvogtes Sintlas verlieh Carl Martell die Insel dem Pirmin als Eigenthum. Viele Edelleute und begüterte Nachbarn unterstützten die neuen Bauten mit reichlichen Beiträgen. Während des Baues reiste Pirmin beständig im Lande umher und predigte das Evangelium. Es kam eine nach deutscher Bauart sehr schöne Kirche nebst dem Klostergebäude zu Stand.

Nachdem Pirmin etwa drei Jahre Abt zu Reichenau gewesen, fing Theobald, Herzog von Schwaben, Gottfried's Sohn, mit dem Könige von Frankreich Streit an. Er dachte, Pirmin, in Frankreich geboren, werde es mit dem Könige von Frankreich halten, und befahl ihm, Reichenau zu verlassen. Pirmin stellte den würdigsten seiner Mitbrüder, Namens Heddo, zum Abte auf, ergriff ohne Widerrede seinen Wanderstab und kehrte nie mehr nach Reichenau zurück, unterhielt aber mit Heddo und den übrigen Geistlichen einen steten Briefwechsel und blieb mit ihnen in beständiger heiliger Gemeinschaft. Die von ihm gestiftete Abtei aber erhielt sich über tausend Jahre bis in unser Jahrhundert. Wie Pirmin, als er diese Insel zuerst betreten, ein Kreuz errichtet hatte, so steht auch jetzt noch auf der höchsten Höhe der Insel ein Kreuz, das an ihn erinnert.

Pirmin wanderte in Schwaben und am Oberrhein weit umher und wirkte unbeschreiblich Vieles zur Aufnahme der christlichen Religion. Die Abteien und Klöster Morbach, Maurus-Münster, Neuweiler, Schuttern, Schwarzach, Gengenbach, Weißenburg und noch viele Andere wurden von ihm theils wieder hergestellt, theils neu errichtet.

Als er aber bereits ein hohes Alter erreicht hatte, war er darauf bedacht, noch ein Kloster zu erbauen, in dem er seine letzte Ruhe finden möge. Ein edler Fürst, Namens Wernherr, der in dem Elsaß ein weites Gebiet beherrschte, erbot sich, jeden Ort, den er zum vorhabenden Baue finden werde, ihm einzuräumen. Pirmin fing an, in einer unbewohnten Wildniß für sich und seine Mitbrüder Hütten zu errichten. Allein Gott weiß zu Erreichung seiner Absichten sich nicht nur der Fürsten, sondern auch der geringsten Menschen zu bedienen. Ein armer Hirt, der in der Gegend die Schweine hütete, kam zu Pirmin, und sprach zu ihm: „Lieber

Vater! Da weiter hinauf, wo zwei Bäche zusammenfließen, ist ein Ort, wo du, so es Gott dem Allmächtigen gefiele, dir eine bequemere Wohnung bauen möchtest!" Pirmin ließ sich von dem Hirten dahin führen und rief, den schönen Platz erblickend: „„Hier sei der Ort meiner Ruhe; diesen erwähle ich mir zur Wohnstätte!"" Er fing an, die Bäume und Gesträuche der Wildniß auszureuten, und erbaute vor Allem eine christliche Kapelle. Viele Menschen kamen dahin, Pirmin's Predigten zu hören. Fürst Wernherr schenkte ihm Aecker, Wiesen und Waldungen. So entstand das bedeutende Stift Hornbach, dem auch die Stadt Hornbach ihr Entstehen zu danken hat. Pirmin brachte den Rest seines Lebens in diesem Kloster zu. Vor seinem Ende wurde ihm noch die unbeschreibliche Freude zu Theil, daß der ehrwürdige heilige Erzbischof Bonifazius ihn hier besuchte. Die zwei apostolischen, um die Religion Jesu so hochverdienten Männer unterredeten sich mehrere Tage hindurch miteinander, und der Inhalt ihrer Gespräche war Jesus Christus; denn in Ihm allein fanden Beide ihr Heil. —

Das Kloster Hornbach bestand Jahrhunderte hindurch zum Segen vieler Menschen. Als man in Folge der Zeit das Kloster anders wozu bestimmte, wurden Pirmin's Gebeine erhoben, und nach Innsbruck gebracht. —

---

288. Der Drachenfels.

(Aus: Sagen des Rheinlandes von F. J. Kiefer.)

Die westlichste Spitze des Siebengebirges, die bis hart an das Ufer des Rheinstromes vorspringt, heißt seit uralter, grauer Heidenzeit der Drachenfels. Diesen Namen gaben ihr die Bewohner jener Gegend, weil daselbst ein Drache hauste, der am südwestlichen Abhange, in einer von der Natur gebildeten Felsenhöhlung, die noch jetzt das „Drachenloch" heißt, seinen Aufenthalt hatte. Das Ungeheuer war von der scheußlichsten Gestalt und hatte einen Rachen, groß genug, mehrere Menschen auf einmal zu verschlingen. Die Chronik schildert dieses Ungeheuer als den Schrecken der nahen und fernen Umgegend.

Es ist nicht zu verwundern, daß die heidnischen Bewohner der Gaue beider Rheinufer dem grauenvollen Gaste, gegen den menschliche Kräfte nichts vermochten, göttliche Ehre erwiesen, und ihn als ein höheres, zu ihrer Strafe und Züchtigung bestimmtes Wesen ansahen. Die Priester glaubten, den Zorn der Gottheit

durch Opfer versöhnen zu müssen, und diese Opfer bestanden in jenen Zeiten der Barbarei und des Aberglaubens aus Menschen, welche sich entweder den Haß der Volksobern und der Priester zugezogen hatten, oder im Kriege zu Gefangenen gemacht waren. —

Zur Zeit nun, als das Christenthum sich auf der linken Rheinseite zu verbreiten begann, herrschten in den Wäldern des rechten Ufers Rinbod und Horsrik, zwei mächtige Fürsten und Krieger. Dem Heidenthume blind ergeben und von götzendienenden Priestern zum Haß gegen Diejenigen aufgereizt, die sich schon zur milden, beglückenden Lehre des Welterlösers bekannten, unternahmen sie oft blutige Kriegszüge jenseit des Rheins, und ermangelten nie, eine Anzahl der gemachten Gefangenen dem Ungeheuer des Drachenfelsens darzubringen.

Da geschah es einst, daß beide Fürsten, von einem solchen Streifzuge heimkehrend, wie gewöhnlich, Beute und Gefangene vertheilten. Unter den letztern war eine schöne christliche Jungfrau, die Rinbod, von ihrer Jugend und Anmuth bezaubert, für sich verlangte, während Horsrik sie ebenfalls zu seinem Antheil forderte.

Es brach daher unter den Anführern ein ernstlicher Zwist aus, und schon wollte der heftigere Horsrik zum Schwerte greifen, als der Oberpriester zwischen die Streitenden trat, durch sein Ansehen den Kampf verhinderte, und also sprach: „Eine Fremdgläubige, eine Tochter jener Christen, die wir verabscheuen und hassen, soll unsere Fürsten nicht entzweien zu unserem Verderben; darum werde sie **Keines** Antheil; vielmehr ein willkommenes Opfer für den Drachen, das ich ihm mit dem morgenden Tage weihen will, zur Ehre Wodan's, unseres höchsten Gottes!“

Gegen den Ausspruch des Priesters galt keine Einwendung mehr, wie gern auch Rinbod, der für die Jungfrau eine edlere Liebe, als sein wilder Nebenbuhler, empfand, ihre Rettung gewagt hätte. Mit Entsetzen vernahm die Unglückliche das Schicksal, das ihrer wartete, und nur der Gedanke verlieh ihr Stärke und Muth, daß es der Wille ihres Gottes und Heilandes sei, dem sie sich als gute, fromme Christin willig und ohne Murren unterwerfen müsse.

Als der Schreckenstag angebrochen, wurde die Jungfrau mit vielen Gefangenen, die ihr Loos theilen sollten, auf den Gipfel des Drachenfelsen geführt. Eine Menge Krieger und Volks sammt allen Priestern des Stammes waren gefolgt, um Zeuge eines Schauspiels zu sein, das lange nicht in dieser Größe und mit so viel Feierlichkeit Statt gehabt hatte. Auch Rinbod stand oben, voll Kummer und Trauer, daß eine so schöne hehre Jungfrau dem Ungeheuer

vorgeworfen werden sollte; und er glaubte in Schmerz vergehen zu müssen, als sie still und gottergeben daher schritt, mit der Opferbinde geschmückt, schon nicht mehr der Erde angehörend, einem göttlichen Wesen gleich.

In der Hand hielt sie ein Crucifix, das sie bei sich verborgen getragen; an ihm, dem Bilde des Erlösers, hafteten ihre Augen, und sein Anblick flößte ihr zuversichtliche Hoffnung auf Rettung ein. Willig ließ sie sich an den Opferplatz führen, wo sie, an einen Baum gebunden, erwarten sollte, daß der Drache sie verschlänge.

Es dauerte auch nicht lange, so erhob sich das Ungeheuer aus seinem Lager; und kaum hatte es seine Beute erblickt, so wälzte es sich näher, um sie zu erschnappen. Wer den Drachen in dessen ganzer Ungestalt und Scheußlichkeit erblickte, mußte unwillkürlich erbeben und mit Entsetzen erfüllt werden; aber die Jungfrau verlor die Besinnung nicht, als ihr das Verderben immer näher kam; sie hob das Kreuz empor und rief in ihrer gräßlichen Todesgefahr: „O Herr, mein Gott, hilf mir in dieser großen Noth!" Und siehe! was begab sich? Das Scheusal, das schon den Rachen geöffnet hatte, die Gefesselte zu verschlingen, fuhr beim Anblicke des heiligen Kreuzes, wie vom Blitz gerührt, zurück und stürzte, ein schreckliches, weithin wiederhallendes Geheul ausstoßend, sich hinab in den Rhein, wo es die Wellen auf immer bedeckten. — —

Mit Staunen hatte die ringsum versammelte Menge der Heiden dieses Wunder angesehen. Sie glaubten, ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als das gefürchtete und göttlich verehrte Ungeheuer vor dem kleinen Bilde des Christengottes vernichtet in den Abgrund stürzte; aber Allen ward dadurch klar, daß dieser Christengott mächtiger und größer sein müsse, als ihre heidnischen Götzen. Rinbod war der Erste, der sich vom Erstaunen erholte. Mit lautem Jubel eilte er, die Bande der Jungfrau zu lösen, und triumphirend führte er sie davon. Auch die übrigen Opfer wurden ihrer Fesseln entledigt, und das Volk, das sich durch das Bild des gekreuzigten Heilandes von dem Drachen befreit sah und schon im Stillen die fromme Zuversicht der Christin bewundert hatte, verlangte laut, zu einem Glauben zu gelangen, dessen Gott den Seinigen so sichtbar helfe. —

Die Jungfrau unternahm es nun, mit Muth und Freudigkeit das Christenthum durch ihr Wort zu verbreiten. Begierig faßten diese Heiden die Lehren des Evangeliums auf, und bald empfingen Tausende die heilige Taufe. — Der erste aber und eifrigste Christ von ihnen war Rinbod, und die Jungfrau lohnte ihm durch ihre

Hand. Auf eben diesem Drachenfels erbaute er sodann eine Burg, und er wurde der Stammherr des Geschlechts der „Drachenburger," das hier wohl zehn Jahrhunderte blühte. —

---

289 — 296. Der heilige Otto in Pommern.

1. Das heidnische Edelweib zu Cammin.

Nachdem der heilige Otto, Bischof von Bamberg, im Jahr 1124 in Pyritz gar viele Heiden bekehrt und getauft hatte, zog er zuerst auf das Schloß in Stargard zu dem Herzog Wartislav, von da aber weiter nach Cammin, wo er wieder predigte und das Volk taufen wollte. Allein sein Werk schien hier keinen rechten Fortgang zu haben, und es waren Anfangs nur Wenige, die sich taufen ließen, bis dieses auf einmal durch ein sichtbarliches Wunder anders wurde. Es war nämlich auf dem Lande nicht weit von Cammin ein Edelweib, sehr gewaltig und reich, so daß ihr Mann wohl mit dreißig Pferden zu reiten pflegte. Dasselbe Weib war sehr gottlos und schimpfte gegen das neue Christenthum und sagte, daß sie ihres Vaters Glauben in keine Wege übergeben werde. Und weil es gerade in der Ernte war, zwang sie ihre Leute, die schon großentheils getauft waren, auf einen Sonntag zu mähen und zu ernten, und wollte sie nicht zur Kirche nach Cammin gehen lassen, sprechend: „Was liegt mir an dem neuen Gott, den der Bischof von Bamberg herbringt; sehet ihr nicht, welche schöne und große Früchte uns unsere Götter gegeben haben? die laßt uns werben und verzehren!" Wie das Gesinde nun aber noch zögerte, da ließ sie einen Wagen zurichten und fuhr mit auf's Feld; und wie sie nach Art der Pommern ein starkes Weib war, nahm sie eine Sense und begann selbst zu mähen, und sagte: „Laßt sehen, was mir der Christen Gott darum wird thun können!?" Sie schalt auch die Anderen, daß sie nicht ihre Sensen nehmen und mähen wollten.

Und als sie so schalt und tobte, da erstarrte sie plötzlich von Stund an, und blieb gebückt stehen, konnte sich auch weder aufrichten, noch Sense oder Halm aus den Händen los werden, konnte auch nicht reden, sondern stand also stumm, und sah greulich aus, wie ein hölzernes Bild. Das Gesinde erschrack sehr, ergriffen sie beim Leibe und wollten ihr die Sense nehmen, konnten das aber nicht, und jammerten lange und warteten, ob es nicht wollte besser mit ihr werden. Darum riefen sie sie an und ermahnten sie, daß sie sich möchte zu Jesus Christus bekennen und ihn um Gnade bitten, so werde er ihr helfen. Aber sie konnte nicht ant-

worten, und nicht einmal ein Zeichen von sich geben, bis sie nach einer Weile plötzlich niederstürzte und todt war. —

Als solches Wunderwerk ist lautbar geworden im Lande, da haben Alle, die es gehört, den wahren Gott erkannt, und haben sich taufen lassen und sind Christen geworden, also daß der heilige Otto vierzehn Wochen lang in Cammin bleiben mußte, um Alle zu taufen, die sich meldeten. —

2. Bogdal in Julin.

Von Cammin zog Sanct Otto zu Wasser nach Julin. Allda kam er des Abends an. Weil es aber bekannt war, daß die Juliner keinen Christen in ihrer Stadt duldeten, und weil der Bischof bedachte, wie es schon früher dem Bischof Bernard daselbst ergangen war, so fürchtete er sich, offen in die Stadt einzuziehen, und er begab sich daher auf die Weisung der Räthe des Herzogs Wartislav bei Nacht in das Schloß, welches der Herzog allda hatte, und welches eine sichere Freistatt war für Alle, die bedrängt und verfolgt wurden. — Des andern Morgens aber erfuhren das die Bürger, und sie liefen vor das Schloß, rufend, daß den Verkehrern des Glaubens und der guten Sitten ihres Vaterlandes nirgends Friede und Sicherheit sein sollte. Sie brachen auch die Thore des Schlosses auf, drangen mit Unsinnigkeit in die Gemächer und jagten Sanct Otto mit seinen Begleitern aus der Stadt. Dabei liefen Viele des gemeinen Pöbels zu und warfen nach den Fremden mit Steinen und Koth.

Darunter war Einer, ein Wende, der schlug den heiligen Bischof mit einer großen Runge, daß er niederfiel und von seinen Dienern wieder aufgehoben werden mußte.

Die Vornehmsten der Stadt schickten aber darauf zu dem Bischof und baten ihn um Verzeihung wegen des Vorgefallenen, und sprachen zu ihm: daß sie zwar nicht abgeneigt wären, sich taufen zu lassen, daß sie aber erst sehen wollten, was die Bürger zu Stettin machten, welche das Haupt der Pommer'schen Städte sei, und daher billig vorgehen müsse; würden sich diese taufen lassen, so wollten sie in Julin es auch. Der Bischof zog deßhalb zuerst nach Stettin, und nachdem die Stettiner sich hatten taufen lassen, kehrte er nach Julin zurück, wo die Bürger, arm und reich, nun mit Freuden herzuliefen, um die heilige Taufe von ihm zu empfangen.

Unter denselben war jener Wende, der ihn mit der Runge geschlagen hatte. Den gereute diese seine That jetzt sehr, und als er zur Taufe kam, sagte er auf sein Wendisch zu dem Bischof

„Bog dal, ize cien nie zabil!" das heißt: „Gott gab, daß ich dich nicht erschlug!" Darauf verlieh ihm Sanct Otto den Namen von den ersten Worten, die er geredet, also daß er „Bogdal, — Gottgab," geheißen wurde. Dieser Name besteht noch jetzt in Pommern, und besonders auf der Insel Wollin, und hat daher seinen Ursprung. —

3. Julins Abfall vom Christenthume.

Bischof Otto zog, nachdem er die Pommern bekehrt hatte, in seine Heimath zurück, daß er um die Ostern 1125 wieder gen Bamberg kam. Nach seiner Abreise geschah es, daß zuerst die Julin'schen von dem christlichen Glauben wieder abfielen. Dieselben feierten alljährlich im Anfange des Sommers ein Götzenfest, dazu sie ein großes Feuer anmachten; dahin kam alles Volk zusammen, und aß und trank im Uebermaaß und trieb allerlei Ungestüm. Dieses Fest wollten sie auch jetzt, nach der Abreise des Bischofs, sich nicht nehmen lassen, obgleich sie getauft waren. Sie kamen deßhalb zusammen und schlemmten nach alter Gewohnheit. Wie nun das Volk also toll und voll, da waren auch Einige unter ihnen, die hatten noch etliche kleine Götzenbilder aufbewahrt. Diese zeigten sie dem Volke, und sagten, das wären ihre alten, wahren Götter, unter denen sie doch ein gutes Leben gehabt hätten, wogegen man ihnen jetzt alle Freuden verbieten wolle. Darum sollten sie den alten Glauben wieder annehmen, und den fremden abenteuerlichen Christengott fahren lassen. Dasselbe gefiel dem tollen Haufen, und sie warfen das Christenthum weg, lästerten Gott, und trieben den Bischof Adalbert aus, den ihnen St. Otto zurückgelassen hatte, und wurden wieder sammt und sonders Heiden. Aber für diesen Greuel wurden sie alsbald bestraft. Denn urplötzlich schickte unser Herr Gott das höllische Feuer unter sie und verbrannte die ganze Stadt bis in den Grund; bloß die beiden geweiheten christlichen Kirchen blieben unversehrt stehen. Da das die Bürger sahen, sind sie in Reue gerathen, haben den Bischof Adalbert zurückgerufen, Buße gethan und das Christenthum wieder angenommen. Aber die Stadt Julin, die bis diesen Tag gewaltig und groß gewesen, ist seitdem zu keinem Gedeihen wieder gekommen, und nicht lange hernach ganz und gar zerstört worden. —

4. Stettins Abfall vom Christenthume.

Des schweren Exempels der Stadt Julin ungeachtet fielen nicht lange hernach auch die Stettiner von dem wahren Glauben wieder ab. Denn als daselbst ein großes Sterben kam, riefen die alten

heidnischen Priester unter das Volk, solches Sterben käme nirgends anders her, denn daß sie ihre Götter verlassen und einen neuen Gott angenommen; und so sie sich nicht wieder bekehrten, würden sie Alle sterben und vergehen. Da schrie das Volk, sie wollten ihre alten Götter wieder haben, und sie fielen von dem christlichen Glauben ab und stürmten die Sanct Adalberts-Kirche, die ihnen der Bischof Otto hatte bauen lassen, um sie zu zerstören. Das glückte ihnen aber nur, bis sie an das Chor kamen. Da trug sich ein gar merkwürdiges Wunder zu. Denn zu diesem Chore, welches in der Eile nur von Holz war aufgebaut worden, begab sich ein heidnischer Priester selbst, mit einer Axt in der Hand, und wollte die Ständer umhauen und niederbrechen. Als dieser nun aber die Arme aufhob, so erstarben sie ihm plötzlich, und er konnte nichts ausrichten, also daß das Chor stehen blieb. Darüber entsetzten sich die Bürger von Stettin, und sie wußten in ihrer Angst zwischen dem alten und neuen Glauben keinen andern Ausweg, als daß sie neben dem Chor der St. Adalberts-Kirche einen zweiten Tempel baueten für ihren Götzen Triglaff. So verehrten sie Beide, Christum und Triglaff, und das blieb so bis zu St. Otto's Wiederkunft im Jahre 1128. —

5. Die Bekehrung von Wolgast.

Im Jahre 1128, also nach dreijähriger Abwesenheit, kam der heilige Bischof Otto von Bamberg zum zweiten Male nach Pommern, um den christlichen Glauben dort, wo er während seiner Abwesenheit zu schwanken angefangen hätte, von Neuem zu befestigen, in anderen Gegenden des Landes aber, wohin er bisher noch nicht gedrungen war, ihn auszubreiten. Der Bischof begab sich zuerst nach Demmin, und von da nach Usedom, wo der Fürst Wartislav einen allgemeinen Landtag der Pommern ausgeschrieben hatte. Auf diesem Landtage wurde berathen, ob der christliche Glaube jetzt für das ganze Pommerland sollte angenommen werden. Viele Grafen und von Adel wollten das nicht. Aber nachdem St. Otto selbst mit ihren heidnischen Götzenpriestern gar herrlich disputirt hatte, ergaben sie sich Alle darein, das Christenthum anzunehmen.

Darauf zog St. Otto zuerst nach der Stadt Wolgast, die noch im Heidenthum lag, um sie zu bekehren. In dieser Stadt war damals ein heidnischer Götzenpriester, dem es nicht gefiel, daß die Wolgaster sollten Christen werden. Als daher das Gerücht kam, St. Otto werde von Usedom zunächst nach Wolgast ziehen, begab er sich in der Nacht in einen dichten Busch im Walde Zitz auf dem Lande Usedom, und zog an sein weißes Kirchengewand. Und als

früh Morgens ein Bauer vorbeikam, der Holz holen wollte, da rief er ihm zu mit hohler Stimme, er sei „Barovit,“ der Gott der Wolgaster, der ihnen Alles gebe, was sie bedürften; nun kämen aber Fremde in's Land, die wollten einen anderen Gott bringen; derohalben sollte er, der Bauer, den Wolgastern sagen, daß sie den neuen Gott nicht annähmen, auch seine Boten nicht in die Stadt nähmen, und wenn sie doch hineinkämen, nicht am Leben ließen; dafür wolle er ihnen in allen Sachen zur Hilfe sein. Damit macht sich der Götzenpriester eilends davon.

Der arme Bauer war sehr erschrocken, denn er meinte nicht anders, als daß er den Gott selbst gesehen und gehört hätte. Er ging in die Stadt und verkündete den Bürgern, was geschehen war. Die glaubten ihm leichtlich, und als nun der Götzenpriester, der geschwinde zur Stadt zurückgelaufen, auch noch herzukam, und sich stellend, als wisse er von nichts, sich den Vorfall erzählen ließ und darüber ein großes Geschrei erhob; da faßten sie Alle einen großen Eifer, und schworen mit Hand und Mund, wo der Bischof oder Einer seiner Gesellen in die Stadt käme, dem wollten sie stracks den Kopf entzwei schlagen.

Unterdeß hatte St. Otto zwei Priester, Namens Ulrich und Albinus, weggeschickt, daß sie vor ihm her nach Wolgast gehen sollten. Die schlichen sich in die Stadt und begaben sich in das Haus des Vogts, der aber verreist war. Als die Frau des Vogts von ihnen erfuhr, daß sie Christen wären, da erschrack sie sehr, sagte ihnen, was die Bürger gegen sie beschlossen hätten, und bat sie, wieder umzukehren. Das wollten die Priester indessen nicht, weil St. Otto bald kommen werde. Die Frau verbarg sie daher in ihrer Angst oben auf dem Söller so lange, bis nach einigen Tagen der Bischof Otto mit dem Fürsten Wartislav und großem Gefolge ankam.

St. Otto predigte nun den Wolgastern das Evangelium, weil unter dem Schutze des Fürsten die Heiden ihm nichts anhaben konnten. Doch hatte er Anfangs wenigen Gewinn. Da trug es sich eines Tages zu, daß Einer aus seinem Gefolge allein ausging, um die Stadt und die Kirchen zu besehen. Wie der so spazieren ging und die Bürger das sahen, da liefen sie zusammen und sprachen unter sich: „Sehet da, da geht Er und erspäht unsere Kirchen, wie sie die abbrechen und niederreißen mögen! Sollen wir das leiden?“ Also folgten sie drohend dem Christen nach, in eine Kirche, in welche er bereits gegangen war, und umringten ihn und wollten über ihn herfallen. Da gerieth dieser in großen Schrecken, und wie er keine andere Errettung sah, ergriff er in seiner Angst einen Schild, der

in der Kirche dicht bei dem Bilde des Götzen Barovit hing. Dieser Schild war groß und schön und mit goldenen Gurten überzogen; er gehörte dem Gott Barovit, und es durfte ihn Keiner anrühren, außer der oberste Priester des Gottes in der Zeit, wenn es Krieg war. Mit diesem Schilde bedeckte er sich und lief damit nach der Thüre zu. Da solches die Bürger sahen, entsetzten sie sich über den Frevel, daß Einer, und zumal ein Christ, es wagte, den heiligen Schild des Gottes in seine Hand zu nehmen, und sie ließen von ihm ab, aus Furcht, selbst den Schild anzurühren, und vermeinend, der Gott werde den Frevler augenblicks erschlagen. Der aber kam, zwar mit großer Angst, aber wohlbehalten zu dem Bischofe zurück.

Ueber Solches fingen die Bürger an, das Vertrauen auf ihre Götter zu verlieren, und sie bekehrten sich zuletzt Alle zu dem christlichen Glauben. —

6. Stettins Wiederbekehrung.

Als der heilige Bischof Otto in seinem apostolischen Eifer zu den abgefallenen Stettinern kam, um sie von Neuem zum reinen Christenthum zu bekehren, da wurde er übel von den Abtrünnigen empfangen, und sein Werk wollte Anfangs nicht gelingen. Aber durch Gottes Gnade glückte es doch. Es war nämlich zu damaliger Zeit ein Bürger aus Stettin, Namens Witsak, der auf dem Meere viel geraubt und seine Gesellen erschlagen hatte. Der war daher in Dänemark gefangen und in schweren Ketten in einen Thurm geworfen. Wie er nun da saß, so bereuete er seine Unthaten und flehete den wahren Gott, den er bei der Taufe schon kennen gelernt hatte, um Vergebung seiner Sünden an. Auf einmal erscheint ihm St. Otto im Traume, und tröstet ihn und spricht ihm Muth ein um seiner Buße willen, befiehlt ihm auch zugleich, den Stettinern zu sagen, daß Gottes harte Strafe über sie ergehen werde, wo sie sich nicht bald bekehren. Und als er am anderen Morgen erwacht, da sind wunderbarer Weise seine Ketten gelöst, und er steht auf ohne Beschwerde und geht aus seiner Haft heraus an's Meer. Dort sucht er lange hin und her nach einem Schiffe, bis er zuletzt in seiner Angst St. Otto anruft, worauf plötzlich aus der Mitte der See ein Boot auf ihn zu geschwommen kommt. In dasselbe setzt er sich und rudert mit seinen beiden Händen, also daß er durch Gottes sichtbare Hilfe bis nach Stettin gelangt. Hier geht er in die Stadt hinein. Da hörten die Stettiner wieder auf St. Otto, und bekehrten sich abermals, und blieben von nun an fromme Christen. —

7. Der Götzen-Baum in Stettin.

Daß die Stettiner nach der im Jahre 1128 erfolgten Wiederkunft des heiligen Otto, Bischofs von Bamberg, zum christlichen Glauben ganz zurückkehrten, das soll sich durch folgende wunderbare Begebenheit zugetragen haben:

Nicht weit von dem ehemaligen Tempel des „Gottes Triglaff" stand oben in der Schuhstraße zu Stettin ein alter, großer Nußbaum, den die Stettiner heilig hielten, weil sie glaubten, der Gott wohne in demselben, und unter dessen Wurzeln eine besonders klare Quelle hervorsprudelte. Als der Bischof die Stettiner zuerst bekehrt hatte, ließ er ihn stehen, weil er meinte, sie würden sich nun, da sie Christen geworden, nicht weiter an ihn kehren. Als er aber jetzt zum zweiten Male nach Stettin kam, und sah, daß ein großer Zulauf zu dem Baume, so wollte er nun diesen Baum des Anstoßes aus dem Wege räumen. Er nahm daher eine Axt, um ihn umzuhauen. Da aber das der Mann sah, welcher der Herr des Grundes war, auf dem der Nußbaum stand, ergriff derselbe gleichfalls eine Axt, in der Absicht, dem Bischofe den Kopf zu spalten. Allein Gott der Herr schickte es, daß er den heiligen Mann nicht traf, und daß vielmehr die Axt dergestalt in den Baum selbst hineinfuhr, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. Da erkannten die Umstehenden und Alle den Willen des Allmächtigen Gottes, und sie ließen ab von der abgöttischen Verehrung des Baumes und seines Götzen. —

8. Die Götzenfliegen zu Gützkow.

Der heilige Bischof Otto kam nun auch in das Städtlein Gützkow. Dasselbe war damals ein Hauptgötzennest des Pommerlandes, und der fromme Bischof hatte viele Last, das Volk von seiner Abgötterei zum wahren Christenthum zu bekehren. Als ihm dieses endlich gelang, fand er daselbst so viele heidnische Götzenbilder vor, daß mehrere Joch Ochsen vonnöthen waren, um sie aus der Stadt zu schleppen, allwo der Bischof sie verbrennen ließ. Hierbei war es denn wunderbar und zugleich erschrecklich anzusehen, wie auf einmal aus den Götzentempeln und Bildern eine solche große Menge von Fliegen hervorkam, daß davon die ganze Stadt als von einer schwarzen Wolke bedeckt ward. Das Wunderbarste aber war, daß diese Fliegen lange Zeit von der Stadt nicht weichen wollten. Sie entflohen erst, nachdem der Bischof und seine Geistlichkeit mit Weihwasser und Weihrauch ihnen entgegen gezogen waren, und ihnen, als bösen Geistern, im Namen des höchsten Gottes geboten hatten, sich davon zu machen. Da sah man sie denn in großen, dunkeln Haufen nach der Insel Rügen, und dort nach der

alten Stadt Arkona hinfliegen, wo zu damaliger Zeit der Oberste der Pommer'schen Götzen, der greuelvolle Swantewit, seinen Sitz und seinen Tempel hatte. —

---

297 — 302. Die Missionärin.

Die selige Maria Guyard (geboren am 18. October 1599 zu Tours in Frankreich), genannt „Maria von der Menschwerdung," vermählte sich im siebenzehnten Jahr ihres Lebens, und wurde schon im neunzehnten eine Wittwe. — Sie betrat ein Kloster, und einige Jahre nachher reiste sie nach Canada, zum Mitwirken an der Bekehrung der Wilden.

Ueber ihren Aufenthalt zu Canada, der drei und dreißig Jahre währte, hat sie das Nachstehende selbst aufgeschrieben:

1. „Der Herr lenkte das Herz der Fräulein de la Peltrie, einer sehr frommen und vornehmen Person, daß sie sich mit allen ihren Gütern an die Missions-Anstalt in Canada übergab. Sie ward dazu erweckt durch die Nachrichten des Missionärs Le Jeune, welcher unter Anderm von Canada schrieb: „Ist denn gar keine heilige Seele zu finden, die so viel Eifer hat, daß sie komme, und das Blut des Sohnes Gottes, welches in Canada verloren geht, auffasse, um es zum Heil der armen Wilden anzuwenden?" — — Fräulein de la Peltrie erkrankte, und zwar so gefährlich, daß auch die Aerzte glaubten, sie müsse sterben. In dieser Lage hat sie, von innen gedrungen, dem Herrn gelobt, wenn sie wieder gesund werden sollte, ein Erziehungshaus für die armen Wilden in Canada zu stiften. Nach einem sanften Schlafe fühlte sie sich besser, und da der Arzt erstaunt fragte: wo denn das Fieber sei? antwortete sie lächelnd: Es ist nach Canada gereist!

Damals kannten ich und Fräulein de la Peltrie einander noch nicht einmal dem Namen nach. Gottes Güte leitete aber Alles von allen Seiten schön und lieblich

2. Drei Tage lang vor meiner Abreise nahm der Herr mein Gemüth so ein, daß ich weder essen, noch schlafen, noch mich sonst mit etwas in meinem Gemüthe beschäftigen konnte. Die lebhafte Vorstellung dessen, was mir in Canada begegnen würde, füllte alle meine Gedanken aus. Ich sah Leiden ohne Ende; sah, daß ich von Gott und den Kreaturen auf die allerschmerzlichste Weise werde verlassen werden, und nun ein verborgenes und unbekanntes Leben antreten müsse. Es war mir, als sagte der Herr zu mir: „Geh' nur hin; nun mußt du mir auf deine eigenen Kosten dienen, und

Beweise deiner Treue geben, die du mir schuldig bist.“ — — So sehr dieß mein Gemüth erschreckte, so fühlte ich mich dennoch fest entschlossen, Alles zu thun und zu leiden, was dem Herrn gefallen würde.

Da wir zu Dieppe, wo wir uns einschifften, ankamen, warf ich mich vor dem Herrn nieder, betete lange die Majestät Gottes an, und gab mich ihm zu einem ewigen Brandopfer hin. Darauf fühlte ich, daß der heilige Geist meine Seele einnahm und ihr die zu meinem Unternehmen nöthige Gnade mittheilte. Es ist unaussprechlich, was ich bei dieser Hingebung und Ueberlassung meines ganzen Wesens erfahren habe.

Indessen erreichten wir die Meeresküste, wo wir uns von allen Seiten mit Zuschauern umgeben sahen. Mein Geist war dabei so in Andacht und im Umgange mit dem Herrn vertieft, daß er sich kaum davon abwenden konnte; von außen sah man mir das nicht an, weil ich Alles auf eine freie und ungezwungene Weise that, was ich zu thun hatte.

Endlich mußten wir scheiden, und unsern Schutzengel (Bernieres) auf immer verlassen. Wie schmerzlich war dieser Abschied! Er hat mit so viel Herzensgüte und väterlicher Liebe unsere Sachen besorgt, und in Allem vom Anfange bis an's Ende bewiesen, daß er ein Mann voll heiligen Geistes, und ein abgesagter Feind des Welt-Sinnes sei.

Als ich meinen Fuß in das Boot setzte, welches uns in das Schiff überfahren sollte, glaubte ich in das Paradies zu treten; denn dieß war der erste Schritt zu dem Unternehmen, bei dem ich mein Leben wagte aus Liebe zu Dem, der es mir gab. Ich besang bei mir selbst die Güte und Barmherzigkeit Gottes, daß er mich endlich in diese lang ersehnte Lage versetzt hatte. Indessen war der Anker gelichtet, die Segel ausgespannt, und der Wind führte uns weg. — So verließ ich Frankreich mit dem Entschlusse, nie wieder zurückzukehren, und mein Leben dem Dienste der armen Wilden zu widmen, sie zu bilden und ihrem rechtmäßigen Könige, meinem himmlischen, göttlichen Heilande zuzuführen.

3. Ich setzte meine Reise fort mit demselben Frohsinn und innerem Troste, mit dem ich sie angetreten hatte; obwohl ich mich auf dem unbeständigen Elemente der beständigen Lebensgefahr ausgesetzt sah. Auf der ganzen Fahrt hatte ich immer Gelegenheit, mich unabläßig dem Herrn hinzugeben und zu opfern, besonders aber in einer drohenden Gefahr, die den Lesern ebenso unglaublich scheinen wird, als sie uns fürchterlich war. Ein Eisstück von unerhörter Größe fuhr einmal mit unglaublicher Gewalt auf uns zu,

und drohte einen unvermeidlichen Schiffbruch. Es war so groß wie eine befestigte Stadt, und hatte Spitzen, die wie Thürme hervorragten. Alles schrie: „Gott erbarme sich, wir sind verloren!“ Mein Geist war dabei so ruhig und stille wie möglich, ich fühlte nicht die geringste Anwandlung von Schrecken, vielmehr fand ich mich ganz bereit, mit vollkommener Ergebung in des Herrn Willen, die Freude, unsere lieben Wilden zu sehen, zu opfern. Fräulein de la Peltrie hielt sich nahe zu mir, damit wir mit einander sterben möchten. Ich faßte meine Freundin so, daß ich bei der Scheiterung des Schiffes nicht anders als in Gemeinschaft mit ihr untergehen könnte.

Auf einmal richtete der Steuermann das Ruder ganz anders, als er kommandirt war, ohne zu wissen, was er that; und gerade dadurch erhielt das Schiff die Richtung, daß ihm die ungeheure Eismasse, die nur mehr eine Spießes-Länge von uns entfernt war, zur Seite kam, und uns keinen Schaden verursachte. Alles staunte und dankte.

4. Nach vielen Gefahren erreichten wir das Land, wo wir zu unserer größten Freude viele Wilden fanden, die sich eben so sehr freuten, als man ihnen sagte: wir hätten aus Liebe zu ihnen unser Vaterland, unsere Verwandten und alle Herrlichkeiten Frankreichs verlassen, und wären nun bereit, ihre Töchter zu unterrichten, damit sie selig werden möchten. Sie konnten das nicht begreifen; um daher zu erfahren, was daraus werden würde, begleiteten sie uns zu Lande bis nach Quebek (hundert deutsche Meilen landeinwärts). Die Einwohner freuten sich so sehr, daß sie den Tag meiner Ankunft feierten; und wir küßten das Land, in welches wir gekommen waren, um unser Leben im Dienste Gottes und der armen Wilden zu opfern. Den folgenden Tag führte man uns in das Dorf der Wilden, unserer lieben Brüder. O wie erfreuten wir uns, da wir uns nun unter unsern guten Neubekehrten erblickten, und sie in ihrer Sprache Gottes Lob singen hörten! Der Erstling aus den Heiden übergab uns gleich seine Tochter, und in wenigen Tagen erhielten wir mehrere. Es wurde uns einstweilen, bis zur Erbauung eines Klosters, ein kleines Häuschen angewiesen, welches aus zwei kleinen Kammern bestand, in dem wir uns aber besser beherbergt glaubten, als in einem königlichen Palaste; weil wir nun unsere Schätze, auf die wir ausgegangen waren, unsere Neubekehrten, bei uns hatten. —

5. Unser Häuschen war bald in ein Spital verwandelt, indem die Töchter der Wilden an den Kinderpocken erkrankten, und mehrere daran starben. Da wir noch nicht eingerichtet waren, mußten wir

die Betten auf den Boden hinmachen, und weil es viele waren, immer darüber hinsteigen. Der Herr schenkte aber meinen Schwestern einen solchen Eifer, daß sie sich durch die Krankheiten und Unreinlichkeit der Wilden nicht abschrecken ließen. O wie köstlich sind die Erstlinge des Geistes, besonders in Hinsicht des Seeleneifers!

Wir mußten nun ihre Sprache lernen. Da ich mich seit zwanzig Jahren in Erlernung der Wissenschaften nicht mehr geübt hatte, schien es mir unmöglich, diese barbarische Sprache zu lernen. Ich redete hierüber herzlich mit unserm Herrn, und er segnete meine Bemühung so, daß ich sie bald verstand und reden konnte, ohne daß meine innere Beschäftigung mit Gott unterbrochen worden wäre.

Ganze Schaaren von Wilden, Männer und Weiber, kamen nun zu uns, und ich unterrichtete sie im Christenthum, und redete mit ihnen mit Herzensfreude. Sie sind zwar sehr unfläthig und übelriechend, theils weil sie gedörrtes Fleisch (boucan) essen, theils weil sie keine Leinwand tragen. Allein der Herr hat uns immer den Sinn erhalten, daß wir diesen mit dem Blute Jesu erkauften Seelen ohne Ekel, mit Lust und Freude dienen konnten. Oft fanden wir einen Schuh; Haare aber und Kohlen und dergleichen täglich in dem Topf. Die Leute, die uns besuchten, konnten nicht begreifen, wie wir die kleinen Waisen der Wilden, die uns geschenkt wurden, umarmen und küssen konnten, da sie nur mit Lumpen bedeckt, und diese sowohl, als ihre Leiber selbst mit stinkendem Fett überschmiert waren. Sobald sie ein wenig angewöhnt waren, bemühten wir uns, sie vom Fett und Ungeziefer zu reinigen, und gaben ihnen Hemden.

Der Beruf und die Liebe, die mir Gott zu diesen Wilden geschenkt hat, blieb durch seine Barmherzigkeit unveränderlich. Ich trage sie alle in meinem Herzen, liebe sie zärtlich, und trachte, sie durch mein armes Gebet und meine geringen Bemühungen dem Herrn zu gewinnen.

In dem kleinen Häuschen wohnten wir über drei Jahre vergnügt und getröstet im Geiste, so viele äußere Beschwerlichkeiten wir auch zu ertragen hatten.“ —

6. Tief erbaulich, wie ihr Leben und Wirken, ist auch ihre letzte Krankheit und seliges Ende. —

Die liebe Maria Guyard ward endlich im Januar 1672 von einer sehr schmerzlichen Krankheit überfallen, in der sie durch ihre Sanftmuth und Gelassenheit alle Besuchende erbaute. Ihre Reden, ihr Anblick, ihre Geberden, ihr ganzes Wesen war Ausdruck einer musterhaften Geduld. Ihr heiteres Antlitz zeugte von der Heiterkeit ihres Herzens und der hohen Geistes-Freude, die ihr der Anblick der besiegten und mit Christo gekreuzigten Natur gewährte.

Daß sie dieses für eine große Ehre und Seligkeit hielt, zeigte sie durch die öftere Wiederholung der Worte: „Ich bin mit Christo gekreuzigt!“

Alle Schwestern beteten um ihre Wiedergenesung, und ihr Beichtvater forderte sie dringend dazu auf, auch mit zu beten, daß sie der Gesellschaft noch einmal erhalten werden möchte, welche sie nöthig zu haben glaube. Sie betete dann: „Mein Herr und mein Gott, wenn du glaubst, daß ich dieser kleinen Gemeinde noch nothwendig bin, so will ich mich den Leiden und der Arbeit nicht entziehen: Dein Wille geschehe!“ Sie ward auch wieder besser, so daß sie mit zwei Stecken im Hause umhergehen konnte. Dieß dauerte aber nur bis auf den Charfreitag, da sie so große Schmerzen in der Seite empfand, daß man ihre Geschwüre öffnen, und ihr bis auf die Knochen hineinschneiden mußte. Sie verhielt sich so stille und ruhig dabei, als wenn sie nicht im Leibe gewesen wäre. Nur einmal, da der Wundarzt mit eisernen Instrumenten die Wunde reinigte und geschabte Leinwand, mit scharf beißendem Wasser benetzt, hineinlegte, konnte sie sich nicht enthalten, wegen zu großer Schmerzen sich ein wenig zu bewegen. Aber gleich darauf sagte sie: „Mein Gott! wie bin ich so ungeduldig!“

Sobald man ihr sagte, daß keine Besserung für sie zu hoffen sei, wurde sie ungewöhnlich heiter. Sie blieb nun fast immer in sich versammelt, und inniger als je, um, wie sie hoffte, in der innigsten Vereinigung mit ihrem Heiland zu sterben. Sie redete wenig, und nur, wenn es nöthig war. Auf Fragen antwortete sie kurz, aber mit engelhafter Freundlichkeit.

Die kleinen Wilden ließ sie in ihrer Krankheit öfters noch zu sich kommen. Sie segnete sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, und zeigte in Allem, daß sie dieselben in ihrem Herzen trage.

Sie starb endlich den letzten April 1627 im drei und siebenzigsten Jahre ihres Alters.

Der Ausdruck der Freude, womit sie starb, blieb ihrem Angesicht auch nach dem Tode noch, und eine gewisse Erhabenheit und einnehmende Schönheit des Geistes strahlte noch durch die entseelte Hülle, als wenn die verklärte Seele dem Leibe schon einen Strahl der Herrlichkeit mitgetheilt hätte.

---

303. Siege des Wortes Gottes.

Der ehrwürdige Paul vom Kreuz, am 3. Januar 1694 zu Ovada (in der Diöcese Acqui im Piemontesischen) von vornehmen Eltern geboren, war von Kindheit an ein inniger Verehrer der Leidens-Geheimnisse unseres Erlösers.

Mit seinem Bruder Johann Baptist Danei errichtete er sich zu Monte-Argantaro eine Einsiedelei, woselbst er auch den „Orden der unbeschuhten Cleriker zum heiligen Kreuz und Leiden unseres Herrn" stiftete.

Aus dieser stillen Einsiedelei wanderte Paul vom Kreuze rings umher und verkündete den Menschen das gnadenreiche Evangelium Jesu Christi. Sein demüthiges und abgetödtetes Aeußere rührte alle Herzen, und seine kraftvollen Reden führten die Seelen zu Gott. Der gewöhnliche Gegenstand seiner Predigten beschäftigte sich mit dem bittern Leiden des Lammes Gottes.

Zu Orbitello bekehrten sich Viele aus dem Soldaten-Stande, daraus mehrere Offiziere, eine Menge Soldaten, und nahm sechzig aus ihnen, die protestantischer Confession gewesen, das katholische Glaubens-Bekenntniß ab. —

Dieß waren aber nicht die einzigen Früchte seiner Mühen; sogar Straßenräuber kehrten gebessert zur Kirche und der menschlichen Gesellschaft zurück. — Eine dieser Bekehrungen ist von gar seltsamen Umständen begleitet. — Paul reiste, wie gewöhnlich, zu Fuße mit seinen Jüngern in einem Kreise von Toscana, genannt „Montemarano." Da sah er mit Einem Male in einiger Entfernung im Wald einen bewaffneten Menschen aus dem Gebüsch hervortreten, der ihm in das Gehölz hineinwinkte. Der fromme Missionär folgte augenblicklich diesem Mann und fragte ihn, was er mit ihm vorhabe; da antwortete der Fremde, ihn an dem Arme fortziehend: „Gehen wir nur weiter in die Waldesnacht voran!" Dort änderte dieser Mensch plötzlich den barschen, gebieterischen Ton seiner Rede, und bat ihn ganz zerknirscht: „Ich bitte dich, höre meine Beicht an!" — Paul, der für diese Gegend keine geistliche Vollmacht besaß, bemerkte dem Reuigen dieß, ertheilte ihm aber so herzergreifende und trostvolle Lehre von dem guten Hirten am Kreuze, daß der Räuber sich aufrichtig bekehrte und später bei Paul erschien und ihm dankte für die väterliche Weg-Bahnung zum Heile, die durch seine milde Führung ihm bereitet worden. —

Sein Predigt-Wort drang auch, wie ein mit der Liebe zu Jesus Christus verwundender Pfeil, bis in die Paläste der Großen und Reichen dieser Erde hinein. — Unter Anderm sagte ihm ein Kriegs-Oberster eines Tages, nachdem er dem Missionär gebeichtet hatte: „Mein ehrwürdiger Pater, im Kriege hab' ich mich schon in ziemlich heißen und mörderischen Treffen befunden, und war nicht weit von Kanonen entfernt; allein noch nie habe ich so der Art gezittert, als in dem Augenblicke, da ich vor Dir in der Beicht kniete und von dir Heilsworte und die Absolution erwartete!" —

Um die wunderbaren Früchte der apostolischen Arbeiten des Paters Paul fortzupflanzen, errichteten viele Länder neue Häuser seiner Genossenschaft. —

Seine letzten Lebenstage brachte Paul zu Rom zu. Gebeugt von den Gebrechlichkeiten eines mühevollen, aber gottgesegneten Lebens, nachdem er seinen Brüdern noch die erbaulichsten Ermahnungen gegeben und er sich freudig unter das ihm auferlegte Kreuz der Schmerzen gebeugt hatte, empfing er die heiligen Sterbsakramente. — Er, der einundachtzigjährige Greis, verschied am 18. October 1775 im Frieden des Herrn, während man ihm die Leidens-Geschichte unseres Erlösers nach dem heiligen Evangelisten Johannes vorlas.

Alle Anwesenden waren durch Paul's Frömmigkeit so gerührt, daß sie zu einander sagten: „„Heute haben wir gesehen, wie die Heiligen sterben!““

---

304. Die Sprache heidnischer und katholischer Priester.

Der Kaiser von Japan ließ einst den Pater Necker, einen Jesuiten, zu sich rufen und sagte zu ihm: „Sag' mir im Vertrauen, und ich gelobe dir, dich Niemanden Preis zu geben: glaubt ihr Missionäre wirklich an die Lehren, welche ihr predigt? Ich habe meine Priester rufen lassen, habe sie aufgefordert, mir aufrichtig zu sagen, was sie von ihren eigenen Lehren denken; da haben sie mir denn offen gestanden, daß Alles, was sie das Volk lehrten, bloß ein Gewebe von Ungereimtheit und Lüge sei."

Der Missionär wies nun auf einen Erdglobus hin, welcher in dem Zimmer stand, und ersuchte den Kaiser, er möchte die Breite des Oceans messen, welchen er durchsegelt habe, um zu ihm zu kommen, und möchte dann sehen, was er, der Missionär, durch diese Reise gewonnen habe, oder für Gewinn hoffen könne. „„Deine Priester,““ fügte er bei, „„sind reich, glücklich, geachtet, und haben jedes irdische Gut, das sie wünschen können. Ich habe Alles verlassen, um zu euch zu kommen und euch diese Lehren zu verkündigen; sage mir nun, o Kaiser! wäre es möglich, daß ich so Viel unternommen hätte, wenn ich nicht von ihrer Wahrheit und ihrer Nothwendigkeit für euch überzeugt gewesen wäre?““ —

So sprechen die katholischen Diener des Evangeliums! —

---

305. Berufs-Treue.

Als der Papst Pius VII. auf dem päpstlichen Throne saß, war der Papst **Pius** IX. noch ein junger Priester, damals genannt Johannes Graf von Mastai-Feretti. — Er sollte eine Missions-Reise nach Chili in Amerika machen, und erwirkte sich deßhalb bei dem sichtbaren Statthalter Jesu Christi eine Audienz, um sich von ihm für diese Reise den heiligen Segen zu erflehen.

Der Papst sprach zu ihm: „Mein Sohn! gehe über die Meere, um, wie der heilige Paulus, den in den Finsternissen des Irrthums versunkenen Brüdern das Evangelium zu predigen; lehre sie die Wahrheiten unserer heiligen Religion, hilf ihnen, daß sie durch das Licht des Glaubens erleuchtet werden, daß sie den wahren Gott erkennen, den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten; sage ihnen, wie dieser gütige Gott aus Liebe zu uns Menschen zwischen Mördern am Kreuze sterben wollte! — Gehe denn im Namen des Dreieinigen Gottes; und mein Herz und mein Segen begleiten dich überall!" —

Feretti reiste ab und kam glücklich nach Chili.

Auf seinen apostolischen Wanderungen kam er einmal zu einer elenden Hütte, in welcher ein Mann, ein Fünfziger und Familienvater, im Sterben lag. — Hier galt es, einem Unglücklichen zu helfen, eine unsterbliche Seele zu retten. Feretti reiste deßhalb nicht weiter. Er schlug vor der Schwelle der Hütte ein Zelt auf, und stellte es unter den Schutz des heiligen Kreuzes. — Der Kranke lag hoffnungslos darnieder, sein siecher Leib gehörte schon der Erde an. Feretti dachte in diesem Augenblick an gar nichts Anderes, als die Seele dieses Sterbenden zu retten. Er begann daher recht liebevoll mit dem Armen zu reden; die feurigen Gottesworte des jungen Priesters durchdrangen den Heiden; die Thränen der Andacht und Theilnahme, die aus den Augen des Priesters stürzten, erweichten das Herz des Familienvaters, der seinen Blick immer inniger auf das Kreuz heftete, endlich die Taufe verlangte und sie auch empfing. Als seine Frau und Kinder das sahen, so baten auch sie um die heilige Taufe, die ihnen dann auch nach der nöthigen Unterweisung gespendet wurde. Das war ein feierlich erhebender Anblick, unter freiem Himmel und ohne andere Zeugen, als Gott und die Begleiter Feretti's. Hier ein Mann in einem Thierfelle, und schon am Rande des Grabes, dort eine Frau in Thränen und trostlose Kinder; sie Alle in gleicher Begierde, sie Alle in gleicher Sehnsucht, mit Dem inniger vereint zu werden, der allein zu trösten vermag! „Wie rührend war es," so erzählte Feretti nachher, „als sie ihre

Häupter unter der Hand beugten und mit mir die herrlichen Worte des Glaubensbekenntnisses aussprachen!" — Einige Stunden darauf starb der arme Vater in den Armen des katholischen Priesters. Dieser drückte ihm die Augen zu, kleidete ihn mit eigenen Händen von seiner Wäsche und legte ihn in ein Grab, das am Fuße eines Baumes gegraben wurde. — Bevor er von dem Orte abreiste, machte er ein großes hölzernes Kreuz, ging mit den Hinterlassenen zum Grabe ihres Vaters, steckte das Kreuz auf den Grabeshügel, pflanzte daneben einen wilden Dornstrauch, und sagte dann zu den Umstehenden: „Sollten die Stürme dieses Kreuz einmal umwerfen, so richtet ein anderes auf, denn es ist das Zeichen des Heiles!" —

306. Glaubensmuth eines Missionärs.

Am 3. Juli 1853 erlangte ein junger Priester zu Bin-Long in Cochinchina die Marthyrerkrone. Es ist Philipp Minh, ein Zögling des Missions-Collegiums zu Pinang.

Frühzeitig kam dieser neue Blutzeuge in das Collegium, und machte darin seine Studien. Er zeichnete sich durch großen Fleiß, Frömmigkeit und gute Sitten aus, erwarb sich eine ganz europäische Bildung, besaß sehr angenehme Manieren, sanfte Eigenthümlichkeiten, sehr viel Leutseligkeit, Talente und vorzüglich viele gesunde Vernunft. Da er im April 1844 seine Studien geendigt hatte, so reiste er nach Cochinchina. Kurze Zeit darauf wurde er zu den heiligen Weihen zugelassen und später zum Priesterthume, das er durch seine Tugenden allzeit verherrlicht hat. Er war ein eifriger Missionär und wirkte sehr segensreich in seinem Berufe. Bekannt und vertraut mit dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der Einwohner jenes Landes, erwarb er sich bald das volle Zutrauen Jener, zu denen er kam, um sie entweder im Glauben zu stärken, oder darin zu unterrichten. So verflossen mehrere Jahre, während welcher er unter zahlreichen Gefahren und Beschwerden dem Herrn viele Seelen gewann. Da ergrimmte der Feind alles Guten gegen ihn, und stachelte drei schlechte Menschen gegen ihn auf, die ihn der heidnischen Obrigkeit verriethen.

Am 26. Februar 1853 wurde er im Christenbezirk von Mac-Bac verhaftet. Nachdem er beständig sich geweigert hatte, das Kreuz mit Füßen zu treten, so wurde er in's Gefängniß geschleppt, und bald darauf wurde er zur immerwährenden Verweisung aus dem Lande verurtheilt, während die mit ihm verhafteten Christen einhundert Rohrstreiche und dann ihre Freiheit erhielten. Allein dieses Urtheil empfing die königliche Bestätigung nicht. Im Gegen-

theile ward es kassirt und die Todesstrafe der Enthauptung über den in langer Gefangenschaft schmachtenden inländischen Priester ausgesprochen. Am 3. Juli, am Feste des kostbaren Blutes unseres Herrn, gelangte dieses neue Urtheil an die Präfektur zu Ving=Long. Es sollte alsogleich vollzogen werden. Der arme Priester hatte noch keine Ahnung davon. Gegen Mittag verließ ihn ein Christ, der ihn besucht hatte, und dieser hörte zwei Soldaten, die aus der Gerichtsstube kamen, zu einander sprechen: „Das ist ein wahres Unglück! Der arme Priester! Man wird zur Stunde noch ihn umbringen!“ Alsogleich kehrte der Christ zum Priester zurück und verkündete ihm, daß man Alles vorbereite, um ihn ungesäumt auf die Richtstätte zu führen. Dieser aber antwortete nur: „„Dieß ist **meine** Angelegenheit!““ Hierauf fiel er auf die Kniee, um Hilfe von oben zu erflehen und Gott sein Opfer darzubieten. Nun kam man, um ihn zu fragen, wo er begraben zu werden wünsche. Er gab mit einem Worte zu verstehen, daß er sich mit solchen Dingen nicht beschäftigen könne, und setzte sein Gebet fort. Nach einer Viertelstunde fanden sich Soldaten ein, um ihn abzuholen. Mit festem Schritte und mit ungebeugtem Muthe ging er in ihrer Mitte auf den Richtplatz, seinen Rosenkranz in den Händen und die schmerzhafte Mutter Gottes, Maria, anrufend. Wiederholt stand er still, um mit Eifer zu beten, und angelangt am Ziele des Ganges kniete er nieder und begehrte noch einige Augenblicke, um seine Seele Gott zu empfehlen. Da aber das Gebet den Heiden zu lange dauerte, und sie dieses zu erkennen gaben, so winkte er dem Scharfrichter, zum Zeichen, daß es beendet sei, und bot seinen Hals gleich einem unschuldigen Lamme dem Schwertstreiche dar. Sein auf dem Boden ausgestreckter Körper wurde von einem bei der Hinrichtung gegenwärtigen Christen aufgegriffen. Sein Haupt, das ein Soldat trug, um es in den Fluß zu werfen, ward ebenfalls von diesem Christen erkauft; die Mandarine erlaubten es. Es wurde wieder an den Körper angenäht, und dieser, mit der Priesterkleidung angethan, so ehrenvoll, als es die Umstände erlaubten, insgeheim zur Erde bestattet.

Es ist dieses der **erste** Martyrer des Collegiums von Pinang, aber wahrscheinlich nicht der letzte, da die Christenverfolgung immer fortdauert! —

---

307. Starkmuth und Geduld eines Missionärs.

Im Jahre 1852 am 2. Februar starb zu Paris im Geruche der Heiligkeit im neun und vierzigsten Lebensjahre der fromme Abbé Liebermann. Er wurde in Zabern im Elsaß von jüdischen Eltern

geboren. Die Bekehrung seines älteren Bruders zur katholischen Kirche führte auch die seinige herbei. Die heilige Taufe empfing er mit den innigsten und lebhaftesten Gefühlen, und erkannte in ihr ein Werk der Macht, der Erbarmung und Gerechtigkeit Gottes, und fand in ihr den Frieden der Seele. Indessen wollte der Herr dieses Gefäß seiner Auserwählung in der Schule der Leiden vollkommen machen. Trübsale verschiedener Art trafen deßhalb seinen schwachen Körper und seine leidende, sich nach Ruhe sehnende Seele. Aber trotz aller Leiden verließ ihn doch der innere Frieden nie. Besonderen Trost fand er in der heiligen Kommunion. Sein Angesicht war dabei wie verklärt, und Ströme von Thränen entquollen seinen Augen. Im Jahre 1833 trat für ihn eine sehr peinvolle Stunde ein. Er hatte sich auf die heiligen Weihen vorbereitet, um sein Leben dem Dienste des Herrn zu widmen. Als er nun die heiligen Weihen erhalten sollte, machte ihn eine Krankheit zum Empfange derselben untauglich. Obgleich nur mit den niederen Weihen ausgerüstet, entschloß er sich, seine ganze Aufmerksamkeit der Bekehrung der Negersclaven in Afrika zu widmen. Ohne Geld und ohne Empfehlungen wanderte er als Pilger nach Rom. Von Lyon aus richtete er am 12. December 1839 ein Schreiben an seinen älteren Bruder, in welchem sich seine gänzliche Hingebung in den Willen Gottes auf's Deutlichste ausspricht. Sein Herzenswunsch, die heilige Priesterweihe zu erhalten, wurde später endlich doch erfüllt. Als Priester wirkte er nun zu Paris unermüdet, um Missionäre für die Neger heranzubilden. Immer war er in voller Beschäftigung, obgleich er schon lange einen siechen, kranken Körper mit sich herumschleppte. So ging es bis in die letzten Tage des Decembers 1851, wo ihn eine schmerzhafte Krankheit auf das Krankenlager hinstreckte. Sechs Wochen litt er die heftigsten Schmerzen, ohne daß seinen Lippen die mindeste Klage entschlüpfte. Seine Hingebung in den Willen Gottes war unerschütterlich. Die Schmerzen seiner Krankheit nahmen gegen das Ende derselben so heftig zu, daß er fünf Tage unter der furchtbarsten Qual stöhnend dalag, unvermögend, ein lautes Wort zu sprechen. Eine Stunde vor seinem Hinscheiden öffnete er plötzlich die früher verschlossenen Augen. Sie waren nach oben gerichtet und hatten einen unaussprechlichen Ausdruck, gleichsam als wären sie schon im Anschauen der ihm nun bevorstehenden Herrlichkeit begriffen. Seine Gesichtszüge erheiterten sich, Ruhe und Frieden war auf denselben gelagert. Sein Athem wurde immer leiser, und in dem Augenblicke, wo man in der, an das Krankenzimmer stoßenden Kapelle das Magnifikat sang und zu der Stelle kam: „Er erhöhet die Demüthigen!“ übergab

er seine fromme Seele in die Hand Gottes. So endete der fromme Diener Gottes, aber sein Geist lebt fort in seinen Söhnen, das ist in den von ihm gebildeten Missionären, deren gegenwärtig mehr als sechzig in verschiedenen Weltgegenden das Evangelium verkünden und bereits mehr als zwanzigtausend Neger bekehrt haben. —

---

308. Tod des Abbé Tisserant.

Das Mai-Heft der Annalen der Verbreitung des Glaubens enthält einen interessanten Bericht aus der Feder eines Laien, des Marine-Commissärs du Bordieu in Toulon, über die letzten Augenblicke des **Abbé Tisserant**, apostolischen Präfekten von Guinea, der bekanntlich auf der Reise nach seinem Bestimmungsorte mit dem Dampfboote Papin am 7. December 1845 verunglückt ist. —

„Ich bin,“ so lautet dieses Schreiben, „Zeuge von den letzten Augenblicken und dem Tode des Abbé Tisserant, meines unglücklichen Reisegefährten an Bord des Papin, gewesen, und möchte als einziger überlebender Offizier dieses Schiffes allen Jenen, welche an diesem würdigen Priester Antheil nehmen, in Gegenwärtigem ein Zeugniß zurücklassen, wie schön und muthig er in jener furchtbaren Katastrophe sich benommen, bei welcher der Papin und die Hälfte seiner Mannschaft zu Grunde gegangen ist.

Auf die einzelnen Umstände unseres Schiffbruches brauche ich wohl nicht des Nähern einzugehen, da dieselben durch die Zeitungen zur Genüge bekannt geworden sind. Genug, es mußte sich Jeder, als das Schicksal des Papin entschieden und wir zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß er sich nicht mehr flott machen lasse, mit Muth waffnen und den Anbruch des Tages erwarten, wo es sich dann herausstellen würde, wie weit wir noch von der Küste entfernt seien. Das Meer schlug mit furchtbarer Gewalt wider die Seiten des Schiffes, und die Wellen spülten über das Verdeck weg, so daß der Aufenthalt auf demselben müheselig und gefahrvoll war. Wir zogen uns in den Offiziersraum zurück, und suchten dort Schutz gegen die eisige Kälte der Nacht. Abbé Tisserant, der sich uns angeschlossen, ermahnte Alle, muthig und gefaßt zu sein, als Christen sollten wir dem uns unvermeidlich scheinenden Tode entgegensehen; und seine Worte, in denen sich die rührendste Ergebenheit gegen die göttliche Vorsehung aussprach, trugen nicht wenig dazu bei, unsere peinliche Lage in etwas zu mildern. „„Meine Brüder,““ sprach er, „„lasset uns fest und

mit christlicher Fassung dem Tode entgegenharren. Gott wird hoffentlich die furchtbare Prüfung, die wir in diesem Augenblicke bestehen, als Sühne aufnehmen für unsere Sünden, und ich gebe euch Allen, auf diesem Schiffe anwesenden Personen die Absolution in articulo mortis!""

Auch ein Jude, den wir in Tanger als Dolmetscher für das Consulat von Tanger mitgenommen, hatte sich uns angeschlossen, und jammerte auf herzzerreißende Weise. Weinend und schluchzend bat er den Abbé Tisserant, ihm das Leben zu retten. „„Mein Freund,"" sprach dieser, „„von mir hängt es nicht ab, dir auf dieser Welt das Leben zu retten; und auch für die andere Welt kann ich nichts für dich thun, wenn du dich nicht zum Christenthum bekennest!"" — „„Wohl will ich Christ werden, wenn Ihr mir das Leben rettet!"" — „„Für dein Leben,"" sagte der Missionär, „„kann ich nichts thun; wenn du indessen Christ werden willst, so will ich **Gottes Barmherzigkeit** mit Vertrauen auf dich herabrufen!"" — Diese einfache und rührende Sprache machte einen tiefen Eindruck auf den Juden; er fing an, der Zukunft ruhiger entgegenzusehen, und verlangte die Taufe als ein Mittel des Heils für die andere Welt. Abbé Tisserant ertheilte ihm das Sakrament unter Anrufung des heiligen Nikolaus, des Patrons des Tages. —

Da am 7. December gegen vier Uhr Morgens das Wasser von allen Seiten in den innern Raum eingedrungen war, so mußten wir auf's Verdeck, und von da in das Mastwerk uns flüchten, weil die Wellen über das Schiff hinschlugen und auf dem Verdeck Alles hinwegfegten. Nicht weit von mir saß der Abbé, und hielt sich an den Tauen des großen Mastes. Hier gab er noch, als der Kanzler des Consuls von Mogador, der seine Kopfbedeckung verloren, über Kälte am Kopfe klagte, diesem seine eigene Mütze, und blieb entblößten Hauptes sitzen, während im Tosen des Sturmes ein eiskalter Regen und Hagel auf uns herabströmte. — Nach drei Stunden unerhörter Leiden brach endlich der Tag an, und wir sahen das Land in einer Entfernung von etwa fünfhundert Metres vor uns. Das Meer brach sich mit furchtbarer Gewalt an der Küste. — Abbé Tisserant versuchte nun den einzigen Rettungsweg, der uns noch offen zu stehen schien: er faßte mit beiden Händen einen Bootsmast, und stürzte sich in die Fluten, indem er hoffte, daß die Wellen ihn an's Land treiben würden. Unglücklicher Weise trieb ihn indessen eine entgegengesetzte Strömung nach dem Schiffe zurück, und er versank, von der Gewalt der Wogen erdrückt, vor unseren Augen, ohne daß wir ihm die mindeste Hilfe hätten leisten können. —

So starb dieser würdige, von Allen hochgeachtete und schmerzlich bedauerte Priester! Auch der Neugetaufte wurde von den Wellen verschlungen. —

309. Simon und Kephas.

Eines Morgens, als kaum der Tag zu dämmern begann, und die Menschen noch schliefen, wandelte Petrus, der Apostel des Herrn, mit seinem geliebten Jünger Johannes Markus durch ein Dörflein in Galiläa. Die Bewohner des Dörfleins lagen noch Alle in tiefem Schlummer, und man hörte keinen Fußtritt, noch auch die Stimme eines Menschen. Da verkündete ein Hahn das leise Beginnen der Morgendämmerung.

Da nahm Petrus das Wort und sprach: „Hörest du, Markus, den Ruf meines Heroldes?“ —

Da antwortete Markus und sprach mit bescheidener Ehrfurcht: „„Warum nennst du ihn den Deinigen? Verkündet er nicht uns Allen den kommenden Morgen?““

„Wohl!“ antwortete der Felsenmann, „aber gedenkst du denn nicht jener Nacht, wo er mit lauter Stimme mir zurief, als sie den Herrn zum Tode führten? — Ich höre seinen Ruf nicht, ohne jenes Tages und jener Stunde zu gedenken.“

„„Ach, mein Freund und Lehrer!““ — erwiederte Markus mit wehmüthiger Inbrunst und verstummte.

Da sprach Petrus: „Warum seufzest du, Markus? Siehe, mit dir wandelt nicht Simon, der Muthlose, der Ihn nicht kennen wollte, sondern Kephas, der Felsenmann. Ehemals umfing mich die Finsterniß der Nacht; aber die Nacht ist vergangen und der Tag ist angebrochen! Des Heroldes Ruf verkündet uns die Sonne der Wahrheit, in deren Strahlen wir wandeln, und den Siegeskampf, dem wir entgegeneilen! Siehe, ich stand und weinte; da war es Nacht und Dämmerung — nun aber wandeln wir, wie am Tage, stark und fröhlich!“

„„Also geziemt es dem bescheidenen Boten Gottes, der das Himmlische verkündet!““ — antwortete Markus, und sie schritten fröhlich einher an ihren Wanderstäben. —

310 und 311. Ein echter Gottesgelehrter.

1. Die himmlischen Schrift-Erklärer.

Der heilige Thomas von Aquin schrieb seine Kommentare (Erläuterungen) über die heilige Schrift; er erklärte den Propheten Isaias, diesen geheimnißvollen Evangelisten des Alten Bundes.

Eine Stelle dieses von Oben inspirirten (eingegebenen) Buches bietet ihm aber unübersteigliche Schwierigkeiten dar; er bemüht sich vergebens, deren Sinn zu enthüllen; es bleibt immer dasselbe Dunkel. — Der Interpret (Erklärer) setzt seine Arbeit aus, oder vielmehr, er verdoppelt seine Thätigkeit; er nimmt zuletzt zum Gebet seine Zuflucht. Wie alle wahren Erklärer der heiligen Schrift, bittet er Den um das Verständniß, der sie eingegeben hat. Nach dem Beispiele des großen Augustinus, seines steten Vorbildes, ruft er aus: „O Gott, du Quelle des Lichtes, laß mich Gnade finden vor dir, damit sich endlich die Geheimnisse deines Verstandes dem beharrlichen Drange meiner Bitten erschließen!" — Und mit der Macht des Gebetes verband er dann auch noch die Wirksamkeit des strengsten Fastens; nach den feierlichen Verheißungen des Evangeliums selbst, mußte ja seinem Flehen der Himmel endlich eine huldvolle Gewährung verleihen. —

In einer Nacht hörte nun Pater Renaud, der neben seiner Zelle schlief, den Lehrer laut sprechen und sich mit Jemand vertraulich berathen, ohne jedoch die Worte dieser fremdartigen Unterhaltung unterscheiden zu können.

Nach einigen Augenblicken ruft ihn Thomas.

„Nimm eine Lampe," spricht er zu ihm, „und das bereits begonnene Manuscript des Propheten Isaias!"

Und sogleich fängt er mit derselben Festigkeit, mit derselben Ueberschwänglichkeit zu diktiren an, als ob er aus den Schätzen seines Gedächtnisses oder aus den Blättern eines vor ihm offen liegenden Buches geschöpft hätte.

Nachher schickt er seinen Schreiber wieder zurück; aber dieser wirft sich ihm zu Füßen mit den Worten: „„Vater, ich werde mich nicht eher entfernen, als bis du mir geoffenbart, mit Wem du dich diese Nacht unterhalten hast!""

„Es liegt dir wenig daran, dieß zu wissen," erwiederte der Lehrer; „gehe nur, denn es sind noch mehrere Stunden dir zum Ruhen übrig!"

„„Im Namen deiner Freundschaft für mich,"" entgegnete Pater Renaud, „„im Namen der Religion, im Namen Gottes beschwöre ich dich, gewähre deinem in Jesus Christus so innig dich liebenden Sohne diesen Beweis von Vertrauen!""

Der anbetungswürdige Name, den der Ordensmann so eben angerufen, erlaubt dem Heiligen nicht, noch längeren Widerstand zu leisten; er gesteht ihm, daß Gottes Gnade, um ihn in das Verständniß der heiligen Schrift einzuweihen, ihm — den heiligen Petrus und Paulus **als Lehrer** gegeben, und daß er das

Glück gehabt habe, mit den Apostelfürsten sich in dieser Nacht zu besprechen. „Jedoch," fügte der Heilige voll tiefster Demuth hinzu, „im Namen Gottes beschwöre ich auch dich, daß du von diesem Ereignisse vor der Stunde meines Todes nichts veröffentlichen darfst!" —

2. Das höchste und beste Schriftsteller-Honorar.

In der St. Dominikus-Kirche zu Neapel wurde der heilige Thomas von Aquin der hohen Gnade gewürdigt, daß er für seine theologischen Gesammt-Werke von Gott selbst auf eine feierliche Weise die Approbation erhielt.

Thomas fühlte das Ende seiner wissenschaftlichen Arbeiten nahe; er schrieb damals die letzten Artikel seines mit dem Titel „Summa" versehenen Werkes. Er verdoppelte den Eifer in seinen Gebeten und Abtödtungen, um von dem Allerhöchsten die Gnade zu erlangen, daß sich in die zahlreiche Menge der so verschiedenartigen Artikel ja kein Irrthum wider seinen Willen einschleichen möge.

Während er in einer dem heiligen Nikolaus geweihten Kapelle inbrünstig betete und vor dem Herrn die so bangen Besorgnisse seiner Seele ausschüttete; da — wurde er, indem er seine Augen andächtig an das Crucifix geheftet, mit Einem Male mehrere Schuh hoch über die Erde erhoben gesehen.

Diese Erhebung seines Körpers war aber nicht das einzige Zeichen, welches den in der Kirche gerade anwesenden Mitbrüdern die wunderbare Macht dieses Augenblickes offenbarte. — Das Bild belebte sich, und aus dem Munde des Gekreuzigten vernahm man die Worte: „Du hast **gut** von mir geschrieben, Thomas! Welchen Lohn willst du dafür empfangen?"

Und der gottinnige Lehrer antwortete: „„Keinen andern, als — **dich**, o Herr!"" — —

In dieser Antwort war der Verstand, das Herz, ja das ganze Leben des Heiligen eingeschlossen; noch mehr — in diesen wenigen Worten kennzeichnete er seine Zeit, die religiöse Wissenschaft, die Menschheit! —

---

312. Wo hast du Gott gefunden?

Johannes Tauler befand sich noch immer im Ringen nach dem rechten Still-Leben in Gott; Gebet und Betrachtung benutzte er dazu, um von Gott Erleuchtung zu erhalten in dem Punkte: wie Gott eigentlich zu finden sei?

Der Herr erbarmte sich seines Dieners, und sieh'! eines Tages begegnete er einem Landmanne, der unter einem Feldkreuze saß und zu dem Christusbild andächtig emporsah.

Tauler knüpfte mit ihm ein freundliches Gespräch an, und er fragte ihn unter Anderm auch: wo er Gott gefunden habe?

Und der schlichte Landmann entgegnete ihm: „„Da habe ich Gott gefunden, wo ich mich selbst verließ; — und wo ich mich selbst gefunden, da habe ich Gott verloren!““ —

---

313. Nichts — als Liebe.

Der selige Raimundus Lullus war von dem Gebote der heiligen Schrift: „Liebe Gott von ganzem Herzen!“ auf das Tiefste erfüllt. Sein ganzes Wesen wurzelte in der kindlichsten Liebe zu Gott, die sich auch in allen seinen Worten und Werken kundgab.

Rührend sind deßhalb auch die verschiedenen Antworten, die er auf verschiedene an ihn gerichtete Anfragen gab.

Wenn man ihn fragte: „Von wannen bist du?“ so lautete die Entgegnung: „„Von der Liebe!““ — „Wem gehörst du?“ Antwort: „„Der Liebe!““ — „Wer hat dich hierher geführt?“ Antwort: „„Die Liebe!““ — „Wohin gehst du?“ Antwort: „„Zu der Liebe!““ — „Was willst du?“ Antwort: „„Die Liebe!““ — „Wem lebst und stirbst du?“ Antwort: „„Der Liebe!““ —

---

314 — 321. Ein Wandel vor Gott.

1. Gregorius Lopes (geboren am 4. Juli 1542 zu Madrid) war einige Jahre Edelknabe am königlichen Hofe zu Madrid, wo er eine solche Frömmigkeit bewahrte, daß ihm die Zerstreuungen des Hoflebens die Gegenwart Gottes nicht aus den Augen rücken konnten.

In seinem zwanzigsten Jahre reiste er nach Mexico, in der Absicht, ein Einsiedler zu werden. Sein Vermögen (8400 Realen) schenkte er den Armen — in einem Lande, in welches so viele Tausende hinreisen, um sich zu bereichern.

Zu Zacatecas, wo die reichsten Goldgruben sind, sah er, wie sich die Menschen um dieses vergängliche Metall unter greulichen Schwüren und Verfluchungen zankten, und endlich zwei Spanier sich gar einander ermordeten. Dieser Anblick bestärkte ihn in seinem Entschlusse, sich von dem Umgange der Menschen zu entfernen, indem

er ihre Blindheit betrachtete, mit der sie sich wegen einer Handvoll Erde in's ewige Verderben stürzen.

In dem Thale Amajac, welches von den Chichimequen, den grausamsten Heiden, bewohnt wird, suchte er sich ein stilles Plätzchen, wo er sich eine Eremitage baute. Die Indianer, die sonst alle Spanier, die ihnen nahe kommen, ermorden, halfen ihm, und begegneten ihm durchaus freundlich und ehrerbietig.

In einer kleinen Entfernung von seiner Hütte lag der Maierhof des Capitän Carillo, dessen beide Söhne Lopes im Lesen und Schreiben unterrichtete und zur Gottseligkeit anleitete.

Uebrigens war das unablässige Gebet Tag und Nacht seine Wehr und Waffen in den vielen Kämpfen und Versuchungen, die ihn in der Einsamkeit verfolgten. Drei Jahre lang war dieß sein Gebet: „Herr! dein Wille geschehe auf Erden, wie in dem Himmel, Amen, Jesus!“ In diesen drei Jahren hat ihn Gott so schwere Wege geführt, daß er sich nachher selbst oft verwunderte, wie er es habe aushalten und seinem Unternehmen treu bleiben können. —

2. Eine Krankheit nöthigte ihn, in das Spital zu Guastepec zu ziehen. Der Erzbischof ließ ihn selbst dahin führen, um ihm einen Beweis seiner Achtung zu geben. Hier unterrichtete und ermunterte er die Krankenwärter und Diener, daß sie mit Eifer und Liebe Tag und Nacht unverdrossen in ihrem Dienste aushalten sollten. Sobald er wieder gehen konnte, besuchte er die Kranken selbst, und stärkte und tröstete sie, daß sie alle den Herrn priesen.

Es gab aber auch da Leute, die sich an ihm ärgerten, indem sie ihn für einen Menschen hielten, der gar nichts taugte, weil er sich die meiste Zeit in seinem Zimmer allein im Gebete aufhalte. — Die geschäftige Martha murrte über die stillsitzende Maria. — Wer ihn aber näher kannte und den Segen seines Gebetes und seiner belebenden Worte erfahren hatte, urtheilte anders. — Unter Anderm sagte der würdige Vorsteher des Spitals zu Mexiko von Lopes: „Ich finde ihn allzeit so in Gott versammelt, daß ich nicht nur mit Ehrerbietung vor ihm erscheine, sondern auch mein Gewissen erforsche, um Alles, was Gott mißfällt, wegzuräumen, ehe ich mit ihm rede; denn ich bin überzeugt: Lopes sieht in das Innerste meines Herzens!“ —

Sie hatten keinen Arzt im Spital, und Lopes kannte die Eigenschaften und Kräfte vieler Pflanzen, darum schrieb er ein Buch von verschiedenen Recepten, durch die viele Kranke geheilt wurden. *) —

*) Lopes besaß außerordentliche Kenntnisse in allen Wissenschaften — in der Kirchengeschichte, Naturgeschichte, Geographie, Astronomie,

3. Lopes mußte das Spital wieder verlassen, und dann auf zudringliches Bitten seines Freundes Franz Losa (der Pfarrer an der Domkirche zu Mexiko gewesen und später achtzehn Jahre unter Einem Dache mit ihm wohnte) ein kleines Häuschen nahe bei Sant Fé, zwei Meilen von Mexiko, zu seinem Aufenthaltsorte wählen, wo er auch bis an's Ende seines Lebens blieb. Hier lebte er so still und einförmig, daß, wer ihn Einen Tag beobachtete, ihn Jahre lang gesehen hatte.

Mit Anbruch des Tages öffnete er sein Fenster und las in der heiligen Schrift, die er zur täglichen Regel seines Wandels machte. Vier Jahre lang hat er alle Tage vier Stunden sich allein mit ihr beschäftigt. Er wußte nicht nur alle Kapitel der heiligen Schrift so sicher auswendig, daß er jeden einzelnen Vers im Augenblick auf's Genaueste anführen konnte, sondern er erklärte auch die schwersten Schriftstellen mit solcher Klarheit und Kraft der Ueberzeugung, daß einmal drei Doktoren der Theologie, die ihn gehört hatten, bekannten: „Das heißt wissen! Wir Alle wissen nichts, und müssen mit dem König David bekennen: Selig ist, den du, o Herr, selbst unterweisest!" —

Nach dem Lesen der Bibel zog er sich in sich selbst zurück, und blieb so tief in seinem Innersten versammelt, daß man ihm von Außen nicht abfühlen konnte, ob er traurige oder freudige Gedanken habe, ob er zu Gott, oder Gott zu ihm rede. Das allein verkündigte die Stille und Andacht, die sich auf seinem Gesichte verbreitete, daß er in Gottes Gegenwart wandle. Er selbst redete hierüber nie mit einem Menschen.

Um elf Uhr kam er aus seiner Versammlung zum Tische, aß äußerst mäßig, und nach oder auch unter dem Tische redete er, besonders wenn ein Geistlicher als Gast da war, von der Gottseligkeit, daß es eine Lust war, zuzuhören. Hierauf ging er wieder in seine Kammer, und setzte seine Gemeinschaft mit Gott fort, die weder das Essen, noch die Unterredung, noch sonst etwas unterbrechen konnte. — Morgens wurde er selten besucht. Des Nachmittags stand seine Thüre Jedermann offen. Er wurde auch, besonders die letzten Jahre, von Gemeinen und Vornehmen — weltlichen und geistlichen Standes häufig besucht. Selbst der Vicekönig

---

Medizin, Anatomie, Chemie, Botanik. Er kannte alle Religions- und Regierungs-Verfassungen, Sitten und Gebräuche der Völker. Er hatte mit eigener Hand eine Weltkugel und eine General-Karte der Welt so schön und genau gezeichnet, als wenn sie gedruckt worden wäre. —

von Indien weilte einmal mehrere Stunden allein bei ihm. Sobald er der Gesellschaft ledig war, verlor er sich wieder in seine innere Versammlung, in der er blieb, bis man ihn des andern Tages wieder zum Mittagessen rief. Er brauchte nie ein Licht. Seine Geschäfte, sagte er, ließen sich auch zu Nacht ohne Licht abthun. Bis neun oder halb zehn Uhr blieb er in der Stille, dann wickelte er sich in seine elende Decke, und schlief zwei oder drei Stunden. Die übrige Zeit der Nacht las er in seinem Innern in Gott, und dazu hatte er kein Kerzenlicht nöthig. Sobald der Tag anbrach, öffnete er seine Fenster wieder.

So lebte er nun alle Tage. —

4. Durch die getreueste Nachfolge des Erlösers und durch den unablässigen Aufblick zu ihm kam er zu der reinsten Liebe Gottes. „Die Augen des Weisen," sagte er, „sehen allzeit auf ihr Haupt, welches Jesus Christus ist! — Eine von der Liebe Gottes erfüllte Seele ist der Magnet-Nadel ähnlich, die sich immer nach ihrem Norden richtet; denn ebenso wenden auch geistliche Menschen allenthalben, wo sie sind, und was immer sie thun, allzeit ihre Augen auf Jesus Christus! — O des Heiles! Der liebe Gott hat noch viele Priester in der Welt, die ihm öfter des Tages dieses Opfer der Hingebung in geistlicher Weise darbringen; und was mich betrifft, so übe ich mich dazu auf eine doppelte Art ganz besonders in dem Empfange der heiligen Kommunion, und zwar erstens durch ein heißestes Verlangen, unsern Herrn Jesum Christum im heiligsten Sakrament des Altars zu empfangen, und dann durch die glühendste Sehnsucht — den Vater, Sohn und heiligen Geist in meine Seele aufzunehmen, und so ein reiner und lebendiger Tempel der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu werden, und dieselbe wirklich in meinem Herzen wohnen zu lassen, damit sie allzeit bei mir sei, und bleibe!" — Ob dieses gänzlichen Einlebens in Gott, konnte man auch von ihm nie erfahren, wer sein Vater gewesen ist. Wenn man ihn nach seinem Herkommen fragte, dann gab er zur Antwort: „**Gott** ist mein Vater, und der **Himmel** mein Vaterland, wie uns Jesus Christus lehrt; Einer ist unser Vater, und der ist im Himmel!" —

5. Groß war seine Abtödtung. Man hat nie eine Spur von Begierlichkeiten nach irdischen Dingen an ihm wahrgenommen. Er war mit jeder Kleidung, die ihm die göttliche Vorsehung zuschickte, zufrieden. Er aß, was man ihm vorsetzte, und nur Weniges, und nur Einmal des Tages, und an keinem Tage mehr, als an dem anderen. Auch wenn er krank war, begnügte er sich mit Dem, was ihm gereicht wurde, ohne sonst Etwas zu fordern.

Er aß nicht um des Geschmackes willen, sondern nur, um sein Leben zu fristen. Brod war ihm das Liebste, weil es „die Speise der Armen" ist. Wenn er an einer Melone oder Traube gerochen, oder eine halbe Feige gegessen hatte, sprach er: „Das ist genug für **dieses** Jahr!"

6. Groß war seine Selbst-Ueberwindung bei Verspottungen, durch die er oft zum „Narren" gestempelt wurde. Er ertrug Alles mit der stillschweigendsten Geduld. „Gott bewahre mich," sagte er, „daß ich mich darüber ärgern und mir darüber die Zeit verderben sollte!" — Einst rühmte ihn ein Freund bei einem vornehmen Herrn. Dieser fragte: „„Was macht denn Lopes?"" Und der Freund antwortete: „„Er bringt sein ganzes Leben in einer stillen Kammer im Gebet und im Umgange mit Gott zu!"" Der vornehme Herr jedoch versetzte in einem Anfluge von höhnendem Ingrimme: „„Ich hätte Lust, ihm dafür ein paar Hundert Geißel-Streiche zu geben!"" — Der Freund erzählte dieß dem in der Liebe Jesu Christi sich stets selbstbeherrschenden Einsiedler, und Lopes lächelte darüber, und sagte: „Er hat Recht, denn ein Müßiggänger verdient allerdings ein paar Hundert Geißel-Streiche! Und diese Herren, die so sehr für die äußeren Geschäfte eingenommen sind, wissen nicht, was eine inwendige Uebung ist!" —

7. Im Verkehre mit der Außenwelt waren seine Worte stets von einer Kraft und Salbung begleitet, daß sie die Hörenden augenblicklich erleuchteten, trösteten und stärkten. Er redete nur aus Gott und von Gott, und so konnte nur Weisheit und Salbung über seine Lippen gehen.

Wenn, zum Beispiel, Unterthanen über ihre Obrigkeiten klagten, so erwiederte er ihnen: „Wenn **ihr** an ihrer Stelle euch befändet, würdet ihr es vielleicht nicht viel ärger treiben? Und wer hat euch dazu gesetzt, über sie zu richten?" —

Wenn Leute, die für fromm und tugendhaft erachtet wurden, in seiner Gegenwart von Jemand übel redeten, sagte er: „Ich kann Niemand für fromm und tugendhaft halten, der sich zum Richter über andere Menschen aufwirft!" —

Ueber das viele Reden von der Gottseligkeit bemerkte er: „Es reden Viele gar Vieles von Gott, aber nicht aus reiner Gottesliebe, sondern einzig aus Eigenliebe. Denn da die Liebe Gottes im Thun besteht, so spricht sie wenig, oft gar nichts; und nur dann spricht sie, wenn es die Pflicht der Belehrung gebietet. Es ist besser zu, als von Gott reden!" —

Er war ein Feind von unnützen Reden. Es regnete, und er stand am Fenster. Ein Freund, der gerade bei ihm sich befand,

sprach: „Welch ein starker Regen!“ Und Lopes entgegnete: „„Welch unnöthige Worte! ich habe ja doch selbst gesehen, daß es so stark regnet!““ —

8. Rührend ist auch sein Ausharren auf dem Heils-Wege. — Ein Bischof fragte ihn: wie er sich im Umgange mit Gott unterhalte? „Mein ganzes Geschäft ist, Gott und die Menschen zu lieben!“ — „„Das aber haben Sie mir,““ versetzte der Bischof, „„schon vor fünf und zwanzig Jahren zu Amajac gesagt; haben Sie denn indessen nie etwas Anderes gethan?““ — „Nein,“ sprach er, „ich habe immer Dasselbe gethan, so verschieden auch meine äußerlichen Geschäfte gewesen sind!“ —

„Wie steht es nun mit der immerwährenden That der Liebe?“ fragte ihn Franz Losa in seiner letzten, sehr schmerzlichen Krankheit. „„Immer noch gut!““ war seine Antwort. —

Ein anderes Mal, als er eben in schweren Leiden da lag, sagte Losa zu ihm: „Jetzt ist es Zeit, an Gott zu denken!“ „„An Wen sonst,““ versetzte er, „„sollte ich denn denken?““ —

Er lag schon in den Todeszügen, und Losa fragte ihn noch einmal: „Sind Sie mit Gott vereinigt?“ „„Ja wohl,““ antwortete er; „„die Beharrlichkeit mit Frieden gepaart, ist von großem Werthe!““ — Losa tröstete ihn, und sagte zu ihm: „Gott habe ihn, wie seinen Eingeborenen Sohn, den Weg des Kreuzes geführt.“ „„Ich kann ihm,““ erwiederte Lopes, „„nicht genug dafür danken, und mich nicht genug darüber erfreuen! Sein heiliger Wille werde an mir erfüllt!““ —

Am Ende sagte Losa noch: „Jetzt ist die Stunde da, heimzugehen und das Geheimniß zu schauen!“ Darauf antwortete er mit außerordentlicher Zuversicht: „„Nun ist's voller Mittag für mich!““ Und damit endigte er, in sanftem Frieden und tiefer Stille des Geistes, seine Uebung der Liebe auf Erden, um sie im Himmel neu anzufangen.*) —

---

322. Wie Hans von Waldheim zu Bruder Claus nach Unterwalden reist.

(Aus: Einsiedler-Kalender vom Jahr 1841.)

Hans Waldheim aus Halle in Sachsen kam im Jahr 1474 nach Kerns, wo ihm der Wirth durch Vermittlung des dortigen

---

*) Gregorius Lopez war Einer von jenen seltenen Menschen, von denen Johannes Tauler schreibt: „Diese heiligen Menschen nützen der Christenheit in Einer Stunde mehr, als alle übrigen in vielen Jahren!“ —

Leutpriesters oder Pfarrers dazu verhalf, den Bruder Claus (Nikolaus von der Flüe) zu besuchen.

Der Reisende mag nun selbst erzählen:

Auf Donnerstag nach Exaudi, das war der Donnerstag nach Urbani, war der Leutpriester oder Pfarrer mit mir und meinem Knechte und mit meinen Schiffleuten bereit früh, und reiseten eine halbe Meile (in unserm Lande wäre es eine gute Meile). Und als wir wohl den Weg halb gereiset hatten zu Bruder Clausen, da sprach der Leutpriester zu mir, ob ich nicht auch Bruder Clausen's Frauen und seinen jüngsten Sohn gern sehen wollte? Sprach ich: „Ja.“ Also wies er mir über ein tiefes Thal an einem lustigen Berge eine Behausung und sprach: „„Da hat Bruder Claus gewohnet, und da wohnet noch seine Frau mit seinem jüngsten Sohne, und seine anderen großen Söhne, die verehelicht sind, die wohnen auch nicht fern von dannen.““ Und sprach zu dem Schiffknaben und Jungen: „„Lauf hin zu Bruder Clausen's Frauen, und sage ihr, ich will Messe halten: will sie Messe hören, daß sie komme und bringe ihren jüngsten Sohn mit ihr!““ Und wir gingen fürder, und kamen zu Bruder Clausen's Klause. —

Es ist zu merken, daß Bruder Claus von seiner Frauen ging nach Christi unsers Herrn Geburt im eintausend vierhundert sieben und sechzigsten Jahre; auf St. Gallen-Tag da schied sich Bruder Claus mit seiner Frauen in ganzer Meinung, als ein Wallbruder von einer heiligen Stadt zu der andern zu wandern. Nun ist geschehen, als er also in der Meinung so von seiner Frauen schied und wegwanderte und ging, und also her gen Basel kam, da kam Bruder Clausen ein solch Gesichte von Gott und Offenbarung und Vermahnung vor: daß er zu Basel wieder umkehrte und ging wieder gen Unterwalden nach seiner Behausung, und sprach weder seiner Hausfrau, noch Kindern, noch Niemand zu, sondern er blieb die Nacht in einem Kuhstalle an seiner Behausung, und auf den Morgen stand er früh auf, und ging beinahe ein Viertel Wegs in den Wald, und trug Ronnen und Holz zusammen, und deckte Holz und Laub darüber, und machte sich so ein Klauselein. — Und als nun die Schweizer vernommen, daß Bruder Claus sein Wesen und sein Leben daselbst zu führen auserwählt hätte, so hieben sie in dem Walde gar große Bäume nieder, und baueten dahin eine Kapelle mit drei Altären, und machten ihm eine Klause daran, darinnen er jetzt wohnet und ein heilig Leben führet. Bruder Claus hat noch nie etwas gegessen, noch getrunken seit der Zeit und von dem Tage, daß er sich von seiner Frauen schied. — Bruder Claus ist ein feiner Mann in meinem Alter, in seinen besten Tagen, bei

fünfzig Jahren. Er hat braun Haar, und hat noch kein grau Haar. Er hat auch ein wohlgestaltes, wohlgefärbtes, dürres Angesicht, und ist ein gerader dürrer Mann von einer lieblichen guten deutschen Sprache. Er ist ein gewaltiger Amtmann in dem Lande gewesen. Er ist auch in vielen Hauptstreiten gewesen. Die Schweizer haben Bruder Clausen Tag und Nacht im ersten, als sie sich verwunderten, daß er nicht aß, noch trank, bewachen und behüten und bewahren lassen: zu sehen, ob ihm Jemand bei Tag oder bei Nacht heimlich Essen oder Trinken zutrüge. Man hat es aber noch nie erfahren oder befunden, denn er nicht isset, noch trinket, sondern — er lebt der Gnade des allmächtigen Gottes. — Bruder Claus, der hat daselbst zu Unterwalden seine Klause an einem wilden Ende unter den Alpen, da die Gemsen und Steinböcke wohnen und laufen, das denn gar köstlich und edel Wildpret ist. — Bruder Claus hat auch die Gewohnheit, daß er oft einen Tag oder zwei, wenn er seine Beschaulichkeit haben will, in den wilden Wald geht und darin allein ist. — Man sagt auch in dem Lande, daß Bruder Claus oft und viel zu Unser Lieben Frauen zu Einsiedeln gesehen wird, und kein Mensch vernimmt ihn unterwegens, dem er weder hin, noch her begegnete. Wie er nun aber, oder durch welche Wege er dahin kommt, ist Gott dem Allmächtigen wohl bewußt! —

Ehe ich zu Bruder Clausen kam, ward mir gesagt, er hätte keine natürliche Wärme bei sich, sondern er hätte Hände, die wären ihm so kalt als Eis, auch wäre ihm sein Angesicht gelber und bleicher, denn einem Todten, den man sollte in ein Grab legen. Er wäre auch stetiglich traurigen Muthes und nimmer fröhlich. — Ich spreche aber, daß ich der Genannten keins an ihm erfand. Denn er war zum Ersten natürlich warm, die Hände waren ihm auch natürlich warm wie einem andern Menschen; denn Kunze, mein Knecht, und ich haben sie ihm zu vier oder fünf Malen unser Jeglicher angegriffen, so hiernach geschrieben steht. Sein Angesicht war ihm auch nicht gelb, noch bleich, sondern es war ihm von rechter Leibfarbe, wie einem andern lebenden, natürlichen, wohlmögenden, gesunden Menschen. Er war auch nicht traurigen Muthes, sondern in allem seinem Gekose, Wandelung und Handlung befunden wir ihn leutselig, redesam, behäglich, fröhlich und zu allen Dingen freundlich. —

Der Leutpriester und Pfarrer von Kerns hielt Gott und uns in Bruder Clausen's Kapelle von Sancta Marien Magdalenen eine Messe. Und als die Messe aus war, da ging der Leutpriester, Bruder Clausen's Beichtvater, und machte den Weg, daß ich zu

Bruder Clausen kommen möchte, und nahm mich und meinen Knecht zu ihm, und führte uns zu Bruder Clausen in seine Klause, an der Kapellen liegend. Und als wir zu ihm in seine Klause kamen, da empfing uns Bruder Claus mit fröhlichem und lachendem Angesichte, und er gab unser Jeglichem seine Hand, die denn nicht kalt, sondern natürlich warm war, und da das geschah, bat er uns, daß wir uns ein wenig enthielten, er wolle dem Volke, das die Messe gehört hätte, zusprechen. Also ging er von uns gen die Kapelle, und that dagegen ein Glasfenster auf und sprach: „„Gott gebe euch einen guten seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk!““ — Deß dankten sie ihm. — Also that er das Glasfenster wieder zu, und setzte sich bei uns nieder. Also erzählte ich ihm, wie ich aus fernen fremden Landen zu Sancta Marien Magdalenen und zu Sancta Annen, auch zu Sanct Antonien und zu den anderen lieben Heiligen, die ich vormals genannt habe, gerathen wäre, und auch zu ihm. Als er das hörte, sprach er zu mir: „„Ich habe meine Kapelle zu Sancta Marien Magdalenen Ehre weihen lassen.““ — Also erzählte ich ihm nun alle die Geschichten von Marien Magdalenen, und ich erzählte ihm so viel, daß ihm seine Augen vom Weinen übergingen. Danach sagte er uns viele liebliche göttliche Lehre. Als nun das geschah, da hub ich an und sprach: „Lieber Bruder Claus! ich habe in unseren Landen und auch hier gehört, Ihr sollet nicht essen, noch trinken, und sollet in fast vielen Jahren nicht gegessen, noch getrunken haben — wie ist es darum?“ — Er antwortete mir und sprach: „„Gott weiß!““ Und hub darnach an und sprach: „„Es wären etliche Leute, die sprächen, das Leben, das ich führe, das möchte von Gott nicht sein, sondern von dem bösen Geiste. Darum so hatte mein Herr von Costnitz, der Bischof, drei Bissen Brodes und auch Sanct Johannissegen gegeben und geweihet, in Meinung: „„Wenn ich die drei gesegneten Bissen Brod äße und den heiligen gesegneten Trank Sanct Johannis tränke, so wäre es recht um mich; würde ich aber das Brod nicht essen und den Trank nicht trinken, so wäre es ein wahrhaftiges Zeichen, daß meine Dinge und Leben mit dem bösen Geiste zugingen!““ Und unter anderen vielen Reden hub mein Herr, der Bischof von Costnitz, an und fragte mich: „„Was in der heiligen Christenheit das Allerbeste und das Allerverdienstlichste wäre?““ Antwortete ich ihm und sprach: Das wäre der heilige Gehorsam! — Da sprach mein Herr, der Bischof, also: „„Ist der Gehorsam das Beste und das Allerverdienstlichste, so gebiete ich Euch in Kraft des heiligen Gehorsams, daß Ihr diese drei Bissen Brod esset und diesen

Trunk St. Johannis trinket!'" Also bat ich meinen Herrn, den Bischof, er wolle mich deß erlassen und überheben, indem mir's gar schwer und bitterpeinlich zu thun wäre. Das bat ich ihn mehr als einmal. Er wollte mir's aber nicht erlassen, noch überheben, und ich mußte das von Gehorsam thun, und das Brod essen und den Trank trinken."" —

Also sprach ich zu Bruder Clausen: „Habt Ihr auch seit der Zeit nicht mehr gegessen, noch getrunken?" Also konnte ich ihm nichts Anderes abfragen, denn er sprach: „„Gott weiß!"" — Und nach anderen vielen Reden nahm ich einen gütlichen Urlaub von ihm, und ich befahl mich in sein inniges Gebet. Also gab er uns seine Hand, und schieden also von ihm. —

323. Gänzliche Ablösung vom Irdischen.

Der Graf Rougemont hatte seit 1601, wo die Landschaft Bresse an Heinrich IV. abgetreten worden war, größtentheils bei dem Kriegsheere und am Hofe dieses Königs gelebt, und huldigte mit Leib und Seele den Grundsätzen des verderblichen Weltgeistes. Besonders hatte er sich im Zweikampfe großen Ruhm erworben und galt als einer der kühnsten und stärksten Duellanten. Da er aber von dem Wirken des apostolischen Mannes, Vincenz von Paul, so Vieles sprechen hörte, bewog ihn theils die Neugierde, theils ein gewisser innerer Drang, denselben zu besuchen. Er kam, und es ward ihm so wohl im Umgange mit dem bescheidenen, kindlich frommen, heiligen Priester, daß er seine Besuche wiederholte und auch in der Kirche dessen Predigten beiwohnte. Bald wurde er des Abgrundes gewahr, an dessen Rande er schon so viele Jahre geschwebt hatte. Gerührt durch die göttliche Gnade und vor sich selbst erschaudernd, machte er den festen Entschluß, nicht nur seinen bisherigen Ausschweifungen und barbarischen Vorurtheilen zu entsagen, sondern auch das Böse, welches er bisher begangen, durch würdige Früchte der Buße nach Kräften zu ersetzen. Nachdem er also bei Vincenzius eine sehr genaue General-Beicht abgelegt hatte, verkaufte er sein Erbgut Rougemont, und verwendete den Erlös desselben von dreißigtausend Thalern theils auf fromme Stiftungen, theils auf Almosen. Vincenzius konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten, daß er nicht auch ein anderes Landgut verkaufte. Daher behielt er es zwar, betrachtete aber die Armen als Eigenthümer desselben, sich selbst als bloßen Verwalter. Das Schloß, welches er bewohnte, stand Pilgern und Dürftigen immer offen, und war eine Zufluchtstätte für Kranke und Schwache, wobei er nicht allein für

ihren Leib, sondern durch dazu bestimmte Geistliche vorzüglich auch für ihre Seele sorgen ließ. Ebenso anhaltend war er im Gebete, wozu er täglich mehrere Stunden zu verwenden pflegte.

„Brüder," — schreibt der Apostel — „die Zeit ist kurz; daher seien Diejenigen, die Freude haben, so, als freuten sie sich nicht, und Jene, die dieser Welt gebrauchen, so, als gebrauchten sie ihrer nicht; denn die Gestalt dieser Welt geht vorüber" 1. Kor. 7, 30. Eben dieses war die Gesinnung des Grafen von Rougemont nach seiner Bekehrung. Der gute Herr — so berichtet hierüber der Pater Moulins — betrübte sich sehr wegen des Besitzes seiner noch übrigen Güter, obwohl er sich einzig nur als Verwalter derselben zum Wohle der Armen ansah. Daher sagte er mir eines Tages mit weinenden Augen: „Ach, Herr Pater, warum läßt man mich nicht verfahren, wie ich will? Und warum soll denn ich als ein Herr leben, der so viele Güter besitzt? Der Pater Vincenz hält mich in diesem Gedränge; wenn er mich schalten ließe, wie ich wollte, so versichere ich, ehe ein Monat vorüber ist, würde der Herr Rougemont nicht mehr einen Fuß breit Eigenes auf Erden haben. Wenn ich die Armuth betrachte, in welcher der Sohn Gottes auf Erden lebte, kann ich wahrhaftig nicht fassen, wie ein Christ noch etwas Eigenthümliches besitzen könne." —

Einen andern Zug erzählt der heilige Vincenzius selbst, da er in einer geistlichen Unterredung davon sprach, wie der Mensch sein Herz von aller Anhänglichkeit an das Irdische losreißen sollte. „Ich habe," sprach er, „in der Landschaft Bresse einen Cavalier von Rougemont gekannt, der vormals im Zweikampf sich großen Ruhm erworben und nach seinem eigenen Geständnisse unglaublich Viele verwundet oder getödtet hatte. Nachdem er aber durch die göttliche Gnade sein Leben geändert und bereits angefangen hatte, einen sehr erbaulichen Wandel zu führen, hatte ich das Vergnügen, ihn in seinem Hause zu besuchen, wo er mir von seinen gewöhnlichen Andachten und Tugendübungen zu erzählen anfing, und unter Anderm auch von seiner Unabhängigkeit von den Geschöpfen. „„Ich bin versichert,"" sagte er, „„wenn mein Herz keinem Geschöpfe mehr anhängt, so werde ich ganz und gar mit meinem Gott vereinigt sein. Daher erforsche ich mich öfter, woran mein Gemüth noch hange, ob es die Liebe meiner selbst sei, oder die Liebe meiner Freunde, meiner Anverwandten oder Nachbarn. Ob die Reichthümer, die Bequemlichkeiten meines Leibes, oder was immer für eine andere Leidenschaft oder Anmuthung mir noch Hindernisse in den Weg lege, daß meine Seele nicht vollkommen in Gott allein die Ruhe finde. Sobald ich merke, daß mich noch

Etwas von meinem Gott zurückhält, so bitte ich gleich um Hilfe, ich schneide, reiße, haue, um mich aus der Schlinge zu ziehen. Dieß ist die Art, wie ich zu verfahren pflege."" — „Ich erinnere mich," fährt der Heilige fort, „eine besonders merkwürdige Begebenheit von ihm gehört zu haben, die mich sehr erbaut hat und an die ich ohne Bewunderung niemals gedenken kann. Als er einst eine Reise machte, hielt er sich nach Gewohnheit in seinen Gedanken auf, um zu erforschen: ob auch noch Etwas, nachdem er sich Gott ganz ergeben, übrig sei, woran sein Herz hange. Er dachte hin und her an seine Geschäfte, Gemüthsergötzungen, Ehre, Freundschaft; er überlegte sehr genau alle, auch die geringsten Neigungen seines Herzens. Endlich erblickt er den Degen an seiner Seite, der ihm noch ziemlich lieb war, und sagte bei sich selbst: Warum trägst du noch diesen Degen? Allein, was hat der gute Degen verschuldet? Laß ihn, wo er ist, der dir vielmal so gute Dienste geleistet und dir nach Gott durch tausend und abermal tausend Gefahren glücklich durchgeholfen hat! Wenn du neuerdings solltest angegriffen werden, so würdest du ohne denselben ohne Zweifel verloren sein. Allein, dachte er wieder bei sich, wenn es sich ereignen sollte, daß du in eine Fehde geriethest, würdest du stark genug sein, dich zu enthalten? Würdest du nicht den Degen neuerdings zur Beleidigung Gottes mißbrauchen? Mein Gott, was soll ich thun? Was werde ich thun? Ein Werkzeug meiner Schande soll noch von mir geliebt sein? Nein, ich sehe schon, dieser Degen liegt mir noch am Herzen. Aber so niederträchtig will ich nicht handeln und mich von meinem eigenen Degen überwinden lassen. Nachdem er dieß gesagt, sieht er einen großen Stein vor sich, darauf steigt er vom Pferde, zieht den Degen und zertrümmert ihn am Stein in viele Stücke, worauf er die Reise fortsetzt. Er bekannte mir zugleich, daß er durch diese Ueberwindung sein Gemüth von aller zeitlichen Neigung dergestalt gereinigt habe, daß ihm nichts mehr von der Welt anliege, und die Liebe seines Herzens allein auf Gott gerichtet sei. Sehet, meine Herren," so beschloß der Heilige seine Rede, „wie schön würden wir in der Tugend zunehmen, wenn wir nach dem Beispiele dieses adeligen Herrn unsere Herzen von den irdischen Neigungen sogar in den geringsten Dingen reinigten! Wie bald würde unsere Seele mit Gott vereinigt sein, wenn unsere Herzen von den Geschöpfen losgebunden wären!" Bis hierher der Diener Gottes. — Der edle Rougemont mußte, ehe ihm die Siegerkrone zu Theil ward, noch eine sehr lange und schmerzhafte Krankheit aushalten. Allein auch da bewährte er seine Treue und entschlief endlich selig in Gott. —

324. Die rechte Art, Verleumdungen aufzunehmen.

Man hinterbrachte dem heiligen Franziskus von Sales zuweilen, daß Manche ihn verleumdeten und ihm sonderbare Dinge nachsagten; denn es steht keine Sonne zu hoch, daß sie nicht etwas Schatten werfe, und es glänzt keine Tugend so hell, daß sie nicht den Verleumdungen ausgesetzt wäre.

Statt also sich zu entschuldigen und zu vertheidigen, sprach er ganz sanftmüthig: „Sagen diese Leute nichts als Das von mir? O, da wissen sie bei Weitem nicht Alles! Sie schmeicheln mir nur und schonen meiner! Ich sehe wohl, daß sie mich mehr bemitleiden, als beneiden, und den Wunsch hegen — ich möchte besser sein, als ich bin. Nun, Gott sei gedankt! ich will mich bessern. Verdiene ich nicht, gerade hierin zurechtgewiesen zu werden, so verdiene ich es in anderer Hinsicht; und es ist immerhin Barmherzigkeit, daß ich's auf so gelinde Weise werde." —

Wenn man seine Vertheidigung übernahm und die Falschheit der Verleumdung anschaulich zeigte, gab er gewöhnlich zur Antwort: „Nun, es ist wenigstens eine Warnung, daß ich mich hüten soll, dieselbe wahr zu machen. Erzeigt man mir nicht eine Gnade, wenn man mich aufmerksam macht, daß ich vor dieser Klippe mich in Acht nehmen soll?" —

Wenn er wahrnahm, daß man über die Verleumder erbittert ward, sprach er: „Habe ich Ihnen denn Vollmacht gegeben, an meiner Statt zu zürnen? Lassen Sie sie reden; es ist ja nur ein Wort-Kreuz, eine windige Trübsal, deren Andenken mit dem Schall erlischt. Man müßte wahrlich überzart sein, wenn man nicht einmal das Gesumse einer Mücke ertragen könnte! Wer sagt uns denn, daß wir untadelhaft seien? Vielleicht sehen sie meine Fehler besser, als ich und meine Freunde. Oft auch nennen wir Wahrheiten, wenn sie uns nicht gefallen, — Verleumdungen!! — Was thut man uns denn an, wenn man eine schlechte Meinung von uns hat? Sollen wir nicht selbst eine solche von uns haben? Der Art Leute sind nicht unsere Feinde; sie halten es vielmehr bestens mit uns, indem sie mit uns daran arbeiten, unsere Eigenliebe zu zerstören. Wie also sollten wir ihnen zürnen, die gegen einen so mächtigen Feind uns zu Hilfe kommen?"

Auf solche Weise spottete er der Verleumdungen und Beschimpfungen; er erachtete ja: Stillschweigen oder Bescheidenheit genügten hier zum Widerstande, und es sei nicht nothwendig, ob solcher Kleinigkeiten die starke Tugend der Geduld anzuwenden. —

325. Das den Zorn tilgende Mittel.

Zwei Freunde ereiferten sich im Gespräche gegen einander, und beleidigten sich recht schwer durch das bittere Wort ihres Mundes.

Da ging Derjenige, welcher am härtesten gesprochen hatte, zornfunkelnden Auges zur Thüre hinaus.

Nach einer Weile kam er höchst freundlich wieder zurück, und bot dem gekränkten Freunde die Hand zur Versöhnung.

Letzterer schlug gerührt ein, und zog unter Thränen den Reumüthigen an seine Brust.

„Wo warst du denn," frug er Denselben darauf, „daß sich dein Zorn so bald gelegt hat?"

„„Bei Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha, und dann vor seinem Richterstuhl in der Ewigkeit!"" erwiederte Jener, und drückte dem Freunde noch einmal herzhaft die Hand.

Und es waltete wieder die alte Herzlichkeit und der Friede unter ihnen. —

---

326. Pilger-Andacht zu Maria-Einsiedeln.

(Aus: Schweizerische Touristenblätter von Alfred Müller. *)

Ein steiler und nicht besonders anmuthiger Bergpfad führt über den „Hackensattel" durch das einsame und düstere „Alpthal" an vielen Kreuzen und Kapellen vorüber nach dem berühmten Wall-fahrts-Orte — Maria-Einsiedeln.

Mitten in einem schlechten Torfgrunde stehend, begrenzt von schwarzen Tannenwäldern, in einer Gegend voll Armuth und Traurigkeit macht das immer lebendige Einsiedeln mit seinem hochragenden, imposanten Kloster einen sonderbaren Eindruck. — Der Wanderer, welcher der alten Benediktiner-Abtei naht, wird schon in stundenweiter Entfernung auf allerlei Weise auf das Betreten des heiligen Bodens vorbereitet, besonders durch die periodisch stets sich folgenden Schaaren laut-betender Wallfahrer. Nun sieht er die Sonne in den langen Fensterreihen des Abtei-Palastes funkeln, hört das herrliche Geläut des schlanken Thurmpaares, das abwechselnde Gebet der immer dichter sich folgenden Pilger. — Er tritt in's Dorf, auf den freien Platz vor der gewaltigen Klosterkirche, die von Frommen aller Nationen und Landestrachten erfüllt ist. Die florentinische

---

*) Der Verfasser ist Protestant.

Kirchenfaçade, gekrönt von der kolossalen Statue der Jungfrau Maria, zu beiden Seiten an die stolzen Flügel des Stifts sich lehnend, imponirt unwillkürlich durch ihren großartigen Maßstab, ihre solide Pracht. Dem mühsam durch das hohe Portal sich drängenden Fremden verstärken sich die Eindrücke des erhabenen, kostbar und überreich ausgestatteten Tempels. Tausende beten hier; an einzelnen Seitenaltären werden hier, unabhängig von einander, heilige Messen gelesen. Die Beichtstühle sind belagert; vor der frei mitten im Kirchenschiffe stehenden „heiligen Kapelle“ liegen Schaaren inbrünstig Betender auf den Knieen mit Zeichen der Sehnsucht und der Emphase, die Arme gegen das wunderthätige, weltberühmte Bild der Muttergottes ausgebreitet. Die Kapelle selbst hat ein geheimnißvolles Ansehen in ihrem schwarzen Marmor-Gewande. Ihr dunkles Innere ist von Wachslichtern taghell erleuchtet, auf dem schönen Marmor-Altar thront als Heiligthum das dunkle Wunderbild, reich als Himmelskönigin mit Krone und Scepter und funkelnden Edelsteinen geschmückt. Zu ihr in den Himmel tönen tausend Anrufungen der Liebe empor; ihr Name ist groß in der ganzen Christenheit, und das betende Volk neigt sich vor ihrer stillen Majestät. — Ich gestehe, daß ich mich selbst von dieser frommen Majestät ergriffen fühlte; und als die Andachten der Seiten-Kapelle erloschen zu großem gemeinsamen Cultus, als der jubelnde Chorgesang auf den Flügeln einer gewaltigen Instrumental-Musik empor zur Kuppel stieg, schien mir dieser Ort und diese Feier eine der schönsten Blüthen des Katholizismus, und ich begriff, warum auf allen Wegen Gläubige hierher wallen, an 200,000 Köpfe alljährlich, ja selbst schon eine Viertel-Million! —

---

327. Trübsals-Segen.

In wundersamer Heiterkeit lachte der Himmel, keine Wolke segelte an seinem dunkel-blauen Gewölbe dahin, und ungehemmt sendete die hochstehende Sonne die Glut ihrer Strahlen zur Erde nieder.

Da lechzten die Gefilde rings umher, und Blüthen und Blumen neigten matt ihr Haupt vor der brennenden Glut. —

Und der Herr gebot; da stieg es dunkel und immer dunkler am Himmel wie Berge empor, drohende Blitze zuckten durch die schwarzen Wolken, dumpf rollte der Donner durch die Gebirge, düstere Nacht umzog die Erde, und es bangte und zagte das arme Menschenherz vor des Ungewitters Gewalt.

Aber in milden Regen lösete sich allmählich das düstere, blitzdurchzuckte Gewölke auf, und von ihm erquickt und gestärkt lebten in neuer Herrlichkeit die lechzenden Gefilde wieder auf, und jugendlich schön erhoben Blüthen und Blumen ihr Haupt wieder. —

Da trat Gereon hinaus in die neubelebte Flur, aber betend blickte er auf zu dem Himmel, und seine Seele sprach: „So sendete des ewigen Vaters Hand gar oft in den heitern Himmel deines Glückes das Dunkel der Trübsal und den Thau aus schmerzerfüllten Augen; und die Blüthen der ewigen Gefilde, die in den Tagen des Glückes matt ihr Haupt neigten, lebten mit neuer Kraft und Herrlichkeit wieder auf!" —

---

328. Des Königs Anrede vor der Schlacht.

Zwei Feinde hatte Carl der Große noch nicht besiegt, die Ungarn, welche man „Hunnen" nannte, und die Slaven, die jenseit der Elbe und Oder in Mecklenburg, Pommern, Preußen und Polen wohnten. Beide Völker brachen oft über die Grenzen; besonders schrecklich aber hausten die Ungarn, oder, wie sie sich selber nannten, die „Magyaren." — Das waren wilde Reiterhorden; wenn sie in das deutsche Land gleich Heuschrecken einfielen, zerstörten sie wie Würgengel Alles, was sie fanden; Männer, Weiber und Kinder, die nicht schnell genug fliehen konnten, koppelten sie zusammen und trieben sie als Sclaven in's Ungarnland heim. Gefangene Menschen banden sie nicht selten an die Schweife ihrer Pferde, und schleiften sie auf diese Weise unter schrecklichen Qualen zu Tode. In die Gotteshäuser und Klöster warfen sie Brandfackeln, daß die Flammen hoch aufloderten, und raubten selbst die heiligen Gefäße von den Altären. —

So erscholl denn im Jahre 924 auch unter dem deutschen König Heinrich I., auch genannt — der „Finkler," *) allplötzlich das Wehgeschrei durch das Land: „Die Ungarn kommen! Die Ungarn kommen!" Es flüchtete, wer da konnte, als ihr wildes Heer durch Sachsen und Thüringen zog.

König Heinrich mochte nicht fliehen, sondern stellte sich ihnen zum ritterlichen Kampf entgegen. Er verlor jedoch das Treffen, sei es, weil er gerade krank war, oder weil seiner Streiter zu

---

*) Im April des Jahres 919 wurde Heinrich zu Fritzlar von den Franken und Sachsen als König ausgerufen; am Finken-Herde soll er mit dieser Botschaft überrascht worden sein.

wenig und sie der Kampfweise des Feindes ungewohnt waren, welcher im Fliehen zu siegen pflegte. Genug, Heinrich mußte sich in die königliche Pfalz (Burg) Werla bei Goßlar einschließen, von wo aus er sich muthig vertheidigte. Sturm auf Sturm unternahmen die Ungarn, aber sie konnten die Burg nicht ersteigen; vielmehr nahmen Heinrich's Mannen bei einem muthigen Ausfall einen Ungarn-Häuptling gefangen, worüber die Belagerer so erschracken, daß sie einen neunjährigen Frieden schlossen — unter der Bedingung: daß ihr Häuptling freigegeben und von Heinrich ein jährlicher Tribut gelobt werde. Heinrich nahm das wenig ehrenvolle Opfer auf sich, um eine bessere Zukunft vorzubereiten, namentlich durch eine bessere Einrichtung des alten Heerbannes, Aufstellung einer tüchtigen Reiterei und die Befestigung der Städte und Erbauung von Burgen u. s. w. — —

Nachdem Heinrich alles Weltliche wohl besorgt glaubte, was zu seiner Unternehmung gegen die Ungarn nothwendig gewesen, gebot ihm sein frommes Herz, daß er auch des göttlichen Beistandes sich würdig mache, und er that in diesem Sinne im Jahre 931 eine stille Wallfahrt nach Rom, größtentheils zu Fuß, empfing in Rom den Segen des Papstes, die Salbung und die Kaiserkrone, und kehrte muthvoll über die Alpen zurück. —

Während dieser Rüstungen waren die neun Jahre verflossen, in welchen die Ungarn Sachsen und Thüringen mit ihren Raubzügen verschonen wollten. Ihre Gesandten erschienen, um den alten Tribut zu holen; Heinrich aber ließ ihnen einen verstümmelten und räudigen Hund vorwerfen. „Das ist Alles, was ich für euch habe!“ sagte er mit Entschlossenheit. — Ein Racheschwur und ein Fußtritt gegen den Hund war der Gesandten Antwort, die sich fluchend entfernten.

Daheim erzählten sie die erlittene Beschimpfung, und bald riefen Feuerzeichen die rauflustigen Schaaren zu einem Rachezug nach Norddeutschland zusammen. Ihre zahllosen Horden stürmten durch Oesterreich und Bayern hinein nach Thüringen; allabendlich rötheten brennende Weiler und Flecken den Himmel, und wimmelte es auf den Straßen und Waldpfaden von flüchtigen Weibern, Greisen und Kindern.

Ungarn und Deutsche hatten sich in zwei große Haufen getheilt und standen endlich in der Gegend zwischen Gera, Merseburg und Sondershausen einander gegenüber. Bei der letzteren Stadt nun erlag eine Ungarnschaar dem Schwerte der Deutschen, und die Raubhorden zogen sich in die Ebene der Saale zurück.

Ihnen gegenüber lag Heinrich mit seinem Heere (der Sage nach an der Saale bei Keuschberg, eine Stunde südlich von Merseburg), um die Seinen an die Eigenheiten der wilden Feinde zu gewöhnen.

Da leuchteten weithin ihre Wacht- und Kochfeuer, da scholl Jubel und rauher Gesang von früh bis Abend im Ungarnlager, das Gekreisch der beim Theilen der Beute sich Zankenden, das Siegesgeschrei neu ankommender Schaaren, die frische Beute brachten, dazwischen aber auch das Wehgeheul der grausam mißhandelten Gefangenen.

Gar oft stand Kaiser Heinrich auf einem Warthügel und sah mit verhaltenem Zorne dem Treiben der Feinde zu, deren leichte Schaaren oft an das Lager der Deutschen heransprengten, um sie höhnend zum Kampfe herauszufordern.

Endlich war die Ungeduld der Deutschen nicht mehr länger zu halten, sie verlangten nach der Feldschlacht. Durch Beichten und den Empfang des heiligen Abendmahls bereiteten sie sich vor auf's Sterben, und stellten sich dann in wohlgeordneten Abtheilungen auf. Um ihren Muth zu erhöhen, ritt Heinrich vor sie hin, und sprach:

„Von wie großen Gefahren unser ehemals so zerrüttetes Reich frei ist, wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlaget unter der Geißel innerer Zwietracht und auswärtiger Kriege. Jetzt aber sehet ihr es durch Gottes Gnade, durch unsere Anstrengungen und euere Tapferkeit beruhigt und in Ordnung gebracht, und den einen Feind, die Slaven, besiegt. Es bleibt uns übrig, uns ebenso gegen den allgemeinen Feind, die Ungarn, zu erheben! Bisher hab' ich all' das Euerige hingeben müssen, ihre Schatzkammern zu füllen — jetzt müßte ich die Kirchen und ihre Diener plündern; denn das Unsrige ist dahin! Bedenket also euer Heil und beschließet, was geschehen mag! Soll ich das dem Dienste Gottes Geweihte hinwegnehmen und damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufen, oder dasselbe dem Dienste Gottes erhalten, damit Er uns erlöse, der in Wahrheit unser Gott und Heiland ist?“

Einstimmig rief, auf diese Ansprache, das Heer und reckte die Hand zum Schwur empor: „„Wir wollen streiten für die Altäre Gottes, für des Reiches Ehre und die Sicherheit der Unsrigen!““ —

„Nun denn zur Schlacht!“ rief der König.

Die Heerpauken erschollen, Trompeten schmetterten, die Fahnen wehten, voran aber flatterte die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael, und in kurzem Trabe rasselten die geharnischten Schaaren mit vorgestreckten Lanzen die Ebene dahin auf das Ungarn-

lager los. Wie blitzte es da von blanken Helmen und Schilden, wie schnoben die muthigen Rosse, wie schlachtenmuthig schlugen die Herzen ihrer Reiter!

Die Ungarn ihrerseits waren auch nicht müßig gewesen, schnell hatten sie sich geordnet und rückten den Angreifenden entgegen.

Bereits waren die Heere einander nahe genug. Da erhoben die Deutschen das Feldgeschrei: „„Kyrie eleison! Kyrie eleison!"" worauf es von drüben hieß: „„Hui! Hui!"" und wie zwei Wetterwolken stürzten die Heere in gestrecktem Galopp auf einander. Bald wirbelte dicker Staub empor unter dem Hufschlag der Rosse, das Reitertreffen wogte auf und ab, hierhin und dorthin, aber wo die geschlossenen Schaaren Heinrich's erschienen, warfen sie den Feind vor sich nieder, den endlich Schrecken ergriff und ihn in eilige Flucht trieb. Acht Tage lang verfolgten ihn die Sieger, die im Lager unermeßliche Beute fanden. Dreißigtausend Ungarn blieben auf dem Platze, zahllose christliche Sclaven wurden befreit.

Sobald der Sieg entschieden war, kniete der fromme Heinrich mit dem ganzen Heere auf dem Schlachtfelde nieder und dankte betend dem himmlischen Schutzherrn. — Die Ungarn aber glaubten, der Erzengel Michael, dessen großes Bild sie immer im Kampfe voranleuchten sahen, sei der Siegesgott der Deutschen, und sie machten nun ihren eigenen Götzen auch goldene Flügel gleich denen des Erzengels; doch hielten sie sich fortan ruhig in ihrem Lande.

Damals jubelte ganz Deutschland, und die Ritterschaft insbesondere veranstaltete unter dem Vorsitze des Kaisers ein glänzendes Turnier zu Göttingen.

Heinrich ließ ein Bild dieser glorreichen Schlacht malen und es im Dome zu Merseburg als eine heilige Erinnerungstafel aufhängen.

Das Andenken der großen Schlacht wird noch jetzt jährlich in dem Dorfe „Keuschberg" gefeiert. —

Drei Jahre nach der Schlacht starb der vortreffliche Kaiser im vollen Genusse seiner unsterblichen Thaten, innigst verehrt von der ganzen Christenheit. Er liegt zu Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, begraben. —

---

329. Der Mann, besser als das Pfand.

„Cid" (el mio), welches so viel heißt als: „Mein Herr!" oder „Campeador," welches so viel heißt als: „Unvergleichlicher Held!" sind volksthümliche Beinamen des Don Rodrigo Diaz, Grafen von Bivar, des Inbegriffs der Heldentugenden seines Jahrhunderts und der Krone des spanischen Ritterthums.

Er, der im Frieden wie im Kriege dem Könige Don Alphonso die wichtigsten Dienste geleistet, mußte, wie so Viele vor ihm, die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren. Ein Mann wie er, von strenger Gradheit und Tugend, unbeugsam, hochgesinnt, Verächter des weichlichen Lebens, war nicht für den Hof; der Ernst seiner Züge erweckte tiefste Ehrfurcht und Scheu; sein zurückgezogenes Leben gab den Höflingen zur Verleumdung vielfache Veranlassung, und daher ward mehrmalige Verweisung über ihn verhängt. Nur in den Zeiten der Noth suchte man ihn wieder, und großmüthig, wie er war, gedachte er dann nicht der ihm zugefügten Beleidigungen.

Im Jahre 1028 bis 1029 fiel er auf's Neue bei dem König in Ungnade; er verstieß ihn nicht allein, sondern nahm ihm auch all' sein Besitzthum. Um flüchten zu können, ließ der Cid zwei Juden kommen und borgte von ihnen tausend Goldstücke; dagegen übergab er ihnen zur Versicherung zwei Kasten, die angeblich sein Silberzeug enthielten; er bedung sich jedoch aus: diese Kasten erst nach dem Verlauf eines Jahres zu öffnen. Die Juden leisteten die Zahlung und nahmen die Kasten mit sich. — Das Jahr war aber noch nicht um, als der Cid seinen Freund, Alvar Fannez, mit zweitausend Silberstücken zu den Juden schickte und sie bitten ließ: „Ihm die alleinzige Lüge in seinem Leben zu verzeihen; denn die Kasten seien nicht mit Gold und Silber, sondern mit — Sand angefüllt; doch habe zugleich **sein Wort** beigelegen, und dieses sei gutes Gold!“ —

Verstoßen, geplündert und auf seine eigene Macht beschränkt, wurde Rodrigo jetzt glücklicher und größer als je zuvor; stets getreu seinem katholischen Glauben und seinem Vaterlande, schuf er allein durch den Ruhm seines Namens sich selbst ein Heer, um die ungläubigen Mauren in Valencia zu bekämpfen. Mitten im glücklichsten Laufe seiner Siege aber eilte der Edelmüthige seinem von Jussuf, dem Gründer Marokko's, bedrängten Könige zu Hilfe. Sein Edelmuth besiegte endlich den König der Art, daß er es nun Jedem freigab, in den Krieg des Cid zu ziehen, welcher stets für Spaniens gute Sache und nie anders als mit glänzendem Erfolge geführt ward. Vor den neidischen Höflingen erklärte jetzt Alphonso laut: „Dieser Cid dient mir besser als Ihr!“ —

Die letzten Thaten des Cid waren die Eroberung von Valencia im Jahre 1094 und die von Murviedro (Sagunt), nach welcher er 1099 zu Valencia starb.

Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, schien gegen die andringende Macht der Ungläubigen schwer zu behaupten für die gesammte Macht von Leon und Castilien. —

Seine Wittwe zog deßhalb mit des Helden Leichnam nach Castilien. Im Kloster San Pedro de Cardeña bei Burgos fand er seine Grabstätte, die von Kaisern und Königen geehrt ward. Dort wurde später auch seine Wittwe, die edle Ximene, beigesetzt; und ebenfalls liegt vor dem Kloster unter Baumgruppen sein treues Schlachtroß Babieça bestattet. — Sein Schwert, genannt „Colada," wird in der königlichen Rüstkammer zu Madrid, ein anderes, „Tizona," im Archive der Marchesen von Falce aufbewahrt. —

330. Die günstige Gelegenheit zur Rache.

Der Herzog Albrecht hatte mit Basel einen Span; um die Zeit aber, als er die Stadt angreifen und züchtigen wollte, wurde sie halb von einem Erdbeben verschüttet, und lag offen für den Feind da.

Man stachelte nun den Herzog zu schleunigstem Angriffe, und von dieser so günstigen Gelegenheit einen namhaften Nutzen zu ziehen.

Albrecht aber antwortete diesen Rathgebern: „Da sei Gott vor — Die zu tödten, die Gottes Hand geschlagen!" — und befahl vierhundert Schwarzwäldern, nach Basel zu eilen und den Bürgern den Schutt wegräumen zu helfen. —

331. Das Gastmahl ohne Brod.

Der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig IV., hinterließ bei seinem Tod einen einzigen Sohn, mit Namen Philipp, der kaum ein Jahr alt gewesen. Eine kräftige Hand that dem Lande Noth, und auf das flehende Bitten aller Stände übernahm Ludwig's Bruder, Friedrich III., die Verwaltung der Regierung, unter Zustimmung der deutschen Fürsten, wiewohl gegen den Willen des deutschen Kaisers.

Friedrich III., der das Schloß zu Heidelberg bewohnte, hatte mit vielen Feinden zu kämpfen; unter diesen zog auch unter Anderen, am 24. Juni des Jahres 1462, der Graf von Würtemberg mit seinen Schaaren von Stuttgart, und vereinigte sich zu Pforzheim mit den Baden'schen, Speyer'schen und Metz'schen Truppen. Nach dem Mißlingen eines Anschlags auf Heidelberg beschlossen die Fürsten einen Streifzug in das Oberland Heidelberg, und nachdem sie Fußvolk und Wagenburg zurückgelassen, zogen sie

mit 800 Streitern sengend und Land und Saaten furchtbar verheerend voraus bis in die Gegend von Seckenheim, nah' an's Ufer des Neckar. Dieser boshafte Zug war am Abend bewerkstelligt worden; und schon am folgenden Morgen sah man in dem Neckarthal und rings um Heidelberg die Dörfer all' in lichten Flammen stehen. Um alle Felder schnell zu verderben, banden sie den Pferden abgehauene Baumäste an die Schweife, und so wütheten, des schuldlosen Landmannes Saat verheerend, die feindlichen Missethäter durch das Land.

Friedrich III. folgte in der Mitte der Nacht dem Feinde.

Die Gegner, da sie das unerwartete Anrücken der Pfälzer sahen, mußten sich bald zur Schlacht entschließen, indem sie in den Winkel zwischen Rhein und Neckar gedrängt waren, wo jede Flucht sich als unmöglich erwies.

Friedrich III. errang am 30. Juni bei Seckenheim einen glorreichen Sieg. Dieser zeigte sich in seinen Folgen von großem Gewichte, da der Kurfürst in besagter Schlacht nicht nur die besten Ritter des Feindes, sondern auch die Fürsten selbst in seine Gewalt bekam, und der Krieg damit ein Ende hatte.

Er hielt alsdann einen festlichen Einzug in das alte Ahnen-Schloß zu Heidelberg.

Hier war es, in der Burg seiner Väter, wo Friedrich III., der siegreiche Kurfürst, seine Gefangenen als Gäste auf's Prächtigste empfing. Der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz hatten im Kampfe solche Wunden empfangen, daß der Kurfürst sie unverzüglich der Obhut seines Leibarztes Heinrich Nunsinger übergeben mußte; Graf Ulrich von Würtemberg aber, und eine große Zahl von gefangenen Grafen und Edlen wurden von Friedrich königlich bewirthet. Der Rittersaal des „Ruprecht-Baues" schloß den Gästen seine ehrwürdigen gewölbten Hallen, mit den Wappenschildern der pfälzischen Fürsten und ihren Trophäen geschmückt, auf. Friedrich III. selbst und sein Neffe, Philipp, empfing sie. Die Fürstentafel war prachtvoll besetzt, der Kurfürst der leutseligste Wirth.

Aber es fehlte das **Brod** auf dem Tische.

Anfangs warteten die Gäste eine Weile; dann aber sah Graf Ulrich sich um, die Diener solches bringen heißend. —

Da erhob sich Friedrich III., nahm den Würtemberger bei der Hand und führte ihn an's Fenster hin, wo man das Neckar-Thal überschauen konnte, und sprach mit ernstem Blick und Tone: „Herr Graf, schauet um Euch! Sehet Ihr, wie Ihr den Weg bezeichnet habet durch schwarze Trümmer und versengte Felder, wo

seither Wohlstand und Arbeitsamkeit herrschten? In diesem Sommer giebt's nichts zu ernten in der Pfalz! Dank Euch und Eueren Verbündeten! Darum bescheidet Euch: „**Den Kriegern gehört kein Brod,** die aus bloßem Muthwillen die Saat des Landmannes im Felde zerstören und die Mühlen in Rauch verwandeln konnten!“ — —

In der heiligen Geistkirche auf dem Marktplatze zu Heidelberg wurde ein feierliches Siegesfest mit dem Te Deum gefeiert, und zum Gedenken des Sieges jährlich ein festlicher Umzug am Sonntage nach Sanct Petri und Pauli Tag gestiftet. Das feindliche Hauptbanner ward in der genannten Kirche aufgesteckt. Der Bischof von Metz wurde nach Mannheim in Gewahrsam gebracht, die beiden Fürsten blieben auf dem Schlosse zu Heidelberg in Gefangenschaft, bis sie sich löſten und nebst ihren Rittern einen Revers erlegten, nicht mehr gegen Kurpfalz sein zu wollen.

So endet sich die Geschichte der für Friedrich III. so ruhmvollen Schlacht bei Seckenheim und des Gastmahls ohne Brod. — Auf der Wahlstatt aber ließ der Kurfürst ein hohes Kreuz errichten, das mit seiner Inschrift bis zu späten Zeiten zu sehen war, während das nahe Dorf „Friedrichs-Feld“ noch in unseren Tagen die Erinnerung an der Pfalz größten Kurfürsten erweckt. —

---

332. Die Bekehrung durch eine echt christliche Rache-Uebung.

Der ungarische Graf und Kriegsheld Peter Szapary wurde in einem Treffen von den Türken gefangen, nach Ofen gebracht und vor Hamsa Bey geschleppt, der mit barbarischer Freude den gefährlichsten Gegner des Halbmondes in seiner Gewalt sah. Er überhäufte ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfreden, ließ ihm hundert Streiche auf die Fußsohlen geben und ihn dann an Händen und Füßen mit schweren Ketten belasten.

In einem unterirdischen Kerker, ohne Licht und Luft, auf faulem Stroh und bei ekelhafter Nahrung kam der unglückliche Gefangene dem Tode nah'.

Aber diesen Tod wollte der Pascha nicht; er wollte zuerst gräßliche Rache und dann ein ungeheueres Lösegeld. Darum ließ er nun den schwer erkrankten Grafen pflegen und heilen.

Hergestellt von der so peinlichen Erkrankung, mußte der edle Gefangene nun in der Küche die Dienste eines Zuträgers verrichten, und hatte dabei allstündlich die gröbsten Mißhandlungen zu erdulden.

Eines Tages fragte ihn Hamsa Bey zum Spotte nach seinem Befinden. Szapary kehrte ihm verächtlich den Rücken zu. Hierüber aufgebracht, ließ ihn der Pascha an einen Pflug spannen, und er mußte mit einem andern unglücklichen Christen unter dem Knalle der Peitsche und dem Hohngelächter des Pöbels ein nahe gelegenes Feld pflügen.

Graf Bathiany, der Waffenbruder Szapary's, bemühte sich vergeblich, diesen seinem Leiden zu entreißen. Die Summe, welche der Pascha als Lösegeld forderte, war unerschwinglich für das verwüstete und ausgesaugte Land. —

So vergingen drei martervolle Jahre. —

Da meldeten auf einmal Bathiany's Kundschafter, ein vornehmer Aga mit den Aufträgen der hohen Pforte sei nach Ofen unterwegs. Lauernd legte sich Bathiany in den Hinterhalt, überraschte den Türken, und fing ihn nach verzweifeltem Kampfe.

Er wurde gegen Szapary ausgewechselt. —

In einem herzzerreißenden Zustande kehrte dieser zu den Seinigen zurück — ein Gerippe, mit einem langen Barte, voll ungeheilter Wunden, mit erloschenen Augen, kaum fähig, auf den Füßen zu stehen. Langsam nur genas er von den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. —

Inzwischen hatte sich das Kriegsglück geändert; die Christen, erst überall geschlagen, waren nun überall Sieger. Den 2. September 1686 wurde Ofen mit Sturm erobert; Hamsa Bey war unter den Gefangenen.

An der Tafel brachte der Herzog von Lothringen Szapary's Gesundheit aus und schenkte ihm seinen grausamen Peiniger, mit ihm zu schalten, wie er wolle. Szapary's Leiden waren das Tischgespräch gewesen; Alles lechzte nach Rache, Alles übte seinen Erfindungsgeist an neuen unerhörten Martern. Ein Diener konnte sich's nicht versagen, in das Gefängniß zu eilen und Hamsa Bey sein Schicksal mit eben dem schadenfrohen Jubel zu verkünden, den dieser einst bei Szapary's Gefangennehmung geäußert hatte.

Nach der Tafel eilte Szapary zu dem Gefangenen. „Kennst du mich?“ rief er ihm zu; „weißt du, daß du mir gehörst mit Leib und Leben?“

„„Ich weiß es, daß ich dir als Siegeslohn geschenkt bin,““ erwiederte Hamsa; „„aber darum gehöre ich noch nicht dir. Ich spotte deiner Drohungen! Räche dich!““

„Wohlan!“ sagte Szapary; „ich will mich rächen. Ich schenke dir Leben und Freiheit, ohne Lösegeld, ohne Bedingniß!“ —

Der Türke lächelte verächtlich, solchen Edelmuthes den Menschen nicht fähig haltend.

„Meine Religion befiehlt mir, den Feinden zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten," entgegnete Szapary dem Ungläubigen, und beschwor die Wahrheit seines Vorsatzes bei dem geheiligten Namen Dessen, der diese Lehre nicht nur gab, sondern auch durch sein Beispiel am Kreuze auf Golgatha besiegelte.

Da brach das Herz des Barbaren; er krümmte sich zerknirscht vor den Füßen Szapary's. „„Deine Milde nützt mir nichts! Den vermeintlichen Martern zu entgehen, habe ich bereits Gift genommen! Aber ich verfluche mich selbst und meine Grausamkeit gegen dich, und flehe dich reuevoll an, wenigstens als Christ sterben zu dürfen, da **dein** Glaube so erhabene Tugenden lehrt!""

Die Kunst der schnell herbeigerufenen Aerzte vermochte nichts mehr; aber Hamsa Bey wurde noch getauft. Szapary war mit unbeschreiblicher Rührung sein Taufpathe und erster Leidtragender bei seiner Beerdigung. —

333. Die gedemüthigte Anmaßung.

Nach der Schlacht bei Ivri wandte sich ein Offizier kecken Uebermuthes an den König von Frankreich, Heinrich IV., und sprach: „Drei Worte, Sire! — Geld oder Abschied!"

„„Drei Worte"" — erwiederte der König: — „„Keines von Beiden!"" —

334. „Fänd' ich Ihn doch wieder!"

Nach der Schlacht bei Marengo (im Jahre 1800) ward ein österreichischer Offizier verwundet nach Alessandria geführt, wo man den Blessirten sieben Klöster zu Lazarethen eingeräumt, oder vielmehr ausgeräumt hatte; denn Tische, Stühle und Bänke waren sorgfältig weggetragen worden. Sie lagen — wenigstens die ersten Tage — in den Zellen, Gängen und gepflasterten Höfen, größtentheils auf den bloßen Steinen. Zwar wurden einige Wagen voll Stroh herbeigefahren, aber nur Diejenigen, welche es selbst holen konnten, bekamen etwas davon; Alle hingegen, welche schwerere Wunden an den Boden fesselten, mußten der Unterlage entbehren, weil es an Krankenwärtern fehlte, um ihnen die Streue zu bereiten.

„In dem Bernhardinerkloster, wo ich war," — so erzählt der obgedachte Offizier selbst — „lagen ungefähr 1500 Kaiserliche und 40 Franzosen. Ich hatte zwar tiefe, aber nicht sehr gefährliche

Kopfwunden, und konnte den folgenden Tag noch im Kloster umhergehen. Im Hofe, nicht weit von der Hauptthüre, sah ich einen Franzosen, der unbeweglich auf dem Rücken lag. Die stechende Mittagssonne (es war im Juni) schien ihm in's Gesicht; eine Suppe, die schon vor zwei Stunden hingestellt worden war, stand unberührt neben ihm, und er stöhnte, als ob er heftige Schmerzen fühle. Er hatte einen Säbelhieb im Genicke. Ich fragte ihn, ob er nicht essen wollte; er suchte seine Augen aufzuschlagen, die Sonne hinderte ihn aber daran, und er antwortete kaum hörbar: „„Ach, ich verschmachte; ich habe seit gestern nichts gegessen, da ich mich nicht bewegen kann, und Niemand hilft mir!““ Ich versuchte, ihm mit dem Löffel etwas Suppe in den Mund zu bringen; es ging aber nicht, weil ich selbst nur Eine Hand brauchen konnte. Meine Wunden am Kopfe hatten mir den linken Arm gelähmt. — Nicht weit davon spielten Franzosen Karte, woraus ich schloß, daß sie nicht sehr blessirt sein mußten. „„Kann mir denn Keiner von euch helfen,““ — fragte ich — „„eurem armen Landsmann da, der vor Hunger stirbt, seine Suppe zu geben?““ — „„Ah ba!““ — sagte Einer von ihnen. — „„Wir sind auch blessirt, und der da ist doch verloren!““ — Ich kehrte zu dem armen Menschen zurück, und machte noch einige vergebliche Versuche, ihm etwas Essen beizubringen; er konnte aber meinen Bemühungen nicht durch die geringste Bewegung entgegenkommen. —

Schon stand ich traurig auf, ihn seinem Schicksale zu überlassen, als ein kaiserlicher Grenadier auf allen Vieren über eine Ecke des Hofes gekrochen kam und mir, indem er merkte, daß ich eben weggehen wollte, zu bleiben winkte. Er ruhte alle zwei Schritte aus, und man sah ihm an, daß die Bewegung ihm heftige Schmerzen verursachte. Endlich war er bei mir, faßte, ohne etwas zu sagen, den Franzosen bei der Schulter, und brachte ihn, indem er ihn mit dem Rücken an seine Hüfte lehnte, in eine sitzende Stellung, wodurch es mir möglich wurde, ihm seine Suppe nach und nach einzugeben. Dem Grenadier schien seine Stellung sehr beschwerlich zu sein; aber er verbiß seinen Schmerz, bis ich fertig war, dann half er mir Jenen so legen, daß sein Gesicht der Sonne nicht ausgesetzt bliebe, — und streckte sich neben ihn hin, weil ihn der Schmerz gar sehr erschöpft hatte, daß er nicht gleich nach seinem Platze zurückkriechen konnte. — „Wo bist du blessirt, Bruder?“ — fragte ich ihn; er zeigte mir zwei Schußwunden: eine in der Seite, die andere in dem Schenkel. Ich besichtigte ihn genauer, und fand dann, daß er sehr edle Gesichtszüge hatte, und vorzüglich schön gewachsen war. Es fiel mir auf, daß er nicht

sprach, und ich fragte ihn um die Ursache. „„Nicks deutsch!““ — antwortete er; — ich sprach französisch, auch nicht. „„Un poco italiano; sono Albanese““ (ein wenig italienisch; ich bin ein Albaneser), sagte er endlich. Als er wieder zurückkroch, begleitete ich ihn bis in seinen Winkel, und fragte ihn, ob es ihm nicht zuwider wäre, wenn ich auch dort Platz nehme. Er bat mich darum. Wir waren Freunde auf immer. — Auf meine Frage, wie er in österreichische Dienste gekommen sei, erzählte er mir seine Geschichte. — Sein Vater war ein Kaufmann; er hatte seines Vaters Geschäfte betrieben, aber ein Vergehen, im Augenblick der Leidenschaft begangen, zwang ihn, Eltern und Vaterland zu fliehen. Lange schweifte der unglückliche Jussuf in öden Gegenden umher, bis er endlich halb verhungert zu kaiserlichen Werbern kam, welche ihn zum Soldaten annahmen. — Der arme Jussuf schloß seine Erzählung mit den Worten: „„Ach, hätten mich die Franzosen besser getroffen!““ — und große Thränen rollten über seine braunen Wangen. —

Ich bekam denselben Abend ein heftiges Fieber, und lag mehrere Tage ohne Bewußtsein. Als ich wieder zur Besinnung erwachte, sah ich Jussuf nicht mehr neben mir, und fragte einen Wundarzt, der vor mir stand, wo er sei? — Er antwortete mir: der Grenadier, der neben mir gelegen, habe ihn bereits vor einigen Tagen im Vorbeigehen angehalten und durch Zeichen flehentlich gebeten, er möchte sich doch meiner annehmen; er habe mich immer brüderlich gepflegt, und als er ihm sagte, daß mein Zustand gefährlich sei, habe er geweint. Gestern habe man eine Anzahl Verwundeter in neu eingerichtete Spitäler gebracht, und natürlich seien die gewählt worden, welche den Transport am besten aushalten konnten. Jussuf sei in Verzweiflung gerathen, als man ihm ankündigte, daß er fort müsse. Nachdem er lange vergebens gefleht hatte, man möchte ihn da lassen, riß er endlich — es fehlte an Leinwand zum Verbinden — ein Stück von dem Hemde, das er anhatte, und welches sein einziges war, legte es unter meinen Kopf, fragte noch, ob ich ihn kenne, und ging, als ich deutsch und verkehrt antwortete, mit Thränen fort. Der Wundarzt, dessen Gefühl sich durch den häufigen Anblick des Elends verhärtet hatte, schloß seine Erzählung mit den Worten: „„Ich begreife halter nicht, wie ein Grenadier so ein altes Weib sein kann!““ —

Das Stück von Jussuf's Hemde fand ich unter meinem Kopfe, und bewahre es wie ein Heiligthum. Ich habe bisher durchaus nicht erfahren können, wo der gefühlvolle Albanese hingekommen ist. Fänd' ich ihn doch wieder!" —

335. Spätes, aber doch schnelles Avancement.

(Aus: Casernen-Erzählungen, nach dem Italienischen von G. Baumgarten.)

Der Kaiser Napoleon I. hielt eines Morgens in Brüssel, in der sogenannten „grünen Allee,“ eine Heerschau über alle seine Truppen.

Als er an der Front herabritt, bemerkte er einen alten Soldaten, der keine Auszeichnung weiter hatte, als die eines Sergeantmajors. — Dieser alte Soldat hatte ein von der Sonne und dem Pulverdampfe gebräuntes Gesicht, und schon in zwanzig Schlachten mitgekämpft. Er trug einen außerordentlich großen Knebelbart, der seinen halben Körper bedeckte.

Der Kaiser rief diesen Unter-Offizier zu sich. Bei diesem Befehl erröthete der alte Soldat, und sein Herz fing an, heftig zu klopfen.

„Ich habe dich schon früher gesehen,“ sagte Napoleon zu ihm, „aber ich weiß nicht — wo und wann? Wie heißest du?“

„„Noël, Sire!““ entgegnete der Unter-Offizier.

„Dein Vaterland?“ — Antwort: „„Belgien.““

„Warst du nicht in Italien?“ — Antwort: „„Ja, Majestät, als Tambour bei der Brücke von Arcole.““

„Und wo bist du Sergeant-Major geworden?“ — Antwort: „„Bei Marengo, Sire!““

„Und nachher?“ — Antwort: „„Hab' ich an allen Hauptschlachten Theil genommen!““ —

Der Kaiser winkte und der Sergeant-Major trat in Reih und Glied zurück. Hierauf unterhielt sich Napoleon einige Augenblicke mit dem Obersten. — Da er während dessen den alten Sergeanten öfters anblickte, so war es augenscheinlich, daß er von ihm sprach. — Noël war einer jener vortrefflichen Soldaten, tapfer und ernst, der Pflicht und Disciplin vollkommen ergeben, standhaft und resignirt, wie es der Kaiser liebte. Er hatte sich in allen Gefechten ausgezeichnet, und seine Bescheidenheit hatte ihm nicht erlaubt, sich um Rang und Ehren zu bewerben, da man ihn bei allen Beförderungen übergangen hatte.

Der Kaiser rief ihn wieder.

„Du hast das Kreuz verdient!“ sagte er, indem er ihm das seinige gab. „Du bist ein tapferer Soldat!“

Noël stand zwischen dem Kaiser und seinem Obersten. Er wußte nicht, was er sagen sollte; aber seine großen Augen waren auf Den gerichtet, der so gut seine Soldaten zu belohnen wußte.

Auf einen Wink des Obersten schlugen die Tamboure Appell. Alles schwieg. Der Oberst stellte der Armee den neuen Ritter

der Ehrenlegion vor, und rief mit lauter und fester Stimme: „„Auf Befehl des Kaisers wird der Sergeant-Major Noël zum Unterlieutenant in seinem Regiment ernannt!““ —

Die Truppen präsentirten das Gewehr. Noël wollte sich dem Kaiser zu Füßen werfen; aber dessen ernster Blick hielt ihn davon ab.

Ohne den alten Soldaten zu beachten, gab Napoleon einen zweiten Wink; die Tamboure schlugen abermals Appell, und der Oberst rief mit seiner gewaltigen Stimme: „„Auf Befehl des Kaisers wird der Unterlieutenant Noël zum Lieutenant in seinem Regiment ernannt!““ —

Dieser neue Schlag brachte den glücklichen Belgier ganz außer Fassung; er konnte sich kaum auf seinen Füßen erhalten; er, der zwanzig Jahre hindurch nicht eine einzige Thräne vergossen, fing jetzt an zu weinen.

Noël wußte nicht, was mit ihm vorging, als zum dritten Male die Tamboure Appell schlugen, und der Oberst rief: „„Auf Befehl des Kaisers wird der Lieutenant Noël zum Capitän in seinem Regiment ernannt!““ — —

Nach jener Beförderung setzte der Kaiser mit der ihm eigenen Ruhe die Besichtigung der Truppen fort. Der Capitän Noël warf sich mit thränenden Augen in die Arme seines Obersten und rief mit schwacher Stimme: „„Es lebe der Kaiser!““ —

---

336 — 341. Züge aus dem Leben des heiligen Abtes Hilarion.

1. Die Anziehungskraft des guten Beispiels.

Der heilige Hilarion kam vermuthlich im Jahre 371 zur Welt in der kleinen Stadt Tabathe, fünf Meilen von Gaza, auf der mittäglichen Seite, und verdankte sein Dasein heidnischen Eltern, die ihn noch sehr jung nach Alexandrien schickten, um daselbst die Grammatik zu erlernen. Die schnellen Fortschritte, die er machte, verkündeten schon damals seinen hohen Geist, der, verbunden mit ungemeiner Liebenswürdigkeit des Charakters, alle Herzen an sich zog. Er wurde durch den besonderen Zug der Gnade Gottes mit dem Christenthum bekannt, und empfing die heilige Taufe. Dadurch plötzlich in den neuen Menschen umgeschaffen, entsagte er feierlich allen Welt-Freuden, und fand nur seine Beseligung im Dienste Gottes. — Nicht lange nachher vernahm er die Kunde von der strengen Lebensweise des heiligen Einsiedlers Antonius, der in ganz Aegypten hochberühmt war, und er besuchte denselben in seiner

Einöde. Gerührt von dessen Beispiel, legte er ein anderes Kleid an, und suchte ihm in der frommen Lebensweise, in der Beharrlichkeit im Gebet, in der ununterbrochenen Bußstrenge und in allen anderen Tugenden nachzuahmen. Bald aber störte ihn der Zusammenfluß so vieler Menschen, die bei Antonius Rath oder Heilung von ihren Krankheiten suchten; und er wünschte doch, in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt zu leben. In Begleitung einiger Mönche kehrte er deßhalb in seine Heimath zurück; und da ihm unterdessen seine Eltern gestorben waren, gab er einen Theil des ihm zugefallenen Vermögens seinen Brüdern, den andern den Armen, und für sich behielt er Nichts. —

2. Räuber-Fragen.

Hierauf zog Hilarion in eine Wüstenei sieben Meilen von Majuma, die einerseits von dem Meere, andererseits von Sümpfen begrenzt war. Umsonst stellte man ihm vor, wie Räuber diese Gegend durchstreiften; er antwortete aber nichts Anderes, als daß er nur den Tod der Seele durch die Sünde fürchte. Jedermann staunte über seinen Eifer und seine außerordentlich strenge Lebensweise. — Und wirklich kamen zu ihm einmal Räuber, die sich den Anschein von Pilgern gaben, und fragten ihn unter Anderem zutraulich: „Was würdest du wohl thun, wenn plötzlich Diebe und Mörder dich überfielen?" Und der Einsiedler entgegnete muthig: „„Ein armer und von Allem entblößter Mensch fürchtet die Räuber nicht!"" — Diese fügten alsdann ihrer ersten Frage die zweite hinzu: „Die Räuber könnten dich auch wohl morden?" Und der Heilige erwiederte: „„Wohl wahr! aber eben darum fürchte ich sie nicht, weil ich mich vor Gott zum Tode stets bereit halte!"" — Die Missethäter schieden, und gerührt von solchem christlichen Starkmuth verließen sie ihr entsetzliches Tagewerk. —

3. Abtödtungen des Leibes.

Sobald Hilarion den Bußweg betreten, hatte er keinen andern Anzug, als einen Sack, eine Tunika von einem Felle, die ihm der heilige Antonius gegeben, und einen sehr kurzen Mantel. Da er in seiner Einöde keine Rücksichten auf Menschen zu nehmen hatte, so schnitt er sich die Haare nur Einmal des Jahres, und zwar um die österliche Zeit; seine Tunika legte er dann erst ab, wenn sie gänzlich abgenutzt gewesen; und niemals wusch er den Sack, der ihn umgab, indem er sagte: „Es ist nicht geeignet, daß man an einem Bußkleid auch noch Reinlichkeit sehe!" — Zur schwersten Züchtigung seines Leibes gehörte, daß er sich vom Genusse

des Brodes enthalte. Während sechs Jahren bestand seine ganze Nahrung täglich in fünfzehn Feigen, die er erst nach Sonnen-Untergang genoß. — Wenn er von schnöden Versuchungen angefochten wurde, gerieth er in heiligen Zorn wider sich selbst, schlug heftig auf seine Brust, und sagte zu seinem Leibe, den er wie ein störriges Thier behandelte: „Ich werde schon dafür sorgen, daß du nicht mehr ausschlägst; ich werde dich mit Stroh füttern, anstatt mit Getreide; ich werde dich dergestalt belasten und ermüden, daß du nur wirst essen wollen, anstatt auf die Befriedigung bösester Gelüste hinzudrängen!“ Bei diesen Gelegenheiten entzog er sich einen Theil auch seiner gewöhnlichen Speise; oft sogar aß er drei bis vier Tage gar nichts. Wenn er seinen Leib dann recht entkräftet fühlte, labte er ihn wieder mit einigen dürren Feigen und etwas Kräutersaft. — Um seine Buße zu größerer Peinlichkeit zu steigern, unternahm er, unter stets fortgesetztem Gebet und Lobgesang, überaus schwere Arbeiten. Er grub oder bebaute die Erde, oder flocht Körbe, um sich dafür die nöthigsten Bedürfnisse anzuschaffen. Trat nun durch so schweres Arbeiten bei ihm eine bedeutende Schwächung ein, dann genoß er wieder ein kleines Mahl, und sagte zu seinem Leibe: „Wenn du nicht arbeiten willst, so sollst du auch nicht essen; wenn du jetzt issest, so geschieht es nur, um dich zu neuer Arbeit zu kräftigen!“ —

4. Die Pilgerung zum Freundes-Grabe.

Durch göttliche Eingebung erfuhr Hilarion in Palästina den Tod des heiligen Antonius in Aegypten. Es zog ihn nach dem Grabe des Heiligen hin. Nach langen und mühsamsten Wanderungen gelangte er zu dem Sanct Antonius-Berge. Er ist ein steiler, breiter Fels, und an dessen Fuße rieselte ein Bächlein, das viele Palmbäume beschatteten. — Hilarion fand daselbst zwei Einsiedler, Isaak und Pelusianus, Beide Jünger des heiligen Antonius, deren Erster sein Dolmetscher gewesen. Es war herzerschütternd, als dieser dem Pilger überall die Stätten zeigte, wo Antonius gewandelt, und dann ausrief: „Da betete er und sang Loblieder dem Herrn; — dort betrachtete er; — an diesem Ort ruhte er aus, wenn er sich müde gefühlt; — diese Reben und diese Bäume hat er selbst gepflanzt; — diese Grundstücke hat er mit eigener Hand gerodet und bebaut; — diesen Teich hat er mit eigener Hand gegraben, um daraus das friedliche Gärtlein zu begießen; — dieser Spaten diente ihm bei seinen Arbeiten; — hier in der Zelle steht das Bett aus Brettern, auf dem er geduldet und im Herrn selig entschlafen!“ — — Hilarion konnte sich vor Rührung nicht mehr

aufrecht halten, neigte sich und küßte ehrfurchtsvoll das Leidens- und Sterbe-Bett des Heiligen. — Hilarion, nachdem er seine Andacht für den Abgeschiedenen verrichtet, wollte nun auch das Grab sehen; die Schüler wiesen es ihm aber nicht; sie sagten ihm jedoch: „„Antonius habe ihnen ausdrücklich anbefohlen, sein Grab ja verborgen zu halten, auf daß nicht etwa Pamphilius, ein reicher Mann jener Gegend, den Leichnam hinwegnehme und ihn in Ehren bestatten möge!““ —

5. Der zurückgewiesene Ueberfahrt-Lohn.

Hilarion verließ die ehrwürdige Stätte, um sich mit seinen Begleitern in der Wüste Oasis niederzulassen. Doch auch hier genoß er keine ungestörte Einsamkeit; er beschloß darum, und dieß schon nach dem Verlauf eines Jahres, sich auf irgend eine entlegene Insel zurückzuziehen. Den Weg nahm er durch Lybien, und schiffte sich mit Einem seiner Jünger nach Sicilien ein. In diesem Schiffe befreite er den Sohn des Schiffsobersten von einem bösen Geist, der ihn unsagbar gequält hatte. — Das Schiff landete am Vorgebirge dieser Insel. — Beim Aussteigen bot Hilarion für seine und seines Gefährten Ueberfahrt — ein Evangelienbuch dar, welches er ehedessen mit eigener Hand abgeschrieben. Da aber der Schiffsoberste wußte, daß sie nichts als diese Handschrift und die ärmlichen Kleider, mit denen sie bedeckt waren, besaßen; so nahm er das Angebotene nicht an, und schätzte sich glücklich, zwei so sehr von Gott begnadeten Männern einen Dienst geleistet zu haben. —

6. Die letzten Verfügungen.

Später wohnte Hilarion auf der Insel Cypern, zwölf Meilen vom Meer entfernt, mitten in unfruchtbaren und steilen Gebirgen. In seinem achtzigsten Lebensjahre schrieb er mit eigener Hand sein Testament, worin er einem ihm sehr befreundeten Mönche Hesychius sein Evangelienbuch, sein Cilicium und seinen Mantel vermachte. — Mehrere fromme Personen von Paphos besuchten ihn noch in seiner letzten Krankheit, und er ließ sich von ihnen das Versprechen geben: daß man ihn sogleich nach seinem Tod in den Kleidern begraben möge, die er eben trug. Das Uebel nahm schnell zu; die seiner in der Ewigkeit wartenden Gerichte schreckten ihn sehr; doch erhob ihn wieder das kindlichste Vertrauen auf die unendlichen Erbarmungen Jesu Christi. — Zuletzt flüsterte er: „Ziehe nur hin, meine Seele! Warum fürchtest du dich? Warum bebst du? Siebenzig Jahre hast du deinem Erlöser gedient, und du solltest den Tod fürchten?“ — Er hatte diese Worte nicht alsbald

ausgesprochen, als er seinen Geist aufgab. — Er starb vier und achtzig Jahre alt, und wurde auf die von ihm bezeichnete Weise beerdigt. —

Sobald der Freund Hesychius, welcher sich gerade in Palästina aufhielt, den Tod des heiligen Hilarion erfuhr, reiste er alsbald nach der Insel Cypern ab. Er blieb noch zehn Monate in der Zelle des Heiligen, worauf er heimlich dessen Leichnam mit sich nach Palästina nahm und ihn in seinem Kloster, unweit der Stadt Majuma, beisetzte. — Der heilige Hieronymus versichert, es seien auf dessen Fürbitte mehrere Wunder geschehen, sowohl in Palästina, als auch auf der Insel Cypern. — Und der Geschichtschreiber Sozomenus berichtet, daß sein Fest im fünften Jahrhundert mit großer Feierlichkeit ist begangen worden. —

342. Das alte Kleid.

Der heilige Aphraates stammte aus einer berühmten heidnischen Familie in Persien; er hatte aber frühzeitig das Glück, die Religion des heiligen Kreuzes kennen zu lernen. Nachdem er die heilige Taufe empfangen, zog er nach Edessa in Mesopotamien, wo damals das Christenthum in der reichsten Blüthe stand, ließ sich in der besten Art, Gott würdiglich zu dienen, unterrichten, und bewohnte außerhalb der Stadt eine kleine Zelle, um gänzlich den Werken der Buße und der Beschauung zu leben.

Einige Zeit darauf ging er nach Syrien und nahm seine Wohnung in einer Zelle, unweit eines in der Umgegend von Antiochia gelegenen Klosters. Er wurde dort von sehr vielen Leuten besucht, die in Gewissens-Angelegenheiten sich bei ihm Raths erholten. Er vertheidigte immer kräftig die Tugend wider das Laster und bekämpfte bei jeder Gelegenheit die arianische Ketzerei, die in Antiochia leider! viele Anhänger zählte.

Die Strenge seines Lebens verschaffte aber auch seinen Reden und Aussprüchen ein großes Ansehen. — Seine gewöhnliche Nahrung bestand in einem Stücklein Brod, das er nach Sonnen-Untergang aß, und erst in seinem hohen Alter konnte man ihn bewegen, noch einige Kräuter hinzuzufügen. Sein Bett war eine auf die Erde hingebreitete Matte, und sein Kleid ein rauhes Tuch, das er nur dann ablegte, wenn er sich nicht mehr mit demselben bedecken konnte. —

Aus seinem Benehmen gegen Anthemius, der später Consul und Statthalter im Orient geworden, läßt sich schließen, wie weit er es mit dieser Entsagung gebracht hatte.

Nach seiner Rückkehr von der Gesandtschaft nach Persien drang Anthemius in ihn, doch ein Oberkleid jetzt anzulegen, das er ihm mitgebracht hatte. „Es ist," fügte er wohlwollend hinzu, „ein Erzeugniß deines Landes!"

Aphraates jedoch erwiederte: „„Glaubst du wohl, es sei vernünftig, daß man einem alten Diener, dessen Treue die Probe bestanden, den Abschied gebe, um einen neuen zu nehmen, und zwar einzig deßhalb, weil der Letztere ein Landsmann ist?""

„Nein!" entgegnete Anthemius.

„„Je nun!"" fuhr der Heilige fort, „„so nimm denn wieder das Kleid; ich habe Eines, das mir seit sechzehn Jahren getreulich dient, und ich will nicht zwei zugleich haben!"" —

---

343. Gegen das Lügen aus Demuth.

Der heilige Johannes aus Aegypten, geboren um das Jahr 305, war von sehr niederer Herkunft, und erlernte in seiner Jugend das Zimmerhandwerk.

In seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahr verließ er die Welt, und begab sich unter die Leitung eines alten Einsiedlers, der in seinem Jünger bald die erstaunenswürdigste Demuth und Einfalt des Herzens erkannte.

Ungefähr in seinem vierzigsten Lebensjahre zog er auf einen ganz einsamen Felsen nahe bei Lycopolis, welche Stadt gegen Norden von der Thebais in Aegypten lag. Er vermauerte den Eingang in seine Zelle, und ließ nur ein kleines Fenster offen, durch welches man ihm seinen Lebens-Unterhalt reichte; durch dasselbe ertheilte er auch Unterricht an Diejenigen, die ihn besuchten. Fünf Tage in der Woche unterhielt er sich mit Gott allein. Man sah ihn nur am Samstag und Sonntag; und dieses Sehen war nur Männern gestattet. Er aß täglich etwas Weniges, und erst nach Sonnen-Untergang; nie aber Brod oder sonst gekochte Speisen. Bei seiner Zelle erbaute man eine Art Herberge, wo seine Jünger die Fremden empfingen, die ihn sehen und sprechen wollten. —

So lebte er bis in sein neunzigstes Jahr. —

Unter den von Gott empfangenen vielfachen Begnadigungen ist ganz besonders merkwürdig die Gabe der Weissagung; auch offenbarte er Jenen, die ihn besuchten, ihre verborgensten Sünden und geheimsten Gedanken.

Davon ein lehrreiches Beispiel!

Einst besuchte der heilige Petronius mit sechs andern Mönchen den gottseligen Einsiedler. — Als sie Johannes befragte, ob

nicht ein Geistlicher unter ihnen wäre, antworteten sie mit einem bestimmten „Nein!" — Und dennoch war Einer aus der Gesellschaft Diakon, der es aber immer aus Demuth verhehlt hatte, und wovon die Andern nichts wußten. — Der Heilige, durch höheres Licht erleuchtet, deutete mit dem Finger auf **ihn** und sagte: „„Der da ist ein Diakon!"" — Dieser verneinte es, indem er irrthümlich glaubte, eine Lüge würde aufhören eine Sünde zu sein, wenn man die Absicht habe, sich zu verdemüthigen. — Johannes faßte ihn bei der Hand, küßte dieselbe und sagte: „„Mein Sohn, verleugne nie die Gnade, die du von Gott empfangen hast, und begehe nie eine Lüge aus Demuth! Man darf nicht lügen, selbst unter dem Vorwande, daß etwas Gutes daraus entspringe; denn auch Alles, was nicht der Wahrheit gemäß ist, kommt nicht von Gott!"" — Der Diakon nahm den väterlichen Verweis mit Ehrerbietung an, und log nie mehr, also auch nicht mehr aus Demuth. —

344. Annahme einer Gefälligkeit aus Gefälligkeit.

Der Altvater Zeno hatte es sich zur Regel gemacht, um auch dadurch seinen Leib abzutödten: das Wasser, dessen er bedurfte, stets selbst — und zwar recht weit herzuholen.

Eines Tages, als er, zwei Eimer tragend, von der Quelle zurückkehrte, begegnete ihm eine fromme Person und bat ihn, er möge ihr einen Eimer zum Tragen überlassen, damit er es leichter habe.

Zeno wies Anfangs diesen Antrag zurück; sobald er aber bemerkte, daß es jene Person betrübe, daß er sich diese Dienstleistung von ihr nicht wolle gefallen lassen, — gab er ihr den gewünschten Eimer zu tragen, und zwar bis hin zu seiner Zelle, die auf der Kuppe eines Berges stand.

Sobald aber die Person, die so viel Wohlwollen ihm bezeigt, sich entfernte, schüttete er das Wasser wieder aus, um ja Gelegenheit zu haben: die gewohnte Last zu tragen, die er doch nur aus Gefälligkeit abgegeben hatte. —

345. Die stärkere Kost.

Unter den vielen Tausenden, die bald einzeln, bald truppweise zu dem heiligen Altvater Antonius in die ägyptische Wüste zogen, befanden sich einst auch einige Leutchen, die ihrer eigenen Meinung nach nicht abgeneigt waren, sich zu einem besseren und

reineren Lebenswandel, als sie bisher geführt haben mochten, anzuschicken, und sonach auf diesem Wege zum großen Antonius auch das Geleit zu ihrem Heile zu finden hofften.

Als sie denn endlich nach vielerlei Mühseligkeiten zu dieser Palme in der Wüste gekommen waren, brachten sie alsbald ohne viele Umstände ihr Anliegen vor, und sprachen: „Vater, es verlangt uns über die Maßen, von dir eine recht kräftige und gute Lehre zu vernehmen, und zwar eine solche, an die wir uns mit Sicherheit halten können, um zu einem vollkommenen Lebenswandel, wie auch zur Seligkeit zu gelangen!"

„„Meine lieben Brüder,"" erwiederte der heilige Antonius, „„es ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen, daß ihr das Evangelium unseres Herrn gelesen oder gehört habt? Dasselbe nun, was uns darin gesagt und geboten wird, das übet nur getreulich aus, und lasset euch damit begnügen!""

Die Lernbegierigen schienen sich aber damit nicht begnügen zu wollen, und hielten noch ferner mit Bitten an. „Denn," sagten sie, „die heilige Schrift lesen wir leichtlich zu Hause, und ohne uns solcher Beschwerde aussetzen zu müssen; nun aber haben wir die weite und kostspielige Reise zu dir hierher unternommen, auf daß wir von dir selber ein gutes Lehrstück vernehmen mögen."

Sanct Antonius entgegnete lächelnd: „„Abermal frage ich euch, ihr guten Brüder! was wollt ihr von mir? Da ihr jedoch darauf zu dringen scheint, nun so empfehle ich euch die Lehre, die unser Herr selbst gegeben hat: „„Wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die Andere dar!"' Diese Lehre nehmet wohl in Acht, und sehet zu, daß ihr sie genau befolget, so werdet ihr große Frucht daraus ziehen!""

Da fehlte wenig, daß die fremden Brüder nicht laut gemurrt hätten; indeß nahmen sie sich noch zusammen, und entschuldigten sich mit den Worten, „daß sie ein solches Gebot ein- für allemal nicht annehmen könnten; und die Befolgung einem Jeden gerne überließen, der sich darein zu finden vermöchte. Denn da es schon mehr als genug wäre, auf die Wange geschlagen zu werden, wie sollte man noch die andere zum Schlage darreichen?" —

„„Gut,"" sprach der Altvater, „„wenn ihr das durchaus nicht im Stande seid: so bequemet euch wenigstens dazu, den ersten Backenstreich mit Geduld zu ertragen!""

„Wie?" gaben die Fremdlinge zur Antwort; „mit Geduld? Schimpf und Spott ganz ruhig hinnehmen, ohne etwas zu sagen? Wie läßt sich das von einem Menschen verlangen, der auf seine Ehre hält? Das ist gewiß nicht so zu verstehen!" —

„„Ach, ihr lieben Brüder!““ sprach Antonius, „„wie seid ihr doch ungestümen Sinnes! So betrachtet doch die Sache von einer andern Seite, und verzeihet die Beleidigung, weil es doch immer besser ist, beleidigt zu werden, als daß man selbst Beleidigung zufüge; also, daß auch geschlagen werden besser ist, als schlagen!““

Den Fremdlingen wollte aber auch diese Ansicht nicht einleuchten, weil, wie sie entgegensprachen, Beleidigung immer doch Beleidigung bleibe, und, setzten sie hinzu: „Wenn wir selber Niemanden eine Unbild zufügen, so brauchen wir sie gerechterweise auch von Anderen nicht zu ertragen!“ —

Da wendete der Heilige sich zu dem Lehrjünger, so bei ihm stand, und sprach zu ihm: „„Gehe hin, mein Sohn, und bereite diesen unseren Brüdern Etwas zu essen; siehe aber zu, daß du etwas **recht** Nahrhaftes und Wohlschmeckendes zubereitest, denn ich merke, daß sie von gar schwacher und zärtlicher Natur sind, die **unsere** Kost nicht wohl vertragen können! — Damit ich jedoch, meine Brüder, euerem Begehren einigermaßen willfährig sei und euch, wie ihr verlangt hab't, eine gute Lehre mittheile, nun denn, so rathe ich euch — die eifrige und fleißige Uebung des **Gebets**, denn dieses wird euch gar sehr vonnöthen sein!““ —

---

346. Die Frage nach guten Lehren.

Etliche Brüder kamen einst, von einigen Weltleuten begleitet, zum Abte Felix, und baten denselben, er wolle ihnen sämmtlich eine gute Lehre ertheilen.

Der Abt hingegen gab ihnen hierauf gar keine Antwort.

Als sie aber mit inständigen Bitten nicht nachließen, so sprach er: „Wie, eine gute Lehre wollt ihr haben?“ Und da sie „„Ja!““ sagten, entgegnete er: „Ich weiß **jetzt** nichts zu sagen! — Vor Zeiten zwar, als die Brüder so thaten, wie sie gelehrt wurden, da hat der Herr den Vätern viele heilsame Lehren in den Mund gegeben; jetzt aber, dieweil man nur nach den guten Lehren fragt, dieselben aber nicht mehr befolgt, hat Gott der Allmächtige den Altvätern diese Gnade entzogen!“ —

---

347. Werth der Einsamkeit.

Einige junge Leute in ihrem Weltleben in verschiedene Unruhen und böse Leidenschaften verstrickt, wollten gerne davon befreit sein. Sie suchten deßhalb einen einsamen Altvater auf, um ihn zu bitten, daß

er sie, wie die rechte Selbstkenntniß zu erlangen sei, lehren möchte.

Der Altvater Josephus sagte gleich Anfangs kein Wort, sondern er goß in einem vollen Strome Wasser in ein Gefäß, alsdann hieß er sie in das noch schwankende Wasser hineinschauen. — Nach einer Weile, als die Wasserfläche ganz eben und ruhig geworden war, ließ er sie abermals hineinblicken, und nun sahen sie ihr Gesicht gleichwie in einem Spiegel. — „Merket ihr nun," sprach jetzt der Einsiedler, „wie es euch Menschen geht, die ihr immerfort mitten unter Leuten und Geschäften seid? Vor lauter Unruhe, Verwirrung und Hin- und Wiedertreiben könnt ihr eure Seele und ihre Sünden nicht sehen; in der Stille der Einsamkeit aber, da kann der Mensch erkennen, wie es um seine Seele aussieht! So bittet denn Gott, daß er euch von Zeit zu Zeit Gelegenheit und Lust gebe, einige Stunden der heiligen Einsamkeit widmen zu können!" —

---

348. Die bösen Gedanken.

Ein Bruder kam zu dem Abt Pastor, und sprach: „Mein Vater, allerhand böse Gedanken setzen mir hart zu, und bringen mir Gefahr!"

Diesen führte der Abt hinaus in die freie Luft, und sprach: „„Breite dein Gewand aus, und fange mir den Wind damit auf!"" — Als aber der Bruder erwiederte, er sei dieß zu verrichten nicht im Stande, da sagte er: „So wenig du dieses vermagst, so wenig kannst du den Gedanken den Zu- und Eingang verwehren; **Eins** aber sollst du thun, nämlich den bösen Gedanken widerstreben!" —

---

349. Die Zerstörung des berühmten Tempels des Serapis in Aegypten.

Ruffinus berichtet in seiner Kirchengeschichte, daß der berühmte Tempel des Serapis in Aegypten auf Befehl des Kaisers Theodosius niedergerissen und bis auf die Grundvesten geschleift ward.

Der nämliche Schriftsteller führt verschiedene Meinungen über den Ursprung dieses Götzenbildes an, das einen Scheffel auf dem Haupte hatte; weßhalb Einige erachteten, dasselbe stelle Jupiter,

den Höchsten der Götter, vor, dem es nach dem Aberglauben der alten Heiden zustand, alle Dinge zu ordnen und nach seiner Vorsehung zu messen. —

Andere hingegen waren der Meinung, es wäre dieß die Gottheit des Niles; weil die Heiden den Flüssen, Meeren und Quellen Gottheiten aneigneten; insbesondere aber, weil durch die Wohlthat der Gewässer des Nils Aegypten befruchtet ward. —

Noch Andere dagegen glaubten, dieß Götzenbild sei zur Ehre Joseph's, des Sohnes Jakob's, errichtet worden, und jenes Getreidemaaß auf seinem Haupte deute auf die Vorsicht, mit welcher er zur Zeit des Ueberflusses das Getreide habe sammeln und in Scheunen und Vorrathskammern aufbewahren lassen, um solches in den Zeiten der Noth, die in den folgenden sieben Mißjahren entstand, unter das Volk zu vertheilen. — Noch wahrscheinlicher wird diese Meinung, wenn es wahr ist, daß der Name Serapis „Erlöser der Welt" bedeutet; da wir aus der Schrift wissen, daß Pharao dem Joseph diesen Namen ertheilte, weil er der Wohlthäter des Landes gewesen war und dasselbe von dem Hungertode errettet hatte. Denn es spricht die Schrift: „Und er wendete seinen Namen um, und nannte ihn in ägyptischer Zunge den Erlöser der Welt." (1. Mos. 41.)

Ein anderer Beweis der Wahrscheinlichkeit, daß die Aegypter den Joseph unter dem Bilde des Serapis verehrten, ist ein Orakelspruch dieses Serapis, dessen die Alten erwähnen, und der Joseph's vollkommen würdig ist. Dieser Ausspruch lautet in deutscher Sprache wie folgt:

Anbeginns ist Gott und das Wort, die einigen Geistes,
Drei entsprossen zugleich, Eines in Dreien nur sind.

Wir wissen aus der heiligen Schrift, daß Joseph nicht nur das Land Aegypten mit Getreide versah, sondern auch das Volk im wahren Glauben unterrichtete; weßhalb auch der Psalm von ihm spricht: „Es bestellte Pharao ihn zum Herrn über sein Haus und zum Fürsten über alle seine Besitzungen, daß er die Fürsten wie sich selbst unterrichtete und seine Greise die Wahrheit lehrte!" (Ps. 104). Auch wird von Serapis geschrieben, er habe einige Symbole erfunden, die Dämonen aus den Leibern der Besessenen zu vertreiben; was der Weisheit der Hebräer angemessen wäre. —

Wer immer aber dieser Serapis sein mochte, so viel ist gewiß, daß er zu Alexandrien einen prachtvollen Tempel hatte, den Ammianus Marcellinus nach dem römischen Capitolium das herrlichste Gebäude der Welt nennt. Das Götzenbild selbst war, wie Ruffinus solches schildert, so ungeheuer groß, daß es mit jeder seiner

Hände eine Wand des Tempels berührte; und es war, wie der heilige Clemens von Alexandrien in seinem Buche gegen die Heiden schreibt, von dem König Sesostris errichtet und aus verschiedenen Metallen, unter welche zerstoßene Edelsteine gemischt wurden, gegossen und mit blauem Anstrich getüncht, weßhalb seine Farbe in das Schwarze spielte. Es hatte ein Menschen-Angesicht und trug, wie gesagt, ein Getreidemaaß oder eine Art Brodkorb auf dem Haupte, und war hin und wieder mit Hieroglyphen geschmückt.

Nebst mancherlei anderen Betrügereien, welche die Priester anwendeten, die Verehrung dieses Bildes zu erhalten, erhoben sie auch durch die Kraft eines Magnets das Götzenbild der Sonne in die Höhe, das den Serapis an gewissen bestimmten Tagen begrüßte, und ließen dann durch ein winziges Fenster einen Sonnenstrahl eindringen, der dem Serapis die Lippen berührte. —

Es ward also dieser Tempel und das Götzenbild des Serapis nebst allen übrigen Götzentempeln und Bildern in ganz Aegypten auf den Befehl des Theodosius zerstört.

Und damit die Heiden diesen Befehl gegen ihre Tempel nicht etwa mehr dem Geize, als der Frömmigkeit und dem Eifer des Kaisers für die wahre Religion zuschrieben, befahl er: daß der Preis, der aus dem Metall gewonnen würde, aus welchem die Bilder gegossen waren, zum Unterhalte der Armen verwendet würde; wie Sokrates im fünften Buche seiner Kirchengeschichte berichtet.

An die Stelle aber, wo dieser Serapis-Tempel gestanden hatte, ward eine Kirche gegründet, wo, nach der Weissagung des heiligen Athanasius, die Reliquien des heiligen Johannes des Täufers niedergelegt wurden. Diese Kirche selbst wurde noch unter Theodosius erbaut, aber erst nach seinem Tode geweiht, und die heiligen Ueberreste des glorreichen Täufers Christi am 29. August dahin überbracht; welcher Tag der „Enthauptung des heiligen Vorläufers Jesu Christi" geweiht ist. Es wurden aber mit denselben zugleich auch noch andere Reliquien heiliger Martyrer, nach dem uralten, in der katholischen Kirche immer beobachteten Gebrauche, in diese neue Kirche von dem Bischof Theophilus übersetzt. —

---

350. Ein Opfer zum Wohle des deutschen Vaterlandes.

Durch die endlich gelungene Unterdrückung des babenbergischen Hauses wurde das salische das mächtigste in Franken und endlich in dem deutschen Reiche selbst.

Als nun nach dem bald erfolgten Tode Ludwig's des Kindes (im Jahre 911) kein Karlinger mehr vorhanden war, theilten sich die Großen des Reiches in ihrer Wahl zwischen Konrad, dem Herzog in Franken, und Otto, dem Herzog von Sachsen. Dieser aber trat Alters wegen zurück, und so wurde Jener auf den Thron Carl's des Großen erhoben.

Das gute Vernehmen zwischen den Franken und den Sachsen dauerte aber nur so lange, als der erlauchte Greis Otto lebte.

Nach seinem Tode wollte Konrad, um die Macht Heinrich's, welcher dem Vater im Herzogthum von Sachsen gefolgt war, zu brechen, jenen Theil des Hessenlandes wieder mit Franken vereinigen, welchen Otto, der Nähe wegen, bisher verwaltet hatte. Der muthige Heinrich griff aber zu den Waffen und behauptete sich darin gegen die Heere des Kaisers und dessen Bruders Eberhard, des Herzogs von Franken.

Durch diesen Zwist wurde der alte Haß der Sachsen wieder aufgeblasen, welcher seit den Siegen Carl's des Großen nur unter der Asche geglimmt hatte.

Da Konrad die Gefahr voraussah, welche dadurch dem Reiche erwachsen könnte, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, berief er kurz vor seinem Tode die Großen des Reiches nach Weilburg an sein Sterbebett, und ermahnte sie, wenn er verschieden sein würde, den **Heinrich** von Sachsen zu seinem Nachfolger zu wählen.

Seinen älteren Bruder Eberhard ließ er heimlich zu sich kommen, und sagte ihm folgende, von echter Vaterlandsliebe beseelte Worte:

„Liebster Bruder! du siehst nun, daß der liebe Gott mich bald von diesem irdischen Reiche in das himmlische abberufen wird, ohne mir einen Sohn geschenkt zu haben, der meine Krone erben könnte. Du hättest zwar, als mein nächster Anverwandter, die gerechtesten Ansprüche auf dieselbe. Wir Franken sind auch mächtig, haben Städte, Volk und Waffen, und würden wohl einem Königsthrone Glanz geben; allein an Glück und Waffen übertrifft uns — Heinrich. Auf ihm beruht jetzt des Reiches Wohl. Ich habe dich daher, um dir keinen Verdruß zu machen, wie du es wünschtest, heimlich zu mir rufen lassen, und scheide vertrauend auf dich, du werdest Deutschlands Heil nach meinem Rathe befördern. Nimm diese Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide und die Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich dem Sachsen, daß er — dein Freund — im Frieden herrsche. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe!"

Dieses waren die letzten Worte Konrad's.

Eberhard versprach ihm mit weinenden Augen, seine Bitte zu erfüllen.

Sobald er die Leiche seines verewigten Bruders mit gehörigem Trauergepränge in das Grab ihrer Väter zu Weilburg beigesetzt hatte, schickte er die Reichs-Insignien seinem Nebenbuhler **Heinrich**, da dieser eben im Vogelfange begriffen war.

Er berief hierauf seine Franken nach Friedslar, und ließ Heinrich in Gegenwart der Sachsen zum König ausrufen. — —

Man muß gestehen, daß dieses Opfer, das Eberhard dem gefährdeten Vaterlande brachte, mehr Ruhm verdient, als Heinrich's vorige Siege über ihn! — —

Heinrich wußte auch den Edelmuth Eberhard's in seiner ganzen Größe zu würdigen. Er wurde dessen Freund, und durch diese Verbindung gelang es ihm, seine heimischen Feinde — Arnulf, den Herzog von Bayern, und Burkard, den Herzog von Schwaben, und seine äußern — die Slaven und Ungarn, zu bändigen.

Lothringen wurde wieder mit den rheinischen Ländern verbunden und die Ruhe im Reiche hergestellt. —

---

351 und 352. St. Bernardus predigt den Kreuzzug.

1. St. Bernardus im Dome zu Speyer.

(Aus: Der Kaiser-Dom zu Speyer von Johannes von Geissel.)

Kaum war Konrad III. seinem versöhnten Nebenbuhler Lothar, der im December des Jahres 1137 gestorben, auf dem deutschen Throne gefolgt; als ein neues Leben in ganz Deutschland, und am Rheine hinauf und hinab sich zu regen begann. Aller Augen waren auf das heilige Land gerichtet, das Gottfried von Bouillon seit beinahe fünfzig Jahren den Ungläubigen entrissen hatte, das aber nun in Gefahr stand, wieder in ihre Hände zu fallen. Da schickte Papst Eugen III. den heiligen Bernardus, Abt von Clairvaux, an den Rhein, um die deutschen Fürsten und Ritter, welche der König zu einem Reichstage auf Weihnachten des Jahres 1146 nach Speyer entboten hatte, zum christlichen Heerbanne gegen die Sarazenen zu bewegen.

Bernardus traf am Vorabend des hochheiligen Weihnachtsfestes zu Speyer ein, und wurde im festlichen Zuge in das Münster geleitet.

Der Tag hatte sich geneigt, und in derselben Nacht, als die zwölfte Stunde schlug, und mit ihr alle Glocken von den Thürmen des Münsters zusammenhallten, und in freudigen Klängen der Christenheit die Geburtsstunde des Erlösers verkündeten; als der König im festlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, bei Fackelglanz zum Dome zog, die Bischöfe und Fürsten ihm folgten, die Speyerer in gedrängten Haufen zuliefen und die Herrlichkeit anstaunten; als nun die Kerzen am Hochaltar erglommen, und das alte Münster von unzähligen Lichtern bis in die hohen Fenster hinauf erglänzte: da kam auch Bernardus zur feierlichen Weihnachtmetten; aber er schwieg von seiner Sendung; denn der König bezeigte nicht Lust zu einem so weiten Zuge in ferne Länder.

Doch am Tage des heiligen Stephanus sprach Bernardus öffentlich vor allem Volke von der Noth des gelobten Landes; aber weder der laute Aufruf, noch auch die im Geheimen bittende Zusprache konnten den König bewegen. „Der Freunde Rath und reifere Selbst-Ueberlegung sollten morgen den Entschluß bestimmen!“ — Bernardus schwieg.

Es kam das Fest des heiligen Johannes, des Zwölfboten. Mit allen Fürsten und Herren war der König wieder in's Münster gekommen, und des Hochamtes Feier hatte begonnen. Da faßte ein höherer Geist des Heiligen Seele, und unerwartet, unaufgefordert rief er aus: „„Nicht soll der Tag mir hinabgehen, ich habe dann gesprochen!““ — Er bestieg den Letner im Chore und predigte von da herab vor der Reichs-Versammlung. Plötzlich wendete er sich an den König, und mit freimüthigen Worten, nicht wie zu einem Herrscher der Erde, sondern wie zu einem sterblichen Menschen redend, führte er das letzte Gericht vor Konrad's Seele, schildernd, wie er als Mensch vor dem Richterstuhle des Erlösers, seines Herrschers, stehen, und dieser ihm zurufen werde: „„O Mensch, was habe ich dir thun sollen, und nicht gethan!““ Dann fuhr er fort, die Wohlthaten der Königswürde, des Reichthums, der Trefflichkeit seines Rathes, des männlichen Muthes und der blühend kräftigen Gesundheit (was Alles ihm Gott gegeben hätte) mit so erschütternden Worten aufzuzählen, daß Konrad, in Thränen ausbrechend, rief: „Ich erkenne die Gaben der göttlichen Gnade, und nicht undankbar werde ich gefunden werden, so Gott will; ich bin bereit, ihm zu dienen; denn von ihm kommt ja der Aufruf!“ — So sprach der König; und das Volk, das bis jetzt in staunender Erwartung aufgehorcht hatte, brach in lauten Jubel aus, und freudig hallten die Stimmen durch die weiten Gewölbe des Münsters. Sogleich stieg Bernardus von der Tribune, heftete gerührt ein Kreuz auf des Königs Mantel, nahm das Banner des heiligen

Kreuzes vom Hochaltare, und gab's in Konrad's Hände, damit er es dem Herrn des Herrn vortrage mit eigener Hand. — Auf den König hatte der feierliche Moment der heiligen Messe, die rührenden Worte des Heiligen, dessen edle Geberde, die Würde seiner Haltung und seine Gestalt, die etwas Geisterartiges hatte, so erschütternden Eindruck gemacht: daß er das Banner des Kreuzes demüthig aus des Heiligen Hand zum Kriege für die Christenheit und das Grab des Erlösers annahm. Mit Konrad nahmen noch das Kreuz Friedrich, sein Neffe, und unzählige Fürsten und Herren; denn Alle hatte die Begeisterung ergriffen. In ungeheuern Massen wogte das Volk durch die Straßen von Speyer, gedrängter noch durch die Hallen des Domes. Alle wollten den heiligen Mann sehen, Alle ihn hören. Von Mund zu Mund flog der Ruf, wie daß er in des Königs Gegenwart einen lahmen Knaben geheilt, und einer blinden Frau das Gesicht wieder gegeben habe. Das Gedränge ward so stark und die fromme Neugierde äußerte sich so ungestüm, daß der Heilige in Gefahr kam, erdrückt zu werden. Als daher der Gottesdienst geendet war, und die Versammlung unter Glockenläuten und Freudenrufen den Dom verließ, legte Konrad den Königsmantel ab, nahm den Wundermann auf seine Schultern, trug ihn durch das Gewühl vor das Münster hinaus, und führte ihn dann ehrerbietig in seine Herberge.

Bernardus verließ hierauf Speyer, und zog über Worms, Frankfurt und Mainz nach Bingen, um auf dem Rupertsberge die Seherin Hildegard zu besuchen. Von dort aus schrieb er noch einen Brief an die Speyerer, worin er sie auf's Neue zur Theilnahme am Heerbanne zu bewegen suchte. Mit kräftigen Worten mahnte er sie von der Verfolgung der Juden ab, behauptend: sie seien lebendige Denkmale, die der Herr zum ewigen Gedächtnisse seines Leidens unter die Völker gesetzt habe. „Sehet, Brüder!" schrieb er, „nun sind die Tage des Heils angebrochen! Die Erde bebte und erklang, weil der Gott des Himmels sein Land verlor; sein Land, das er mit eigenem Blute befeuchtete, in dem die ersten Blüthen der Auferstehung entsproßten. — Was thut ihr, tapfere Männer und Knechte des Kreuzes? Eure Erde ist reich an tapferen Männern, und eine kräftige Jugend blüht in eurem Lande! Euer Lob ertönt in der ganzen Welt, und der Ruhm eurer Tapferkeit hat den Erdkreis erfüllt! Auf also! umgürtet auch ihr euch mit männlichem Muthe, und ergreift die glücklichen Waffen!" —

Dieses Lob aus des Heiligen Feder bewog die Speyerer, den ganzen Brief, in einen Rahmen gefaßt, im Münster aufhängen zu lassen, zu ewigem Gedächtniß; damit auch der späteste Enkel sich noch des Ruhmes seiner Väter erinnere. —

2. St. Bernardus zu Frankfurt am Main.

(Aus: Rheinische Geschichten und Sagen von Niklas Vogt.)

Während Bernardus in Frankfurt am Main *) den Kreuzzug predigte und Wunder wirkte, hatte die heilige Seherin Hildegard ihre schauerliche Zelle auf dem Rupertsberge verlassen und war auf den Feldberg (der höchste Berg des Taunus) gestiegen, um dort, wie Moses einst auf dem Berge Horeb, den Sieg für das neue Volk Gottes zu erflehen. Sie hob so lange die Hände gen Himmel, bis sie ermattet auf den Brunehildenstein niedersank. — Noch lange nachher wollte man darauf den Eindruck ihres Falles bemerkt haben. —

Man kann den Enthusiasmus, welcher auch auf die Predigten zu Frankfurt am Main die Ritter belebte, nicht besser schildern, als mit den Worten der gleichzeitigen Geschichtschreiber. So sagt Balderich: „Die Väter frohlockten bei dem Abschied ihrer Söhne; die Weiber entließen mit Freuden ihre innig geliebten Männer, und wenn man einige Betrübniß an ihnen bemerkte, so war es darum, weil sie zurückbleiben mußten.“ — Und Fulgerius ruft aus: „O wie schön und herrlich war es, als wir die vielen Kreuze sahen, welche die Ritter, nachdem sie das Gelübde abgelegt hatten, entweder in Seide, oder Gold auf die verschiedenen Mäntel gestickt, über ihren Schultern trugen! Billig mußten diese wahren Streiter Gottes, welche sich zu seiner Ehre zum Kampfe rüsteten, mit dem verdienten Siegeszeichen geschmückt und gestärkt werden. Es war das reizendste Schauspiel und eine wahre Seelenlust, wenn man betrachtete, mit welcher Andacht, mit welcher frommen Begierde das Volk der Gläubigen zu den heiligen Orten wallfahrtete; mit welchem Frohlocken, mit welcher Geistesfreude es die Denkmäler des göttlichen Leidens begrüßte. Ueberall Thränen, überall Seufzer; aber nicht solche, welche Schmerz und Angst hervortrieben, sondern solche, welche die glühendste Andacht und das vollendete Vergnügen des innern Menschen Gott als ein Opfer anzuzünden pflegt.“ —

Unter einer solchen Begeisterung rückte der König Konrad mit dem Kreuzheere nach Palästina. Das Kreuzheer brach auf, und der König selbst trug ihm die Fahne vor. —

---

*) In dem Haynerhofe daselbst, wo St. Bernardus wohnte, ist ihm zu Ehren später eine Kapelle geweiht worden.

353 — 355. Die Königin von Schottland Maria Stuart in ihren letzten Stunden. *)

(Aus: Geschichte von England von Dr. J. Lingard.)

1. Seit zwei oder drei Tagen hatten Maria's Dienstboten mit Verwunderung die häufige Ankunft von Fremden zu Fortheringay bemerkt. Am 7. Februar 1587 ward der Graf von Shrewsbury angekündigt; sein Amt als Graf-Marschall ließ im Augenblick auf die unglückliche Veranlassung seines Besuches schließen. Die Königin, die soeben erst aufgestanden war, kleidete sich an, und setzte sich dann an einen kleinen Tisch, während sie ihre Dienstboten, sowohl männliche, als weibliche, neben sich zu beiden Seiten verweilen ließ. Der Graf trat ein mit entblößtem Haupte; ihm folgte der Graf von Kent, der Sheriff und einige Gentlemen der Grafschaft. Nach kurzer Einleitung verlas Beal mit lauter Stimme den Befehl zur Hinrichtung; Maria hörte es an, ohne ihre ruhige Haltung im Mindesten zu verändern. Dann bekreuzte sie sich, und hieß die Eingetretenen willkommen. Der Tag, sagte sie, den sie so lange herbeigewünscht habe, sei endlich angebrochen. Nahe an zwanzig Jahre habe sie im Gefängnisse geschmachtet, ohne Nutzen für Andere und sich selbst zur Last. Das Ende eines solchen Lebens sei für sie ebenso glücklich und ehrenvoll, als wenn sie ihr Blut für ihre Religion vergießen sollte. Hierauf zählte sie die Beleidigungen auf, die sie erduldet, und die Anerbietungen, die sie gemacht habe, erwähnte der Kunstgriffe und der Hinterlist ihrer Feinde, und schloß endlich, indem sie die Hand auf ein auf dem Tische liegendes Testament legte, mit den Worten: „Was den Tod Euerer souveränen Königin betrifft, so rufe ich Gott zum Zeugen an, daß ich niemals daran gedacht, niemals ihn gesucht, noch je meine Einwilligung dazu gegeben habe."

„„Dieß Buch,"" rief der Graf von Kent, „„ist ein päpstliches Testament, und folglich der Eid auf dasselbe ohne Werth!""

„Es ist ein katholisches Testament," erwiederte die Königin, „und aus diesem Grunde verehre ich es nur um so mehr; deßwegen müßt Ihr, Euerem eigenen Urtheile zufolge, meinen Eid um so befriedigender halten!"

Maria hatte die Ankündigung ihres nahen Todes mit solch' heiterer Ruhe und mit solcher Würde aufgenommen, daß die

---

*) Die Hauptanklage gegen sie lautete zuletzt — auf Verschwörung gegen Elisabeth, die Königin von England.

Anwesenden auf's Tiefste davon ergriffen waren. Sowie die Grafen das Zimmer verlassen hatten, brachen ihre Dienstboten in Thränen und Wehklagen aus; sie aber gebot Stillschweigen, indem sie sagte: „Es ist nicht Zeit zu klagen, sondern vielmehr sich zu freuen! In wenigen Stunden werdet ihr das Ende meiner Leiden sehen! Meine Feinde mögen nun sagen, was ihnen beliebt; der Graf von Kent aber hat das Geheimniß verrathen, **daß** meine Religion die eigentliche Ursache meines Todes ist! Gebt euch zufrieden und überlaßt mich meiner Andacht!" —

Nach einem langen und heißen Gebete ward die Königin zum Abendessen aufgefordert. Sie aß wenig, und trank, bevor sie vom Tische aufstand, allen ihren Dienern zu, welche, zur üblichen Erwiederung, auf ihren Knieen ihr Bescheid thaten, und sie wegen der Fehler, die sie in ihrem Dienste begangen hätten, um Verzeihung baten. Sie vergab ihnen mit heiterer Miene, forderte sie auch ihrerseits auf, es zu vergessen, wenn sie je in Worten oder Werken sich unfreundlich gegen sie benommen habe, und fügte dann noch einige Worte der Ermahnung bei, wie sie sich künftig im Leben betragen sollten.

Die meiste Zeit dieser bedeutungsvollen Nacht, der letzten ihres Lebens, brachte Maria damit zu, daß sie ihre häuslichen Angelegenheiten ordnete, ihren letzten Willen und drei Briefe, an ihren Beichtvater, ihren Vetter von Guise und den König von Frankreich, schrieb. Dann überließ sie sich ihren Andachts-Uebungen. — Sie zog sich mit ihren beiden Dienerinnen, Johanna Kennedy und Elsbeth Curle, in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie mit diesen abwechselnd bald betete, bald sprach, und in dem Lesen des Leidens Christi und einer Predigt über den Tod Trost und Stärkung suchte. — Gegen vier Uhr endlich ging sie zur Ruhe; man bemerkte aber, daß sie nicht schlief. Ihre Lippen waren in beständiger Bewegung und ihr Geist schien ganz in Gebet versunken. —

2. Beim ersten Lichte des Tages versammelte sich ihr Gesinde um sie. Sie las ihm ihren letzten Willen vor, vertheilte ihre Kleider und ihr Geld unter dasselbe und sagte ihm Lebewohl, wobei sie die Frauen küßte, den Männern aber die Hand zum Kusse reichte. Hierauf folgten sie ihr weinend zur Kapelle. Maria nahm ihren Platz dem Altare gegenüber; die Diener knieten hinter ihr nieder und beteten. — —

In der Mitte des großen Burgsaales ward ein Schaffot errichtet, mit schwarzem Tuche überhangen und mit einem kleinen

Gitter umgeben. Gegen sieben Uhr öffnete sich die Thüre, und herein traten die Gentlemen der Grafschaft mit ihren Dienern, nebst den Wachen Pawlet's, so daß die Zahl der Zuschauer etwa hundert und fünfzig bis zweihundert Personen betrug. Etwas vor acht Uhr schickte man zur Königin, welche antworten ließ, daß sie in einer halben Stunde bereit sein werde. — Nach Verlauf dieser Zeit trat der Sheriff in die Kapelle. — Maria erhob sich, indem sie das Crucifix des Altars in ihre rechte Hand nahm und das Gebetbuch in der linken hielt. Ihren Dienern ward verboten zu folgen; sie bestanden darauf; die Königin aber bat, sie möchten sich zufrieden geben, wandte sich dann noch einmal gegen sie, und gab ihnen ihren Segen. Sie empfingen ihn kniend, wobei Einige ihre Hand, Andere ihren Mantel küßten. Da schloß sich die Thüre; die laut ausbrechenden Wehklagen Derer aber, die drinnen blieben, tönten bis in den Saal wieder. —

Maria ward nun von den Grafen und ihren Wachen empfangen. Als sie die Treppen hinabstieg, traf sie an deren Fuß ihren Haushofmeister Melville, den man vor einigen Wochen von ihr entfernt hatte. Dieser alte Diener warf sich auf die Kniee und rief, die Hände ringend: „„O ich Unglücklicher! wann war je ein Mann auf Erden der Ueberbringer einer solchen Trauerbotschaft, wie ich nun sein soll, wenn ich verkündigen muß, daß sie meine gute gnädige Königin und Herrin in England enthauptet haben!"" Da übermannte ihn der Schmerz, daß er nicht weiter reden konnte. Maria aber erwiederte: „Guter Melville, höre auf zu klagen; du hast mehr Grund zur Freude, als zum Jammer, denn du sollst das Ende von Maria Stuart's Kämpfen sehen! Erfahre nun, daß diese Welt nichts darbietet, als Eitelkeit, und größerer Trübsal anheimgegeben ist, als man mit einem Ocean von Thränen beweinen kann! Doch ich bitte dich, verkündige: daß ich treu meiner Religion, treu gegen Schottland und Frankreich sterbe! Möge Gott Dem vergeben, der lange nach meinem Blute gedürstet hat, wie der Hirsch dürstet nach den Wasserbächen! O Gott, du bist der Herr der Wahrheit, und die Wahrheit selbst, du kennst die innersten Kammern meines Herzens, und weißt, wie sehr ich stets die Vereinigung Englands und Schottlands wünschte! — Empfehle mich meinem Sohn, und sage ihm, daß ich nichts gethan habe, was der Würde oder Unabhängigkeit seiner Krone Nachtheil bringen, oder der angemaßten Oberherrschaft unserer Feinde förderlich sein könnte!" Nun brach sie in Thränen aus. „Guter Melville, lebe wohl!" — und, indem sie ihn küßte: „Wir sehen uns einstens wieder, guter Mel-

ville! Lebe wohl, und bete für deine Herrin und Königin!" Als etwas Besonderes ward hierbei bemerkt, daß dieß das erste Mal in ihrem Leben war, wo sie Jemand mit „Du" angeredet hatte. —

Sie trocknete ihre Thränen, kehrte sich von Melville und that die letzte Bitte, daß ihre Diener bei ihrem Tode zugegen sein möchten. Der Graf von Kent entgegnete, daß sie durch das Jammern und Wehklagen derselben zu sehr bewegt werden würde, auch daß dieselben allerlei abergläubischen Unsinn treiben, vielleicht ihre Sacktücher in ihr Blut tauchen möchten. „Mylords," antwortete Maria, „ich will mein Wort für sie zum Pfande geben, sie sollen keinen Tadel verdienen! Gewiß würde Eure Gebieterin, die jungfräuliche Königin, aus Rücksicht dafür, daß ich ein Weib bin, gestatten, daß ich Einige von meinen eigenen Frauen bei meinem Tode um mich habe!" Da sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: „Ihr würdet, glaube ich, mir eine noch weit größere Gunst gewähren, wenn ich eine Frau von niedrigerem Stande, als die Königin der Schotten wäre!" Noch immer blieben die Grafen stille. Nun rief sie heftig aus: „Bin ich nicht die Cousine Euerer Königin, ein Abkömmling aus Heinrich's VIII. königlichem Blute, eine verehelichte Königin von Frankreich und die gesalbte Königin von Schottland?"

Bei diesen Worten begann der Fanatismus des Grafen von Kent nachzugeben, und es ward beschlossen, vier von ihren männlichen und zwei von ihren weiblichen Dienern zuzulassen. Sie wählte ihren Haushofmeister, ihren Arzt, ihren Apotheker und ihren Wundarzt, nebst ihren Frauen Kennedy und Curle. —

3. Der Zug setzte sich in Bewegung. Zuerst kam der Sheriff mit seinen Beamten; dann folgten Pawlet und Drury, die Grafen von Shrewsbury und Kent, endlich die schottische Königin selbst mit Melville, der ihr die Schleppe trug. Sie hatte das reichste ihrer Kleider angelegt, wie es sich für den Rang einer Königin-Wittwe eignete. Ihr Haarschmuck bestand aus feiner, mit Spitzen gesäumter Leinwand und einem zurückgeworfenen, bis zum Boden reichenden Spitzenschleier. Sie trug einen Mantel von schwarzem Satin, mit scharzem Taffet gefüttert und mit Zobel verbrämt, mit langer Schleppe und weiten, bis auf den Boden hängenden Aermeln. Die Knöpfe waren von schwarzem Stein, in der Form von Eicheln, mit Perlen besetzt; der Kragen nach italienischer Art. Ihr Unterkleid bestand aus schwarz figurirtem Atlas, und unter demselben trug sie ein hinten offenes Leibchen (bodico) von carmoisinrothem Atlas, mit hochrother Sammeteinfassung. Eine Kette von wohl-

riechenden Perlen mit einem goldenen Kreuze hing an ihrem Halse und ein Rosenkranz unter der Brust.

Ihr Gang war fest, ihr Aussehen heiter. Weder vor dem starren Blicke der Zuschauer, noch vor dem Anblicke des Schaffots, des Blocks und des Henkers schreckte sie zurück, sondern trat in den Saal mit derselben Anmuth und Majestät, welche sie oft in ihren glücklichen Tagen in dem Palaste ihrer Väter gezeigt hatte. Als sie die Stufen des Schaffots hinanstieg, bot ihr Pawlet seinen Arm. „Ich danke Euch, Sir!" sagte Maria. „Es ist die letzte Mühe, die ich Euch mache, und der angenehmste Dienst, den Ihr mir je erwiesen habt!"

Die Königin setzte sich auf einen für sie bereiteten Stuhl. Zu ihrer Rechten standen die beiden Grafen, zu ihrer Linken der Sheriff und Beal, der Rathsschreiber, vor ihr der Scharfrichter des Towers in schwarzem Sammetkleide mit seinem ebenfalls schwarz gekleideten Gehilfen.

Der Befehl ward verlesen, und Maria wandte sich mit lauter Stimme an die Versammlung. „Sie wolle ihnen" — sagte sie — „in's Gedächtniß zurückrufen, daß sie eine souveräne Fürstin sei, nicht unterworfen dem Parlament von England, und nur der Ungerechtigkeit und Gewalt unterliegend. Indessen danke sie ihrem Gott, daß er ihr diese Gelegenheit gegeben, öffentlich ihre Religion zu bekennen, und zu erklären, daß sie den Tod der englischen Königin niemals in Gedanken gehabt, noch zugegeben, noch darein eingestimmt, noch ihr überhaupt das geringste Leid zuzufügen gesucht habe. Nach ihrem Tode würden manche Dinge, die jetzt in Finsterniß begraben lägen, zu Tage kommen. Sie verzeihe aber von Herzen allen ihren Feinden, und nichts solle über ihre Zunge kommen, was zu ihrem Nachtheile ausschlagen möchte!" — Hier ward sie durch Dr. Fletcher, *) den Dekan von Peterborough, unterbrochen, der, sowie ihr Blick auf ihn fiel, ihn festhielt, zu predigen begann, und unter dem Deckmantel der Religion, vielleicht auch von wirklichem religiösen Eifer getrieben, den Gefühlen der unglücklichen Leidenden Hohn sprach. Er sagte ihr, „„daß seine Gebieterin, wenn auch gezwungen, ihren Körper der Gerechtigkeit zu überliefern, doch um das Heil ihrer Seele besorgt sei, daher sie ihn gesendet habe, sie zu der treuen Heerde Christi zu bekehren, indem sie aus der Gemeinschaft jener Kirche trete, in welcher, falls sie darin verharren sollte, sie verdammt werden würde. Sie werde

---

*) Maria Stuart hatte einen katholischen Priester zu ihrer Tröstung verlangt, und man schickte ihr einen protestantischen Prediger!

Gnade vor Gott finden, wenn sie ihre Bosheit bereuen, die Gerechtigkeit dieser Strafe anerkennen und öffentlich ihren Dank für die viele Gunst, die sie von Elisabeth empfangen habe, aussprechen wolle."" — Maria bat ihn wiederholt, sich selbst und sie nicht so zu plagen. Er fuhr fort; sie aber kehrte sich seitwärts. — Er ging um das Schaffot herum und sprach sie wieder von vorn an. — Endlich machte Graf von Shrewsbury dieser peinlichen Scene ein Ende, indem er ihm befahl, das Gebet zu verrichten. Sein Gebet war nur der Wiederhall seiner bisherigen Ermahnungen. Maria aber hörte ihn nicht. Sie war mit ihren Andachts-Uebungen beschäftigt, indem sie mit lauter Stimme und in lateinischer Sprache lange Stellen aus dem Buche der Psalmen wiederholte. Hierauf betete sie in englischer Sprache für die bedrängte Kirche Christi, für ihren Sohn James und für die Königin Elisabeth. Beim Schlusse rief sie, das Crucifix in die Höhe haltend, aus: „Wie deine Arme, o Herr, ausgestreckt waren am Kreuze, so empfange mich nun in die Arme deiner Gnade und vergieb mir meine Sünden!" — „„Madame,"" sagte der Apostel von Kent, „„Ihr thätet besser, Ihr ließet solche papistische Lappereien und trüget ihn im Herzen!"" Sie antwortete: „Ich kann die Darstellung seiner Leiden nicht in meinen Händen halten, ohne ihn zugleich in meinem Herzen zu tragen!" —

Als nun die beiden Dienerinnen, in Thränen gebadet, ihre Gebieterin zu entkleiden begannen, schlugen sich die Henker, welche befürchteten, ihre gewöhnlichen Gebühren zu verlieren, hastig dazwischen. Die Königin machte Gegenvorstellungen, gab jedoch im Augenblick ihrer Rohheit nach, indem sie gegen die Grafen lächelnd bemerkte, „daß sie nicht daran gewöhnt sei, sich solcher Hände zu bedienen, und sich in Gegenwart einer so zahlreichen Gesellschaft zu entkleiden." Als ihre Diener ihre Souveräne in diesem beklagenswerthen Zustande erblickten, konnten sie ihre Gefühle nicht zurückhalten. Maria aber gebot ihnen, den Finger auf ihre Lippen legend, Stillschweigen, gab ihnen ihren Segen, und bat sie, für sie zu beten. —

Dann setzte sie sich noch einmal. Kennedy verband ihr mit einem goldgesäumten Sacktuche die Augen. Die Henker hielten sie bei den Armen und führten sie zum Blocke.

Die Königin kniete nieder und sagte wiederholt mit fester Stimme: „In deine Hände, o Gott, befehl' ich meinen Geist!" —

Das Schluchzen und Wehklagen der Zuschauer aber brachte den Henker aus der Fassung. Er zitterte, verfehlte den Augpunkt und schlug eine tiefe Wunde in den untern Theil des Schädels.

Die Königin blieb bewegungslos; erst auf den dritten Streich ward ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. — —

Als der Henker es in die Höhe hob, waren die Muskeln des Gesichts so krampfhaft verzogen, daß man die Züge nicht mehr erkennen konnte. Er rief wie gewöhnlich: „„Gott segne die Königin Elisabeth!"" — „„„So sollen alle ihre Feinde sterben!""" setzte der Dekan von Peterborough bei. —

„**So** sollen alle Feinde des Evangeliums sterben!" rief, in noch höherem Tone, der fanatische Graf von Kent.

Aber keine Stimme sagte — Amen! —

Wer fühlen konnte, war versunken in Mitleid und Bewunderung. — —

356. Der Retter seiner Vaterstadt.

Unter allen Wundern des heiligen Bischofs Jakobus ist berühmt die wunderbare Erhaltung seiner Vaterstadt Nisibis, der großen volkreichen Hauptstadt Mesopotamiens.

Im Jahre 350 erschien der Perserkönig Sapor II. zum Zweitenmal mit einem neuen Kriegsheere und neuer Wuth vor dieser Stadt, und belagerte dieselbe ungefähr drei Monate lang. Alle Zugänge waren besetzt, die Stadtmauer wurde mit Brechmaschinen angegriffen, aber umsonst. Darauf ließ Sapor eine Schleuse, jedoch in ziemlicher Entfernung von der Stadt, erheben, um den Fluß Migdon, der mitten durch die Stadt läuft, aufzuschwellen, dann die Schleuse. auf Einmal wieder zusammenschlagen, worauf der angeschwollene Fluß mit wüthender Kraft wider die Stadtmauer stürzte und eine Oeffnung in dieselbe schlug. Freudengeschrei ertönte darauf im Lager der Feinde, als wäre man des Sieges schon gewiß; sie verschoben indessen, wegen der Ueberschwemmung, die Bestürmung der Stadt auf den folgenden Tag.

Während der Zeit der Belagerung lag der heilige Bischof Jakobus vor dem Altar im Gebet, und dieses Beispiel ermuthigte seine Angehörigen zur Ausdauer in dem Kampf gegen die Belagerer, so daß sie sogar in der Einen Nacht die Lücke der Mauer fest und dauerhaft wieder ausfüllten.

Als Sapor nun vortrat, glaubte er auf der Mauer einen Mann zu sehen, der einem König glich, dessen Purpur und Diadem einen außerordentlichen Glanz verbreiteten. Er glaubte den Kaiser Constantius zu sehen, und drohte all' Denen den Tod an, die ihn versichert hatten, daß der Kaiser nicht hier, sondern zu Antiochia sich befände. Da er aber endlich überzeugt ward, daß der Kaiser

wirklich abwesend sei, schoß er aus Ingrimm einen Pfeil in die Luft, als wollte er sich an Dem rächen, der seinen Feinden beistehe. —

Zu dieser Zeit war der heilige Ephräm von Edessa auch in Nisibis, und dieser bat den heiligen Jakobus, sich auf den Wall zu begeben, die Armee der Perser zu betrachten, und von Gott die Niederlage dieser Ungläubigen zu begehren.

Der heilige Bischof bat nun demüthiglich den lieben Gott, er möchte in seiner väterlichen Huld und Barmherzigkeit die Stadt von dem Unheil einer so langen Belagerung befreien. — Und da er einen Thurm bestieg, von welchem er die weite, von Menschen und Thieren bedeckte Fläche überschaute, sagte er, das Angesicht gegen das feindliche Lager hingewandt: „Herr, der du den Uebermuth deiner Feinde durch die leichtesten Mittel demüthigen kannst, schlage diese Menge, die ich da sehe, durch ein Heer von Heuschrecken!"

Dieses Gebet ward erhört, wie einst das Gebet des Propheten Moses über Aegypten; denn kaum hatte der Heilige diese Worte vollendet, als ein schauderhafter Mückenschwarm sich an die Elephantenrüssel, an die Ohren und Nasenlöcher der Pferde setzte. Der Stich dieser Insekten brachte die Thiere in Wuth; sie warfen die Reuter ab, und alsbald gerieth das ganze Heer der Perser in Unordnung. — Und so ward der furchtbare Feind durch das Heer kleiner Thierlein besiegt und die Stadt von namenlosem Elende befreit. —

Die Verehrung gegen den heiligen Jakobus war so groß, daß er nach seinem Tode — gegen die allgemeine Ordnung und die Gesetze — **in** der Stadt begraben wurde; denn die Einwohner von Nisibis glaubten ihre Stadt vor dem Einfalle der Barbaren sicher, so lange die sterbliche Hülle desselben in ihr aufbewahrt würde.

Die frommen Einwohner nahmen sogar diese hochwerthen Reliquien, als die Stadt Nisibis unter Kaiser Jovian — um Frieden zu ermitteln — an die Perser abgetreten wurde, mit sich bei ihrer Auswanderung.

Im Jahre 970 brachte man dieselben nach Constantinopel. —

---

357. Strafe der Unversöhnlichkeit.

Zur Zeit des heiligen Apollonius hatte sich ein heftiger Zwist zwischen zwei Dörfern entsponnen, von welchen das eine christlich, das andere heidnisch war.

Und es versammelten sich aus beiden Ortschaften Schaaren bewaffneter Männer, daß sie auf einander losgingen — als eben der heilige Einsiedler Apollonius des Weges kam und die Erbitterung der Männer sah.

Da er sie nun zum Frieden ermahnte, erhob sich Einer aus den Schaaren, ein Heide, von gar trotzigem Angesicht, der auch der Urheber des ganzen Streites gewesen, widersprach ihm heftig und rief: „Nimmermehr soll Friede werden **bis** zu meinem Tode!"

Und es antwortete ihm der Mann Gottes in strengem Tone: „„Nun denn, so geschehe, wie du verlangst! — Ich aber sage dir, daß **du allein** hier umkommen und ein Grabmal finden wirst, das deiner würdig ist!"" —

Und alsbald ging sein Wort in Erfüllung; denn es begann ein Kampf, und Niemand fiel, als dieser Friedlose allein.

Indessen brach die Nacht herein und die Schaaren trennten sich. —

Als sie jedoch am folgenden Tage zurückkehrten, da fanden sie, daß wilde Thiere seinen Leichnam zerrissen und die Geier ihn aufgezehrt hatten.

Und es entsetzten sich alle Heiden, daß das Wort des heiligen Mannes so genau in Erfüllung gegangen; — und sie bekehrten sich zum Christenthum und priesen seinen großen Diener Apollonius. —

---

358 und 359. Die Stigmatisirung eines Heiligen.

1. Nachdem der heilige Franziskus von Assisi im Jahre 1224 die Pfingstversammlung zu Portiunkula gehalten, zog er sich mit Mehreren seiner Genossen in die Einsamkeit zurück, um die vierzigtägigen Fasten zu Ehren des Erzengels Michael zu feiern. Dort, wo im Appennin die Quellen des Arno und der Tiber sich nahe entspringen, liegt, am Fuße von beiden Flüssen bespült, nur tausend Schritte vom neueren Clusa, der Berg Alverna, den der Graf des Thales von Casentina dem Heiligen einst für seinen Orden geschenkt. Getrennt vom übrigen Bergjoch, und alle seine Gipfel überragend, erhebt er sich auf drei Seiten steil wie eine Mauer; dunkle Buchenwälder umziehen den abgeflachten Gipfel, und hegen, den Abgang hinunter, in ihrem Schatten kräuterreiche Wiesen. Am wildesten Theile dieses Berges, da, wo tiefe Höhlen sich in sein Inneres ziehen, große Felsenmassen sich zusammenhäufen, und grauenvolle Abgründe sich dem Blicke eröffnen, dort hatten die

Brüder dem Heiligen eine Hütte gebaut, und in diese tiefste Einsamkeit zog er sich nun zurück, um ganz im Umgang mit Gott zu leben.

Als er nach seiner gewohnten Weise zu fasten angefangen hatte, wurde er von der Süßigkeit der göttlichen Betrachtung mehr als sonst übergossen, von der Flamme des himmlischen Verlangens glühender ergriffen, und er begann die Gnaden der göttlichen Einwirkung häufiger zu verspüren. Es trieb ihn nach Oben, nicht als einen neugierigen und ruhmsüchtigen Erforscher der göttlichen Majestät, sondern als einen treuen und klugen Knecht, welcher erfahren will, was Gott wohlgefällt, und von Herzen wünscht, vollkommen zu werden, wie er. Nun sagte ihm eine innere Stimme, es werde ihm, wenn er das Evangelium aufschlage, von Christus geoffenbart werden, was Gott in ihm und an ihm am meisten angenehm sein werde.

Als er mit großer Andacht gebetet hatte, nahm er das Evangelienbuch vom Altar, und ließ es im Namen der heiligen Dreieinigkeit durch einen Bruder öffnen. Als dieser nun bei dreimaliger Eröffnung jedesmal auf das Leiden des Herrn traf, erkannte Franziskus, daß er, wie er Christus in seinem Leben nachgeahmt, also auch ihm gleich werden müsse in der Trübsal und dem Schmerze des Leidens, bevor er aus dieser Welt scheide. Und obgleich er, wegen der großen Strenge seiner bisherigen Lebensart, und weil er unermüdet das Kreuz des Herrn ertragen, schon schwach am Körper war, so wurde er doch keineswegs erschreckt, sondern noch mehr ermuthigt, alle Schmerzen zu ertragen. Denn die Glut seiner Liebe zum gütigen Jesus war zu solchem Leuchten des Feuers und der Flammen erwachsen, daß viele Wasser eine so starke Liebe nicht auszulöschen vermochten. —

2. Das Leiden und der Kreuzestod Christi war nun seine fortwährende Betrachtung. —

Als er am Morgen des Tages der Kreuzerhöhung (14. September) aus seiner Hütte auf die Seite des Berges zu einer Bet-Stätte ging, die er sich unter einer Buche angelegt, sah er einen Seraph vom Himmel herniederkommen. Als dieser im schnellsten Fluge in die Nähe des Heiligen herabgefahren, nahm dieser zwischen den Flügeln das Bild eines Gekreuzigten wahr, Hände und Füße in Kreuzesform angeheftet. Zwei seiner leuchtenden Flügel waren über sein Haupt erhoben, zwei waren zum Fliegen ausgestreckt, zwei verhüllten den ganzen Körper.

Er freute sich der Gnade, sich also von Christus in Gestalt des Seraphs angeblickt zu sehen; zugleich aber durchfuhr der Anblick

der Kreuzigung mit dem Schwerte des mitleidenden Herzens seine Seele. Sehr verwunderte er sich über den Widerspruch, der zwischen der Unsterblichkeit eines seraphischen Geistes und diesem leidenden Zustand, in dem er ihn erblicken mußte, bestand. Er begriff jedoch bald aus höherer Erleuchtung, daß dieses Gesicht ihm deßhalb gekommen, um ihm anzuzeigen: er solle nicht durch das äußere Martyrerthum des Leibes, sondern durch die innere Entzündung des Gemüthes ganz in ein Bild des Gekreuzigten verwandelt werden.

Als daher die Erscheinung verschwunden, ließ sie einen wunderbaren Brand in seinem Herzen zurück; aber auch seinem Leibe waren eben so wunderbare Zeichen aufgedrückt. Denn sogleich fingen in seinen Händen und Füßen die Abbilder der Nägel zu erscheinen an, ganz wie er sie im Gesichte an jenem Gekreuzigten gesehen hatte. Hände und Füße waren nämlich in ihrer Mitte mit Nägeln durchbohrt, so, daß ihre Köpfe am innern Theil der Hände und am äußern der Füße rund und schwärzlich hervorstanden, während ihre Spitzen an der entgegengesetzten Seite verlängert, gekrümmt und wie umgeschlagen aus dem Fleische hervorragten. Die rechte Seite war wie mit einer Lanze durchbohrt, mit einer rothen Narbe umzogen, und öfters drang Blut aus der Wunde und befleckte die Kleider. —

Mit größter Sorgfalt suchte er die Schmerzenmale der göttlichen Liebe zu verbergen; jedoch konnte er nicht verhindern, daß sie von den Brüdern gesehen wurden, obgleich er von nun an die Hände immer bedeckt und Schuhe an den Füßen trug. —

Mehrere Brüder bekräftigten die Wahrheit derselben mit einem Eidschwure. — Es sah sie Elias von Kortona, der Generalminister des Ordens, wie auch der Bruder Rufinus, welcher sie mit eigenen Händen berührte; als dieser einmal in der Krankheit des Heiligen sein Kleid öffnete, kam er mit der Hand an seine rechte Seite, und berührte jene Narbe. Diese Berührung schmerzte sehr, und Franziskus rief aus: „Herr! schone mein!“ — Mehrere Cardinäle, die in besonderer Freundschaft zum Heiligen standen, überzeugten sich durch den Augenschein von der Wahrheit Dessen, was sie durch das Gerücht vernommen, feierten das Wunder durch Hymnen und Antiphonen, und gaben durch Wort und Schrift der Wahrheit Zeugniß. — Auch der Papst Alexander betheuerte vor vielen Brüdern und vor Bonaventura selbst, er habe beim Leben des Heiligen mit eigenen Augen die Wundmale gesehen. —

360 — 363. Vier Visionen der heiligen Marina von Eskobar.

Der heiligen Marina von Eskobar, geboren zu Valladolid am 8. Februar 1554, ging schon theilweise hienieden in ihrer frommen Seele die Seligkeit des Himmels auf; im Jenseits wandelte sie die meiste Zeit ihres Lebens im Umgange mit Gott, seinen Engeln und Heiligen; ihr Geistes-Auge war für das Ewige aufgeschlossen, und die Ewigkeit senkte sich so zu sagen in ihr Herz; ja, der Herr begeisterte sie sogar, Dasjenige aufzuschreiben, was sie durch ihre Gesichte (Visionen) in der andern Welt erblickt hatte.

Hören wir, zu unserer Erbauung, nur einige dieser Erzählungen. Die Heilige berichtet:

1. Der Engel Gottes sprach einst zu mir: „Marina, weißt du, daß der Herr zu dir kommen und dir herrliche Gaben schenken will?“ Da antwortete ich: „„Heiliger Engel, Gott hat Sich Selbst mir geschenkt, was sollte er mir noch ferner zu schenken haben?““ Der Engel entgegnete: „Du hast Recht; doch die Wege des Herrn sind mannigfaltig!“ — Da ward eine lange Stille, nachher gingen die Himmel auf und des Himmels Bewohner stiegen hinunter zur Erde. Umgeben von der Glorie der Engel kam der Herr. Gott erschien in der Gestalt einer überaus glänzenden Sonne. Dieser hatte zwei Angesichter, und in der Mitte befand sich das Bild des göttlichen Geistes. Strahlen flossen aus der Sonne senkrecht und nach den Seiten hin. Von den Seitenstrahlen wurden die Engel getroffen, und ihnen wurde Gottes Wesen verschiedentlich eingestrahlt, Einem die Liebe, Einem die Güte, Einem die Barmherzigkeit, einem Andern die Macht, einem Andern die Schönheit, einem Andern die Weisheit, einem Andern die Gerechtigkeit. Diese Herrlichkeit kam mir nahe bis auf wenige Schritte, und da berührte der senkrechte Strahl, der aus der Sonne sprühte, meine Seele und nahm sie süß und gewaltig ein, auch kamen die Engel zu mir, Jeder mit der von Gott ihm verliehenen Eigenschaft, und theilten ihre Merkmale meiner Seele mit. Und ich ward trunken in Gott, und erschrack wegen meiner Niedrigkeit und rief: „„Was thust du doch, o unermeßlicher Gott!““ Und der Herr erwiederte: „„Vergiß nicht, daß auch die Krippe zu Bethlehem meine Herrlichkeit umfaßte!““ Dann schwieg er. — Da ging ich in Gott ein, und verlor mich, und wußte um mich selbst nichts mehr!“ — —

2. Einmal sah ich die göttliche Majestät, und vergaß Alles, und warf mich vor ihr auf die Kniee. Gott aber sprach: „Steh'

auf, komm' und nimm!" — Er reichte mir sodann einen goldenen Ring; ich zitterte und nahm ihn. Darauf reichte mir der Herr einen Blumenstrauß; dieser fiel aus meiner Hand, zerriß und der ganze Boden ward mit Blumen bedeckt. Die Blumen sammelte ich in meiner Schürze, und sieh', sie waren alle in Edelsteine verwandelt. Später vernahm ich eine Stimme, die da sprach: „„Der Ring soll bedeuten, daß du eine Braut Jesu Christi bist; und die Blumen, die auf dem Boden zerstreut lagen, deine guten Werke, die du nicht hoch achtest! Du wirst sie einst sammeln und sie werden dem Herrn sein wie Edelsteine!"" —

3. Eines Tages rang ich mit Gott, konnte aber seiner Seligkeit nicht habhaft werden. Da hörte ich ein heftiges, doch nicht furchtbares Rauschen, wie das Rauschen eines Gewitters. Gott Selber sah ich kommen in Feuerstrahlen, und er ließ sich auf eine liebliche geistige Weise in meine Seelenkräfte ein, um sie mit Sich Selber zu erfüllen. Ich verlangte, gesättigt zu werden und Gottes Herrlichkeit zu fassen; aber es ward mir nicht möglich. — Darauf erhob sich ein heißer, sanfter Windzug, und in dem Windzuge kam Gott, meine Sinne und Gehör durchdringend und aus Sich Selbst mein Wesen erfüllend. Und Alles, was ich sah und hörte und fühlte, und an diesem Geheimniß erkannte, war nichts als Gott. Alsdann tröstete mich Gottes Engel mit dem Zurufe: „Seele, du bist müde durch das Ringen mit Gott, du hast nach deiner Fähigkeit das Wesen Gottes genossen; was noch darüber geht, ist nicht für dieses Leben!" —

4. Eines Tages trugen mich die Engel in einen überaus prächtigen, gar großen Saal; seine Wände waren aus dem reinsten Golde, sein Gewölbe war mit herrlichen Sternen geziert und auch der Fußboden ganz himmlisch. Auf vielen eben so köstlichen Stufen stieg man hinan zu diesem Saale, und der Saal selbst hatte wieder viele Stufen in sich, eine schöner und glänzender, als die andere, und auf den Stufen standen die Engel und die Heiligen. Da ward ich verwirrt und kam fast außer mir — über dem Anschauen dieser hochherrlichen Dinge. Jetzt sagte die göttliche Majestät zu mir überaus süß und lieblich: „Warum schauest du **Mich** nicht an?" — Da fuhr ich wie aus einem Traume auf und schaute Gott, und auch Er blickte auf mich, und ich ward, wie mir dünkte, gänzlich in seine Majestät umgewandelt, und ich neigte mich in sein göttliches Wesen. Alsdann sprach der Herr: „Hast du den Grund und die Weise der Seligkeit meiner Engel und Heiligen auch schon gesehen?" Da sagte ich: „„O

Herr, zeige mir dieselbe recht bald!““ und ich wurde gezogen in das Innerste des Heiligthums und sah sie. — „Herr, lehre mich, leite mich, steh' mir bei, erleuchte mich!“ so betete ich; und der Herr antwortete: „Es geschehe nach deinem Willen!“ — Da war mir, als säh' ich den himmlischen Vater, nicht in menschlicher Gestalt, sondern in seiner unermeßlichen geistigen Wesenheit. Ganz in der Mitte seines Wesens stand ein Stern, groß wie die Sonne und über die Maaßen leuchtend, und das war ein Gleichniß des göttlichen Wortes. Aus diesem Sterne flossen unzählige Strahlen, diese waren golden, feurig, überaus helle und blendend. Die Spitzen der Strahlen berührten auf eine verborgene Weise alle Kreaturen, so daß sie alle in ihrem Gott ihr Wesen hatten, und so war der Herr in seinen Geschöpfen auf wunderseltsame Weise. Er gab ihnen das Sein, und ihr Leben war nach Ihm gestaltet. — Als ich in Staunen und Anschauen zerfloß, kam aus der Mitte des Sterns ein gar großer Strahl, der bestand aus gar vielen Strahlen, war stärker, goldener, leuchtender, brennender, als die anderen, und der schoß gerade auf mich zu, und er ging ein in mich und durchdrang das Innerste meines Wesens. Meine Seele stieg anbetend in dem Strahle hinauf, und er zog mich hinein in Gott, bis in den Mittelpunkt, aus dem der göttliche Strahl geflossen. — —

Mit solchen hehren Gesichten wurde die Heilige gar oft begnadet, deren Seele nur in Gott aus- und einging, die nichts Anderes wußte und wollte, als die Liebe zu Gott, und die in Allem, sei es nun hoch oder niedrig, Süßigkeit oder Bitterkeit, mit Gott vereinigt blieb, der da Alles in Allem ist.

Um ihrem Herrn ganz ähnlich zu werden, hatte Marina ihr nicht unbeträchtliches Vermögen gänzlich zu guten Werken verwendet.

In ihren letzten dreißig Lebensjahren konnte die Heilige, wegen schwerer und schmerzhafter Krankheit, das Bett nicht mehr verlassen. Nichts als Haut und Bein war mehr an ihr zu sehen. In einem finstern Kämmerlein (denn sie konnte die Tageshelle nicht ertragen) lag sie voll innerer Freude und immer nach größeren Leiden dürstend. Vor ihr brannte stets eine Kerze. Mehrere alte Frauen bedienten sie willig und sammelten Almosen für sie ein, von dem sie nur Weniges für sich behielt und das Uebrige sogleich wieder unter die Aermsten der Armen vertheilen ließ. —

---

364 — 366. Mehrere Wunder des heiligen Dominikus.

Die hervorragenden Werkzeuge, die Gott in seiner weisen Vorsehung von Zeit zu Zeit verwendet, um sein sichtbares Reich auf Erden zu festigen und auszubreiten, sind auch gewöhnlich mit der Kraft begabt — Wunder zu wirken, die da unverwerfliche Zeugen sind, daß Gottes Geleit und Segen ganz besonders mit ihnen sei.

Einige Züge aus dem Leben des heiligen Ordens-Stifters Dominikus sollen das eben Gesagte erweisen.

1. Als während der Belagerung von Toulouse durch die Kreuzfahrer vierzig Engländer, welche sich nach Sanct Jakob von Compostella verfügten, die Stadt ob des Bannes, der auf ihr lastete, meiden wollten, schifften sie sich auf der Garonne ein. Die Barke, zu schwer beladen, verschwand mit Allen, die sich in ihr befanden, in den Fluten des Stromes. Unfern davon betete Dominikus. Auf das Geschrei des Heeres, welches Zeuge dieses Unglücks gewesen, eilte er an's Ufer, stürzte von Mitleid ergriffen zur Erde, und mit kreuzweis gefalteten Händen, nach einem kurzen, mit Seufzern gemischten Gebete, die Seele vom lebendigsten Vertrauen auf Gott durchflammt, rief er aus: „Im Namen Jesu Christi befehl' ich euch Allen, an diesem Gestade zu landen!" — Auf seinen Ruf erschienen die frommen Wallfahrer sämmtlich über dem Wasser, und mit Hilfe der Lanzen, welche ihnen die herbeigeeilten Soldaten entgegenhielten, gewannen sie das Ufer. —

2. Eines Tages geschah es, daß in dem Kloster des heiligen Sixtus zu Rom der Verwalter desselben, Jakob von Melle, nichts mehr an Lebensmitteln besaß, was er den Brüdern hätte zur Mahlzeit vorsetzen können. Die zum Almosensammeln ausgeschickten Brüder waren wohl vielen Leviten, aber wenig Samaritanern begegnet. Einige Brode waren vorhanden, und das war Alles. Endlich schlug die Stunde des Mittagstisches, und der Verwalter theilte seine Verlegenheit dem heiligen Dominikus mit. Dieser aber, voll Freude, pries den Herrn, seine Stirne strahlte von übernatürlichem Vertrauen, und er befahl, das Brod in Stücke zu brechen und auf die Tische zu legen. Die Glocke ertönte, und die Brüder erschienen im Refectorium. Der Segen ward gegeben, und Jeder brach mit Freuden den Bissen Brodes, den er auf seinem Platze fand. Mit einem Male traten zwei junge Männer, welche Brüder zu sein schienen, in's Refectorium. Jeder von ihnen trug in den Falten seines Gewandes Brode von blendender Weiße und aus dem besten Weizen. Sie legten, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Gabe auf

den Tisch, an welchem Dominikus saß, ohne daß Jemand zu sagen wußte, woher sie gekommen und wohin sie gegangen. Dominikus aber, seine Hände erhebend, rief: „Und nun, meine Brüder, esset! Gott nährt seine Kinder!“ —

3. Um das Jahr 1218 langte in Rom ein berühmter Doktor an, Reginald, Dekan von Saint-Aignan d'Orleans, der durch fünf Jahre zu Paris das kanonische Recht gelehrt hatte. Er war abgereist, um zu Jerusalem das Grab Christi zu besuchen; auch auf seiner Pilgerung wollte er sich in Rom aufhalten. Seit längerer Zeit bereits hatte Reginald, in Folge geheimer Eingebung, getrachtet, Allem zu entsagen und sich ganz dem Geschäfte des Predigtamtes zu widmen: aber er hatte von dem neuen Prediger-Orden, der vollkommen seinen Absichten entsprach, noch keine Kenntniß. — Als er davon Kunde erhielt, eilte er, den heiligen Dominikus aufzusuchen, und gerührt von der Milde seines Wortes, wie von seiner ehrwürdigen Erscheinung, beschloß er, nunmehr in seinen Orden einzutreten. Indessen erkrankte Reginald so schwer, daß ihn die Aerzte aufgaben. Der heilige Dominikus konnte sich gar nicht trösten, einen Sohn, den er bereits zu den Seinen zählte, zu verlieren, und bat aus der ganzen Fülle seines Herzens die heilige Jungfrau Maria um ihren Schutz. Die Mutter des Erlösers, die so milde und gütige, erhörte ihn und zeigte sich Reginald, im Geleite zweier Jungfrauen von strahlender Schönheit. Sie selbst streckte ihre Hand aus und salbte seine Füße, und rief: „Ich salbe deine Füße, damit du das Evangelium predigest!“ Dann wies sie ihm ein Ordens-Gewand; und das Scapulier, als Symbol der Reinheit, ersetzte das Chorhemd von Linnen. — Tags darauf stand Reginald vollkommen genesen auf, und erzählte unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem heiligen Dominikus seine Vision. — Er wanderte in's gelobte Land, und nach beendeter Pilgerfahrt empfing er das Ordenskleid aus den Händen des heiligen Dominikus, der ihn alsbald nach Bologna sendete, um daselbst eine Colonie der Dominikaner, nämlich eine Prediger-Schule, anzulegen. —

---

367. Der Priestersprung.

Eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt Bantry in der süd-irischen Grafschaft Cork an der Landstraße springt ein großer Felsen vor, in dem einige Vertiefungen sich wahrnehmen lassen, die den Eindrücken, welche eines Menschen Kniee und Hände in weichem Lehm machen, nicht unähnlich sind und

denn auch von der örtlichen Ueberlieferung als von einem Priester herrührend bezeichnet werden, der vor seinen Verfolgern in einem ungeheuern Satze von der Höhe der stundenweit entfernten Bergkette auf diesen Felsen, glücklich errettet, herabgesprungen sei. Das Volk verknüpft in der Sage den Wundersprung mit geschichtlichen Vorgängen zur Zeit der Herrschaft der englischen Königin Elisabeth in Irland, wie folgt:

Philipp O'Sullivan, der fürstliche Herr des Bear- und Bantry-Gaues, hatte sich der Verbündung der O'Neil, O'Donnel, O'Connor und Mac Carthy — lauter fürstliche Herren, sowie er, aus uralt-irischen Geschlechtern — zur Befreiung ihres Landes vom englischen Joche angeschlossen und ward in seiner festen und prächtigen Burg Dunboy von dem Lord-Präsidenten der Landschaft Munster, dem englischen Lord Carew, hart belagert. Ihm in seiner schweren Bedrängniß Hilfe zu schaffen, hatte sich ein Priester — es soll der Pater Dominik Collins gewesen sein, der mit anderen geistlichen Vätern schon lange von Dunboy aus für die Sache des Glaubens gegen die englische Ketzerherrschaft fort und fort zu wirken eifrig bemüht gewesen war — in Verkleidung fortgemacht, um die stammvetterlichen O'Sullivane von Kenmare und Killarney und die verwandten Stämme der Mac Finin Duffe und Mac Gillicuddye im Kerryland in Aufstand und zum Beistand zu bringen. — Er wanderte so in seinem Berufe, als er eines Tages, im Fleskthale, von englischen Streifwachen überrascht und hitzig verfolgt wurde, die von einigen verrätherischen Söhnen Erin's geführt wurden, welche uneingedenk ihres Vaterlandes und Glaubens beide dem Sachsen verkauften. Der Priester, der Gegend sattsam kundig, lenkte seine Flucht den großen Bergzug hinauf, der das Cork vom Kerry scheidet. Die irischen Soldknechte setzten ihm mit flinkem Fuß hitzig nach, derweil die schwerfälligeren englischen Streifwachen, so gut sie konnten, hinter ihm drein keuchten und pusteten; und schon ging der Wettlauf zu Ende — schon war das geistliche Wild nahezu niedergehetzt — schon drang warm der Athem eines Rothbeins dem Priester in den Nacken. Nicht viele Augenblicke — und die Höhe war von den Verfolgern erreicht — und noch ein paar Augenblicke und er war gebunden, und ward dem Lord Carew geschickt, zum Festfraß der Raben, wie er vom Wartthurm des Dunemarker Schlosses hing...... Aber im selben Augenblicke, da die Hand eines irischen Soldknechts sich ausstreckte, seine Achsel zu fassen, sandte der Priester ein Stoßgebet zur heiligen Jungfrau Maria empor und dann that er, stark im Glauben, den Sprung vom obersten Felsgrath des Gebirges, und

fort flog er, wie ein Aar das Thal niedersegelnd, schwebend über See und Bühel und Bach, hingetragen auf der Schwinge des Glaubens, bis er auf den Felsen an der Bantryer Straße herabschoß, der noch dort ein unbestreitbarer und unvergänglicher Zeuge des Wundervorganges steht. —

---

368. Die diebischen Maler.

Bischof Gebhard II. von Constanz, genannt der Heilige, von dem das Sanct Gebhards-Kirchlein den Namen trägt, wird als Gründer des Klosters Petershausen genannt. —

Gebhard war ein Sohn des Grafen Ulrich IV. von Bregenz und der Dietburg, und wurde auf der alten Burg Hohen-Bregenz geboren, auf deren Resten das genannte malerisch gelegene Kirchlein steht. Noch als Domherr von Constanz vertauschte Gebhard an das Kloster Reichenau seine Güter zu Zurzach gegen den Boden, auf dem er sein Kloster gründen wollte. Damals war dieser Platz unbewohnt und feucht gelegen, wie ein Sumpfgrund. Im Jahr 983 legte Gebhard, nun Bischof von Constanz, den Grund zur Klosterkirche: und unter jeden Eckstein wurde ein Goldstück gelegt. Der Bischof leitete in eigener Person den Bau.

Nur Einmal war er abwesend, während das Innere der Kirche gemalt wurde. Diese Abwesenheit des Bischofs benutzten die ungetreuen Maler: sie stahlen die besten Farben, trugen sie in ein nahes Wäldchen und vergruben sie daselbst in der Erde.

Als der fromme Mann zurückkam, heischten die Maler Farben, und weil keine da waren, verzögerten sie mit Fleiß die Arbeit. Ruhig hörte der Bischof den Männern eine Zeitlang zu, dann sprach er: „So lasset es uns suchen, was wir bedürfen! Kommet, folget mir, vielleicht giebt uns Gottes Gnade Das, was wir bedürfen, damit ihr schleunig Farben schaffen könnet!" Und nun führte er sie, ohne daß es Jemand verrathen, gerade an den Ort, wo die diebischen Maler die Farben vergraben hatten. Er stieß seinen Stab in die Erde und sprach: „Hier grabet in Gottes Namen, und sehet, ob ihr Etwas findet!" Jenen schlug das Gewissen, doch gruben sie in die Erde, und siehe da! sie brachten die vergrabenen Farben heraus. Mit heiterer Miene sagte jetzt der Mann Gottes: „Nun, liebe Kinder, arbeitet weiter, und lasset euch dieses Zeichen ein Antrieb sein, desto fleißiger an's Werk zu gehen!" Diese aber entsetzten sich über das Geschehene und gingen von dannen. —

An dem Orte, da Solches geschah, brach zur Stunde eine Quelle des klarsten Wassers hervor, die bis auf diesen Tag nie versiegte.

Am folgenden Tag, als die Maler an ihrer Arbeit fortfuhren, fielen sie urplötzlich um, und lagen wie todt da. Während der Bischof noch an der Tafel saß, wurde ihm dieß gemeldet; mit ruhiger Miene sprach er: „Lasset sie! Mögen sie ein wenig büßen, was sie an den Heiligen verschuldet!" Danach begab er sich an den Ort, wo die für todt Gehaltenen lagen; er rührte sie an mit seinem Stab und sprach: „Nicht gebe ich euch den Lohn, daß ihr hier lieget und schlafet — stehet auf und gehet an euere Arbeit!" Da richteten die Männer ihre Häupter empor, standen auf und gingen, wie wenn nichts geschehen wäre, wieder an ihre Arbeit.

Das sind die eigenen Worte der alten Kloster-Chronik. —

369. Treuer Sinn.

(Volkssage.)

Eine ganz besonders große Verehrung widmet man in ganz Belgien der heiligen Magd Gudula.

Als sie gestorben war, da lag die ganze Umgegend von Ham an der Maas in tiefste Trauer versenkt, denn ihre Heiligkeit war weit umher bekannt. Viele Thränen strömten auf ihren Sarg, noch mehr auf ihr Grab.

Gott wollte aber ihre Tugenden noch in ein helleres Licht stellen. Noch ruhte ihr Leib keine Nacht im Grabe, als zu Füßen desselben eine Pappel aufschoß; in der Stille der Nacht wuchs sie und ward ein kräftiger Stamm, und als der Morgen graute, da streckte sie ihre Krone hoch zu den Wolken. Zahllose Vögel flogen herbei, in dem Wunderbaume ihr Nest zu bauen; doch vor Allen sah man ein Vöglein von nie erblickter Schönheit, das zwitscherte und sang vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und in so wunderbaren Weisen, daß Alt und Jung aus ganz Ham herbeiströmte, ihm zuzuhorchen.

Das dauerte also manchen Tag und manches Jahr, und immer grünte der Baum an dem Grabe und immer sang das Vöglein sein Lied. —

Da wollte man endlich die Gebeine der frommen Gudula von dem Friedhofe zu Ham hinwegführen gen Moorseele, wo sie in der Kapelle des Erlösers ein ihrer würdigeres Plätzchen finden sollten.

Diese Uebertragung geschah mit großem feierlichen Gepränge, denn der Papst zu Rom hatte Gudula als eine Heilige anerkannt, und Moorseele schätzte sich hochglücklich, einen so theuren Schatz in seiner Kirche zu besitzen. —

In der Nacht aber, nachdem man die Gebeine aus dem Grabe genommen, schien die schöne Pappel sehr zu trauern und auch das arme Vöglein war verstummt und sang kein Lied.

Da hielten sie endlich Zwiesprache, was sie thun sollten.

„Ich mag hier nicht länger bleiben," sprach die Pappel, „und mag hier nicht mehr grünen!"

„„Ich bleibe auch hier nicht fürder,"" sprach das Vöglein, „„und will hier nicht mehr singen!""

„Dann zieh' ich Gudulen nach!" erwiederte der treue Baum.

„„Und ich fliege ihr nach!"" zwitscherte das Vöglein.

Und der Baum stieg aus der Erde und wanderte mit all' seinen Wurzeln und mit all' seinem Laube dahin bis gen Moorseele. Da steckte er seine Wurzeln in die Erde, gerade vor die Kapelle hin, und seine Blätter erhoben sich wieder, und das Vöglein setzte sich drauf und sang wieder lustig darin. —

Am andern Morgen, als die Leute zu Moorseele in die Kirche zur heiligen Messe kamen, stand Jeder verwundert still ob des Baumes, den man bis dahin noch nicht gesehen, und ob des Vögleins, welches man noch nicht gehört.

Indem kamen einige Hamer zufällig da vorbei, um einen benachbarten Markt zu besuchen, und auch Die, welche die Gebeine Gudula's gen Moorseele geleitet, kamen hinzu, und die sprachen Alle:

„Ist das nicht **die** Pappel, welche zu Gudula's Füßen grünte, und **das** Vöglein, welches auf der Pappel sang?"

Und Alle erkannten den Baum und den kleinen Sänger; doch konnten sie noch nicht an das Wunder glauben, und sandten Boten gen Ham, um zu fragen: ob der Baum noch dastehe und der Vogel noch sänge? — Doch die Boten kamen zurück und sprachen: „Der Baum sei verschwunden und mit ihm der Vogel." —

Was war da in Moorseele für große Freude! —

---

370. Schwer bestrafter Hochmuth.

(Tiroler Sage, erzählt von Ludwig Bechstein.)

Da, wo jetzt der Oetzthal-Ferner seine gigantische Eisspitze hoch über die öde Welt seiner Gletscher und seines ewigen Schnees streckt, lag vor Zeiten ein blühendes Alpenstädtchen, Tannenee, so viel als „Tannen-Bund," denn Ee (Ehe) heißt so viel als Bund,

Satzung oder Recht. — Da war noch gute Zeit auf der Erde, als jenes Städtchen blühte. Hohe, weitgedehnte Tannenforste breiteten sich über die Berghöhen, belebt von zahlreichem Gethier und Geflügel, von Steinböcken und Gemsen und anderem Wild. Bei den Menschen wohnte die Frömmigkeit, das Recht und die Barmherzigkeit, Keiner fügte dem Andern ein Leid zu, und der schuldlos Arme fand liebevolle Unterstützung. Dafür quoll Segensfülle aus der Hand der göttlichen Allmacht auf Ort und Bewohner nieder, und fast mochte Tannenee ein „Paradies" genannt werden, denn es gab dort kein Unrecht, keine Laster und kein Verbrechen.

Das währte lange so fort, dann aber kam eine andere Zeit.

Aus der Fülle des Segens, der die Tugend der Bewohner von Tannenee belohnte, war Reichthum geworden, und allgemach verblendete der Reichthum die Herzen und erfüllte sie mit Gier nach immer größerem Gewinn. Da wurden Erzgänge erschlossen und ausgebeutet, Wälder niedergeschlagen, friedliche Thiere niedergeschossen, nicht nur zur Nahrung, sondern aus frevler Lust am Morde. Die einfache Tracht der Tiroler Land- und Bergbewohner war nicht mehr gut und schön genug; man prunkte in Gold und Seide und in wälscher Tracht. Zuletzt wurde auch das Recht verletzt und verdreht, die Wohlthätigkeit nahm ab und die Habsucht und der Geiz nahm zu. Da hörte die goldene Zeit auf für Tannenee, obschon Männer und Weiber in Gold gekleidet einherstolzirten.

Endlich wurden die Reichen schier so stolz und üppig und übermüthig, wie einstens das Volk von Babylon, und sprachen wie jenes: „Wohlauf, lasset uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen! Und lasset uns eine Glocke hängen in den Thurm, deren Schall alle Welt vernehme im ganzen Gebirge! Und so uns Kinder geboren werden oder unser Einer mit Tod abgeht, soll die Glocke geläutet werden, daß unser Gedächtniß ruchbar werde, und soll für solches Läuten eine Gebühr bezahlt werden an den hohen Rath von Tannenee! — Dem **armen Volk** aber, so nicht zahlen kann, soll man auch nicht hinläuten!" —

Und erbauten den mächtigen Thurm, der so stark wurde wie ein Berg, und so hoch, daß er über alle Berge viele Meilen im Umkreise ragte, und hingegen eine Glocke hinein, größer wie die größte Glocke, die es heut zu Tag auf der Welt giebt.

Und thaten auch, wie sie gesagt hatten. —

Da kam eine Hungersnoth über das Gebirge, und ein Viehsterben. Und da wurden der Armen sehr viele, und die Hirten

verzweifelten, und lagen an den Thüren der Reichen zu Tannenee, und flehten um Brod um Gottes willen. Die Reichen aber verschlossen ihre Thüren und ihre Herzen und ließen die Armen verhungern.

Da kam ein Menschensterben über das Gebirge, und ein Ungewitter, und ein strenger Frost, daß die Hütten verschneit, oder von Lawinen überschüttet, oder von den Muren jählings in Abgründe gerissen wurden. Und die Bewohner der Berge flüchteten nach dem gesicherten Tannenee, das ein Tannenforst gegen Lawinen und Muren schützte, und flehten um Obdach und Nahrung — aber die zu Tannenee trieben mit goldenen Geißeln die Flehenden von ihren Schwellen, oder ließen sie darauf erfrieren; und mochte von dem armen Volke sterben, wer da wollte, so wurde keinem Einzigen zu Grabe geläutet.

Da verfluchte das arme, hungernde und sterbende Volk die Reichen zu Tannenee. Und da war die gute Zeit von Tannenee vorüber.

In einer schaurigen Mitternachtstunde begann die Windsbraut ihren rasenden Reigen, und es schneite und schneite fort und fort, und verschneite alle Pfade. Kein Mensch konnte mehr aus seinem Hause, denn der Schnee hemmte jeden Schritt.

Die große Glocke läutete in der zweiten Mitternachtsstunde von selbst — weithin über das Gebirge drang ihr schauervolles Läuten, wie Sturm — aber die Bewohner der niedriger gelegenen Orte, welche Tannenee zu Hilfe zu kommen versuchten, fanden den Ort nicht, denn ein hoher Eiswall umgürtete ihn. Nur der Glockenthurm hob sich gespenstig hoch und starr in die grauen Lüfte, und begann weiß zu werden und nach und nach bläulich — er ward von Eis überglaset. Doch läutete noch in sechs Mitternächten die Glocke in diesem Thurme.

Sieben Tage lang währte der Schneefall, und es gab kein Tannenee mehr! — Und nimmer wieder wich der Schnee; er wird wohl bleiben bis zum jüngsten Tage!

Und wo die Stadt in den Tiefen ruht, breitet sich der Oetzthal-Gletscher aus.

In schweren, gefahr- und drangvollen Zeiten hört man es mächtig tönen und dröhnen wie vom fernen Hall einer wunderbaren Domglocke. Das ist der Hall der Kirchthurm-Glocke von Tannenee, und der Thurm, darin sie hängt, ist der Oetzthal-Ferner.

Und wenn die Bergbewohner den trauervollen Hall hören, beten sie still ein Vaterunser und ein Ave Maria. —

In früher Zeit hat es auch ein Lied gegeben „vom Untergange von Tannenee," das ist nunmehr auch schon vergessen. Nur Einen

Vers hört man noch bisweilen von den Gebirgern singen oder sagen, und der lautet:

„In der Stadt Tannenee
Au weh — au weh!
Fällt a Schnee
Und appert *) nimmameh!“ —

371. Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling, Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den Andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkte er sich verständiger denn sieben Weise, und geberdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor Andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deßhalb sagte Samuel: „Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen; — aber er widerstrebt und verdirbt es selber!“

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da liegt gen Ramah. Und siehe! es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: „Adoniah, was siehest du?“ Und Adoniah sprach: „„Ich sehe einen Weinberg, und es umweht mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.““

Da sprach Samuel: „Tritt herzu und beschaue die Blüthe des Weinstocks!“ — Und der Jüngling trat hinzu, beschaute und sprach: „„Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt!““ —

*) Thaut auf.

Da antwortete Samuel und sprach: „Und dennoch bringt es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde! Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend!" —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem, sanftem Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah, und sprachen: „„Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!""

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoa und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel. —

---

372. Lehrer und Schüler.

Der heilige Martinus, Bischof von Tours, ließ keinen Augenblick des Tages für den Dienst des Herrn und der Gläubigen unbenutzt; oft brachte er sogar noch die Nacht im Gebet und im Arbeiten zu; ein auf die Erde ausgebreitetes Bußkleid war seine Lagerstätte; und seine Ruhe dauerte oft nur so lange, als es das nöthigste Bedürfniß der Natur erforderte.

In seinen äußerlichen Beschäftigungen fand sein Herz keine Zerstreuungen, und er hatte sich gewöhnt, nie Gottes Gegenwart aus den Augen zu verlieren. Alles, was ihm begegnete, bot ihm Anlässe zur eigenen Heiligung, oder zur Tugendlehre für Andere dar. Jesus war stets in seinem Herzen und auf seinen Lippen. Diese Liebe zu seinem Heiland suchte er namentlich recht tief in die Seele seiner Schüler hinüberzupflanzen, damit Jesus auch in ihre Seele kommen, und — sie seiner würdig findend — darin seine Wohnung aufschlagen möchte.

Im Verkehre mit seinen Schülern kam er einmal an einem Hügel vorbei, auf dem ein mit Lumpen bedeckter Mensch lag, der die Schweine hütete. „Sehet," rief er, „den aus dem Paradiese vertriebenen Adam; ziehen wir den alten Adam aus, um den neuen Adam Jesus Christus anzuziehen!" —

Ein anderes Mal gelangten sie zu einem Bache, wo Vögel den Fischen nachhaschten. „Sehet ihr da," bemerkte er, „das Bild der Feinde unseres Heiles; sie liegen im Hinterhalte, und lauern, um unsere Seelen zu fangen, und Beute zu machen!" —

Als er einst eines Schafes ansichtig wurde, das man so eben geschoren, sagte er freundlich zu seiner Umgebung: „Dieses Schaf hat getreulich die Vorschrift des Evangeliums erfüllt; es besaß zwei Röcke, und gab davon einen Demjenigen, der keinen hatte; lasset uns dasselbe thun!" —

---

373. Doch nicht Meister über alle Meister! *)

(Einer französischen Legende nacherzählt von Wilhelm Dunker.)

Es lebte vor alten Zeiten im Süden Frankreichs ein Jüngling, den Gottes Huld mit einer wunderbaren Gabe beschenkt hatte. Unter seiner geschickten Hand formten sich die herrlichsten Kunstgebilde aus jeglichem Metall, und was man sich immer Prächtiges und Zierliches denken kann, das ging täglich aus seiner Werkstatt hervor.

Gern hätte der Künstler seine Gebilde aus edlem Gold und Silber gefertigt; aber wie Armuth gewöhnlich die Schwester der Kunst ist, so war es auch hier; und Eloi, so hieß der Jüngling, mußte sich begnügen, Das in schlichtem Eisen auszuführen, was er gern im kostbarsten Metall hätte schimmern lassen. Aber kein Goldschmied arbeitete so kunstvoll wie er, und jedwedes Eisen-Gefäß, das aus seiner rußigen Esse hervorging, hatte einen höhern Werth, als irgend ein goldener Becher, wie kostbar auch sein Metall, und welcher Meister ihn auch geformt. Bald war es ein Schild, den er mit herrlichen Schlachtgemälden zierte; bald ein Schwert, das köstliche Rosen schmückten; bald ein Helm, den ein grausiger Drache überragte, oder ein Bügel oder Pferde-Gebiß, das in wunderlichen Gebilden glänzte. Selbst bis zu den Hufeisen der Pferde hinab erging sich seine Kunst; mit vielem Fleiße waren sie gearbeitet, und genauer als die Stiftchen in das kleinste Uhrwerk fügten sich die Nägel in das Eisen. Und dennoch brauchte er, um ein solches Eisen zu schmieden, nur drei Hitzen, während kein anderer Schmied es ohne sechs zu Stande brachte.

Schon viele Kunstwerke hatte er geschaffen; so war denn sein Name weithin genannt, und aus allen Gegenden kamen Ritter und Reisige in das kleine Dorf des Schmieds, um Harnische und Wehren bei ihm zu bestellen; so daß der Wirth „zur goldenen Sonne," der ihm gerade gegenüber wohnte, oft nicht genug Raum hatte, die Reisigen zu betten, und nicht genug Stallung, um ihre Rosse unterzubringen. —

---

*) Aus: Unterhaltungen am häuslichen Herd. Leipzig, Brockhaus.

Als nun der Jüngling sah, wie hoch man seine Werke schätzte, wie alle Welt danach verlangte, und wie sein Lob in jeglichem Munde war; da vergaß er die Demuth, die jedes Künstlers Gefährtin sein soll, da seine Gabe ein Geschenk des Herrn ist, und er wurde hoffärtig, und böser Stolz erfüllte seine Seele. Also setzte er über seine Thüre eine Inschrift, die lautete: „Eloi, Meister der Meister, Meister über Alle." —

Aber Gott sah seinen Hochmuth, und in seiner Straf-Gerechtigkeit beschloß er, ihn zu züchtigen.

Schon war sein Arm ausgestreckt über ihn, da trat der Heiland zu dem himmlischen Vater, und redete milde: „Herr!" sagte Christus, „vergieb ihm, denn er ist ein Schaf meiner Heerde. Darum halte ein in deinem Zorn, und in dreien Tagen bring' ich ihn reuig zurück!"

Da sagte der Herr: „„So geb' ich ihm zur Bekehrung Eine Nacht und Einen Tag!"" —

Und Jesus fuhr hinab zur Erde auf einem Sonnenstrahle. Dann wandelte er sich um und schritt dahin als ein schlichter Schmiedgeselle. Er hatte sein Ränzlein auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, seine Kleider und seine Schuhe aber waren bestaubt, als käme er aus fernen Landen.

So trat er hin zu Eloi.

Doch vor der Thür der Schmiede war gerade ein Rößlein angebunden, das sollte beschlagen werden, und der Meister stand vor dem Ambos, und drehte das glühende Eisen und schmiedete.

Da trat der Knecht bescheiden zu ihm, und sprach: „Meister, ich komme aus fernen Landen! Ich habe euch rühmen und preisen hören, deßhalb verlangt es mich, bei Euch zu arbeiten!"

Da das Eloi hörte, blähte der Stolz seine Seele; allein er glaubte Niemand würdig genug, mit ihm zu arbeiten, und darum fragte er den Gesellen: „„Was weißt du zu machen?""

„Mancherlei, wie's einem Schmiede geziemt!"

Er aber gedachte den Fremden zu beschämen, und sagte deßhalb: „„Könntest du wohl ein Eisen schmieden, wie dieses? Und wie viel Hitzen sind dir vonnöthen?"" Denn da er selbst nur drei gebrauchte, so dachte er, den jungen Gesellen zu fangen und schimpflich von dannen zu schicken.

Allein der Jüngling entgegnete: „Nur Eine Hitze!"

Da sah ihn Eloi an, und wurde purpurn im Antlitze, und redete: „„Wohlan, so schaffe! Mach' mir ein Eisen, dem meinen gleich, und schlag' es da dem Rosse an!""

Als das der Gesell hörte, faßte er den Hammer, ließ das Eisen erglühen und legte es auf den Ambos, und bald lag das Hufeisen da, tadellos, wie das erste.

Und Eloi betrachtete es, und da er keinen Fehler wahrnahm, sagte er: „„Nun mußt du es anschlagen!““ — Darauf bot er dem Jüngling den Nothstall, um das Rößlein zu stellen; der aber verweigerte ihn und trat zu dem Rosse; und indem er dem Thiere den Fuß in die Höhe hob, zog er ein Messer aus seinem Gürtel und schnitt ihm das Bein ab, so recht im Gelenk. Aber das Rößlein stand ruhig, als sei ihm nichts geschehen, und hatte doch nur drei Füße.

Da schaute ihn Eloi schaffen und sagte kein Wort; der Fremde setzte den Fuß in den Schraubstock und schlug das Eisen darauf. Dann, als er geendigt, trat er hinaus vor die Schmiede, und setzte den Fuß an die Wunde, und alsobald war er fest. Das Rößlein aber sprang lustig umher wie ein junges Füllen, wenn es die Weide verläßt, und gleich — als sei ihm nimmer solches geschehen.

Der Fremde schaute den Meister an, und sagte: „Wie gefällt Euch die Weise?“

Wohl war Eloi des Staunens voll, doch Hochmuth ist ein böser Rathgeber und läßt die Wahrheit nimmer durch; darum sagte er: „„Ich kannte sie wohl, doch ziehe ich die meinige vor!““

Als das Jesus hörte, seufzte er tief. Eloi aber verstockte sich innerlich, und der Neid wuchs in ihm, und er haßte den fremden Gesellen.

Als nun die Sonne im Mittag stand, schickte er denselben hinweg weit in die Runde, und gab ihm der Botschaften und Geschäfte so viele, daß jeglicher Schmiedgeselle in drei Tagen sie nimmer beendigt hätte.

Kaum hatte der Knecht das Dorf verlassen, so langte ein glänzender Ritter an. Er saß auf einem herrlichen Schimmel, eine leuchtende Rüstung umschloß ihn, und auf seinem Helme wehte eine weiße Feder. So hielt er vor der Schmiede.

„„Meister,““ sprach er, „„beschlagt mir mein Roß, doch wahret es gut! Indeß denk' ich drüben einen kleinen Imbiß zu thun.““ Mit diesen Worten trat er in die Schenke und verschwand.

Da kam dem Eloi die Lust an, die neue Weise zu proben, und da er genau beschaut, wie Jener gethan, so machte er hurtig sein Eisen zurecht. Dann trat er zum Roß und hieb ihm den Fuß ab, ganz wie er's vom Andern gesehen. Da schoß ein Blutstrom hervor, gleich einem Gebirgswasser; das Roß sank zusammen und zuckte am Boden in einer Lache von Blut, und wollte schier sterben.

Eloi stand dabei, die böse Furcht ergriff seine Seele, das Messer entsank seiner Hand, und auf seinem Antlitz wechselte Röthe und Bleiche. Grauses Entsetzen fuhr ihm an's Herz und machte ihn zittern, so daß die Kniee ihm wankten. Es war ihm gleich der Hölle.

Als er so dastand, vernahm er die Stimme des fremden Gesellen; der trat zu ihm hin und redete schlicht: „Meister, was Ihr mir geboten, es ist vollbracht!" — Da sah der Fremdling das bleiche Antlitz des Schmiedes und rief: „Was ist Euch?"

Eloi vermochte nicht zu reden; die Zunge schien ihm gelähmt, und stumm deutete er auf das ersterbende Roß.

Als das der Fremde erschaute, sagte er mit Milde: „Ist es Das nur, was Euch betrübt?" — Dann faßte er den Fuß des Thieres und paßte ihn an, und wiederum sprang der Schimmel empor und wieherte laut und hob sich lustig, als sei ihm niemals ein Gleiches geschehen.

Da sanken dem Eloi die Schuppen von den Augen; er erkannte den Heiland, fiel vor ihm nieder und betete ihn an.

Eine leuchtende Klarheit umgab den Herrn, wie der Glanz der sieben Himmel; ein Schein strahlte um sein Haupt wie die himmlische Krone. Er streckte seine Hände über Eloi und sprach: „Wohlan, es sei dir vergeben, dieweil du erkennest! Doch hüte deine Seele vor Hochmuth, damit der böse Feind nicht den Sieg gewinne in dir und dich verderbe! Wohl magst du dich Meister der Meister nennen, doch — Meister über Alle, **das bin ich!**" — —

Und Eloi drückte seine Stirn in den Staub; — und als er nun den Blick emporrichtete, sah er, wie das Rößlein sich von der Erde hob und in die Höhe schwebte. Auf ihm saß der Andere, der Ritter, der es geritten, im glänzenden Harnisch; ein weißer Mantel flog um seine Schultern, die Lanze blitzte in seiner Hand und das Schwert hing an seiner Seite. Das war der heilige Georg. Aber hoch in den Wolken stand schon der Heiland; seine Hände waren ausgestreckt wie zum Segen, um seine Lippen spielte ein mildes Lächeln, das Eloi's Herz mit unaussprechlicher Wonne erfüllte. —

---

374. Ueber die heilige Schrift.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg sagt:

„Erhaben in edelster Einfalt, reich und gewaltig, und freundlich und hehr wie die Natur; immer mehr gewährend, je mehr man

von ihr empfing, wunderbar in ihrer Mannigfaltigkeit, wie in ihrer Einheit, wunderbar und wahrhaft wie die Natur säugt die heilige Schrift an mütterlichen Brüsten die Kinder frommer Einfalt; und an ihren Tiefen staunt anbetend der Weise. Sie umfaßt Zeit und Ewigkeit; in menschlicher Sprache stellt sie das Göttliche dar, unerreichbar in ihrer Hoheit, und traulich sich herablassend zum Hirten auf der Flur, und zum zarten Kinde, „aus dessen Munde der Herr sein Lob sich bereitet.“ Ps. 8, 3.

Sie bietet sich dar dem Umnachteten zur Leuchte, dem Irrenden zum Leitstern, dem Wankenden zum Stabe, dem Trauernden zum Trost, dem frommen Dulder zum Kelche des Heils, dem Kranken zur Arznei, uns Allen zum Führer auf schmalem, gefährdetem Pfade, zu den Hütten des ewigen Heils.

Der Unendliche und der Mensch sind ihr Inhalt; und indem sie dem Wahrheitsuchenden sein eigenes Herz mit ihrem Lichte beleuchtet, giebt sie auch dadurch einen kräftigen Erweis von der Wahrheit Dessen, was sie vom Unendlichen ihm kundthut.

Was den Geist des Menschen erleuchten, was seinen Willen schmeidigen, lenken, locken, was sein Herz erschüttern, schmelzen, entflammen mag, das findet man in ihr, und in lebender Urkraft nur in ihr. Auf ihren Tiefen schwebt der ewige Geist, wie er schwebte auf den Wassern der Schöpfung. Sie redet mit Völkern in Donnern des bebenden Sinai; sie flüstert der Seele holde Worte der Brautwerbung, im Namen des Ewigen!

Wer von den heiligen Schriften sich entwöhnt, der entwöhnt sich vom Leben der Seele; glücklich, wenn er noch bei Zeiten inne wird, daß die Welt, sei es mit ihren Lüsten, sei es mit ihrer Weisheit, ihm nur Hülsen bot, bei denen der unsterbliche Geist verschmachtet!“ —

---

375. Die Glocke, das Rauchfaß und die Rose.

Der hochachtbare Wanderer aus Paris, Louis Veuillot, schrieb in sein Reise-Tagebuch, das den Titel führt: „Rom und Loretto,“ das Folgende:

„Mein Gott! die **fromme Glocke**, welche uns zu den Feierlichkeiten deiner Kirche ruft, die feierliche Glocke, die uns anzeigt, daß Einer unserer Brüder im Todeskampfe liege, und daß man dich für ihn anrufen soll; — die freudige Glocke, welche deine Feste feiert und deren Hall den weiten Raum der Lüfte erfüllt; — die freundliche und wachsame Glocke, welche des Abends, mitten unter den Geschäften und Störungen des Lebens, uns der Gedanken-

losigkeit und dem Vergessen des Himmels entreißt und uns traulich einladet, den geliebten Namen anzurufen, den die armen Sünder noch nie vergeblich angerufen haben: diese Glocke ist doch nur ein fühlloses Erz, welches zwischen vier Mauern aufgehängt ist und das eine starke Hand in Bewegung setzt! —

Herr! diese **Rauchfässer** von Silber und von Gold, welche an den Füßen deiner Tabernakel duften, welche sich in deiner wirklichen Gegenwart erheben und schwingen, die Tempel mit Geruch der Frömmigkeit erfüllen und mit einem bläulichen Rauche, welcher gleichsam der sichtbare Wohlgeruch unserer Gebete ist; diese Rauchfässer sind wieder nichts als ein todtes Metall, welches gebrechliche Menschen-Arme vor unseren Augen hin und her bewegen! —

Allmächtiger Schöpfer! was ist die **Rosen-Blume** mit so lebhaften Farben, welche unsere irdischen Wege mit Wohlgerüchen erfüllt? Sie bleibt, während sie auf den Flügeln der Lüfte so viele süße Ausflüsse zu dir emporschickt, auf der Erde angeheftet wie wir. Ihr Stengel, der ohne Schönheit, ohne Glanz und ohne Geruch ist, bietet oft nur rauhe Dornen dar, womit sie die Füße des Wanderers verwundet! —

So verhält es sich auch mit meiner Seele, der unwissenden und gefangenen: sie ist an die Erde gebunden, sie liegt im Staube; wie der Stengel der Rose, und wie die Glocke und das Rauchfaß gehorcht sie niedrigen Antrieben!

Aber mit deiner Gnade, o heiliger Vater! schickt diese Seele, welche grobe Leidenschaften erschüttern, zu dir auch fromme Glocken-Laute empor; du hast in dieses kalte und unfruchtbare Rauchfaß ein göttliches Feuer gelegt, welches, wann es in Bewegung gesetzt wird, ich weiß nicht was von sich selbst verzehrt und reinigt, dann Flügel annimmt, dich sucht, und von dir nicht verschmäht wird; und diese Blume, diese dornige Blume, diese Blume, welche die Erde nicht verlassen kann, entfaltet sich an der Sonne deiner Barmherzigkeit, und sendet zu dir, als Boten der Liebe, reine und himmlische Ergüsse empor!

Sei gepriesen, o mein Gott, daß du dem Erz eine so liebe Stimme, dem Rauchwerke so mächtige Flügel, der Blume so süße Wohlgerüche, der armen menschlichen Seele einen so lebendigen Glauben und Gebete gegeben hast, deren Aufschwung ihre Gefangenschaft nicht hindert! —

Manchmal erschreckt mich der Staub, in den ich gebannt bin, der Koth, in dem meine Füße gehen, jene schlimmen Gesinnungen, welche mich bewegen und dahinreißen; dieß Alles erschreckt mich, und ich fürchte, du möchtest die schwache Huldigung, die ich dir

darbringe, mit Abscheu zurückweisen! Aber du bist gütig, ich ermuthige mich wieder! Du nimmst an, was sich zu dir erhebt: und der Ton, der zu dir emporsteigt, und das Rauchwerk, das ich dir darbringe, und das Bischen Wohlgeruch, der sich aus meiner Seele ergießt, ist das dürftige Lösegeld, dessen Unzulänglichkeit deine große Barmherzigkeit ergänzen wird!" —

---

376. Wer hilft: Der König oder Gott?

Es stunden zween Blinde unter einem Thor, da der König oben im Saal saß und aß. Der König konnte zu demselbigen Thor sehen, und sah, wer da ein- und ausging.

Da schrie der eine Blinde: „O, wie ist Dem so wohl geholfen, dem der König oder der Kaiser will helfen!" — Da fing der andere Blinde auch an zu schreien, und sprach: „„O, wie ist Dem so wohl geholfen, dem **Gott** will helfen!"" — Also schrien die zwei Blinden, Einer um den Andern, dieweil der König aß.

Der König wollte versuchen, was sie für Glück hätten, und ließ zween Kuchen backen, und in den einen that er viel Gulden, daß er schwer war, in den andern that er viel Todtengebeine, daß er leicht war, und hieß dem Blinden den schweren Kuchen geben, der zu dem König schrie: „O, wie wohl ist Dem, welchem der König will helfen!" Dem Andern, der da schrie: „„O, wie ist Dem so wohl, dem **Gott** will helfen!"" ließ er den Kuchen geben mit den Gebeinen. —

Als Jeglicher seinen Kuchen hatte, da gingen die Blinden zusammen und fragten einander, was ihnen zu Theil worden wäre. Der Eine sprach: „„Man hat mir einen leichten Kuchen gegeben!"" Der Andere sprach: „Mir auch einen Kuchen, doch der ist so schwer, daß es mir lästig ist, ihn noch länger zu tragen! Weißt du was! Laß uns tauschen!"

Sie tauschten miteinander.

Morgens aber kam Der, welcher den schweren Kuchen vertauscht hatte, und schrie wieder: „O, wie ist Dem so wohl geholfen, dem der König will helfen!"

Der andere Blinde kam jedoch nicht mehr; er hatte genug.

Der König erschien und fragte den Blinden, wo er den Kuchen hin gethan hätte, den er ihm gegeben. Der Blinde sprach, er hätte mit dem andern Blinden getauscht, denn der Kuchen desselben wäre leichter gewesen, als der seine.

Da sprach der König: „„Der andere Blinde hat recht geschrien: „„daß Dem wohl geholfen ist, dem **Gott** will helfen!““ Ich merke wohl, du sollst nichts haben, darum bleibe du in deiner Armuth!“‘ —

377. Zwei große Edelsteine.

Es kam ein Edelmann von seinem Schloß geritten zu einem andern Edelmann auf dessen Schloß, als zu seinem Gesellen. Da holte er herfür seine Kleinode und seiner Hausfrauen Ring, denn er wollte prunken und für reich angesehen werden. In dem Ring aber waren Edelsteine, und war einer dreihundert Gulden werth, der andere sechshundert.

Da er lange glorirt mit den Steinen, sprach der andere Edelmann: „Lieber, was Nutz bringen dir die Edelsteine, wenn sie da liegen?“

Er sagte: „„Keinen Nutz!““

Der Edelmann sprach: „So bin ich über dir; ich habe zween Edelsteine, die gewinnen mir alle Jahre mehr denn dreihundert Gulden.“

Und da wollte einmal der Edelmann die Steine besehen, die so viel einbrachten. Da führte ihn der Andere in die Mühle und zeigte ihm die Mühlsteine und sprach: „Von den Steinen habe ich alle Jahre so viel Gulden!“ —

378. Der gemiedene Spiegel.

Die Gräfin von Soissons fragte einst die Herzogin von Orleans, Gemahlin Philipp's des Ersten: „Wie kommt's nur, daß Sie niemals in einen Spiegel sehen, wenn Sie vorüber gehen, wie's doch hier ein Jeder thut?“

„„Aus Eigenliebe,““ versetzte die Herzogin; „„ich mag nicht sehen, daß ich so häßlich bin!““ —

Ist dieß nicht der Zustand des durch die schnödeste Eigenliebe verstockten Sünders? — Er verabscheut den forschenden Blick in den Spiegel seines Gewissens, um ja nicht zu sehen, wie abscheulich durch ihre Sünden seine arme Seele befleckt und das Ebenbild Gottes in ihr entstellt und entwürdigt ist! —

379 und 380. Zwei Worte Pater Abraham's a Santa Clara.

1. Der Müßiggang.

„Der Müßiggang ist der Lehrmeister aller Sünden und Missethaten, ein Feind der Wissenschaften, ein Vorbote der Sorgen, eine Nacht des Verstandes, ein Vater der Armuth, ein Lehrer der Unwissenheit, ein Verbanner der Tugend, eine Herberge der Laster, ein Polster des Teufels, ein Greuel vor Gott und ein Grabmal für lebendige Menschen! — Faulheit und Müßiggang verursachen auch alles Uebel in den meisten Sachen: in dem Eisen den Rost, in dem Holze den Wurm, in dem Tuch die Schaben, in dem stehenden Wasser die Fäule, auf dem Acker das Unkraut, in dem Hauswesen das Verderben, in der Armuth böse Gedanken und in bösen Gedanken mannigfaltige Sünde!" —

2. Die Krankheiten verschiedener Stände.

„Der Kaufmann leidet gewöhnlich an der Gelbsucht. — Der Rechtsgelehrte an einer Verhärtung des Herzens. — Der Student am Faulfieber. — Die Jugend überhaupt an Harthörigkeit. — Die Weinwirthe manchmal an der Wassersucht. — Die jungen Leute leiden an Kurzsichtigkeit. — Viele, die zahlen sollten, leiden an mancherlei Lähmungen, besonders am Podagra. — Reiche dagegen oft am Chiragra oder Handgicht!" —

---

381. Der falsche Sechser.

(Aus: Schatzkästlein von Berthold Auerbach.)

In einer Stadt am Rheine (der Name thut nichts zur Sache) waren mehrere Männer beim Schoppen gesessen. Das Gespräch wollte nicht mehr recht fort, man hörte die Uhr an der Stadtkirche neun schlagen. Die Meisten schickten sich an, als ehrbare Männer nach Hause zu gehen.

Der Revisor Müller zog seinen Geldbeutel und bezahlte seinen Schoppen. „Ich bleibe doch immer bei Geld," sagte er, „da habe ich vor ein Paar Monaten einen falschen Sechser bekommen, ich weiß nicht von Wem, und weiß auch nicht, was ich damit anfangen soll!" —

Er hob das genannte Geld heraus, sein Nachbar nahm es ihm ab, ließ es auf den blanken Tisch fallen, es tönte bleiern.

„Dem hätt' ich's schon auf zehn Schritt angesehen," sagte ein Mann, der am untern Ende des Tisches saß, „daß er nichts nutz ist; es ist ein ausgewanderter Coburger, der nicht mehr heim darf!"

„Nein, es ist ein Nassauer!“ sagte der Besitzer. „Nun, meine Herren, was soll ich damit anfangen?“

Das Geld wandelt von Hand zu Hand.

„Lassen Sie ihn mir,“ sagte ein Spezereikrämer, „ich nagele ihn zu den übrigen auf den Ladentisch. Ich sage Ihnen, das ist mir eine wahre Freude, wenn ich so einen Gauner festnageln kann.“

„Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, bei einer großen Zahlung wieder verausgaben.“

„Das habe ich auch schon gethan,“ sagte ein weitläufiger Vetter des Doctor Gscheitle.

„Ich betrüge dann aber auf diese Weise wissentlich.“

„Sie können sich ja auch nichts davon wissen machen, wenn Sie ihn mit anderm ehrlichen Gelde fortspediren; Sie üben dann nur Vergeltungsrecht, Sie sind ja auch betrogen worden.“

„Weil ich betrogen worden bin, entschuldigt das mich nicht, wenn ich wieder betrüge!“

„Ich würde ihn einem Bettler schenken, der bringt ihn schon wieder für gut aus!“ sagte der Wirth.

„Nein, das wäre sehr übel gethan! So ein armer Teufel kommt dadurch weit mehr in Verlegenheit, als wir, die wir sonst noch Geld in der Tasche haben und den Fehler gleich wieder gut machen können; man setzt bei ihm eher voraus, daß er die Absicht zu betrügen hatte; und wie traurig, wenn er vielleicht schon den Schoppen Bier getrunken, den er zu bezahlen gedachte! Nein! Denn wenn ich das thue, so bin ich wieder die Veranlassung zur schlechten Handlung eines andern Menschen. Was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn wir uns nicht scheuen, die Ursachen schlechter Handlungen Anderer zu sein?“

„So müssen Sie eben den verbrecherischen Sechser eingesperrt halten, oder in den Rhein werfen!“

„Ich meine,“ sagte der Mann, der das Geld auf zehn Schritte weit schätzen konnte, und seines Handwerks ein Metzger war, „ich meine: der Staat, mit dessen Stempel falsch Geld gemacht worden ist, sollte es auch einlösen!“

„Ho, ho! da hätte der Staat viel zu thun, wenn er alles Schlechte auf sich nehmen wollte!“

„Ich meine aber: der Staat muß ja auch Verbrecher aufnehmen und unterbringen, und solch ein falsch Geld thut alle Tage Sünden. Der Staat muß Findelkinder versorgen, — muß er auch falsch Geld versorgen. Man kann ihm freilich nicht zumuthen, daß er falsch Geld für voll annehmen soll; aber z. B. der Sechser ist doch einen Kreuzer in Kupfer werth, dafür sollt' er ihn einlösen, da wüßte

man doch, was man damit anfangen sollte. Jetzt muß man wieder damit betrügen!“

„Es ist doch merkwürdig mit der menschlichen Natur,“ sagte ein Lehrer. „Unrecht erleiden verführt so leicht zum Unrecht thun! Wenn man einen Menschen mißtrauisch gegen sich selber und seinen Nebenmenschen machen will, so muß man nur sein Vertrauen mißbrauchen. Wenn er nicht besonders fest im Guten ist, macht er's dann auch so. Wer falsch Geld für gut eingenommen hat, giebt es leicht wieder dafür aus. Das ist ein Gleichniß oder ein Sinnbild!“

Die Männer gingen fort und sagten sich gute Nacht. —

Was meinst jetzt du, lieber Leser, was man mit dem Sechser anfangen soll? —

---

382. Wer hat keine Hoffnung mehr?

(Aus: Fellmeier's Abende von A. M. Tendlau.)

1. Es war einmal ein reicher Mann, der konnte sich nie entschließen, ein Almosen zu geben; und wenn man ihn aufforderte, zu irgend einer Unterstützung beizutragen, und war der dazu Auffordernde noch so ehrenwerth und der zu Unterstützende noch so bemitleidenswerth, so pflegte er doch zu spotten und zu sagen: „Dem ein Almosen geben! Der braucht mein Geld nicht, Der ist nicht arm, Der ist ja noch reich an Hoffnungen!“ — Mit der Zeit aber ward es dem reichen Manne doch bang trotz seines Reichthums, und er sagte zu sich: „Was nützt mir all mein Geld und Gut, das ich aufgehäuft? Ich muß am Ende sterben, wie jeder Andere, und kann nichts davon mit in's Grab nehmen!“ —

Da zeigte sich ihm plötzlich ein Greis von ehrwürdigem Aussehen und sagte zu ihm: „„Du hast wohl Recht, von all Deinem Reichthum kannst du nichts mitnehmen; den mußt du zurücklassen, und zwar für Andere zurücklassen! — Auch ist der Reichthum vergänglich und schwindet gar schnell, und es könnte leicht kommen, daß er dich im Leben schon verläßt! — Darum rathe ich dir, jetzt schon Sorge zu tragen, daß dir Etwas nach deinem Tode bleibe! Du mußt einen Baum pflanzen, der zwar diesseit des Grabes wurzelt, sproßt, knospet und blühet, dessen Früchte aber für dich über das Grab hinüberreichen! Wende das, was Gott dir so reichlich gegeben hat, zu wohlthätigen Zwecken an, sei ein Helfer der Armen, Wittwen und Waisen, und du wirst deine Schätze nicht umsonst aufgehäuft haben!““ — „Nun denn,“ sagte der Reiche fast spöttisch, „ich will thun, wie du mir gerathen,

ich will mit meinem Gelde der Noth beistehen; aber ich schwöre: **nur** der wahren Noth! Mit meinem sauer erworbenen Gelde soll das Bettelvolk nicht prassen! So lange noch Jemand die geringste Hoffnung auf Erden hat, so bedarf er meines Geldes nicht! Finde ich aber einen Menschen so von Noth und Elend heimgesucht, daß ihm alle Hoffnung für dieses Leben entschwunden ist, so soll ihm meine ganze Unterstützung zu Theil werden!" — „„Du wirst den Menschen finden!"" sagte der Greis ernst und verschwand. —

2. Es war schon einige Zeit vergangen, und noch hatte der Reiche Keinen gefunden, den er seiner Unterstützung werth hielt. —

Da sah er eines Tages vor der Stadt einen Armen auf einem Dunghaufen liegen, krank und hinfällig, elend und abgerissen, wie er noch keinen Menschen gesehen. „Der hat wohl," dachte er, „alle Hoffnung auf dieser Welt verloren und findet nur noch im Tode Rettung aus seinem Elende. Dem darf ich geben, ohne meinen Schwur zu brechen!" — Er griff in die Tasche, nahm eine Rolle Geldes heraus, trat zu dem Armen hin und sprach: „Da nimm! Da hast du hundert Gulden!" — Der arme, kranke, noch ziemlich junge Mann hob mit Noth den Kopf in die Höhe und sprach mit unverkennbarem Erstaunen: „„Wie kommt es, daß du mir das viele Geld giebst? Bin ich der einzige Arme hier in dieser Stadt?"" — „Weil ich," antwortete der Geizhals, „geschworen habe, nur einem solchen Menschen ein Almosen zu geben, dem, wie dir, alle Hoffnung auf dieser Welt abgeschnitten ist!" — Da richtete sich der Arme krampfhaft auf und rief mit angestrengter Kraft: „„Du Narr und Gottesleugner! Dir ist alle Hoffnung abgeschnitten, diesseits und jenseits! Du setzest dein Vertrauen einzig auf dein Geld, **ich** aber vertraue auf Gott und seine Barmherzigkeit zu jeder Zeit und jeder Stunde! Du siehst mich hier krank und matt auf dem Miste liegen und denkst, mir sei deßhalb alle Hoffnung abgeschnitten! Weißt du denn nicht, daß geschrieben steht: Der Herr richtet den Geringen auf aus dem Staube, erhöht den Dürftigen aus dem Kothe? — Weißt du nicht, daß auch geschrieben steht: Der Herr erniedrigt die Hohen, die hoffärtig sind, und erhebt, die sich niedrig halten? — Geh, Narr und Gottesleugner! Ich mag dein Geld nicht!"" — „Ist das mein Dank?" sagte der Reiche. „Ich habe mich über dich erbarmt, und du schimpfst mich und fluchst mir! — „„Du hast,"" sagte der Arme, „„dich scheinbar über mich erbarmt, in Wahrheit mich aber zu den Todten geworfen; denn nur die Todten sind es, denen alle Hoffnung von dieser Welt abgeschnitten ist. Gehe!"" —

Er ließ hierauf den Kopf matt zur Erde sinken und würdigte den Mann mit seinem Gelde keines Blickes mehr. „Wenn dem so ist," sagte jetzt der Reiche zu sich, indem er langsam fortging, „so sollen auch, die im Grabe liegen, mein Almosen haben!" — Und er that so. Er ging auf der Stelle, obgleich es schon dunkelte, nach dem Friedhofe, nahm die Rolle Geld und vergrub sie bei einem Grab und sprach: „Da, du todter Mensch da unten! Da hast du hundert Gulden, nimm und behalte sie! Du hast gewiß keinen Theil mehr an den Gütern dieser Welt!" — Da war es ihm, als hörte er eine Stimme aus dem Grabe: „„Ich will sie dir aufheben!"" — Voll inneren Schauers eilte der Kauz nach Hause. —

3. Schon waren seitdem mehrere Jahre verflossen, da begab es sich, daß der reiche Mann durch mancherlei Unglücksfälle immer mehr zurückkam und endlich so arm wurde, daß er von Ort zu Ort, von Thüre zu Thüre betteln mußte. Jetzt, als er vor so mancher Thüre hart und herzlos abgewiesen wurde, dachte er freilich daran, wie so oft er in den Tagen seines Reichthums es nicht besser gemacht habe. Endlich, vor Alter, Mangel und Kummer niedergebeugt, gedachte er auch der Rolle Geldes, die er einst den Todten gegeben. „Ach," seufzte er, „jetzt bin ich selbst aller Hoffnung bar, jetzt könnte ich selbst das Geld in meiner Noth brauchen!" — Und er schleppte sich bettelnd zurück nach seiner Heimath, wo er seit Jahren nicht gewesen, und ging hin auf den Friedhof und fing an zu graben. Da wurde er von den Wächtern bemerkt, und im Glauben, er wolle die Todten ihrer Gewänder berauben, ergriffen sie ihn und führten ihn vor den Richter. —

Der Richter fuhr den Bettler hart an, indem er sprach: „„Wie hast du es gewagt, die Gräber schänden zu wollen!"" — „Behüte der Himmel," antwortete der Arme, „daß ich eine solche Schandthat im Sinne gehabt!" Und er erzählte sein ganzes Schicksal, wer er gewesen, wie er gegen die Armen gehandelt, wie einst ein armer kranker Mann, der im größten Elend auf einem Dunghaufen lag, seine Gabe mit verächtlichen Worten zurückgewiesen, warum er da eine Rolle Geldes auf dem Friedhofe vergraben, und daß er dieselbe heute, nachdem er selbst in die bitterste Noth gerathen sei, habe wieder ausgraben wollen. —

Der Richter schwieg eine Weile, dann sprach er zu dem Manne: „„Sieh mich an, ob du mich nicht kennst?"" — „Wie sollte ich das?" sagte der Arme, „es ist schon lange, daß ich mich von hier entfernt habe." — „„Nun wohl,"" sagte der Richter, „„ich bin jener arme Mensch auf dem Dunghaufen, von dem du

glaubtest, daß er auf Erden keine Hoffnung mehr habe! Noch denselben Abend hat sich Gott meiner durch gute Menschen angenommen und mir weiter geholfen; hat mir nicht nur die Gesundheit wieder gegeben, sondern ließ mich auch hier, wo einst mein Vater ein angesehener Mann war, Brod und Ehre finden. Du siehst also, daß ich Recht hatte, als ich dir sagte: Gott kann erhöhen und erniedrigen, und so lange der Mensch noch Odem hat, darf und soll er hoffen und auf Gott vertrauen. Du hast mir einst helfen wollen, jetzt will **ich** für dich sorgen!"" —

Der Richter schickte nun hin und ließ das Geld wieder ausgraben, stellte es dem durch hartes Geschick gebesserten Manne zu und behielt ihn bei sich und pflegte seiner, so lange derselbe lebte. —

---

383. Wie nahe kann der Schmerz sein!

Der berühmte Künstler Michel Angelo Buonarotti sagte einmal:

„Wenn ich einen Menschen malen will, der auf das Schmerzhafteste schluchzt und weint, so male ich zuerst sein Gesicht, wie es in vollem Lachen sich ausnimmt. Zwei, drei kleiner Striche braucht's dann nur, und es stellt sich das inbrünstigste Elend dar!" — Merke dir, lieber Leser: So nahe grenzt an das Glück das Unglück, an die Freude der Schmerz, an den Lorbeerbaum der Bettelstab, an das Leben der Tod, an die Zeit die vergeltende Ewigkeit! —

---

384 — 398. Angereihte Perlen in Aussprüchen der Heiligen über die christliche Demuth.

1. Der heilige Cyprianus sagt: „Die Demuth war von jeher die Grundlage der Heiligkeit, und sogar in dem Himmel konnte eine stolze Erhöhung nicht bestehen. — Demuth ist der erste Eingang zur Religion, wie Demuth der erste Eingang Jesu in die Welt war, der uns Allen zuruft: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet für eure Seele Ruhe finden!" —

2. Der heilige Ephräm: „Die Demuth sei überall und bei jedem Geschäfte deine Gefährtin! Wie nämlich der Leib, sei es warm oder kalt, eines Gewandes bedarf, so bedarf auch die Seele beständig des Gewandes der Demuth, welche ein herrliches und auserlesenes Gut ist!". —

3. Der heilige Johannes Klimakus sagt: „Wie es einen einzigen Ort giebt, den die Sonne nur Einmal beschienen hat, nämlich den Grund des Jordans, als die Israeliten ihn übersetzten; und wie es einen einzigen Tag giebt, an dem die ganze Menschheit zusammen frohlockt hat, nämlich, da Noe mit Weib und Kindern nach der Sündflut aus der Arche getreten: so giebt es auch nur eine einzige Tugend, die der Teufel nicht nachahmen kann, nämlich die Demuth!" —

4. Der heilige Augustinus: „Aller Tugenden Anfang und Grundlage ist die heilige Demuth! Christus befiehlt uns nicht, von ihm zu lernen, eine Welt zu bauen, Sichtbares und Unsichtbares zu erschaffen, außerordentliche Wunder zu wirken und Todte wieder lebendig zu machen, sondern — von Herzen demüthig zu sein. Willst du das erhabene Gebäude der Tugenden aufführen, so beginne mit dem Grundsteine der Demuth! — Während Gott dem Hoffärtigen widersteht, giebt er dem Demüthigen seine Gnade. Welch' eine fürchterliche Strafe für den Stolzen, welch' ein herrlicher Lohn für den Demüthigen! Der Stolze gleicht einem Felsen; der Demüthige aber einem lieblichen Thale. Vom Himmel ergießt sich die Gnade wie ein erquickender Regen; auf dem Felsen des Stolzes kann sich das Gewässer nicht halten, es fließt ab, und so verliert der Stolze die Liebe und die Gnade seines Gottes; im Thale der Demuth jedoch, da kann sich das himmlische Gewässer der göttlichen Gnade lagern und kann die demüthige Seele befeuchten zu allem Guten, auf daß sie Früchte bringe zum ewigen Leben!" —

5. Der heilige Franziskus von Sales: „Die Tugend der Demuth, wenn sie eine wahre Demuth ist, flößt uns eine geringe Meinung von uns selbst ein, und von all' unserem Thun und Lassen. — Die wahre Demuth muß dem Balsam ähnlich sein, der, wenn er echt, rein und unverfälscht ist, sich allzeit unten auf den Boden eines mit Wasser gefüllten Geschirres setzt. — Ein wahrer Demüthiger verlangt auch nicht demüthig zu scheinen vor Anderen, sondern sucht es wirklich zu sein. — Ein wahrer Demüthiger glaubt, er sei der Geringste, ein Nichts, ein unnützer Knecht!" —

6. Der heilige Gregorius der Große: „Wer ohne Demuth Tugenden sammelt, der streut gleichsam Staub in den Wind!" —

7. Der heilige Vincenzius von Paul: „Drei Dinge werden zur Demuth erfordert. — Erstens muß sie uns überzeugen, daß wir den Tadel der Menschen verdienen. — Zweitens muß sie uns zur Freude anregen, wenn die Menschen unsere Fehler wahrnehmen und uns verachten. — Drittens muß sie dahin wirken, daß,

wenn Gott in uns irgend etwas Gutes wirkt, wir dasselbe seiner Barmherzigkeit und dem Verdienste der Andern beimessen" —

8. Der heilige Udalrich sagt: „Niemand schreibe gute Handlungen und wahren Tugendsinn seinen eigenen Verdiensten, sondern der Barmherzigkeit und Gnade Gottes zu; damit nicht der aufkeimende gute Same von dem Hagel der Prahlerei vernichtet werde, sondern unter dem Schutze des göttlichen Geistes zur Reife gelange!" —

9. Der heilige Thomas von Villanova: „Die Demuth ist die Mutter einer großen Anzahl Tugenden; denn sie gebiert den Gehorsam, die Furcht Gottes, die Geduld, die Sittsamkeit und den Frieden." —

10. Der heilige Bernardus: „Demüthigungen sind der Weg zur Tugend, sowie die Geduld zum Frieden und das Studium zur Gelehrsamkeit führen; strebst du also nach der Tugend, dann verachte den Weg der Demüthigungen nicht; und wirst du gedemüthigt, so halte es für ein sicheres Zeichen einer nahen Gnade!" —

11. Ein Altvater der Thebaidischen Wüste: „Je tiefer ein Mensch durch die Demuth sich erniedrigt, um so höher wird er erhoben werden! — Stiege die Hoffart auch in den Himmel hinauf, sie müßte von dort in die Tiefe der Hölle gestürzt werden; und erniedrigte sich die Demuth bis in die tiefste Hölle, so wird sie dennoch von dort in den Himmel erhöht!" —

12. Der Abt Johannes, der Kleinere genannt: „Die Demuth ist die Thür zu Gott; und durch viele Demüthigungen und Trübsale sind unsere Väter freudig in die glorreiche Stadt Gottes eingegangen!" —

13. Der heilige Abt Sisoius: „Alle Mühen und Arbeiten eines geistigen Menschen sind ohne die Demuth — vergeblich. Denn die Demuth ist die Vorläuferin der Liebe, wie Johannes der Vorläufer Christi. Sie auch führt allein zur Liebe und zu Gott selbst, dem Urquelle der Liebe!" —

14. Der heilige Basilius der Große ermahnt deßhalb: „Liebe die Demuth; sie wird dich mit Herrlichkeit kleiden! An ihrer Hand wandelst du geraden Weges zur ewigen Herrlichkeit, die unter den Engeln bei Gott ist! Es wird dich Christus vor seinen Engeln als seinen Jünger erkennen, und dir die ewige Herrlichkeit geben, wenn du seine Demuth nachahmst!" —

15. Der heilige Augustinus frohlockt deßhalb und ruft: „O wahrhaft selige Demuth, welche Gott den Menschen geboren, den Sterblichen das Leben verliehen, den Himmel erneuert, die Welt gereinigt, das Paradies erschlossen und die Seelen der

Menschen von der Hölle befreit! — O, daß meine Seele die Demuth Jesu Christi als ihr schönstes Kleid stets unbefleckt trüge bis zur Stunde meines Heimganges in die Ewigkeit!" —

---

399 — 408. Liebe zur Demuth.

1. Die fromme Maria von Helyot hatte tief beherzigt den Ausspruch ihres Erlösers: „Der Größte unter euch soll wie ein Diener sein; denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden!" Matth. 11, 29., und den Ausspruch des Apostels Jakobus: „Gott widersteht dem Uebermüthigen, aber dem Demüthigen schenkt er Gnade!" Jak. 4, 6. — Ob auch mit seltener Schönheit und scharfsinnigem Verstande begabt, war sie dennoch frühe schon ein Muster der Gottesfurcht und Selbstverleugnung. Die Demuth, das eigentliche Merkmal und Siegel der Heiligkeit, prägte alle ihre Handlungen, und verlieh denselben einen ganz besonderen Liebreiz. — Ihre Mutter befragte sie einst: „Meine Tochter, warum gehst du so gar oft zur Beicht?" Sie antwortete unbefangen: „Meine Schwächen und mein Elend drängen mich dazu; denn da ich täglich sündige, bedarf ich auch nothwendig der Arznei gegen die Sünde!" —

2. Nie vermochte der sogenannte Zauber der Welt ihr Herz zu fesseln; sie verachtete allen eitlen Prunk gleich kindischen Possen und seufzte wie auf der Folter, wenn sie sich schmücken mußte; ihr demüthiger Sinn flößte ihr ja den größten Abscheu ein gegen den Flitterglanz, unter welchem — zumal zu ihrer Zeit — die größte Verderbtheit der Sitten sowohl zu Paris, als am Hofe daselbst herrschte. Gewöhnlich trug sie nur immer ein und dasselbe Kleid, und konnte nur schwer sich entschließen, ihre Gewande zu wechseln. Als man sie hierüber zur Rede stellte, antwortete sie: „Da ich nur Einen Leib habe, deßhalb bedarf ich auch nur Eines Gewandes!" — Zuweilen auch sprach sie: „Ich möchte doch wissen, warum Jesus Christus durch Beispiele und Worte uns den Weg der Demuth, Armuth und Blöße gezeigt, wenn wir denselben nicht auch wandeln sollen?!" —

3. Sie hatte den Grundsatz, daß man nie von sich selbst, weder Gutes noch Böses, sprechen solle; damit man nicht in Gefahr komme, für heilig oder demüthig erachtet zu werden. Niemand konnte sie schmerzlicher peinigen, als wer in ihrer Gegenwart sie lobte. — Eine Dame, die Vieles von ihrer Heiligkeit gehört hatte, empfand ein großes Verlangen, sie zu sehen, und fand nach manchen vergeb-

lichen Versuchen endlich (unter dem Vorwand eines Werkes der Nächstenliebe) Mittel und Wege zu einer Unterredung mit ihr. Als sie nun ihr blasses und überaus sittsames Angesicht sah, ward sie so tief gerührt, daß sie kaum Worte fand, mit ihr zu sprechen. Endlich sagte sie ihr: „wie man sie in der ganzen Stadt als eine Heilige verehre.“ Die demüthige Dienerin Gottes aber gab ihr auf der Stelle mit großem Ernste zurück: „„Die Heiligen wohnen nicht auf der Erde, sondern im Himmel; kennten Sie mich genau, so würden Sie sicherlich das Gegentheil glauben, und bald einsehen, wie sehr die Welt in ihren Urtheilen irrt!““ — Dann fügte sie noch hinzu: „„Man muß allerdings von jedem Menschen eine gute Meinung haben, aber Niemand in's Angesicht unmäßig loben, weil man dadurch einen solchen Menschen in Gefahr bringt, eitel zu werden und — das Verdienst seiner guten Werke zu verlieren. Daher kann man zwar an dem Guten, das ein Solcher wirkt, sich in der Stille erfreuen und den Vorsatz fassen, dasselbe nachzuahmen; doch muß man Gott allein loben, weil er ja allein der Urheber aller guten Werke ist.““ —

Aus eben diesem Grunde scheute sie auch alle Werke der Demuth und der Nächstenliebe, die in die Augen fielen, und war, wenn sie dergleichen übte, immer sehr sorgfältig, dieselben unter dem Schleier der Verborgenheit zu wirken. Sie sprach einst: „Menschen, die sich auf Werke der Nächstenliebe verlegen, sind blühenden Bäumen zu vergleichen, deren Anblick sehr anmuthig ist. Kommt jedoch nur der mindeste rauhe Wind oder eine etwas strengere Kälte dazu, so ist die ganze Blüthe dahin. Auf gleiche Weise werden auch durch das Wehen der Eitelkeit alle rühmlichen Tugendwerke verweht, die dem Menschen so große Ehre erwirkt hatten!“ —

4. Sehr demüthig betrug sich Maria auch gegen ihre Dienstboten. — Eine ihrer Mägde erzählte von ihr und sprach: „Wenn unsere Frau glaubte, sie habe uns mit zu strengen Worten angeredet, so kam sie unverzüglich, bat uns um Verzeihung, und umarmte uns mit größter Herzlichkeit. Wo immer sie uns begegnete, grüßte sie uns zuerst, und zwar auf die freundlichste Weise.“ — Als sie einst einer ihrer Mägde einen Fehler, wiewohl in den glimpflichsten Worten, verwiesen hatte, bemerkte sie, daß solche deßhalb einen Groll gegen sie im Herzen hege. Kaum aber hatte sie dieß wahrgenommen, so warf sie sich auf der Stelle vor ihr nieder, und bat sie um Verzeihung. Die Magd, hierüber schamroth, folgte dem Beispiel ihrer Gebieterin, und fiel deßgleichen vor ihr auf die Kniee. Da nun weder die Eine, noch die Andere zuerst aufstehen

wollte, flehte endlich die Hausmagd sie so beweglich an, daß sie genöthigt war, die Erste sich zu erheben. —

5. Einmal, als sie in ihrem Gesellschaftszimmer einige Damen gesprochen, die sie hinausbegleitete, kehrte sie ganz still dahin zurück, Einiges abzuholen, das sie dort vergessen hatte. Indessen aber schob ihre Kammermagd, welche glaubte, die Dame sei auf ihr Wohnzimmer gegangen, den äußern Riegel vor. Da sie nun also eingesperrt war, rief sie den Dienern; doch verfloß eine sehr lange Zeit, bis Einer derselben vorüberging und ihren Ruf hörte. Indessen wartete sie mit großer Gelassenheit, und sprach endlich, als sie ihr die Thür öffneten, mit lächelndem Munde: „Ihr habt ein Werk der christlichen Barmherzigkeit ausgeübt, und eine Gefangene erlöst!“ — Sehr oft that sie selbst die niedrigsten Werke im Hause, wenn etwa Jemand aus ihren Dienstleuten dieselben unterlassen hatte; reinigte ihre eigenen Schuhe und die Schuhe ihres Gemahls, holte selbst Wasser vom Brunnen, oder that Anderes dieser Art; und war dabei immer sehr heitern Angesichts. —

6. Wie aber im Hause, war sie auch außerhalb des Hauses immer sanftmüthig und von Herzen demüthig. — Ein sprechender Beweis, daß diese lieblichen Tugenden bei ihr einzig aus großmüthiger Selbstverleugnung und treuer Nachfolge ihres Heilandes sproßten, dessen göttliche Beispiele sie Tag und Nacht betrachtete, wird aus folgendem Zuge klar. Als sie einst in der Kirche war, und einen brennenden Wachsstock vor sich hatte, da bliesen zwei muthwillige Jünglinge ihr das Licht in's Angesicht aus. Ohne das mindeste Zeichen der Ungeduld erhob sie sich, denselben wieder anzuzünden, und kehrte sittsam an ihre Stätte zurück. Doch die muthwilligen Jünglinge bliesen das Licht ihr abermal und zum Drittenmal aus, ohne daß es ihnen gelang, sie auch nur zur mindesten Ungeduld zu reizen. Eine Frau indessen, die sich in ihrer Nähe befand, konnte über eine so schamlose Frechheit des Aergers sich nicht erwehren, zumal da sie die geduldige Dame obendrein verspotteten und verlachten. Maria jedoch sprach leise: „Ereifern Sie sich nicht; wenn die Natur zu leiden hat, pflegt die Gnade überhand zu nehmen!“ —

7. Einst, als sie über die Straße ging und sah, daß wegen einer gewissen Waare zwei Menschen mit einander in Streit geriethen: weil der Eine behauptete, er habe dieselbe bezahlt, der Andere aber fortfuhr, die Bezahlung zu fordern, und Beide darüber in fürchterliche Schelt- und Fluchworte ausbrachen; bemühte sich die demüthige Frau, sie zu besänftigen und Frieden zu stiften. Da sie aber sah, daß ihre Worte nichts erwirkten, bezahlte sie die streitige Waare. — Gleiche Liebe erzeigte sie einer armen Leinwandkrämerin, die untröstlich

weinte, weil ihr ein Stück Leinwand in den Koth gefallen war. Denn da sie eben gerade vorüberging und sie deßhalb trösten wollte, jedoch mit ihren Trostworten nichts ausrichtete, kaufte sie ihr die Leinwand ab, und ließ auf solche Weise die arme Krämerin freudig von sich. — Wenn auf der Straße Raufhändel entstanden und sie etwa dazu kam, bemühte sie sich immer, die Raufenden zu besänftigen; und zuweilen gelang ihr dieß wirklich; zuweilen aber widerfuhr es ihr auch, daß sie dabei beschimpft ward, ja daß sie sogar Schläge davontrug. —

8. So fuhr sie einmal mit einer andern adeligen Dame irgend wohin, ein gemeinsames Werk der christlichen Barmherzigkeit mit ihr auszuüben, als sie plötzlich sah, wie zwei Weiber, welche Häringe verkauften, in heftigen Zank und wüthende Balgerei geriethen. Die heilige Frau, über die Beleidigung Gottes zerknirscht, wollte nach ihrer Gewohnheit die Zankenden besänftigen, wendete sich daher zu dem Schlage der Kutsche und redete ihnen mit sehr sanften und eindringlichen Worten zu Gemüthe. Das eine aus den Weibern aber, hierüber noch mehr entrüstet, wendete nun, statt ihren Bitten und Vorstellungen Gehör zu geben, ihre ganze Wuth gegen sie, und versetzte ihr einen derben Backenstreich. Dieß aber litt sie mit wundersamer Geduld, dankte ihr, wie sie bei Beleidigungen immer zu thun pflegte, und wollte, den Rath Christi vollkommen zu erfüllen, ihr auch die andere Wange reichen. Unfehlbar auch hätte sie einen zweiten Backenstreich empfangen, wenn nicht Andere dazu gekommen wären und die Rasende aufgehalten hätten. —

9. Ein Fräulein, das in ihrem Hause wohnte, erzählte noch einen andern Zug ihrer Sanftmuth und Demuth. Sie sprach also: Sie habe sie einmal in der Kirche lange Zeit hindurch unbeweglich auf den Knieen liegen sehen, wiewohl Jedermann ihr auf die Kleider und auf die Füße trat. Bei diesem Anblick aber habe sie sich ihr genähert und ihr leise gesagt, ihre Gewande seien ganz von Koth besudelt und verderbt. Die Dienerin Gottes aber habe ihr für die Erinnerung gedankt und geantwortet: „Es geschieht mir dadurch kein Unrecht; denn die Leute traten ja nur auf ein Gefäß der Unreinigkeit; deßhalb mögen sie dieß immerhin ungehindert thun, ohne zu besorgen, daß ein solches Gefäß verunreinigt werde!“ —

10. Diese Furcht, wegen ihrer Verdienste und sowohl natürlichen als übernatürlichen Gaben von Anderen hochgeachtet zu werden, trieb sie auch an, ihre geistreichen Schriften und nicht minder ihr Bildniß zu verbrennen, damit weder die seltene Schönheit ihres Angesichtes, noch ihrer Seele irgend einem Menschen kund würde; denn sie wollte in dem Grab einer gänzlichen Vergessenheit für Zeit und

Ewigkeit verborgen, und nur ihrem Schöpfer allein bekannt sein. Frühe schon, als sie noch Umgang mit weltlichen Frauen hatte, sah sie nur mit Unlust in einen Spiegel; als sie aber mit der Welt gebrochen hatte, duldete sie nicht einmal einen Spiegel in ihrem Zimmer, und hängte statt desselben ein Crucifix an die Wand, um darin das Angesicht ihrer Seele zu spiegeln und zu ordnen. —

409. Das Kleid der Christin.

Der heilige Eulogius machte einmal Bathilden, der Königin von Frankreich, einige Vorstellungen über ihren etwas ausgesuchten Putz. Und als diese Fürstin erwiederte: „Ich bin doch nicht allzu sehr geputzt für eine Königin!" — antwortete der Heilige: „„Du bist aber allzu sehr geputzt für eine **Christin**, die sich jedenfalls nach den Vorschriften der Demuth richten muß!""

Die Fürstin benutzte diese Bemerkung so gut, daß sie seit jener Zeit immer ganz einfach gekleidet erschien. —

410. Herrin und Diener.

Die Frau von Combes des Morelles, die einzige Tochter und Erbin eines alten adeligen Geschlechtes von Riom in Auvergne, war ebenso gemüthlich, als gewissenhaft. —

Einst hatte sie den Betrug eines Dieners entdeckt, der seine Diebstähle immer auf Andere gewälzt hatte, und fühlte darüber ihr ganzes Herz gegen ihn aufgeregt. Sie sagte ihm also in Gegenwart zweier anderer Diener, daß dieß ihr schon lange geahnt habe.

Doch fühlte sie durch diese Worte ihr Gewissen tief verletzt, und nahm ihre Zuflucht zu dem Gebet, wie sie in ähnlichen Fällen immer zu thun pflegte. „Als ich nun," so erzählt sie, „zu den Füßen des Kreuzes mich niedergekniet hatte, da rügte mich der Herr dieses Fehlers wegen, und ich vernahm im Innern diese Worte, die ich auch sogleich niederschreibe, damit sie meinem Gedächtnisse nicht entfallen: „„Ist dieser Diener, ob auch strafbar, nicht dein Bruder? Entehrst du dich nicht selbst, wenn du deinen Nächsten also mißhandelst? Hast du vergessen, daß Christus für ihn gestorben ist? Was soll nun aus ihm werden? Genügte es nicht, daß er Einen Fehler beging; mußtest du ihn auch der Gefahr aussetzen, noch eine große Anzahl anderer zu begehen? — Mein vielgeliebter Jünger Johannes bot allen Fleiß auf, jenen Räuber einzuholen, den er einst bei sich gehabt; er nannte ihn seinen Sohn,

umarmte ihn und gönnte sich nimmer Rast noch Ruhe, bis er ihn wieder für mich gewonnen hatte!"" — „Und ich erwiederte ganz zerknirscht: O mein sanftmüthiger und demüthiger Jesu, vergieb mir diese erste Aufwallung der Natur und lehre mich meine Seele im Frieden besitzen; denn du bist ja mein getreuester Rathgeber und meine einzige Zuflucht und Liebe! —

Noch an dem nämlichen Abend sprach ich mit diesem Diener in aller Sanftmuth, die der Herr von mir verlangt, und bat ihn, mir seinen Fehler zu bekennen. Er aber leugnete Alles. — Da führte ich ihn in eine nahe Kammer, hieß ihn vor dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes niederknien und ein Gebet nachsprechen, das ich ihm vorbetete. — Und sein Herz ward gerührt und er fing an zu bekennen, was er Böses gethan hatte. — Ich schonte seiner Beschämung. — Er aber ward nun so treuherzig, daß er mich bat, ich möchte mit ihm zu einem Beichtvater gehen und ihm in dessen Gegenwart die nämlichen Dinge sagen, die ich ihm nun eben gesagt hätte, da, so oft er beichten wollte, ihm immer etwas den Mund verschlösse. —

Indessen verging der andere Tag, ohne daß ich, nach seinem Begehren, ihn dahin geführt hätte. Und diese Säumigkeit rügt auf bittere Weise meine geringe Liebe, dieß arme Schäflein zurückzuführen! — Ich weinte darüber vor dem Herrn und bat ihn nach der heiligen Kommunion um Verzeihung wegen dieser sträflichen Nachlässigkeit. Da vernahm ich die Stimme des Herrn, der auf sehr liebreiche Weise zu meiner Schwäche sich herabließ und ungefähr Folgendes sprach: „„Eine kunstgeübte Stickerin wundert sich nicht, wenn sich ein geringer Riß in ihrem Nesseltuch ergiebt, sondern sie überstickt denselben mit einer schönen Blume. So wird auch meine Gnade den Fehler bessern, den du begangen hast, wenn du sorgsam bist, vor meinen Augen zu wandeln und meine Stimme zu hören!"" — Und ich erwiederte: Ach, mein Heiland, mit welcher Freundlichkeit straffst du deine Kinder! Fürwahr, du bist ein Gott der Erbarmungen!" —

Und sie führte den reumüthigen Diener alsbald zu einem Beichtvater. Er besserte sich aufrichtig und — stahl nie mehr wieder. —

---

411. Der Gnadengehalt.

Die Marquisin von Villacerf wollte sich zur Ader lassen, und ließ deßhalb einen der berühmtesten Wundärzte in Paris rufen. Aber dieser sonst so geschickte Mann war dießmal so

unglücklich, eine Schlagader entzwei zu schneiden. Nach einigen Tagen, da der Brand hinzugekommen war, blieb nichts übrig, als die Hand abzunehmen. Auch diese Operation mißglückte dem Wundarzt, und lief so gefährlich ab, daß die Marquisin sterben mußte.

Auf ihrem Todtenbette machte sie noch ein Testament, worin sie dem unglücklichen Wundarzt einen lebenslänglichen Gnadengehalt aussetzte. „Ich vermache dem Wundarzt," bestimmte sie, „deßwegen diesen Jahresgehalt, weil ich voraussehe, daß das Unglück, das mir seine Unvorsichtigkeit gebracht hat, ihn um Credit und Kunden bringen wird! Wovon sollte denn der arme Mann alsdann leben?" —

---

412. Der entwendete Pfahl.

Kunissa, oder Kunigunda, Kaisers Otto des Großen Enkelin, wurde von ihren Eltern, die zu Oeningen am Bodensee wohnten, an Friedrich den Zweiten, Grafen zu Andechs, vermählt. Dieser zog nach dem heiligen Lande und starb daselbst. Kunissa faßte den Entschluß, ihr Hab und Gut einzig dem Dienste der Religion zu weihen; nur das Nöthige zum Lebensunterhalt behielt sie zurück. Also erhob sich zur Zeit Kaiser Heinrich's des Heiligen an dem Flecken Diessen das Gotteshaus St. Stephan mit einem Kloster auf Kunissa's Geheiß und Kosten.

In diesem Gotteshause ließ die Stifterin gegen Niedergang der Sonne eine kleine Zelle für sich errichten, um daselbst dem Gottesdienste beiwohnen und sich der Andacht ungestört überlassen zu können.

So oft nun die Chorherren am frühesten Morgen die Mette sangen, kam auch die fromme Kunissa von ihrem ob dem Walde gelegenen Schlosse Wengau in Begleitung einer Magd zur Kirche herab. Es pflegte sich die Thüre jedesmal von selbst zu öffnen. Einmal machte sie sich bei regnerischem Wetter auf den Weg. Das Bächlein, über welches sie zu gehen hatte, war angeschwollen. Da zog Kunissa einen Pfahl aus der Umzäunung eines Grundstückes, um über den Bach zu setzen. Als sie darauf an das Gotteshaus gelangte, fand sie wider Erwarten die Thüre geschlossen. Sogleich kam ihr in den Sinn, dieß sei des Himmels Strafe, weil sie fremdes Gut angerührt habe. Da trug sie den Pfahl dahin zurück, wo sie ihn genommen hatte, worauf sie die Pforte der Kirche wie sonst geöffnet fand. —

---

413. Gesundes Urtheil über die Monarchie.

Als die furchtbare Revolution Frankreichs im Jahr 1793 mit der Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. ihren höllischen Sieg über alle Gerechtigkeit und Menschlichkeit gefeiert, sprach die Fürstin Judith von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, deren Gatte als Oberster im Dienste des deutschen Kaisers gestanden, an ihre Kinder die merkwürdigen Worte:

„Kinder! ihr habet mit der Muttermilch die Liebe und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus von euerer Mutter eingesogen, und das Unglück meiner zwei auf dem Felde gebliebenen Söhne — knüpft mich nur um so enger an das theure Kaiserhaus, wo Gut und Blut meinem Kaiser gehört. Mein Wunsch ist: daß meine Kinder **nur** Oesterreich dienen sollen, und wie könnte es auch wohl anders sein, da man aus einem Oesterreich so ergebenen Blute abstammt, wie das eueres Vaters und euerer Mutter! — Nur verführte Unterthanen können zur Nichtliebe ihres Monarchen verleitet werden, wie dieß der Fall der Franzosen an ihrem guten König Ludwig XVI. war. **Daran** war eine vorangegangene vierzigjährige Volksverführung schuld!" —

Einmal gab sie während der Revolutionszeit eine treffende Antwort einem vom Freiheitsschwindel eingenommenen Kopfe, der den Jakobinern das Wort sprechen wollte. — „Das kann Ihr Ernst nicht sein," bemerkte sie; „denn diese Menschen sind in meinen Augen, und gewiß in denen eines jeden rechtlichen Unterthans, als Ungeheuer und Vaterlandsverräther anzusehen! Wie können sie je sich unterstehen, Monarchen, die von Gott eingesetzt sind, zu schmähen? Auch ich bin keine Sclavin von Monarchen; aber so viel sagt mir mein schlichter Verstand, daß, wenn auch ein Monarch hier und da Unrecht beging, er dieß aus schwachem Herzen, aus Uebereilung that, oder irre geleitet durch die falschen An- und Absichten schlechter Diener, die sein Vertrauen mißbrauchten; aber die Revolutions-Männer thun es aus Grundsätzen. — Ohne Religion keine Gewissenhaftigkeit! — Monarch ohne Religion ist kein bedeutendes Wort, da ohne dieselbe ihm das ehrwürdige Ansehen des Stellvertreters Gottes fehlt. Aber die Religion lenkt mein Herz zu meinem Monarchen; sie lehrt mich ihn lieben und ihm gern gehorchen; wo hingegen **die** nicht ist, da kennt man nicht, was das bedeuten wolle: im Regenten Gottes Stellvertreter erblicken; und das: im Namen Gottes regieren, ist unreligiösen Menschen eine widerliche Sache. Daher aber auch der Umwälzungen so viele, von welchen eine schon den

Grund zu einer neuen in sich trägt. Wo nun Alles so leicht umgeändert wird, da kann unmöglich Glück und Segen sein. Wer reich und mächtig in der Rede ist, der herrscht auch in Republiken; und da es solcher Menschen doch mehrere giebt, will ich tausendmal lieber meinem von Gott mir vorgesetzten Kaiser gehorchen. — Wenn ich so vom Lobe der Republiken sprechen höre, so sagt mir meine Erfahrung: Am Ende des Liedes gehorchen sie doch nur Einem, und Steuern müssen sie oft auch mehr bezahlen, als in Monarchien! —

Religion ist der Grund aller guten Regierung, und wo sie, wie bei unserm Kaiser, so vom Herzen ausgeht, wird sie auch in den Unterthanen geheiligt und geachtet. Mir ist der Monarch, als solcher, ein heiliger Künstler: Gott selber durch lauter große und gute Handlungen zu contrefeyen." —

Der Monarch war ihr die Quelle der höchsten Macht, der Ordnung Gottes; sie betrachtete Ihn wie von Gott gesandt, als Gottes Diener, und, sowohl in Hinsicht auf die Guten, als in Hinsicht auf die Bösen, als ein Ebenbild der göttlichen Gerechtigkeit und Milde. Sie fand den Charakter der Irreligion in jeder Widersetzlichkeit gegen den Monarchen, da die Stelle der heiligen Schrift ihr wohl bekannt war: „„Wer wider die Obrigkeit sich setzt, der setzt sich wider Gott!"" Daher war sie voll der Ehrfurcht gegen die Majestät des Regenten, voll der Unterthanentreue gegen die Person des Regenten, voll des Gehorsams gegen den Willen desselben.

„Der Regent," pflegte sie zu sagen, „ist in meinen Augen, was der Familienvater seinen Kindern ist. Dieser geliebten, väterlichen Gewalt kommt die monarchische Regierungsform am nächsten. Besitzt der Monarch, wie unser Kaiser dieß auf so schöne Weise hat, ein väterliches Herz, so gleicht seine Regierung keiner andern. Seine Anordnungen sind uns daher Vater-Gebote, und da behalte ich noch in meinem Herzen gegen ihn die süßen Kindes-Gefühle, wenn ich gleichwohl schon ein altes Mütterl bin. Unter einer solchen Regierung ist es mir gerade so, als wenn ich noch im elterlichen Hause mich befände!" — —

---

414. Die Hinrichtung Bailly's.

(Aus: Rheinreise von J. W. Weitzel.)

Wenige Männer, selbst in der französischen Revolution, die doch wahrlich seltene Beispiele von raschem Glückswechsel und unsteter Volkslaune aufzuweisen hat, wurden durch das Vertrauen

ihrer Mitbürger so hoch geehrt und gestellt, und dann von dem Volk in seiner blinden Wuth so schrecklich mißhandelt, wie Bailly. Er lebte still und bescheiden den Wissenschaften, besonders der Physik und Astronomie, in welchen Fächern er auch vorzügliche Werke geliefert hat, als der Strom der Revolution ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff, wie im Siegesgepränge auf seinen Fluten trug, dann in den dunkeln Abgrund zog. Da Ludwig XVI. die Stände des Reichs versammelte, um sich mit denselben über das Wohl des Volks, das ihm wahrhaft am Herzen lag, zu berathen, trat Bailly unter ihnen mit Auszeichnung auf. Er war der Erste, den sein Distrikt zum Wähler, der Erste, den die Wähler selbst zum Deputirten ernannten, der erste Präsident der Nationalversammlung und der erste Maire von Paris. An diesen bedeutenden Stellen zeigte er ebenso viel Klugheit, als Mäßigung und Rechtlichkeit. Unter den schwierigsten und gefahrvollsten Verhältnissen blieb er sich gleich, besonnen, einfach in seiner Lebensweise, muthig für das Gute, standhaft in seinem katholischen Glauben, warmer Vertheidiger der Unschuld und Gerechtigkeit, Freund der Unglücklichen und Wohlthäter der Nothleidenden. Bei den mannigfaltigen und wichtigen Dienstgeschäften, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, schrieb er seine Abhandlung „über die Gefangenen“ und seinen Bericht „über die Hospitäler;“ Zeugen und Denkmäler seiner Menschenliebe!

Bailly's Fall begann mit der Flucht des Königs, auf der er zu Varennes angehalten und zurückgeführt worden ist. Durch diese Begebenheit kam eine furchtbare Gährung in die Gemüther; das Vertrauen gegen den Monarchen ward sehr geschwächt, und den Beschwerden und Anklagen seiner Feinde ein weites Feld gegeben. Die Constitutionellen, zu denen Bailly gehörte, bekamen einen harten Stand; sie konnten, wenn sie ehrlich waren, sich nur mit dem Königthum erhalten, oder mußten mit ihm untergehen. Das war denn auch das Loos der Besseren unter ihnen. Laut und allgemein erhob sich ein immer wachsendes Geschrei. Die Absetzung des Königs ward hier verlangt, dort wollte man ihn förmlich angeklagt und gerichtet wissen. Gesuche wurden in diesem Sinn aufgesetzt und Unterschriften für sie gesammelt. Ein solches Gesuch fand sich auf dem sogenannten Vaterlands-Altar aufgelegt, und die Bürger sollten sich auf dem Marsfelde versammeln, um es zu unterzeichnen. Zwei Menschen, die man für verdächtig hielt, wurden unter dem Vaterlands-Altar hervorgezogen, von dem erbitterten Volk ermordet und ihre Köpfe auf Piken in den Straßen von

Paris herumgetragen. Die Nationalversammlung gab Befehl, die Ruhestörer zu verfolgen und Ordnung zu erhalten. Drei Mitglieder der Municipalität werden mit einem Bataillon National-Garde auf das Marsfeld geschickt. Statt Gehorsam findet diese Beleidigung und Hohn. Sogleich wird das Martialgesetz verkündet und die rothe Fahne aufgesteckt. Die ganze Municipalität, der Maire an ihrer Spitze, begiebt sich, von einer zahlreichen National-Garde begleitet, nach dem Marsfelde. Diese wird mit einem Hagel von Steinen empfangen. Ein Pistolenschuß, der auf Bailly gerichtet war, streckt einen Soldaten hinter ihm zu Boden. Da giebt der Commandant der Nationalgarde Befehl zu feuern. Vier und zwanzig Menschen bleiben auf dem Platze; das Volk geht auseinander. Aber dieser Tag kostet dem Maire das Leben. Man sucht den Haß des Volkes gegen ihn aufzuregen; er wird als der Mörder der auf dem Marsfelde gefallenen Bürger dargestellt. Alle feindseligen Leidenschaften zeigen sich gegen ihn geschäftig, und nur zu gut gelingt es ihnen, auf den sonst so verehrten Mann den Haß der Menge zu laden. Ermüdet durch Geschäfte, den Undank und das Alter, über die unerwartete, furchtbare Wendung der Revolution bestürzt, von düsteren Ahnungen gequält, gab er, zum Zweitenmale zum Maire von Paris erwählt, im September 1791 diese Stelle auf. Sein Nachfolger war Petion, der, jetzt der Abgott des Volks, später mit seinem Vorgänger ein gleiches Schicksal hatte. „Möge er," sprach Bailly, von einem schmerzlichen Vorgefühl ergriffen, „besser, als ich, verwalten, und das Vaterland durch ihn glücklich werden!" — —

Bailly, in den Privatstand zurückgekehrt, lebte auf dem Land in der Gegend von Nantes. Da seine Ruhe hier gestört ward, schrieb er an Laplace, einen der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, später Paire, der zu Melun in stiller Einsamkeit lebte: „Könnte ich wohl in dieser Stadt einen Zufluchtsort und Verborgenheit finden?" Laplace erbot sich, seine Wohnung mit ihm zu theilen, und Bailly war entschlossen, von diesem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Unterdessen war der verhängnißvolle 31. Mai gekommen, und die Partei, die an ihm gesiegt, führte die Schreckensregierung ein. Abtheilungen der Revolutions-Armee durchzogen das Land, und eine solche traf auch zu Melun ein. Bailly kommt, zur größten Bestürzung seines Freundes, an. Dieser ist um ihn, und zwar mit Recht besorgt. Aber für den Verleumdeten und Verfolgten, den die späteren Ereignisse mit Abscheu erfüllten, hatte das Dasein keine Reize mehr. „Was kann mir am Leben liegen," sagte er zu Laplace,

„wenn ich das Alles ansehe, was vorgeht? Und dann ist es eins, ob ich hier oder anderswo sterbe!" —

Bailly war erkannt worden. Bei seinem Namen steht der Pöbel auf. Man schleppt ihn auf das Gemeindehaus, und obgleich die Municipalität seine Papiere in Ordnung fand und ihn in Freiheit setzte, so gab dieß die wüthende Menge doch nicht zu. Die Sache ward an den Ausschuß der öffentlichen Sicherheit nach Paris berichtet, der den Gefangenen dahin zu bringen befahl. Er ward in's Gefängniß geworfen und vor das Revolutions-Gericht gestellt, das den Schuldlosen als den **Mörder** seiner auf dem Marsfelde gefallenen Mitbürger zum Tode verdammte. Bailly's Vertheidigung, einfach, freimüthig und wahr, wie sein Leben, hob jeden Zweifel an seiner Unschuld, wenn man ernstlich an ihr hätte zweifeln können. Aber darauf kam es in dieser Zeit und vor diesem Gerichte nicht an. Bailly gestand aufrichtig, er sei ein constitutioneller Royalist und der beschworenen Verfassung treu. Dieses Geständniß allein mußte ihm das Leben kosten. Er verlor es, und zwar auf eine schreckliche, schauderhafte Weise, die den Menschen tief unter dem Thiere zeigt.

Am Tage der Hinrichtung bestieg Bailly, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, den Henkerskarren. Eine von Wuth entbrannte Menge, welche die beliebten Tagsschriftsteller durch giftige Verleumdungen aufgehetzt hatten, begleitete den Zug und stieß gegen den Verurtheilten die gräßlichsten Verwünschungen aus. Dieselbe rothe Fahne, welche an jenem unseligen Tag auf dem Marsfelde geweht hatte, war hinten auf dem Karren befestigt. Im langsamen Zuge ging es nun den weiten Weg von der Conciergerie nach dem Marsfelde. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, und es war für die Jahreszeit (im October 1793) ungewöhnlich kalt. Bailly, fast nackt dem Unwetter ausgesetzt, von dem Hohngeschrei des Volks begleitet, das ihn mit Koth warf und nach ihm schlug, von seinen Henkern gegen die wüthende Menge vertheidigt, die den Zug aufhielt, um die Leiden des Unglücklichen zu verlängern, blieb ruhig, fast heiter, und ließ auch nicht einen Laut der Klage hören. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden kam der Karren auf dem Richtplatz an. Bailly stieg herab; schon schleppt man ihn nach dem Blutgerüste, da fällt es einem Tiger ein, der die Uebrigen an grausamem Scharfsinn übertraf, die rothe Fahne erst zu verbrennen. Man bringt Feuer, die Fahne wird angezündet, ein Ungeheuer schwingt sie brennend Bailly in's Gesicht. Der Schmerz erpreßt ihm unwillig einen Schrei, und das Volk klatscht lauten Beifall. Zum Zweitenmale nähert er sich dem Schaffot.

Einer aus dem Haufen ruft, es gezieme sich nicht, den heiligen Boden des Bundes-Festes mit dem Blut eines solchen Bösewichts zu beschmutzen. Lauter, tausendstimmiger Beifall. Das Gerüst wird abgebrochen, stückweise nach einem Graben an dem Ufer der Seine gebracht und wieder aufgeschlagen; Alles unter den Augen Bailly's, den man nöthigte, zu Fuß zu folgen und das höllische Treiben mit anzusehen. Da stand er nun, dem Gespötte und den Mißhandlungen der Menge preisgegeben, die ihm in das Gesicht speit, mit Steinen nach ihm wirft, ihn mit Stöcken schlägt. Der heftige Regen währte ununterbrochen fort. Bailly, mit bloßem Kopfe, hält drei entsetzlich lange Stunden alle diese Qualen aus. Der Unglückliche schauderte, von Regen triefend. „„Du zitterst, Bailly?!““ rief Einer aus dem Volke spottend. „Es ist **vor Frost**, mein Freund!“ antwortete er ruhig. Endlich unterlag die Natur, schwächer als sein Muth. Er sank erschöpft ohne Bewußtsein nieder. Da er wieder zu sich kam, ersuchte er seine Henker, die Hinrichtung zu beschleunigen, mit der heitern Fassung, als bitte er einen Freund um einen Liebesdienst. Endlich wird sein Wunsch erhört. Das Schaffot ist über einem Haufen Unrath aufgeschlagen. Bailly sammelt seine letzte Kraft, besteigt das Blutgerüst mit sicherm festen Schritte, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und hält dann sein Haupt dem Todesstreich entgegen.

Es fällt.

Ein rasender Beifalls-Sturm erfüllt die Luft; es ist, als biete das Frohlocken der Hölle dem Himmel höhnend Trotz. Bailly zählte 57 Jahre. —

„„Entsetzlich!““ muß man ausrufen. — Das übertrifft Alles, was man je von den Greueln der Kannibalen hörte! — —

---

415. Der dankbare Savoyarde.

(Aus: Christliches Hausbuch von Dr. Guido Görres.)

Zu der furchtbaren Zeit, als Frankreich eine Beute der Revolution ward und König Ludwig XVI. als schuldloses Opfer der entfesselten Wuth fiel: da lebte in Paris ein Nachkomme der Familie des berühmten Erzbischofs von Cambrai, der Abbé Fenelon, ein ehrwürdiger Greis, der dem Vorbilde seines großen Ahnen in aufopfernder Nächstenliebe treulich nachfolgte.

Seine Wohlthätigkeit war insbesondere den armen Savoyarden-Knaben gewidmet, die alljährlich in so großer Anzahl die Straßen von Paris durchziehen. Nicht nur bekleidete er ihre Blöße,

stillte er ihren Hunger, versah er die Aermsten mit Instrumenten; er spendete ihnen auch geistliche Almosen, unterrichtete sie in den Wahrheiten des Glaubens, bereitete sie in abgeschiedener Sammlung auf ihre erste Kommunion vor, hörte sie Beicht, und beging dann mit ihnen das hohe Fest. Sie waren „seine Kinder," und für sie sammelte er bei Hof und in der Stadt die Almosen der Barmherzigkeit. Ihren Gehorsam und ihr gutes Betragen auszuzeichnen, erfand er auch für sie eigene Ehrenzeichen von Blei. Wer ein solches sich zu verdienen wußte, der hatte darin die beste Empfehlung, die auch von den Beamten der Polizei beachtet wurde.

Allein wie friedlich, wie harmlos, wie segensvoll das liebreiche Wirken und Walten des guten Priesters unter seinen armen Kindern auch war; er entging nicht den blutdürstigen Späheraugen der Wütheriche, die sich an die Spitze der Revolution gestellt hatten und das zitternde Volk mit den Schrecken der Guillotine im Namen der Freiheit beherrschten. Wie so viele Tausende unschuldiger Opfer wurde auch er ergriffen und in das Gefängniß Luxembourg gesetzt, um seinen unmenschlichen Richtern vorgeführt zu werden. —

Sobald diese traurige Kunde sich in Paris verbreitete, versammelten sich seine unglücklichen Savoyarden von Paris, und zogen in einer rührenden Schaar nach dem Sitzungssaale der National-Versammlung, um die Freilassung ihres Wohlthäters, ihres Lehrers und Vaters zu erflehen. Mancher, der in dem blutigen Schreckenswerke erkältet und verhärtet war, mag bei ihrem Anblick erschüttert worden sein; das Urtheil wurde wenigstens aufgeschoben.

Allein Alle, welche auf seine Rettung gehofft, sahen sich nur zu bald enttäuscht; die noch immer wachsende Raserei wollte nichts von Schonung hören. Auch über den Vater der Savoyarden, wie über so viele Tausende und Tausende wurde der verhängnißvolle Spruch durch den Mund der Blutmenschen gefällt. Der Tod aber hatte für den Frommen keinen Schrecken. Mit verdoppelter inniger Andacht und freudiger Ergebung sah er ihm entgegen. Sein Beispiel ergriff und begeisterte Viele, die seine Ketten theilten. Er bereitete auch sie zum Tode vor, hörte sie Beicht, und ermuthigte sie zu dem ernsten Gange. So nahte die letzte Stunde heran.

Nun traf es sich aber, daß Einer jener verlassenen Savoyarden, die er unterrichtet und unterstützt hatte, Schließer in den Gefängnissen des Luxembourg war. Als dieser den ehrwürdigen Greis mit den Opfern der Guillotine hinwegschleppen sah, fiel er ihm um den Hals, und rief: „Wie, mein Vater! mein Vater! Sie gehen zum Tode, und haben mir doch so viel Gutes

erwiesen!“ Er wollte ihn nicht loslassen, und bemühte sich vergeblich, ihn den Händen der Gensd'armen zu entreißen. „„Tröste dich,““ entgegnete aber voll Ergebung der Greis, „„der Tod ist kein Uebel für Den, der gar nichts Gutes mehr thun kann! Deine Liebe in diesem Augenblick ist meinem Herzen der schönste Lohn! Behüt' dich Gott, Joseph! und gedenke meiner zuweilen im Gebete!““ — „Oh! ich werde Sie nie vergessen!“ war die Antwort des weinenden Savoyarden, der hierauf auch seinen Dienst im Luxembourg verlor. —

Den 28. Juni 1794 war das Todesurtheil gesprochen worden, und mit 68 seiner Gefährten bestieg der liebreiche Priester den verhängnißvollen Wagen. Noch auf dem Wege ermahnte er seine Begleiter, ihre Sünden zu bereuen, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen und ihm ihr Leben ergebungsvoll aufzuopfern. Zu den Füßen des Blutgerüstes richtete er noch einmal mit erneutem Eifer die letzten Worte an sie, in wahrer Reue ihres vergangenen Lebens eingedenk zu sein. Alle beugten in demuthsvoller Andacht ihr Haupt, und so gab er ihnen den letzten lossprechenden Segen.

Augenzeugen versicherten, daß selbst der Scharfrichter von der Ehrfurcht gebietenden Gestalt des Martyrers tief ergriffen wurde, und sein Haupt wie die übrigen beugte.

Bald hatte der achtzigjährige Priester, dessen Andenken noch gesegnet fortlebt, mit seinen Gefährten ausgelitten.

Gott gebe ihnen die ewige Ruhe, und bewahre uns gnädig vor ähnlichen Schreckenstagen! —

---

416 und 417. Opferwillige Töchter.

1. In den Tagen der Schreckenszeit wurde unter andern Schlachtopfern der Parteiwuth auch ein angesehener Bürger von Lyon, Delleglace, verhaftet und gefangen nach Paris geschleppt. Seine Tochter verlangte mit ihm hinweggeführt zu werden; man versagte es ihr. Nun, ohne ihre schwache Gesundheit zu berücksichtigen, entschloß sie sich, die Reise zu Fuß mitzumachen. Einen Weg von mehr als hundert Stunden lief sie neben dem Wagen her, der ihren Vater trug. Abends eilte sie dem Fuhrwerke voraus und sorgte, in den zum Nachtlager bestimmten Ortschaften Speisen und ein bequemes Bett zu bekommen. So begleitete sie ihren Vater bis vor die Thore des großen Kerkers in Paris.

Hier trennte sie sich von ihm, um an seiner Befreiung zu arbeiten.

Drei Monate hindurch sah man sie täglich in den Gerichtshöfen, um Menschlichkeit und Recht flehend. Endlich gab man ihr den Gefangenen frei.

Stolz auf den Sieg ihrer Kindesliebe, führte sie den geliebten Vater zu seiner Familie zurück. — Aber auf der Heimreise erkrankte sie; Mühseligkeiten jeder Art hatten ihre Kräfte erschöpft. Sie starb in den Armen ihres Vaters, dessen Leben sie mit Aufopferung des eigenen gerettet hatte! —

2. An dem fürchterlichen zweiten September des Jahres 1792, welcher in den Büchern der Geschichte mit blutigen Zügen eingezeichnet ist, wurde auch der Dichter Cazotte vor jene Richter geschleppt, deren Lippen nur Todesurtheile sprechen konnten. Schon waren die Schwerter gezückt, den Greis zu durchbohren, als sich Elisabeth, seine Tochter, muthig vorwarf und ihre eigene Brust den Mördern bot. „Barbaren," rief sie, „mir erst müßt ihr das Herz durchstoßen, eh' ihr meinen Vater mordet!"

Solche Treue des Kindes fand selbst bei diesen Blutmenschen Bewunderung.

Die Marseiller, immer die wüthendsten von Allen, schrien jetzt am lautesten: „„Gnade!""

Die Mordstahle wichen zurück und wurden zu Schutzwaffen, die Mörder zur Ehrenwache, welche Vater und Tochter im Triumphe nach Hause geleitete.

Das Volk rief dem Paare zu: „„Nennt uns euere Feinde, und wir wollen an ihnen Rache üben!""

Lächelnd entgegnete der sanfte Greis: „„Wie sollt' ich Feinde haben, ich, der ich nie Jemanden beleidigt habe!""

Aber ach! schon nach wenigen Tagen griff der Blutdurst wieder nach dem kaum entlassenen Opfer. — Pethion, das berüchtigte Ungeheuer, wollte den Kopf des Dichters, von dem er sich beleidigt wähnte. Er entflammte seine Genossen, die wilden Jakobiner. Cazotte erhielt von Freunden den Rath, das Vaterland zu verlassen; aber hochherzig weigerte er sich und sprach: „„Ich bin zu alt, um noch die Rolle eines Flüchtlings einzulernen!"" — Am 12. September drangen Pethion's Trabanten in's Haus, verhafteten den Greis und schleppten ihn auf einem Miethwagen nach dem Gefängnisse. Drei Stunden nach dem Verhöre blutete er unter der Guillotine. Mit grausamer Vorsicht hatte man sich der Tochter bemächtigt, damit ihre Liebe nicht wieder für den Vater wirken konnte.

Erst als der Mord geschehen war, wurde sie freigegeben; die letzte Kindespflicht, den theuern Ueberresten ein Grab zu bereiten, ließ man sie ungehindert erfüllen. —

---

418 und 419. Martyrer für die Bücher der heiligen Schriften.

(Aus: Bilder aus der Geschichte der Kirche, von Gräfin Ida Hahn-Hahn.)

1. Der heilige Felix.

Da die Feinde des Christenthums erfuhren, daß die Vorlesungen und Erklärungen der heiligen Schriften sehr viel beitrügen, um die Seelen im Glauben, in der Kraft und Beharrlichkeit zu bestärken: so kündigten sie auch diesen heiligen Documenten den Krieg an, und Kaiser Diocletian befahl in seinem Edict vom März 303, sie im ganzen Reiche zu verbrennen.

Dieser Befehl schenkte der Kirche sehr viele Martyrer, besonders in Afrika; obgleich sich gerade dort auch Mehrere fanden, die aus Furcht die heiligen Handschriften übergaben und daher dem Namen Traditoren (Ueberlieferer) den Ursprung gaben. — Felix, Bischof von Tibiura, wollte aber lieber sein Leben verlieren, als die Heiligthümer des Glaubens entweiht und zerstört sehen. Er war gerade nach Carthago gereist, als Magnilianus, die vornehmste Magistratsperson zu Tibiura, die angesehensten Christen zu sich beschied. In Abwesenheit des Bischofs waren das der Priester Aper und die beiden Lectoren Gyrus und Vitalis. Er befragte sie, ob sie heilige Bücher hätten, und Aper bejahte es. Magnilianus begehrte sie, um sie zu verbrennen, und Aper sagte, der Bischof habe sie und sei verreist. Darauf entschied Magnilianus, daß die drei Cleriker einstweilen in Haft bleiben sollten, und daß der Bischof Felix ihm gleich nach seiner Rückkunft vorgeführt werde.

Beides geschah.

„Gieb heraus sämmtliche Bücher und Schriften, die du in Verwahrung hast," sprach Magnilianus, als Felix vor ihm erschien. „„**Ich** habe sie, aber ich gebe sie **nicht** her,"" war dessen Antwort. — „Aber ich," sagte Magnilianus, „muß dem Kaiser Folge leisten und nicht dir." — „„Es ist besser, mich zu verbrennen, als die göttlichen Schriften; denn das Gebot Gottes steht über menschlichen Geboten!"" entgegnete Felix gefaßt. — Er wurde mit drei Tagen Bedenkzeit entlassen, und dann wieder vorgeführt und befragt. „„Was ich früher gesagt habe, sag' ich noch

und werd' ich auch vor dem Proconsul sagen!““ erwiederte Felix. „So gehe denn zum Proconsul und gieb ihm Rechenschaft!“ sprach Magnilianus, und übergab den heiligen Mann dem Soldatenanführer von Tibiura, der ihn in Banden nach Carthago führte, wo man ihn, ebenfalls gefesselt, in den Kerker warf.

In der Frühe des nächsten Morgens mußte er vor dem Proconsul Anulinus erscheinen, der ihm ganz kurz befahl, die unnützen Schriften auszuliefern. Felix sagte einfach: „„Ich besitze sie, aber ich überliefere sie **nicht!**““ — Ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, gebot der Proconsul, ihn in schweren Ketten in den härtesten Kerker zu setzen, wo Felix sechzehn Tage in großen Leiden schmachten mußte. Sie brachen aber nicht seine Standhaftigkeit; denn nach Verlauf derselben wurde ein zweites Verhör angestellt, in welchem er genau die nämliche Antwort gab.

Da schickte der Proconsul ihn an den Präfekten des Prätoriums mit der Bitte, den Trotz dieses Rebellen zu brechen; und der Präfekt sperrte den Bischof, mit den schwersten Ketten der größten Verbrecher belastet, in seinen Kerker, und hielt ihn dort neun Tage lang wie den ärgsten Missethäter.

Als dieß Alles aber gar nichts fruchtete, und Felix Schmach und Drangsal einer so unwürdigen Behandlung wie Staub von seinen Füßen schüttelte, schickte der Präfekt ihn nach Rom, wohin zuweilen große Verbrecher, als eine besondere, dem römischen Volke dargebrachte Huldigung, gesendet wurden.

Mit Fesseln belastet brachte man ihn auf's Schiff, und zwar in das Behältniß, wo die Pferde standen und wo er vier Tage lag, von ihren Hufen getreten und geschlagen, ohne einen Bissen Brod zu essen und einen Tropfen Wasser zu trinken. Die Kraft Gottes erhielt ihn. Das Schiff landete an der südlichen Küste von Sicilien, bei Agrigent mit seinen prachtvollen Tempeln, die noch jetzt in ihren Ruinen Bewunderung und Staunen erregen durch ihre ernste Erhabenheit. Aber so stolz und majestätisch die Tempel damals auch noch prangten, das demüthige Christenthum hatte sich dort schon eingebürgert, denn die Glaubensbrüder zogen dem heiligen Bischof entgegen und führten ihn ehrfurchtsvoll nach Agrigent. Seine fernere Reise glich einem Triumphzug. Das Schiff landete bei all' den großen Städten an der östlichen Küste von Sicilien, und überall, in Catanea, in Taormina, in Messina empfingen die Christen ihn mit Liebe und Freude. Diese Städte gehörten zu den prachtvollsten, reichsten, üppigsten und schönsten der heidnischen Welt, in einem der gesegnetsten Länder der Erde, in einer bezaubernden Natur, die der heidnischen Kunst einen unbeschreiblich reizenden

Hintergrund, dem Polytheismus den anmuthigsten Schauplatz für seine Fabeln gab. Wie ein voller Blumenkranz um den Fuß einer weißen Marmor-Pyramide liegt diese zauberische Küste, die in Europa ihres Gleichen nicht hat, um den Riesenberg Aetna, dessen tausendjähriger Schnee ihm die innere Glut nicht kühlt; denn fortwährend schwebt eine Rauchwolke, zu Zeiten mit feurigen Funken und Blitzen durchwebt, über seinem Gipfel. Und das große, weite, blaue Meer dehnt sich aus nach Osten zum Libanon, nach Westen zum Felsen von Calpe wie ein immenser Spiegel, in welchem der Riese seine Schönheit beschauen kann. Sicilien war so recht das Fabelland des Polytheismus. Da, unter dem Aetna, seufzte der verwegene Titane, der den Olymp hatte erstürmen wollen; da, bei Catanea auf den Basaltfelsen im Meer, schmiedeten die Cyclopen ihre Werkzeuge im Dienste der höheren Götter; da, bei Syrakus, tauchte die Nymphe Arethusa im krystallenen Quell auf, der in Griechenland versiegte, als sie, vor der zudringlichen Liebesbewerbung fliehend, die Heimath verließ; da, auf den blumigen Gefilden von Enna, raubte der Gott der Unterwelt die zarte Proserpina, und durch die ganze Insel irrte Ceres seufzend und klagend, und die geliebte Tochter suchend, und überall ließ sie dem Erdboden den Segen der Fruchtbarkeit zurück, weil der Fuß einer Göttin ihn betreten hatte. Alle diese Citronen- und Olivenhaine, diese Kastanienwälder, diese blumenreichen Schluchten, diese malerisch aufgethürmten Felsen, diese gartenmäßigen Ebenen wimmelten von Nymphen, Oreaden und Halbgöttern, den phantastischen Gebilden der Dichter, welche in die heidnische Einbildungskraft und Vorstellungsart übergegangen waren, und sich der ganzen Natur gleichsam bemächtigt hatten. Aber diese Traumbilder der Seelen-Nacht wichen vor dem Aufgange des wahren Lichtes, verschwanden wie Nebelwölkchen, wenn die Sonne steigt. Der Eine, leidende, gekreuzigte Gott-Mensch Jesus Christus war mächtiger als die tausend lachenden, fröhlichen, sinnlichen Göttergebilde, und deren blumengeschmückte Altäre standen auch hier mehr und mehr verlassen trotz der Drangsal, welche der Dienst des Gekreuzigten nach sich zog. Leider! hat man keine ganz bewährten Acten der beiden heiligen Martyrer-Jungfrauen Agatha und Lucia, welche im Meßkanon aufgenommen sind, also schon in den ersten Jahrhunderten von den Gläubigen verehrt wurden. Agatha litt zu Catanea in der Decischen Verfolgung; Lucia — weil sie das Grab dieser heiligen Martyrin besucht hatte — zu Syrakus unter Diocletian; Beide, weil sie ihr Herz so ganz dem himmlischen Bräutigam zugewendet hatten, daß eine irdische Neigung keinen Platz darin finden konnte. Heiter

und freudig gingen sie durch die blutige Marter und die Flamme des Scheiterhaufens zum Brautfest im Himmel.

Von solchen Seelen wurde der Bischof Felix an diesen Gestaden begrüßt, und von ihren Gebeten geleitet setzte er seinen Weg fort unter dem Kreuz, das sein Herr ihm auferlegte. Nachdem sie die Meerenge von Messina durchschifft hatten, wurde anders über ihn verfügt, und man gab ihm nicht mehr nach Rom, sondern nach Venusia, einer Stadt in Apulien, die Richtung. Der Präfekt ließ ihn entfesseln, empfing ihn freundlich und fragte ihn, vielleicht um ihn zu versuchen, vielleicht aus Mitleid: „Bischof Felix, warum giebst du die heiligen Schriften nicht her? Oder hast du sie etwa nicht?“ — „„Wohl habe ich sie, aber ich gebe sie **nicht** her!““ erwiederte der Bischof. Da sprach der Präfekt kurz und kalt: „Richtet den Felix mit dem Schwerte hin!“ Und frohlockend rief der heilige Bischof: „„Ich danke dir, o Herr, daß du mich der Freiheit würdig hältst!““ —

Auf der Leidensstätte hob er die Augen zum Himmel auf und betete mit Inbrunst: „„O Gott, ich danke dir für deine überschwengliche Gnade! Sechs und fünfzig Jahre habe ich auf dieser Welt gelebt, den Glauben und die Wahrheit gepredigt, die Evangelien gerettet, in Keuschheit dir gedient! Jetzt beuge ich als ein freudiges Opfer meinen Nacken dir, o Jesus Christus, du Herr des Himmels und der Erde, dem Ruhm und Ehre gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.““ — Und sein heiliges Haupt sank unter dem Schwerte. —

Am Abend dieses Tages wurde die Stadt Venusia durch ein Zeichen am Himmel geschreckt: der Mond schien so blutigroth, als ob er gefärbt sei vom unschuldigen Blut des heiligen Martyrers.

2. Der heilige Euplus.

Zu Catanea stellten die Behörden, ungefähr ein Jahr später, ebenfalls eine scharfe Nachforschung nach heiligen Schriften an, entdeckten sie bei dem jungen Diakon Euplus und führten ihn sogleich vor den Consular Calvisian, der eben zu Gericht saß. Als Euplus ihn erblickte, sprach er noch in der Ferne mit lauter Stimme: „Ich bin ein Christ und sehne mich, für den Namen Christi zu sterben!“ — „„Wer das gesagt hat, trete vor!““ rief Calvisian.

Als Euplus mit dem Evangelium in der Hand sich vor den Richter stellte, sagte der Beisitzer des Gerichts, Maximus: „„Es schickt sich nicht, den kaiserlichen Befehlen zuwider diese Schriften bei sich zu haben!““ und Calvisian fragte: „„Woher sind diese

Schriften? Aus deinem Hause?““ — „Daß ich kein Haus habe, weiß mein Herr Jesus Christus!“ antwortete Euplus demüthig. „„Aber du brachtest sie her?““ fragte Calvisian weiter. — „Wie du siehst; ja! Denn deine Leute drangen bei mir ein, als ich sie las, und führten mich fort.“ — „„Lies vor!““ befahl Calvisian. Euplus schlug auf und las: „Selig sind Diejenigen, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Und dann schlug er auf und las: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“ Und Anderes noch. „„Was aber soll das Alles heißen?““ fragte Calvisian, der diese heiligen Aussprüche nicht im Mindesten verstand. „Es ist das Gesetz meines Herrn, welches mir gegeben wurde!“ — „„Von Wem gegeben?““ — „Von Jesus Christus, dem Sohne Gottes!“ — „„Ha!““ rief Calvisian ergrimmt, „„da sein Bekenntniß offenbar ist, soll er auf der Folter weiter gefragt werden!““

Als der junge Diakon von den Henkern auf die Folter gespannt war, fragte Calvisian ihn weiter: „„Bleibst du bei deinem Eingeständniß?““ Euplus hatte noch eine Hand frei; er bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und antwortete: „Ich bleibe dabei! Ich bekenne, daß ich ein Christ bin und die göttlichen Schriften lese!“ — „„Warum hast du nicht dem Kaiser gehorcht und sie ausgeliefert?““ — „Weil ich ein Christ bin, ist mir das nicht erlaubt! In ihnen ist das ewige Leben! Wer sie ausliefert, verliert das ewige Leben! Um dieses nicht zu verlieren, gebe ich mein irdisches Leben hin!“ — Calvisian befahl, mit der Folter fortzufahren, und Euplus rief: „Ich danke dir, o Christus, stärke mich, denn ich leide für dich!“ — „„Laß ab von deinem Wahnsinn, bete die Götter an, und du bist frei!““ — „O,“ rief der selige Jüngling, „all' diese Martern wünschte ich mir ja längst!“ — „„Wohlan!““ sprach Calvisian, „„so werde Euplus denn so lange gefoltert, bis er die allmächtigen Götter Mars, Apollo und Aesculap anbetet!““ — „Du hast recht gesagt,“ sprach Euplus; „ich soll anbeten die untheilbare Dreifaltigkeit, die nur **Ein** Gott ist!“ — „„Also du opferst?““ rief Calvisian froh. „Ja, ich opfere, denn ich bringe mich selbst zum Opfer dar dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist! Mehr kann ich nicht thun!“ —

Da wurde der heilige Jüngling wilder noch und grausamer gepeinigt; aber in all' den Martern rief er immer inbrünstiger: „Ich danke dir, o Christus! komm' mir zu Hilfe! Deinetwegen leide ich!“ Und als er vor Schmerz und Entkräftung nicht mehr

laut sprechen konnte, merkte man an der Bewegung seiner Lippen, daß er diese Worte beständig wiederholte.

Calvisian sah nun ein, daß der heilige junge Diakon nicht zum Abfall zu bewegen sei, deßhalb verurtheilte er ihn als einen Gotteslästerer, der sich nicht zur Vernunft bringen lassen wolle, zur Hinrichtung durch das Schwert. Man befestigte um seinen Hals das Evangelium, mit dem er ergriffen worden war; der Herold rief: „,Euplus, ein Christ, ein Feind der Götter und der Kaiser!'" Und fröhlich trat er seinen Todesgang an. Das Volk umwogte ihn und bewunderte seinen Starkmuth; Niemand getraute sich, ihn zu beleidigen, zu verhöhnen, wie das oft geschah. Er betete unterwegs: „Ich danke dir, o Christus, daß du mich mit deiner Kraft getröstet, auf Anrufung deines Namens mir Gnade erwiesen, und nicht geduldet hast, daß meine Seele mit den Gottlosen zu Grunde gehe!" Dann sprach er zu den Gläubigen: „Liebe Brüder, betet zu Gott und fürchtet ihn von ganzem Herzen; denn er ist Derer eingedenk, die ihn fürchten!" Strahlend von Wonne kniete er auf der Richtstatt nieder, betete, bot seinen Nacken dar, und mit den Worten: „Ich danke dir, o Christus, mein Gott!" fiel sein Haupt unter dem Schwerte. —

420. Eine Jungfrau als — Martyrin.

Die heilige Flora war aus einer gemischten Ehe, zu Cordova in Spanien geboren; ihr Vater war ein Mahomedaner und die Mutter eine Christin. Der Vater starb schon, da Flora noch im zartesten Alter sich befand. Um so ungestörter konnte das Kind im Christenthum erzogen werden, und wirklich übertrafen seine Fortschritte in der Frömmigkeit bald alle Erwartungen der Mutter. Der Same des göttlichen Wortes schlug in ihrem reinen kindlichen Gemüthe täglich tiefere Wurzel, und jeder Funke göttlicher Wahrheit, welcher in ihr Herz fiel, erglühete schnell zu einem alles Irdische in ihrer Brust verzehrenden Feuer. Flora unterwarf sich schon frühzeitig, und zwar insgeheim den strengsten Bußübungen, besonders in der heiligen Fastenzeit. Die Mutter bemerkte dieß allmälig, und bediente sich ihres ganzen Ansehens, um das Kind zu einiger Milderung ihrer strengen Bußübungen zu vermögen.

Flora hatte einen ältern Bruder, welcher, in der Religion des Vaters erzogen, ein sehr heftiger Mahomedaner war. Aus Furcht vor diesem Bruder wagte sie es nur selten, in die Kirche zu gehen und dem heiligen Opfer beizuwohnen, welches jedesmal

ihr Herz mit himmlischem Entzücken erfüllte. Dieses Zwanges endlich müde, entfernte sie sich heimlich aus dem Hause, suchte und fand Zuflucht bei den frommen Bewohnerinnen eines nahe bei Cordova gelegenen Frauenklosters. Als der Bruder sah, daß seine Schwester entflohen war, zweifelte er keinen Augenblick mehr an dem, was er längst schon geahnet hatte, daß nämlich Flora eine Christin sei und in ihrem Herzen dem großen Propheten, d. i. dem Mahomed fluche. Sein Zorn ergoß sich nun über alle Christen ohne Unterschied; er erregte ihnen allerlei böse Händel, bewirkte sogar die Verhaftung mehrerer derselben; und in der vollen Ueberzeugung, daß seine Schwester in einem Kloster verborgen sein müsse, wurden Gott geweihete Jungfrauen ein Hauptgegenstand seiner Wuth.

Sobald Flora das feindselige Betragen des Bruders vernahm, entschloß sie sich sogleich, ihren stillen Zufluchtsort zu verlassen, sprechend: „Es wäre eine Sünde für mich, wenn ich zugäbe, daß meinetwegen die Gemeinde der Christen, zumal der Klosterfrauen, noch länger gekränkt und gelästert würde!“ Sie kehrte also wieder in das väterliche Haus zurück, und sprach nun zu ihrem Bruder: „Hier bin ich; ich weiß, daß du mich suchest, aber wisse auch, daß ich eine Christin bin und um des Namens Jesu willen Alles leiden will!“ Der Bruder bemühete sich, durch Schmeichelworte und lockende Versprechungen die Schwester für seinen Wahn zu gewinnen. Als aber alle seine Mühe verloren war, schritt er zu Drohungen, zu Schlägen und den gröbsten Mißhandlungen, und klagte sie beim mahomedanischen Richter an. Flora wurde unmenschlich mit Peitschenhieben zerfleischt, am Kopfe und an der Hirnschale stark verletzt; sie aber, alles dieses für gering achtend, sprach: „Von der zartesten Kindheit an bin ich eine Anbeterin Jesu Christi gewesen, und werde das sein und bleiben, was man auch mit mir beginnen möge!“ —

Nachdem ihre Wunden wieder geheilt waren, verließ Flora heimlich die Stadt und ging in einen mehrere Meilen von Cordova entlegenen Flecken zu einer ihr bekannten christlichen Matrone. Mit dem größten Wohlwollen nahm diese die arme Flora auf und pflegte ihrer mit christlicher Liebe.

In stiller Zufriedenheit lebte hier die Dulderin, mit Gebet und frommen Uebungen beschäftigt. Aber immer mächtiger ward in ihr der Wunsch, das Bekenntniß ihres Glaubens mit ihrem Blute zu besiegeln. Sie kehrte wieder nach Cordova zurück; und in der Stadt angekommen, begab sie sich zuerst in die dem heiligen Martyrer Aciscolus geweihete Kirche, um durch dessen Fürbitte sich

Kraft und Stärke von Gott zu erflehen. Nun ging sie zum mahomedanischen Richter und sprach: „Ich bin Diejenige, welche du im verflossenen Jahre so grausam mit Peitschenhieben hast zerfleischen lassen! Ich hatte bisher die Schwachheit, mich zu verbergen; aber jetzt, gestärkt durch die Gnade meines Herrn und Heilandes, komme ich, um noch einmal laut und öffentlich zu bekennen, daß ich Jesum Christum als wahren Gott anbete, euere Religion aber und euern Propheten von ganzem Herzen verabscheue!“ Flora wurde nach vielen Drohungen in's Gefängniß gebracht; sie aber empfahl sich Gott durch Beten und Fasten; und der Herr, welcher in's Verborgene sieht, hörte ihr Flehen und tröstete sie.

Unterdessen hatte Flora's Bruder erfahren, daß seine Schwester wieder in der Stadt, und zwar im öffentlichen Gefängnisse sei. Eine höllische Wuth hatte in diesem Menschen alle Gefühle der Natur erstickt, und er ging sogleich zum Richter und drang in diesen, den Prozeß seiner Schwester zu beschleunigen. Flora wurde wieder vorgeführt. „„Kennst du diesen da?““ fragte der Richter, auf den Bruder zeigend. Sie erwiederte: „Ja; dem Fleische nach ist er mein Bruder!“ — Der Richter fragte weiter: „„Woher kommt es, daß dein Bruder unserer Religion treu blieb, du aber eine Christin wurdest?““ Flora sprach: „Gleich meinen Vätern saß ich ebenfalls in dem Schatten des Todes; aber erleuchtet durch Gottes Gnade ward ich eine Christin, und werde bis zum letzten Augenblicke meines Lebens den Namen Jesu freudig bekennen!“ Nachdem der Richter sie zum letzten Male gefragt, ob sie bei diesem Bekenntnisse beharre, und Flora mit einem „Ja und Amen!“ es bekräftigt hatte, wurde sie wieder in's Gefängniß zurückgeführt, und zehn Tage darauf auf den Richtplatz. Noch einmal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes sich bezeichnend, empfing sie den tödtlichen Streich.

Vier und zwanzig Stunden lang ward ihre Leiche den Vögeln und Hunden preisgegeben und dann in den Fluß geworfen.

Dieß geschah im Jahre 851. —

---

421. Drei heilige Schwestern.

Vor langer Zeit lebte im Lande der Heiden ein strenger Fürst, der drei wunderschöne Töchter hatte. Chrischona, die älteste derselben, erhielt einst durch eine seltsame Botschaft vom Himmel Kenntniß von dem Glauben an Einen, dreipersönlichen Gott und von dem Erlösungswerke des Gekreuzigten. Sie theilte

dieses Alles ihren beiden andern Schwestern Ottilia und Margaretha mit und erweckte in ihnen eben das beseligende Verlangen nach der göttlichen Wahrheit, wie es in ihrem eigenen Herzen die himmlische Erscheinung hervorgerufen hatte. Es lebte aber in der Stadt ein frommer Priester, ein eifriger Jünger Jesu, den selbst die blutigsten Verfolgungen in seinem Eifer, das heilige Evangelium zu verkünden und auszubreiten, nicht zu schrecken vermochten. Diesen Mann besuchten die erleuchteten Schwestern oft in dem Schleier der Dämmerung, um von ihm den Unterricht in den göttlichen Lehren zu erhalten; allein so geheim, so verschwiegen sie auch ihre abendlichen Wanderungen anstellten, wurden sie dennoch einst durch eine unglückliche Fügung verrathen.

Der strenge Vater ließ wuthentbrannt sie vor sich rufen, verwies ihnen unter den schrecklichsten Drohungen ihre Gemeinschaft mit Christen — er ließ sogar den frommen alten Priester vor ihren Augen verbrennen — und wollte sie mit Gewalt an drei adelige Jünglinge aus dem Kriegerstande verheirathen; allein weder Drohung, noch Schrecken, noch die Macht sinnlicher Liebe konnten die christlichen Schwestern von ihren einmal gefaßten heiligen Gesinnungen abbringen; und als sie endlich die Wuth ihres unnatürlichen Vaters sogar in einen abgelegenen finstern Thurm sperren ließ, damit sie dort besserer Gesinnungen würden: siehe, da trösteten sie sich durch Gesang und lobten den Herrn, der sie würdigte, seinetwillen dulden und leiden zu dürfen. Als dieses aber der Fürst vernahm, da kannte sein Zorn keine Grenzen mehr; er tödtete gewaltsam jedes Vatergefühl in seinem Innern und ließ die unglücklichen Mädchen mit Ruthen schlagen und alsdann über die Grenzen des Reiches in eine wüste Gegend bringen, damit sie dort, Hunger und Noth preisgegeben, ihr zartes Leben im Elend beschließen sollten. —

Der Herr des Lebens aber, der die Seinen nicht zu Grunde gehen läßt, sah auf die frommen Dulderinnen herab mit väterlichem Blicke und sandte ihnen einen Engel, der sie auf wunderbare Weise über riesenhafte Gebirge, mächtige Seen und brausende Flüsse in eine Gegend führte, die, an Fruchtbarkeit und Schönheit vor vielen andern ausgezeichnet, ihnen Alles bot, was zu ihrem ferneren Auskommen nöthig war. In einem Umkreise von drei Stunden erhoben sich schön gestaltet drei Berge, am Fuße mit Tannenwald, oben aber mit duftigen Alpenkräutern bewachsen. Auf jeden dieser Berggipfel bauten sie nun ein Kirchlein mit einer Klause, in welche Wohnungen sich alsdann die frommen Schwestern theilten. Hier lebten sie einsam und in großer Heiligkeit und

gaben sich zu den verschiedenen Tageszeiten, zum Frühgebet, zum Mittagessen und zur Vesperstunde mit ihren silberhellen Glöcklein das Zeichen zur Andacht; auch grüßten sie sich oft mit großen, weißen Tüchern, redeten miteinander durch Sprachrohre und sagten sich des Abends durch hinausgestellte Lichter gute Nacht.

Margaretha wurde von dem Herrn zuerst in die himmlische Heimath berufen. — Nun setzten die beiden andern Schwestern die zu ihrer gegenseitigen Verständigung üblichen Zeichen fort, bis auch Ottilia von hinnen schied. — Chrischona, nun ganz verlassen, erwartete in frommer Ergebenheit die Stunde, welche sie in dem himmlischen Leben mit ihren lieben Schwestern wieder und auf ewig vereinigte. —

Wo das Wiesenthal mit dem Rheinthale sich verbindet, im sagenreichen Lande Baden, das ist die Gegend, wo die Heiligen lebten. Jede liegt in ihrem Kirchlein begraben, von denen heute noch das eine Chrischona, das andere Sancta Margaretha und das dritte, um welches im Laufe der Zeit ein Dorf sich bildete, nach dem Namen Ottilia Tüllingen genannt wird. In allen werden bis auf den heutigen Tag zum Andenken an diese Heiligen lange Sprachrohre gehalten. —

422. Wo ist dein Schwur?

Das zu Frankfurt am Main erscheinende „Katholische Kirchenblatt“ vom 10. December 1853 brachte die hier folgende, dem Pariser „Univers“ entnommene Erzählung:

Wenige Tage nach der Abfahrt der vierzig französischen Pilger langte zu Jerusalem ein anderer Pilger an, der durch seine Schicksale in Rußland als höchst merkwürdig und verehrungswerth erscheint.

Der Dominikaner Onuphrius Buratewich, jetzt acht und siebenzig Jahre alt, stammt aus einer der ersten Familien Podoliens, einer polnischen Provinz. Im Jahre 1796 wurde er von dem hochwürdigsten Herrn Dembuski, Bischof von Kaminiek in Podolien, zum Subdiakon geweiht und sogleich beauftragt, die damals von der Kaiserin Katharina hart bedrängten Katholiken zum treuen Festhalten am Glauben zu ermahnen. Aber schon gleich nach seiner ersten Predigt wurde er ergriffen, gefesselt auf einen Karren gesetzt und nach Tobolsk an der sibirischen Grenze transportirt. Dort ließ ihn nach einigen Tagen aus seinem Gefängnisse der Gouverneur vor sich führen, versprach ihm die Gunst der Kaiserin, Ehren und ein Bisthum, wenn er zur russischen Kirche übertreten wolle.

Buratewich wies das Anerbieten zurück, und erhielt die Knute, die ihm bei jedem der fünf Hiebe mit ihren am Ende angebrachten eisernen Haken drei tiefe Striemen eingrub. Um das stark fließende Blut zu stillen, legte man dem standhaften Bekenner in Branntwein getauchte Lappen auf. — Fünf Wochen später ward er in ein zweites Examen genommen und für seine gleichmäßige Weigerung gleichmäßig gemartert. Nachdem ihm sodann, weitere fünf Wochen später, der Gouverneur dieselbe Geißelung zum Drittenmal vergeblich hatte zufügen lassen, wurde ihm das Urtheil der Kaiserin bekannt gemacht, das ihn lebenslänglich in den Schnee Sibiriens verbannte. Man gab ihm dicke Kleider und führte ihn an den Ort seiner Bestimmung. Die Reise dauerte sieben Tage.

(Die nach Sibirien Verbannten sind in zwei Klassen getheilt. Diejenigen, die wegen Mord oder ähnlicher Verbrechen Strafe erhalten, werden auf der Stirne, auf beiden Wangen und am Kinn gebrandmarkt, auch spaltet man ihnen die Nase auf beiden Seiten; sie dürfen jagen, sich in dem bestimmten Bezirke eine Wohnung bauen und sich auch verheirathen; ihr Aufenthaltsort ist nicht so kalt, und sie genießen eine gewisse Freiheit, so lange sie in dem angewiesenen Bezirke bleiben; verlassen sie aber denselben, so darf sie Jeder, der sie antrifft, tödten: sie sind ja sehr kenntlich gemacht! — Die wegen politischer Vergehen oder wegen der Religion Verbannten werden in die Region des ewigen Schnees gewiesen; eine in den Schnee gegrabene Höhle, eine Flinte, Pulver, Zwieback für einen Monat, das ist Alles, was ihnen der Gouverneur zugesteht. Die Bären-, Tiger- und Wolfs-Jagd muß ihnen den Unterhalt geben; neun Felle müssen sie den Inspectoren, die alle Monat kommen, abliefern; was sie mehr liefern, wird ihnen vergütet. Die Inspectoren sind stets von russischen Geistlichen begleitet, welche die Verbannten zum Abfall vom Glauben ermahnen müssen. Lassen die Verbannten sich überreden, was jedoch selten der Fall ist, so werden sie mit großen Ehrenstellen und Reichthümern beschenkt; bleiben sie beharrlich, so läßt man sie in der Verbannung, und die Popen schleudern ihre Verwünschungen gegen sie.) —

Drei Jahre waren schon verflossen, und Onuphrius Buratewich hatte noch Keinen der andern Verbannten getroffen; die Stationen sind Meilen weit von einander entfernt, und der Schnee, welcher sehr oft alle Bahnen verweht, macht es nicht rathsam, sich allzu sehr von der Höhle zu entfernen. — Eines Tages verirrte sich der heldenmüthige Subdiakon und kam zufällig an eine andere Höhle. Ein Mann lag darin; er schien zu schlafen. Onuphrius Buratewich faßt ihn bei der Hand; sie löst sich vom Arme, der

Mann war erfroren. Ein kleines Kreuz, das am Halse hing, ließ ihn aus dem darauf gravirten Namen „Dembuski“ erkennen, daß also der Todte — sein Bischof war, der ihn geweiht hatte.

Onuphrius Buratewich ertrug noch vierzehn Jahre die Kälte, den Hunger und alle Schrecknisse seines Aufenthaltes; da überfiel ihn ein Fieber. In der Glut der Krankheit machte er das Gelübde, Jerusalem und die heiligen Orte besuchen zu wollen, wenn ihm der liebe Gott die Gesundheit und Freiheit wieder verleihe. — Er genas, und wurde bald darauf vom Kaiser Alexander amnestirt.

Dieß geschah im November 1813.

Der heldenmüthige Bekenner kam nach Europa zurück und traf ein Jahr später zu Savona in Italien mit Sr. Eminenz dem Cardinal Budnay, Bischof von Gran und Primas von Ungarn, zusammen, als dieser eben von einem Besuch bei dem Papste Pius VII. auf der Rückreise begriffen war. Der Cardinal nahm ihn mit sich. —

Seit dieser seiner Befreiung waren sieben und dreißig Jahre verflossen; da glaubte er in einer Nacht eine Stimme zu hören, welche ihm zurief: „Wo ist dein Schwur?“ — Sein Gelübde war ihm nämlich ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden.

Er ging nach Rom. Der General des Dominikaner-Ordens ließ ihn zum Priester weihen, und erlaubte ihm — die Pilgerfahrt nach Jerusalem. —

---

423 — 428. Kreuzes-Brautschaft.

1. Die heilige Büßerin Margaritha von Kortona liebte Gott von ganzem Herzen und mit uneigennütziger Liebe; ihre Seele, welche zu möglichster christlicher Vollkommenheit aufstrebte, suchte keinen andern Trost auf Erden, als das Bewußtsein: keine Sünde mehr zu begehen und ihr Leben Christo Jesu am Kreuz auf Golgatha mehr und mehr gleichförmiger zu gestalten. Wenn sie auch in ihren frommen Geduld-Uebungen im schwersten Leiden manchmal keine Erleichterung ihrer von Angst und Furcht bedrängten Seele fand, und wenn auch lange und anhaltende Trostlosigkeit eintrat; so ertrug sie diese doch mit hoher Ruhe, und setzte, ohne sich beirren zu lassen, nur noch mit größerem Eifer ihre Bußübungen fort, indem sie überzeugt war, daß sie dadurch dem Wunsch und Willen ihres göttlichen Bräutigams entspreche, und durch die freudige Ertragung der Schmerzen dem Erlöser auf seinem Kreuzweg immer getreuer nach-

folge. Schon öfters hatte ihr nämlich Jesus Christus geoffenbart, daß sie sich durch Leiden und Trübsal mit ihm müsse kreuzigen lassen, um dadurch hienieden zu wahrer Vollkommenheit zu gelangen. —

Die fromme Büßerin wünschte daher nichts sehnlicher, als nach dem Vorbild ihres gekreuzigten Heilandes zu leiden. „O Herr!“ betete sie einst, „drücke doch meinen Körper durch eine Krankheit so sehr darnieder, daß alle Kraft von ihm schwinde, und ich nicht mehr im Stande bin, auch nur einen Gedanken zu fassen, der dir mißfallen könnte; führe mich hin zu deinem Kreuz und bewirke, daß ich es fest umarme!“ —

Kein Trost war für diese heilige Seele größer, als leiden zu können, und dadurch ihre Liebe zu zeigen, von welcher ihr Herz gegen ihren Herrn und Gott entflammt war; und keine Bitte wurde aus ihrem Mund öfter gehört, als die um neue Leiden. — Immer standen ihr die Worte des Herrn vor Augen: „„Meine Tochter, auf dem Wege des Kreuzes wirst du zu mir kommen; die Leiden sind das Band, welches deine Seele mit mir verbindet!““ — Diese Kunde des Heilandes gab ihr Kraft und Stärke, und verlieh ihr jene himmlische Ruhe, die sich ja bei allen Stürmen des Leidens und der Trostlosigkeit über gottliebende Seelen ergießt; und auf diese Weise bestand die Heilige ihre Prüfung und Läuterung, welche Gott an ihrer Treue und der Reinheit ihrer Liebe vornahm, und die mehrere Jahre, ja bis an das Ende ihres Lebens dauerte — zu ihrer himmlischen Verklärung in der Ewigkeit. —

2. Die heilige Magdalena von Pazzis, diese getreue Dienerin des Herrn, schmachtete oftmals in innerlichen Finsternissen und Trostlosigkeiten, und litt auch sonst mancherlei schwere Trübsale; und dennoch pflegte sie zu sagen:

„Mehr erfreut es mich, wenn Gott seinen, als wenn er meinen Willen thut; und darum erkenne ich mich zu Danke gegen Ihn verpflichtet, wenn er mein Gebet im Leiden nicht erhört; denn gewährt Er mir, um was ich Ihn bitte, so thut Er meinen, versagt Er es mir aber, seinen Willen; ja, ein jedes Leiden ist mir erfreulich, wenn ich bedenke, daß solches Gott gefällt, und daß es ein Anzeichen und eine Wirkung seines göttlichen Willens ist!“ —

3. Die heilige Aebtissin Clara, die acht und zwanzig Jahre hindurch an schwerer Krankheit litt, sagte einmal zu ihrem Beichtvater: „Seit der Zeit, als ich die Gnade Jesu Christi erkannte, schien mir keine Krankheit mehr hart und drückend, sondern strohhalmleicht!“ —

4. Man konnte die heilige Maria von Dignies in ihren letzten Krankheiten nicht schmerzlicher betrüben, als wenn man ihr eine baldige Genesung wünschte. — Und als sie zur Zeit ihres Todes erfuhr, daß man öffentliche Gebete abhielt, damit sie wieder genesen möchte, ließ sie diese Gebete abbestellen; sie hatte ja kein sehnlicheres Verlangen, als aufgelöst zu werden, um dann ewig bei Jesus Christus, ihrem göttlichen Bräutigam, zu sein. —

5. Die heilige Jungfrau Mechthildis war von Gottes unerforschlicher Weisheit stets auf das Kreuz der Krankheiten niedergelegt, die gar oft von den heftigsten Schmerzen begleitet waren. Sie betrachtete aber alle Schmerzen als ein besonders kostbares Geschenk des gekreuzigten Erlösers zum Heil ihrer Seele. Gottergeben und willig nahm sie nur deßhalb die Arznei, um ihr armseliges Leben zu fristen, auf daß sie, als treue Kreuzesbraut, Christo zu Lieb noch länger leiden möge.

Obwohl sie einen ganzen Tag wahrhaft qualvoll mit dem Tode rang, hörte man doch keinen andern Schmerzensruf, als diesen: „Guter Jesus! mein guter Jesus!“ —

6. Die ehrwürdige Johanna vom Kreuz betete allzeit mit dem heiligen Apostel Paulus: „Es sei ferne von mir, daß ich mich rühme, außer im Kreuze Jesu Christi! Ich freue mich über meine Gebrechlichkeiten, über meine Beschimpfungen, über meine Nöthen, über meine Verfolgungen, über meine Aengste; denn fromm gelitten ehren sie alle meinen Erlöser und Heiland!“ Deßwegen war sie auch in ihren vielen Krankheiten stets so fröhlich. „O könnte ich,“ sagte sie oft, „diese wenigen Tropfen Blutes, die mir noch übrig sind, aus Liebe zu dir, o Heiland der Welt, vergießen! Noch mehr Kreuze, o Herr, noch mehr Peinen und Bitterkeiten, denn ich leide für dich, o meine süße gekreuzigte Liebe!“

Als sie einmal, besonders in der Nacht, sehr krank war, sagte sie: „O wie gut geht diese Nacht vorüber, kein Glied meines Leibes ist gesund, jedes Glied empfindet einen andern Schmerz! O ich danke dir, mein Heiland, für dieses bittere Leiden, es ist die größte Gnade meines Lebens! Wenn du mich leiden lassen willst bis an's Ende der Welt, ich dulde es mit unaussprechlicher Freude!“

Als ihre Mitschwestern weinten über ihre Schmerzen, erwiederte sie: „O Töchter, lasset mich leiden, damit ich dem Erlöser, den ich im allerheiligsten Sakramente des Altars empfangen habe, gleichförmig werde! Das Leiden ist das schönste Lied, das ich dem Erlöser, meinem süßen Gaste, singen und aufspielen kann! Ach kreuzige mich, o Jesu,“ fuhr sie fort, „aber du allein sei mein Kreuz! An dich will ich angenagelt, in dich will ich verwandelt sein! Lebendig will ich

begraben sein, aber in deinem göttlichen Herzen; im Fegefeuer will ich sein mein ganzes Leben lang, aber im Fegefeuer deiner göttlichen Liebe!“ —

429. Eine wirksame Zuflucht im Leiden.

Der fromme Johannes von Avila hatte durch die anstrengendsten Missions-Predigten, die er in seinem Eifer zur Bekehrung der Verirrten und zur Kräftigung der Frommen in der Nachfolge Jesu fast unausgesetzt gehalten, sich schwere Körperleiden zugezogen. Und inmitten dieses Wehes tröstete er sich mit der Erfahrung aller gottergebenen Dulder: „Krankheit und Leiden bringen Stärke und Kraft nach Innen!“ —

Als einmal der treu liebende Freund Villares das innigste Mitleid mit seinen großen Schmerzen kundgab, da entgegnete ihm Johannes mit den Worten:

„Gar oft, wenn mir unter der Last der Peinen die Geduld entschwinden will, da denk' ich stets an den überaus leidenreichen heiligen Franziskus von Assisi. Ich sehe — er eilt, von einer Versuchung gewaltig ergriffen, im Kloster-Gärtlein hinter die Einsiedelei und bettet sich auf die Dorngebüsche, die aus dem schneebedeckten Boden hervorragen, so daß sie bald von seinem Blute geröthet sind. Vor Kälte zitternd, sieht sich der Heilige von einem hellen Licht umflossen, und die Dornen in blühende Rosenbüsche verwandelt; und er vernimmt eine himmlische Stimme gar sanft und mild: „„Aus den Dornen der Leiden und Schmerzen erblühen die Rosen der Freude; aber sie müssen zuvor mit blutigen Thränen begossen werden!““ Ein einziges: „„Gott sei gebenedeit!““ zur Zeit der Trübsal ausgesprochen, gilt mehr, als tausendfacher Dank zur Zeit des Wohlergehens!“ —

„„Wohlan,““ versetzte Villares, „„der heilige Franziskus gehörte zu den Heiligen, die Gott mit Leiden bedrängte, um so die Kraft ihrer Jugend zu prüfen; sie sind kostbare Diamanten, die er den Hammerschlägen der Trübsale überläßt! — Je mehr die Kamille mit Füßen getreten wird, desto schöner erblüht sie!““ —

430 und 431. Wunderbare Heilungen von Steinschmerzen.

1. Leo von Ostia, den Baronius in seinen Annalen um das Jahr 1022 anführt, erzählt von dem heiligen Heinrich II., daß derselbe an Seitenstechen und überaus großen Steinschmerzen litt.

Da er nun Kaiser geworden, begab er sich nach Italien, um die Länder wieder zu gewinnen, die dem Reiche waren entfremdet worden, oder im Besitze Solcher waren, welche sie ungerechter Weise an sich gerissen hatten. — Indessen aber nahm sein Leiden immer mehr überhand; und da keine menschliche Hilfe etwas wirken wollte, ging er auf den Berg Cassino, wo er den Beistand des heiligen Benediktus und der heiligen Scholastika inbrünstig anrief, damit er durch ihre Fürbitte von dieser schmerzlichen Krankheit geheilt würde.

Während er aber vor dem Altare dieser Heiligen auf den Knieen lag, befiel ihn ein Zweifel: ob dieß wohl auch die wirklichen Reliquien des heiligen Benediktus wären? oder aber: ob solche, wie dieß zuweilen zu geschehen pflegt, anderswohin wären übersetzt worden? Nichtsdestominder hielt er inbrünstig im Gebete an, kehrte dann in die für ihn zubereiteten Zimmer; und da er von der Reise sehr ermüdet war, begab er sich bei Zeiten zu Bette und schlief ein. Und sieh! da erschien der heilige Benediktus ihm im Traume, und hielt in der einen Hand ein scharfes Messer gleich jenen, mit welchen man den Steinschnitt vorzunehmen pflegt, und sprach zu ihm: „Da du deine Hoffnung auf Gott und auf seine Heiligen setztest, ward ich von ihm gesandt, von deinem Uebel dich zu heilen. Ich nun bin Derjenige, an dessen echten Reliquien du zweifeltest! Doch sieh, zum Beweis, daß meine irdische Hülle wirklich hier ruht, will ich von deinen Leiden dich heilen!“ Und hierauf öffnete er mit jenem Eisen ihm die Seite, nahm den Stein heraus, der die Ursache seiner Schmerzen war, heilte dann die Wunde und legte ihm den Stein in die Hand, von welchem er ihn befreit hatte.

Da nun Heinrich erwachte, keinen Schmerz mehr in der Seite fühlte und in seiner Hand den Stein sah, der ihn früher so furchtbar gepeinigt hatte; berief er seine Leibwächter, und befahl ihnen, die Prälaten und Reichsfürsten zu versammeln, die ihn begleiteten, damit er ihnen Kunde von der wunderbaren Heilung gäbe, die er durch die Hand des heiligen Benediktus erhalten hatte. Als sie aber gekommen waren, da lud er sie ein, den Herrn mit ihm zu loben und für eine so ausgezeichnete Wohlthat zu danken, und sprach: „Sehet, ich, der ich gestern dem Tode nahe war, erscheine nun durch Gottes Barmherzigkeit gesund vor euch, und zeige euch hier sichtbar den Stachel des Todes, den ich gestern noch in meinem Leibe verschlossen trug!“ Und nach diesen Worten zeigte er ihnen den Stein und die Narbe der Wunde, durch welche der Heilige denselben herausgeholt hatte, worüber Alle in unaussprechliches

Erstaunen geriethen und mit großer Freude Gott lobten, der durch seinen Heiligen ihrem geliebten, frommen und tapfern Kaiser die Gesundheit zurückgegeben hatte.

Nach diesen Ausbrüchen der Freude und Dankbarkeit sprach Heinrich zu den Fürsten und Großen des Reiches: „Was können wir nun thun, dem heiligen Benediktus für die so große Wohlthat, die wir aus seiner Hand empfingen, uns dankbar zu bezeigen?“ — Sie aber antworteten: „„Es ist billig, etwas zu thun, das seiner königlichen Großmuth würdig wäre!““ — Der Kaiser that dieß auch in reichlichem Maaße, schenkte dem Kloster des Berges Cassino große Besitzungen, goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Gefäße zum heiligen Dienste; löste überdieß einen prächtigen Altar aus, den das Kloster aus Noth für 500 Goldthaler verpfändet hatte, sandte ihnen auch von Deutschland her die prächtigsten kirchlichen Ornate, und gewann eine so große Verehrung und Liebe zu dieser heiligen Stätte auf dem Berge Cassino, daß er den Vorsatz faßte, wofern Gott ihn länger am Leben ließe, die kaiserliche Würde niederzulegen und daselbst Mönch zu werden. —

2. Surius erzählt im Leben des heiligen Abtes Gerardus, daß Arnulph, Markgraf von Flandern, ein mächtiger und sehr reicher Fürst, ganz außerordentlich an Steinschmerzen litt. Es kam an seinem Hofe eine Menge Aerzte zusammen, die alle ihm große Dinge verhießen und sich prahlten: sie seien in solchen Operationen sehr erfahren, und würden ihn auch ganz gewiß heilen, wofern er sich nur dem Schnitt unterwerfen wolle; denn dieß sei hier das einzige, aber sichere Mittel. Doch der Fürst, der für sein Leben fürchtete, weigerte sich, ihr Anerbieten und ihren Rath anzunehmen. Um ihn zu ermuthigen, der Operation sich zu unterwerfen, hatten sie bis achtzehn Menschen versammelt, die an derselben Krankheit litten, und dem Schnitt sich unterwarfen, den die Aerzte in seiner Gegenwart vornahmen. Auch heilten sie dieselben glücklich, bis auf einen Einzigen, der an den Folgen der Operation starb; dieser Einzige aber ängstigte den Fürsten mehr, als die siebenzehn Geheilten ihn ermuthigten; und er war nicht zu bewegen, dem Schnitte sich zu unterwerfen.

Endlich wendete er sich zu Gott und setzte sein ganzes Vertrauen auf ihn, das er früher auf die Kunst und auf menschliche Erfindungen gesetzt hatte. Da er nun von dem großen Rufe der Heiligkeit des seligen Gerardus hörte, zumal aber, daß er einer blinden Frau das Gesicht zurückgegeben hatte, sandte er Einen der Seinigen zu ihm und ließ ihn demüthig und inständig bitten: er möchte es nicht verschmähen, ihn heimzusuchen. Der Heilige

machte sich auch alsbald auf den Weg, und der Fürst kam ihm entgegen und empfing ihn mit Zeichen der höchsten Verehrung.

Nach den ersten Begrüßungen nun klagte der Fürst ihm, an wie heftigen Schmerzen er litte, und bat ihn, bei Gott für ihn zu bitten und durch sein heiliges Gebet ihm die Gesundheit zu erflehen. Es antwortete ihm aber der Heilige: „Meine Tugend und meine Verdienste sind nicht solcher Art, daß von meinem Gebet eine so große Wirksamkeit sich erhoffen ließe, als ich solche wünschte; und um derlei Gnaden zu erflehen, muß man nicht an einen gewöhnlichen und unbedeutenden Menschen, sondern an Diener Gottes von vollendeter Heiligkeit sich wenden, oder vielmehr sein Gebet an jene Heiligen richten, die, von den Banden dieses Lebens gelöst, bereits in der glorreichen Anschauung — der Gegenwart des Herrn genießen!"

Doch der Markgraf ließ durch diese Erwiederung sich nicht beirren; sondern erneuerte seine Bitte und sprach: „„Mein Vater, Ihr suchet Ausflüchte, diese Gnade mir zu erzeigen; allein ich vertraue auf Gott, der Alles vermag, und auf Euere Liebe; und bitte Euch, verziehet nicht länger, den Trost und die Hilfe mir zu spenden, die ich hoffe, durch Euer Gebet zu erhalten! Erbarmet Euch meiner, ich bitte Euch, und sehet meinen schmerzlichen und betrübten Zustand, worin ich einem Sterbenden ähnlicher als einem Lebenden bin!""

Da antwortete der heilige Abt: „Damit es nicht den Anschein habe, als hättet Ihr umsonst ein Mittel von mir begehrt, will ich Euch sagen, was Euch zu thun geziemt: „„Wirf deine Gedanken auf den Herrn!"" Und da Ihr überschwenglichen Reichthum besitzet, so gebet einen Theil desselben als Almosen an die Armen; auf welche Weise Ihr vielleicht für die Sünden Eueres vergangenen Lebens genugthun möget; denn Leiden dieser Art sind oft nur Strafen für begangene Missethaten! — Habet Ihr aber auf solche Weise den Herrn versöhnt, dann möget Ihr ihn um die Gnade der Gesundheit anflehen!" —

„„Sehr willkommen ist mir, was Ihr mir da saget,"" sprach der Fürst; „„gern nehme ich Eueren Rath an, und wollte Gott, daß ich um solcher Werke willen seine Gnade erlangen könnte! Sehet — zur Nachahmung des Zachäus im Evangelium — gebe ich die Hälfte meiner Güter den Armen!"" — Und hierauf berief er seine vertrauten Verwalter und befahl ihnen, den Rath des heiligen Gottesmannes getreu in Erfüllung zu bringen. —

Nachdem dieß geschehen war, kündigte ihm der Diener Gottes eine dreitägige, strenge Faste an, und er selbst fastete mit

ihm, auf daß sie, durch die Strenge dieser Enthaltsamkeit gereinigt, geeigneter wären, die heiligen Geheimnisse Christi zu empfangen. —

Nachdem sie nun diese Faste mit großer Andacht vollbracht und die Fürbitte der Heiligen unter Thränen angerufen hatten, umgürtete sich der Gottesmann mit göttlichen Waffen und feierte, wie er gewöhnlich pflegte, das heilige Opfer unter reichlichen Thränen. Als er nun die heilige Kommunion empfangen und dieselbe auch dem Markgrafen gereicht hatte, der sie mit sehnsüchtiger Andacht erwartete, fühlte sich Arnulph plötzlich frei von dieser so schmerzlichen und so gefährlichen Krankheit. —

Wer aber schildert je das Lob und die Danksagungen, die er und Alle, die ihn liebten, Gott darbrachten; und die Verehrung, mit welcher sie den heiligen Abt betrachteten! — Es verschmähte aber der heilige Gerardus allen Reichthum so sehr, daß er von einem großen Schatze Goldes, den der Fürst ihm anbot, nicht einen Heller, weder für sein eigenes, noch für andere arme Klöster annahm; doch übernahm er auf die Bitte Arnulph's die nicht geringe Mühe, alle Klöster in Flandern zu bereisen und daselbst die geistliche und klösterliche Zucht wiederherzustellen. —

---

432. Die zwei goldenen Leitern.

In dem großen Jubiläums-Jahre der katholischen Kirche 1450, in welchem viele Tausende die heilige Stadt besuchten, um von den Gnadenschätzen, die der Herr seiner Kirche anvertraut, zu schöpfen, starb auf dem Berge Senari der selige Gabriel, um ein ewiges Jubiläum im Himmel zu feiern.

Er war aus vornehmer Familie zu Florenz geboren, und hatte schon frühzeitig aus heiligem Abscheu gegen die Welt und ihre Freuden, Vater und Mutter verlassen, um in der Einsamkeit des Berges Senari sein Leben nur dem Dienste Gottes und der schmerzenvollen Mutter im Serviten-Orden zu weihen. — Er war in die Betrachtung des leidenden Erlösers so tief versenkt, und dabei von solcher Anbetung und Liebe erfüllt, daß seine Worte, wenn er von diesem Gegenstande mit den Brüdern sprach, feurigen Pfeilen glichen, die er an der in seinem Herzen lodernden Flamme der Liebe entzündet. In den Werken der Buße und Selbstverleugnung war er für Alle das auferbaulichste Muster, in allen Stücken ein vollkommener Diener der schmerzenvollen Gnadenmutter, daher er auch oftmals besondern himmlischen Trostes gewürdigt wurde. —

In dem genannten Jahre 1450 wüthete auf dem Berge Senari eine ansteckende tödtliche Krankheit, von der auch Gabriel befallen wurde. —

Als einmal dieselbe etwas nachgelassen, und ihm ein wenig auszuruhen vergönnt war, hatte er ein merkwürdiges Gesicht. Er sah zwei goldene Leitern, die sich von der Erde bis zum Himmel erhoben; auf diesen stiegen sechs seiner Ordensbrüder hinauf, der Siebente hatte zwar auch Einen Fuß auf die erste Sprosse gesetzt, mit dem andern aber berührte er noch die Erde. — Gabriel war sehr gespannt auf den Ausgang dieses Gesichtes; da kam der Pförtner, weckte ihn aus dem Schlafe mit der Botschaft, daß seine Eltern und Geschwister angekommen wären, ihn in seiner Krankheit heimzusuchen, und vielleicht zum letzten Mal zu sehen. Als der Diener Gottes dieß hörte, erhob er sich sogleich von der Erde, auf welcher er gelegen, ging seinen Verwandten freundlichen Angesichtes entgegen, und sprach zu Ihnen: „Meine lieben Eltern und Brüder! ich sehe euch wegen meiner Krankheit mit banger Traurigkeit erfüllt. O trauert nicht über meinen bald herannahenden Tod, sondern trauert vielmehr, und habet Mitleiden mit Denjenigen, die auf der gefahrvollen Welt, als elende Sclaven ihrer Leidenschaften, in den Fallstricken des Teufels gefesselt, fast täglich in großer Anzahl in den Abgrund der Hölle gestürzt werden; mich, einen Einsiedler und Religiosen, ob ich gleich bald vom Tode werde hingerissen werden, habt ihr doch nicht Ursache zu betrauern!"

Als er nach so ertheilter heilsamer Lehre sich von seinen Eltern und Freunden beurlaubt und in seine Einsiedelei zurückbegeben hatte, verfiel er auf's Neue in einen sanften Schlaf, in welchem er die Fortsetzung des frühern Gesichtes hatte. Er sah nämlich, wie die sechs auf den goldenen Leitern hinaufsteigenden Mitbrüder schon den Himmel erreicht; und als dieses der Siebente, der den Einen Fuß bereits auf die erste Sprosse einer der Leitern gesetzt, bemerkte, rief er auf mit lauter Stimme: „„Liebste Mitbrüder! warum wartet ihr nicht auf mich, wollet ihr mich denn jetzt am Eingang in die himmlischen Freuden verlassen, die wir so lange Zeit unzertrennlich mit einander gelebt haben?"" —

Darauf erwachte Gabriel aus dem Schlafe. — Gar bald aber konnte er die Deutung des Gesichtes finden, denn es starben sechs von derselben Krankheit befallene Ordensbrüder auf Senari an Einem Tage nach einander; der Siebente aber, der gleichfalls bis auf den Tod schwer erkrankt gelegen, und bei den goldenen Leitern noch mit Einem Fuße die Erde berührte, genas wieder: weil ihm vielleicht, auf der goldenen Leiter in den Himmel zu

steigen, noch einige Sprossen der christlichen Vollkommenheit fehlten, die er nun während seiner Wiedergenesung durch mancherlei Tugendwerke sich noch verdienen konnte. —

Bald nach diesem Gesichte empfahl auch Gabriel, dieser so eifrige Diener Gottes und der heiligen Schmerzenmutter, seine Seele in die Hände des Erlösers, die gewiß auf Einer der vorher gesehenen goldenen Leitern auch in das himmlische Vaterland wird aufgestiegen sein. —

---

433 — 438. Einige Trostsprüche an Kranke.

1. Ein heiliger Altvater sprach zu seinem Jünger, der sich über die Krankheit betrübte: „Sei nicht traurig, sondern danke Gott! Denn — bist du Eisen, so verlierst du den Rost; und bist du Gold, so erhältst du einen noch weit schöneren Glanz!" —

2. Der heilige Gregorius der Große: „Es geschieht aus dem mildesten Rathschlusse der Vorsehung Gottes, daß das Leben der Auserwählten während ihrer Pilgerschaft im Staube von Trübsalen aller Art durchkreuzt wird! Das gegenwärtige Leben ist ein Weg, auf welchem wir ja zu dem bessern und unserem rechten Vaterlande hinanschreiten; und daher werden wir durch ein verborgenes göttliches Gericht vielfach betrübt, daß wir nicht, statt des Vaterlandes, den Weg lieb gewinnen! — Ein Wanderer, zumal ein langsamer und lässiger, hält sich gern auf, und verweilt oft lang unter grünen Bäumen, in lieder-reicher Waldnacht und in anmuthigen, von Blüthen bedeckten Thälern; er säumt und säumt; und setzt sich bald hier und bald dort zum Rasten in das Moos, und versäumt den Tag, welcher doch zum Weiterschreiten bestimmt war! Darum fügt es also der Herr, daß die Reise der Seinigen, welche durch diese Welt zu ihm emporwallen, von Stürmen umtobt, und der Pfad rauh und uneben sei; damit Niemand Lust habe, länger hienieden zu wandeln, als es nothwendig ist, um das süße Ziel jenseits zu erreichen; und damit Niemand, etwa durch reizende Gaukelbilder gelockt, derjenigen erhabenen Dinge vergesse, um deren Genuß willen er nach dem Vaterlande sich mehr und mehr allstündlich sehnen soll!" —

3. Der heilige Makarius der Große: „Unter den Drangsalen und Leiden, unter dem Glauben und seiner Geduld liegen, glaub' es nur zuversichtlich, die Verheißungen, die Seligkeit und der Genuß der himmlischen Güter verborgen! Das Weizenkorn, das in die Erde gesäet wird, muß ja vor Allem ersterben, und der junge Baum, welcher veredelt werden soll, wird seiner wilden Zierde

beraubt, und diese verdorrt und verwest; und dann erst kann das Weizenkorn sich entfalten, und dann erst kann das Bäumchen eine schöne edle Krone und die gesundeste Frucht erzeugen! Geschähe dieß nicht, und durchschritten sie nicht diesen scheinbaren Weg des Verderbens, so würde nie eine Aehre in ihrer Pracht und auch nie der Baum in seiner gesegneten Herrlichkeit sich zeigen können! Deßhalb bezeugt auch der heilige Apostel Paulus: Durch viele Trübsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen!" —

4. Der heilige Bonaventura sagt: „Wer das Leiden Jesu Christi recht andächtig beschaut, und in den Schmerzen und Qualen seines geliebten Jesus wie verschlungen in dieselben verweilt, der vergißt sich selbst in der eignen Pein, und sein Auge sieht nichts mehr als Gottes Eingeborenen Sohn vor sich. Allzeit und überall ist sein Blick auf den süßen und bitterlich leidenden Jesus gerichtet; und in diesem Blicke strömen ihm die Thränen der Liebe und des Mitleidens in das Auge, und in diesen Thränen genießt er die süßeste Seligkeit! Er will mit seinem lieben Heiland das Kreuz tragen; und weil er Denjenigen im Herzen trägt, der da Himmel und Erde in seiner Hand trägt, so wird ihm selbst eine jegliche Last überaus leicht! — Er will mit Jesus Christus gekrönt werden mit den allerschärfsten Dornen; aber der Herr krönt seine Geduld recht bald mit dem wonnigsten Frieden! — Er will mit Jesus Christus nackt am Kreuze starren; aber der Herr umkleidet ihn mehr und mehr mit seiner Liebe! — Er will mit Jesus Christus Essig und Galle verkosten; aber der Herr erquickt ihn mit dem vollen Kelche himmlischer Tröstungen! — Er will mit Jesus Christus an Händen und Füßen mit Nägeln an das Kreuz geheftet sein; aber der Herr löst mit seiner Gnade von ihm alle Fesseln der Sünden und der dafür verdienten ewigen Strafen! — Ach! er, der fromme Dulder, umarmt seinen gekreuzigten Jesus, und der gekreuzigte Jesus umarmt ihn! — Er neigt zuletzt mit Jesus Christus sein Haupt in den Tod, und Jesus Christus erhebt es wieder, und giebt ihm den Kuß der Versöhnung und des ewigseligen Lebens!" —

5. Der heilige Chrysostomus: „In dieser Welt ist Arbeit und Trübsal, im Himmel jedoch wird der ewige Ruh- und Feiertag sein! Es verlangt aber dein Herz nach diesem Ruh- und Feiertag im Himmel! Und wie? Du wolltest, um den Genuß desselben, hienieden keine Mühen anwenden, und wolltest daher keine Widerwärtigkeit geduldig ertragen? Bedenke doch: die Saaten bedürfen des Regens; der Acker mit den Saaten bedarf des Pflugeisens; das Getreide muß geschwungen und geschaufelt werden, sonst bekommt

es Flügel; das beständig im Kleiderschrank eingesperrte Gewand verzehren die Motten; das Eisen, das ungebraucht bleibt, wird vom Roste verzehrt und verliert seine Kraft; und die Trauben, wenn sie nicht unter der Kelter gepreßt werden, gehen in Fäulniß über: und so muß auch das menschliche Herz, dein Herz also viel Herbes verkosten, um durch die bewiesene und bewährte Geduld auf die ewigen Freuden sichere Ansprüche machen zu dürfen!" —

6. Der heilige Ephrem ruft aus: „Wohlan, da uns von Gott so herrliche Verheißungen verkündigt sind: deßhalb lasset uns aus Liebe zu Jesus und um der Hoffnung willen, die im Himmel auf uns wartet, jedes Leiden unverzagt und mit Ergebung ertragen! Als Strafe für unsere Sünden wollen wir sie demüthiglich erdulden; und als Zeichen unserer Läuterung wollen wir sie sogar als unsere besten Freunde begrüßen! Und wenn wir noch so große Qualen tief in uns fühlen: welch' eine Vergeltung ist dieses für das uns jenseits versprochene ewig-selige Leben? Seien wir demnach den tapferen Soldaten ähnlich; und leiden und sterben wir bereitwillig für unsern König, den für uns verwundeten König am Kreuze, den lieben Heiland, damit wir so durch Glauben, Geduld und Hoffnung auf den Herrn — alles Weh' besiegen und Erben seines himmlischen Reiches werden!" —

---

439. Etwas für Kleinmüthige.

In der Lebensgeschichte des heiligen Philippus Neri wird von einer gottesfürchtigen Klosterfrau erzählt, die in ihren letzten Lebenstagen, von ungemeinen Versuchungen des Kleinmuths, ja der Verzweiflung überfallen, in immerwährende Klagen sich ergoß: daß sie, von Gott verworfen, kein Heil mehr zu hoffen hätte.

Und als die vielfältigsten Bemühungen, sie zu der Höhe des Vertrauens und des Friedens wieder zu erheben, alle vergeblich blieben; bat man endlich den heiligen Philippus Neri, als den apostolischen Mann, auf dessen Kraft und Weisheit Alles vertraute, der Trostlosen beizustehen.

Mit himmlischer Freundlichkeit nahte er sich ihrem Krankenlager, und sprach zu ihr: „Für Wen wohl, meine Tochter! hat der Mensch-gewordene Sohn Gottes den Kreuzestod erduldet?" —

Sie antwortete: „„Für die Sünder."" —

„Und wer bist denn du?" —

Sie sprach: „„Ich bin eine große Sünderin!"" —

„Wohlan denn," erwiederte der weise Seelenführer, „so ist das Paradies also dein!"

Und diese Worte: „Das Paradies ist dein!" blieben ihrem Herzen so tief und beharrlich eingeprägt, daß sie, von allen Anfällen des Kleinmuths frei, das freudigste Vertrauen bis zum letzten Augenblicke bewahrte. —

440. Die geistliche Arznei.

Nachdem der heilige Andreas Corsinus schon einige Zeit in einem strengen Klosterorden ein heiliges Leben geführt hatte, geschah es, daß Einer seiner Verwandten vom Knochenfraß, einer langwierigen Krankheit, befallen wurde. Da er nun Tag und Nacht große Schmerzen litt, so wollte er sich durch Spielen Linderung verschaffen und sein Uebel vergessen. Dieses trieb er nun so sehr, daß sein Haus ein wahres Spielhaus wurde, und alle Spieler dort zusammenkamen.

Der heilige Andreas bedauerte bei seinem Vetter mehr den Zustand der Seele, als den des Leibes, und sagte zu ihm: „Willst du nicht gesund werden?" —

Der Kranke ärgerte sich über diese Frage, in der Meinung, Andreas verspotte ihn, und hieß ihn fortgehen. Dieser aber entgegnete: „Mein Vetter, werde nicht ungehalten; wenn du gesund werden willst, so folge meinem Rath!" — Der Kranke wurde nun bescheidener und sprach: „„Ich will thun, was du willst, wenn es möglich ist."" — Andreas erwiederte: „Wenn du gesund werden willst, so enthalte dich sieben Tage lang vom Spielen, bete sieben Tage lang andächtig das Vaterunser und den englischen Gruß, und lege dir sechs Tage ein Fasten auf; ich verspreche dir, daß dann die seligste Jungfrau von ihrem Sohne die Gnade der Gesundheit für dich erbitten wird!" —

Obgleich nun der Kranke keineswegs religiös war, so faßte er doch Vertrauen zu Dem, was ihm der heilige Andreas gesagt hatte, und that so. Am siebenten Tag war er vollständig gesund, und was noch mehr werth ist: er wurde von nun an wahrhaft gottesfürchtig und führte ein christliches Leben. —

441. Der erkrankte Kranken-Pfleger.

(Aus: Legenden der Heiligen von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

Zu Rom, wie überhaupt in ganz Italien, herrschte wieder die Pest, und mit furchtbarer Wuth raffte sie die Menschen zu Tausenden hin. Der heilige Rochus (geboren im Jahre des

Heiles 1295 zu Montpellier im südlichen Frankreich von vornehmen und reichen Eltern, und auf der Brust mit einem blutrothen Kreuze bezeichnet) diente in den Spitälern mit unermüdlicher Treue; die Einen entledigte er durch das heilige Kreuzzeichen der Seuche, die Andern pflegte er bis zu ihrem letzten Stündlein und betete für sie, damit es ein seliges sei. Keine Arbeit, keine Mühe, keine Gefahr, kein Ekel — nichts schreckte ihn zurück. Aus einem Spital ging er in das andere, von einem Krankenbett zum andern, stets bereit, den Willen Gottes auszuführen. Später verließ Rochus Rom und ging nach der Stadt Piacenza, um auch dort den Pestkranken, nach Gottes Rathschluß, bald heilend, bald tröstend, in großer Demuth und Liebe zu dienen. —

Einst hatte er sich vor übergroßer Ermüdung auf's Lager gelegt, um ein wenig zu schlafen; da sprach eine wundersüße Stimme zu ihm: „Rochus, mein lieber treuer Diener! du hast nun schon recht viel Ungemach, Drangsal, Armuth und Beschwerden für mich ausgestanden; jetzt will ich, daß du auch noch Krankheit und Körperschmerzen für mich leidest." Und als Rochus erwachte, ergriff ihn die Pest. Ein brennender Schmerz fuhr ihm wie ein glühendes Eisen in sein linkes Bein und trieb greuliche Pestbeulen, die in eiternde Wunden übergingen, daraus hervor. Er litt unsägliche Qualen; aber statt zu klagen, lobte er Gott und seine Barmherzigkeit mit Worten der glühendsten Liebe — wie jene drei Jünglinge des Alten Testamentes im Feuerofen und wie so viele christliche Martyrer es gethan haben. Das verdroß aber andere Kranke, die minder geduldig und fromm waren; sie ärgerten sich und hießen ihn schweigen unter dem Vorwand, daß er ihre Ruhe störe, obgleich sie viel lauter schrieen und wehklagten, als er betete. Da kroch er mühselig von seinem Lager herab und vor das Thor des Spitals, wo er sich auf den nackten harten Erdboden hinlegte, damit sein Leiden und sein Gebet Niemand störe. Die Vorübergehenden bemitleideten ihn jedoch sehr, riefen den Spitalmeister und fuhren ihn hart an wegen einer solchen Grausamkeit. Er aber sagte, Rochus sei ein närrischer Mensch, der ganz von selbst sein Lager und das Haus verlassen habe. Da hielt man ihn denn für einen Irren, der es in menschlicher Behausung nicht aushalten könne; und böse Buben und rohes Volk trieben ihn in einen benachbarten Wald, damit er nicht die ganze Stadt Piacenza mit der Pest anstecke. So ward Rochus von dem Orte weggejagt, den er durch so viele Wunder verherrlicht und gesegnet hatte.

Zuerst sank Rochus, krank und müde zum Tode, unter einem Baume nieder und empfahl seine arme Seele dem himmlischen

Vater, weil er dachte, die Stunde des Abscheidens sei gekommen. Aber seine Leiden hatten ja erst eben begonnen! die sollten, nach Gottes Rathschluß, noch lange dauern, damit sie so groß würden wie seine Liebe! Der Wald und der kühle Schatten der Bäume erfrischten seine von Fieberhitze gepeinigten Glieder, und er stand auf und ging tiefer in den Wald, um sich vor den Menschen zu verbergen. Da gelangte er zu einer verlassenen kleinen Hütte, die ihm gar wohl gefiel. Er kniete nieder, dankte dem lieben Gott für diese Einsiedelei und empfahl sich seiner Fürsorge an, denn ihn hungerte und durstete sehr. Als Rochus so vertrauensvoll betete, siehe — da senkte sich ein silberhelles Wölkchen vom Himmel zur Hütte herab und ergoß sich in einen Brunnen, dessen köstliches Wasser den Durst des Kranken löschte und den Brand seiner Wunden stillte. Weil er sich nun aber minder krank fühlte, hungerte er um so heftiger. — Zu derselben Stunde saß in Piacenza der fromme Ritter Gotthard bei der Mittagsmahlzeit und schnitt für alle seine Tischgenossen das Brod vor. Als er das letzte Stück für sich selbst geschnitten hatte, sprang sein Hund an ihn heran, erschnappte das Stück Brod und lief damit eilig aus dem Gemach, aus dem Hause, aus der Stadt, in den Wald, geraden Weges nach der Hütte, wo Rochus betete. Vor ihm legte der Hund das Brod nieder und lief von dannen. Am andern Tage machte der Hund es wieder so; da ward aber Gotthard gegen seine Diener erzürnt, daß sie das arme Thier plötzlich zu füttern vergäßen. Doch sie betheuerten, das sei nicht geschehen. Als sich nun am dritten Tage Dasselbe wiederholte, stand Gotthard vom Tische auf, folgte seinem Hunde, kam in den Wald und zur Hütte, und sah zu seinem höchsten Erstaunen, wie das Thier das Brod vor dem knienden Bettler niederlegte und wie dieser es segnete und aß. Das ergriff den frommen Ritter Gotthard mächtig. Er trat hervor und fragte Rochus, was er hier mache. Rochus aber bat ihn, sich schleunig zu entfernen, damit er nicht von der Pest angesteckt werde. Nun kehrte Gotthard zwar in sein Haus nach Piacenza zurück, doch nur auf kurze Zeit. Gott hatte sein Herz gerührt und zeigte ihm, was er zu thun habe, um das ewige Leben zu gewinnen. Gotthard gab sein ganzes Vermögen den Armen, wanderte dann als ein Armer Christi in den Wald und sprach zu Rochus: „Alles wohl überlegt, komme ich zu dir, um bei dir zu bleiben, bis du gesund bist; denn ich fürchte mich gar nicht vor deiner Krankheit und möchte sehr gern von dir lernen, ein guter Diener Gottes zu werden.“ Dieser Entschluß machte Rochus gar froh. Sie blieben beisammen, sprachen von göttlichen Dingen, und Rochus unterwies seinen Schüler in den

Wegen des Heiles. Endlich wurden Beide sehr vom Hunger geplagt; denn weil Gotthard kein Brod mehr vorschnitt, konnte sein Hund auch nichts mehr bringen. Da sprach Rochus: „Nimm einen Stab, Gotthard, geh' in die Stadt und bitte um der Liebe Jesu willen für uns um etwas Brod." Demüthig gehorchte Gotthard und ging am Bettelstabe nach Piacenza, von Thür zu Thür milde Herzen suchend. Es gab aber keine für ihn in ganz Piacenza! Man verhöhnte und schallt ihn allüberall als einen thörichten Verschwender, einen Sonderling, einen Narren. Ja, als er an die Thüre seines besten Freundes klopfte, überhäufte dieser ihn mit Schmähungen und jagte ihn fort. Eine arme Frau und ein Kind gaben ihm nun zwei Stücklein Brod. Damit kehrte er in den Wald zurück und erzählte seinem Meister, wie es ihm in Piacenza ergangen sei. Rochus sprach wehmüthig: „Der Zorn Gottes wird über die verhärteten Herzen kommen und ihnen durch die Pest ein so gewaltiges Sterben zuschicken, daß sie wohl in sich gehen sollen! Dein Freund aber wird noch heute an der Seuche sterben!" Und die Pest hub an in Piacenza zu wüthen, wie nie zuvor. —

Eines Tages sprach Rochus zu Gotthard: „Jetzt ist es an der Zeit, daß ich in die Stadt gehe und sie durch die Kraft Gottes mit dem Zeichen der Erlösung von ihrem Uebel erlöse." Er ging also in das Spital und machte nach alter Art die Kranken und Sterbenden mit dem heiligen Kreuzzeichen frisch und gesund. Da erinnerten sich die Leute wieder seiner Wohl- und Wunderthaten, und Rochus, den sie schmählich vertrieben hatten, als er selbst krank und leidend war — den riefen sie nun an als einen großen Freund Gottes und priesen ihn als ihren Retter. Von einer großen Menschenmenge begleitet, die frohlockend seinen Ruhm verkündete, kehrte Rochus in den Wald zurück. So wie er aber seine Hütte erreicht hatte, sprach er zu Gotthard: „Fortan würde es hier schlimm um meine Seele stehen, denn die Leute fangen an mich wieder zu rühmen. Drum ist meines Bleibens hier nicht länger." Dann gab er an Gotthard noch manche gute Lehren, die sich auf ein gottseliges Einsiedlerleben bezogen, sagte ihm ein brüderliches Lebewohl und pilgerte seiner Heimath zu.

Trotz Kriegsgefahren und manchen Nöthen, die das südliche Frankreich heimsuchten, gelangte Rochus doch glücklich in die Gegend von Montpellier, wo er arm und unerkannt dem Krankendienst sein Leben widmen wollte. Aber Gott hatte es anders beschlossen; man hielt ihn für einen feindlichen Spion, nahm ihn gefangen und führte ihn vor seinen eigenen Oheim, der des Königs Statt-

halter war. Rochus sagte nun zwar, er sei kein Spion, sondern ein armer Diener Gottes; da er aber Namen und Herkunft nicht nennen mochte und sein Oheim ihn nach so langen Jahren und in dem elenden Pilgerkleid nicht erkannte: so glaubte man ihm nicht und warf ihn in einen grausamen finstern Kerker. Da hielt er fünf Jahre Hunger, Durst, Kälte und alle bittere Pein der Gefangenschaft aus, ohne daß je ein anderes Wort als das Lob Gottes bei Tag und bei Nacht über seine Lippen gekommen wäre. Den höchsten Trost seiner Seele fand er darin, von seiner ganzen Verwandtschaft, die ihm so nahe war, nicht erkannt, sondern verlassen zu sein und dadurch so recht das arme Leben Jesu in Selbstverleugnung, Schmach und Verkennung zu theilen. Nach fünf Jahren merkte Rochus, daß die Stunde der Erlösung nahe sei, und bat demüthig den Kerkermeister um einen Priester, dem er seine Sünden beichten könne. Der Priester kam, sah mit heiligem Entsetzen ein strahlendes Licht vom Antlitz des Gefangenen ausgehen und fragte zitternd, womit er ihm dienen könne. Aber Rochus fiel ihm demüthig zu Füßen, beichtete unter unzählbaren Thränen und bat mit größter Zerknirschung um die Lossprechung von den Sünden und um das allerheiligste Sakrament. Nachdem er es mit glühender Andacht und Liebe empfangen und seinen wunden hinsterbenden Leib auf den kalten feuchten Steinen des Kerkers ausgestreckt hatte, ging der fromme Priester zu dem königlichen Statthalter und erzählte ihm mit Thränen in den Augen, welch' ein heiliger Mensch in Ketten und Banden eines schweren Gefängnisses eingekerkert liege und daß dieß unmöglich der Wille Gottes sein könne. Die Kunde von dem sterbenden Heiligen verbreitete sich geschwind durch ganz Montpellier, und die Leute drängten sich zu dem Gefängnißthurm, um sich an dem Anblick zu erbauen. Doch inzwischen kam ein Bote — nicht des Statthalters, sondern eines höheren Herrn zu dem Sterbenden. Ein Engel Gottes sprach zu St. Rochus: „O du frommer und getreuer Knecht, die Zeit ist da, um deinen Lohn zu empfangen! Was du von Gott bitten wirst, will er dir geben!“ Da erfüllte ein Glanz, heller als Sonnenschein, den dunkeln Kerker, und in ihm fuhr die befreite Seele auf zu den ewigen Freuden. In der Hand des Todten fand man ein Täfelchen, worauf geschrieben stand: „Rochus, ein Fürbitter gegen die Pest.“ — Und von dem Augenblick an begann man mit großem Erfolg ihn anzurufen wider böse Seuchen. Zahlreiche Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorte beweisen, welch Vertrauen das christliche Volk zu seinem Schutz — und durch welche Erhörungen der liebe Gott den elenden, wunden, gefangenen, bettelnden Pilger verherrlicht hat, dessen

letzter Athemzug — wie das Täfelchen beweist — ein Gebet für den leidenden Nächsten war. Und da wir so glücklich sind, in unserer Nähe einen Gnadenort des lieben Heiligen zu haben, die St. Rochuskapelle bei Bingen, so wollen wir ihn recht herzlich anrufen, damit er uns behüte vor jeder bösen Pest des Leibes und der Seele. Heiliger Rochus, bitte für uns! —

---

442 — 444. Drei verschiedene Dulder.

(Geschildert aus seinen Erfahrungen in der Seelsorge — von Alexander, Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.)

1. Der Stundenzeiger an der Uhr, ein Prediger.

Einst an einem Winterabend, als ich mit der fürstlichen Familie S . . . in einem traulichen Gespräch am Kamine saß, wurde ich, was nicht selten der Fall war, zu einem mir gänzlich unbekannten Kranken gerufen. Ich säumte nicht, mich alsogleich dahin zu begeben, und ward von einer Frau empfangen, die etwas tief in den Dreißigen sein mochte, und die mich ersuchte, vorerst eine kurze Ansprache mit ihr zu halten, ehe ich in das Krankenzimmer, zu dem Bett ihres sterbenden Mannes, träte. Da ich nun ihrem Willen mich fügte, machte sie mir die Eröffnung, ihr Mann, um dessen Gesundheit es äußerst mißlich stehe, wolle mir einige Fragen stellen, um sich an meiner Verlegenheit zu weiden. Ich forschte nach seinem Alter und Stand, und erfuhr, er sei Advokat. — Nach dieser Mittheilung ersuchte ich die Frau um einige Minuten, im Innern mich zu sammeln, flehte zu Gott um Licht, und ließ dem Kranken mich vorführen.

Nach dem gewöhnlichen Gruße sagte er mir mit barscher Stimme (die bei Lungensüchtigen gewöhnlich ein Kennzeichen des nicht mehr fernen Todes ist): „In meiner, mir bedenklich vorkommenden Lage habe ich eine Frage an Eure Durchlaucht zu stellen, und diese wünschte ich von einem Manne so großen Rufes genügend beantwortet zu wissen; nämlich: „Giebt es eine Ewigkeit?“ —

Mich stellend, als hätte ich die Frage nicht wohl verstanden, bat ich mir die Wiederholung derselben aus, welche mir ebenso barsch gegeben wurde. Da sah ich ihm einige Augenblicke mit ernster Milde in's Angesicht, zog dann meine Uhr heraus und sprach, solche ihm hinweisend und mit dem Finger bezeichnend: „„Wenn dieser Zeiger den Kreislauf einiger Stunden wird abgelaufen haben, dann werden Sie, mein Verehrter, selbst Zeugniß ablegen, daß es eine Ewigkeit, und zwar eine richtende Ewigkeit giebt!““ —

Diese meine kurze und gemessene Antwort brachte ihn aus der Fassung, und, seinen Unwillen gegen mich äußernd, verlangte er, ich sollte ihn sogleich verlassen; wozu ich mich auch dem Scheine nach anschickte. —

Ich war indessen noch nicht bei der Thür, als er bittend mich zurückrief und mir sagte, ich möchte doch bleiben, er mißbillige sein, ihm schnell entfahrenes Wort. — Nach dieser Aeußerung trat ich denn wieder zu seinem Bette, zog ein Kranken=Kreuz aus meiner Tasche und sprach, solches auf sein Bett legend: „„Wenn es so ist, daß ich bleiben soll, dann muß ich unser Aller Advokaten vor dem himmlischen Vater in bildlicher Vorstellung Ihren Augen nahelegen, damit der Anblick seines Kreuzes die Eine große Idee in Ihrer Seele lebendig erwecke: Also starb Derjenige, der uns Kunde von dem ewigen Vater brachte, und durch seine freiwillige Dahingebung in den Tod und seine glorreiche Auferstehung die Lehre von Gott und der Ewigkeit so tief, wie nie ein Sterblicher es vermochte, den Herzen Derjenigen einprägte, die Er durch sein theures Blut erlöste, das Er auch für Ihre Erlösung am Stamme des heiligen Kreuzes unter namenlosen Leiden vergossen hat!““ —

Diesen Worten folgte eine Pause von Seiten des Kranken, die durch keine Sylbe unterbrochen ward. —

Hierauf nahm ich abermals das Wort und sprach: „„Auch Sie, mein Theurer! sind in diesem Augenblicke mir ein sprechender Beweis der Alles umfassenden und durchdringenden Huld, Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Denn daß Sie mich, den Sie nur dem Rufe nach kannten, und vielleicht als einen exaltirten Kopf schildern hörten; daß Sie, sage ich, mich, einen Ihnen gänzlich Unbekannten zu Ihrem Krankenbette beriefen: dieß allein schon war ein Werk der göttlichen Gnade, die vielleicht mich Armseligen zu einem schwachen Werkzeuge gewählt hat, den Frieden, der, wer weiß wie lange schon, von Ihrer Seele gewichen ist, durch meines göttlichen Meisters Worte in Ihr trostbedürftiges Herz zu legen. — Daß Sie, nach der allerdings etwas barschen Antwort, mich noch an Ihrem Bette dulden, ist die Fortsetzung einer Gnade, deren Triumph ich in diesem Augenblick in der Thräne erkenne, die Ihrem Auge entfällt; einer Thräne, wie Sie derselben vielleicht noch keine in Ihrem Leben geweint; einer fürwahr kostbaren Thräne, über welche die Engel des Himmels sich erfreuen! —

Mein theurer Bruder,““ fuhr ich fort, „„erlauben Sie mir eine Frage, deren Beantwortung ich Sie bitten muß, aus Ihrem verflossenen Leben hervorzuholen. Es bedünkt mich nämlich: Sie müßten einmal in Ihrem Leben eine sehr edle, Gott

gefällige That gethan haben. Ich bitte, besinnen Sie sich in stiller Ruhe!"" —

Eine abermalige Pause, nach welcher der liebe Kranke mir erwiederte: „Sonderbar! Vor etwa fünfzehn Jahren kam ein armer Familienvater zu mir und bat mich dringend, seine Rechtssache gegen einen reichen und mächtigen Mann zu vertreten, da von der Schlichtung derselben seine ganze Existenz abhänge. — Ich prüfte die Sache, fand das Recht auf des Gekränkten Seite, bearbeitete den Prozeß auf eigene Unkosten, gewann bei der Appellation, und sicherte dadurch des Mannes Existenz. — Doch, verehrter Fürst, wozu dieß?" — —

„„Ecce!"" rief ich aus, „„hier sehen wir ja anschaulich jene Verheißung Gottes, daß auch ein Glas Wassers, aus Liebe gereicht, nicht unbelohnt bleibt! Er lohnt Ihnen diese edle That mit der Gnade der endlichen Beharrlichkeit, wenn etwa der allerhöchste Herr des Lebens wie des Todes über Sie beschlossen haben sollte. Leider! habe ich Grund zu befürchten, daß Ihre Jugend in jene traurige Epoche fiel, wo der Religionsunterricht als bloße Verstandessache betrachtet und abgethan wurde. Wohl möglich auch, daß die Persönlichkeit des Religionslehrers etwas Abstoßendes für Sie hatte, und somit der Religionsunterricht selbst Ihnen verleidete; und so geschah es denn, daß, weil die milde Religion Jesu Christi nie so tiefe Wurzel in Ihrem Herzen griff, um in Leben und That bei Ihnen überzugehen, Jenes, was Sie ohnehin nur schwach erlernt hatten, im Gewühle des Lebens sich wieder verlor; und daß Sie, je nachdem das Glück Ihnen immer günstiger ward, von ihr sich entfernten, den Zutritt zu den heiligen Sakramenten vermieden u. s. w.

Seien Sie getrost; es wird ein Leichtes sein, Ihre Beicht anzuhören, da nach dem Vorangegangenen der Priester nur ein Sündenvergeber, kein Sündenzähler zu sein braucht. O erkennen Sie, geliebter Bruder, die Gnade unseres Herrn, der den Tod des Sünders nicht will! Wie nahe war Ihnen doch Gott in allen Lagen des Lebens! Wahrlich, Er vergaß Ihrer nicht, wie Er Keines seiner Kinder je vergaß; überaus nahe ist Er Ihnen zumal auch jetzt, und läßt Ihnen durch mich, seinen unwürdigen Diener, sagen: „„Mein Sohn, sei getrost, deine Sünden werden dir vergeben!""" — ""

Hierauf folgte eine Unterredung von einer Stunde, nach welcher der Pfarrgeistliche gerufen ward, die Beicht des Kranken zu vernehmen (da ich zu jener Zeit in der Wiener Erzdiöcese nicht approbirt war), und dann die heilige Kommunion und die letzte Oelung ihm gab.

Nach dieser heiligen Handlung kehrte der Friede Jesu Christi auf sein Angesicht zurück. Er dankte mir mit einem Händedruck,

den ich wohl verstand und mit Bruderliebe erwiederte. — Bald hierauf verschied er unter meinem Zuspruch im Frieden des Herrn. — Ruhe seiner Asche; Friede seiner Seele! —

Mir aber ward das trostvolle Bewußtsein, eine Seele hinüber geleitet zu haben in das selige Vaterland, was mich reichlich entschädigte für so manche schmerzliche Verletzungen lieblos urtheilender Tadler. Ich hatte einen sanften, lieblichen Morgenschlummer. —

2. Freude im Leiden.

Im Augustmonate des Jahres 1822 berief das Vertrauen einiger Kranken mich in das bürgerliche Versorgungshaus der Alser-Vorstadt Wiens, vulgo Bäckenhäusel genannt. In der weiblichen Abtheilung dieser Versorgungsanstalt fiel mir besonders eine Kranke auf, die ein wahres Ecce homo-Bild darstellte. Sie war gänzlich durch die Gicht contract, alle ihre Glieder waren verrenkt und ihre Kniee schienen beinahe an das Kinn angewachsen; also lag sie zusammengekrümmt und bewegungslos in ihrem Bett. Indessen nahm die Ruhe ihres Auges und die sanfte und freundliche Miene des schon gealterten Gesichtes meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ich nahte mich daher ihrem Bett und sprach mit zarter Theilnahme: „Liebes Mütterchen, Gott muß Euch wohl recht lieb haben, da er Euch mit solchem Leid heimsucht!“ — Freundlich lächelnd erwiederte sie mir in ihrem gemüthlichen österreichischen Dialekte, den ich wörtlich anführen muß, damit das Gespräch seine Originalität nicht verliere: „„O mein Gott, Euer Würden, dank' gar schön für den herzlichen Zuspruch. Viel Kreuz, viel Leid, und doch viel Freud!““ —

„Habet Ihr nicht zum lieben Gott gebetet, er möchte Euch, wenn es sein heiliger Wille ist, zum Mindesten Erleichterung Eurer Schmerzen zukommen lassen?“ —

„„Was der göttlich Wille ist! s'ain schon siebzehn Jahr', daß mi d'Leiden nit verlassen habn; und so denk' i halt, 's soll so sain, weil der liebi Himmelvater so, und nit anderst will. Wenn er anem unter's Kreuz stellt, so gibt er a sain Gnad, unterm Kreuz stehn oder liegn z'können. Maini Laidn habnd mi lieb gwunne, und i d'Laidn, und so geht's recht guet. Der liebi Gott will mer halt hier mein Fegfeuer gebn; besser hier, als dorten!““

„Liebe Frau, für solche Gnaden müsset Ihr dem lieben Gott recht danken!“ —

„„Das thun i a; i bet hal alliweil: „„O mei liebs Himmelsvaterl bin a dain Kind, und Du main Vater; mehr braucht's nit, um z'frieden zein!““ Daß er mi lieb hat, sagen mir maini Schmerzen, di i aus ganzem Herzen willi trag!““ —

„Was betet Ihr, gutes Mütterchen?“ —

„„Nit viel; denn i denk', main Krankheit Gott g'opfert ist a a Gebet; da leg' i mi in d'Wunden Christi d's Herrn, da is mer's immer, als wenn's so recht guet war. Wann d'Schmerzen gar z'arg wern wolln, so sag i: Wer bin i, und wer bist du? I a Sünderin, du main gekreuzingts Leben. I lieb di, und du liebst mi, wie kann mer etwas gschehn, was nit zum Heil meiner Seel war! Schaun Euer Würden, alli Tag muß i an Rosenkranz beten für d'Priester, die ine Schuldikeit nit tun, daß unser Herrgott mit enk a barmherzigs G'richt haben möcht!““ — —

Wer kann also sprechen? —

Da tritt hin, Ungläubiger, zu diesem Bett, und lerne wenigstens, was der Glaube in dem Herzen des Menschen vermag! Weit entfernt, was immer für einem Stande zu nahe treten zu wollen, da der Christ in jedem Stande sich heiligen kann; darf man doch gewiß behaupten, daß bei unseren armen, verachteten, von der Welt meist nicht erkannten Mitmenschen die meisten Wunder des Glaubens zu finden sind. Wie Mancher aus ihnen wird dort Oben als ein kostbarer Edelstein in der Krone Christi glänzen, der hier sein Tagewerk in Druck und tiefen Leiden vollbrachte! Noch immer erprobt sich Christi Wort: „„Ich bin gekommen, den Armen das Evangelium zu verkündigen!““ — Lasset uns, meine Brüder, arm sein im Geiste, damit wir in vollkommener Armuth des Lebens reich werden an Gnade vor Gott! —

3. Die kranke Nonne. *)

Meinem Versprechen gemäß soll ich heute um halb drei Uhr im Kloster der Ursulinerinnen mich einfinden, die sterbende Schwester Agnes Häking zu besuchen, die vor acht Jahren, durch ihren festen kindlichen Glauben, ihre Gesundheit auffallender Weise erlangte. Was mußte ich damals anhören! — — Da es heute Sonnabend ist, und ich morgen in einem Kreise verwandter Seelen über die würdige Vorbereitung zum Tode sprechen soll, werde ich von dieser frommen und mit Gott vereinten Seele abermals praktisch erfahren, wie ruhig und selig der wahre Christ sein Leben in Gott beschließt. Ihre Worte, die ich sogleich in ihrer Gegenwart selbst niederschreiben will, werden mir morgen den besten Epilog zu meiner Rede geben. —

Und also geschah's. Die Antworten, die sie auf meine, an sie gerichteten Fragen gab, sind so erhaben und enthalten eine solche

*) Aus dem Tagebuche vom 5. April 1829.

Fülle des Trostes, daß sie als wahre Goldkörner zu betrachten sind, und daß der Verlust derselben für die Gläubigen unersetzlich wäre. Es sind aber folgende Fragen, die ich an sie stellte, und die ich nebst ihren Antworten hier Wort für Wort anführe.

Liebe Schwester Agnes! Was wünschen Sie in Ihrer dermaligen Lage? — Sie: „Nur das innigste Verlangen nach Gott und die herzlichste Begierde, Gott in seiner Liebe zu besitzen!"

Wie ist Ihre dermalige Stimmung? — Sie: „Eine äußerste Armuth, eine völlige Verlassenheit; und nur Trost in der Erwartung des Herrn, mit dem Verlangen, nach seinem göttlichen Willen bis zum letzten Lebenshauch ausharren zu können!"

Wie ist Ihnen, wenn Sie auf Ihr vergangenes Leben zurückblicken! — Sie: „Es kommt mir vor, als sei mein Leben ein blumiger Ziergarten gewesen, wo ich dankbar alle die Huld und Gnade erkenne, die mir, seiner armen Magd, der Herr ohne mein Verdienst erwiesen hat!"

Was hoffen Sie von der Zukunft? — Sie: „Mit voller, kindlicher Zuversicht die ewige Glückseligkeit durch die Gnade des Herrn!"

Woraus entspringt für Sie diese Zuversicht? — Sie: „Aus der göttlichen Liebe und aus dem Glauben, daß Gott Jene, die fest an ihn glauben und unermüdet in seinem Dienste arbeiten, gewiß nicht verlassen werde!"

Welche Gnade halten Sie für die höchste, die Gott Ihnen im Leben erwies? — Sie: „Die Gnade der Beharrlichkeit, in der alle übrigen enthalten sind!"

Was haben Sie am meisten zu bereuen Ursache? — Sie: „Die Undankbarkeit, womit ich Gott oft aus meiner Seele zu bannen suchte, weil ich nicht glaubte, daß er es sei, der mich begnadigte."

Welches waren Ihre größten Kämpfe? — Sie: „Die Versuchungen des Fleisches, und die sich oft regende Eigenliebe!"

Und welches war Ihr größter Trost? — Sie: „Der vollkommene Gehorsam und die Ergebung in den göttlichen Willen!"

Was hat der Tod Schreckbares für Sie, und welches ist Ihnen seine tröstliche Seite? — Sie: „Schreckbar ist mir der Tod, weil ich mit mancher Gnade, die ich als solche erkannte, nicht so mitgewirkt habe, wie ich hätte sollen. Erfreulich ist er mir, weil der Tod, als Tribut für die Sünde, mir hoffentlich ein gnädiges Urtheil zu Wege bringen wird!"

Wie ist die heilige Liebe in Ihrer Seele beschaffen? — Sie: „Vollkommen und innig mit Gott vereint, und dabei mit dem

größten Verlangen verbunden, Gottes Gnade stets in mir wirken zu lassen!"

Welchen Trost schöpfen Sie aus Ihrem Glauben? — Sie: „Daß ich Alles vollbringen kann und vollbringen werde, wenn ich standhaft ausharre; und daß ich mit Gottes Gnade auszuharren vermag!"

Was hoffen Sie am Zuversichtlichsten? — Sie: „Die Liebe Gottes, des Herrn Gnade und die ewige Glückseligkeit!"

Ist Ihnen der Tod erwünscht? — Sie: „Ja gnadenvoll, geliebt, und ich erwarte ihn mit innigem, heißem Verlangen!"

Was lehrt Sie der Anblick des gekreuzigten Heilandes? — Sie: „Daß er meine Kraft im Leben und mein Trost im Sterben sei!"

Wollen Sie im katholischen Glauben sterben? — Sie: „Vollkommen mit Gott vereint, wird dieser Glaube mir den Himmel verschaffen, wenn meine Werke mit meinem Glauben verbunden sind!"

Hoffen Sie zur Anschauung Gottes zu gelangen? — Sie: „Mit kindlichem Vertrauen voller Liebe gründe ich meine Hoffnung auf die Gnade des Herrn!"

Hassen Sie von ganzem Herzen die Sünde, und warum? — Sie: „Weil sie mich hindert, meinen Gott zu suchen und ihn zu finden; weil die Sünde der größte Undank gegen die Liebe ist und den größten Unfrieden im Leben, sowie die verabscheuungswürdigste Trennung zwischen Gott und mir verursacht!"

Welche Gnade wünschen Sie sich von Gott? — Sie: „Liebend leben, liebend leiden, liebend sterben!"

Haben Sie irgend eine Angst? — Sie: „Keine, weil die rechte Liebe mich belebt, die mich neu umgeschaffen und also mit Gott vereinigt hat, daß sie alle Furcht weit von mir vertreibt!"

Was sagt Ihnen die Stimme Ihres Gewissens?" — Sie: „Von Demuth und Liebe ganz vernichtet, daß nichts des Meinigen weder in, noch außer mir sei, und Alles nur das Werk der Gnade Gottes ist!"

Welchen Weg halten Sie für den sichersten zum Himmel? — Sie: „Den Weg der Liebe, des völligen Gehorsams und die größte Bereitwilligkeit, Alles gern für Gott zu leiden!"

Was beten Sie jetzt und einst in der Ewigkeit für mich armen Sünder? — Sie: „Um Treue in Ihrem Beruf und um den wahren Eifer, Gott Seelen zu gewinnen; damit Sie ein Werkzeug zur Verherrlichung der Kirche Gottes werden!"

Wofür soll ich mich am meisten hüten? — Sie: „Vor dem Umgang mit der Welt, und, außer dem Gefragtsein, wenig reden!"

Was werde ich am meisten zu leiden haben? — Sie: „Die Welt zu bekämpfen!"

Welches ist Ihr Lieblingsgebet? — Sie: „Gieb mir, o mildreichster Gott, die Bereitwilligkeit, auf den Wegen deiner Gebote zu wandeln, die du mir durch deinen lieben Sohn vorgezeichnet hast; damit du, o mein Jesu, mein Leben, und deine Liebe mein Gewinn in alle Ewigkeit sei!" — —

Das war ein Collegium privatissimum, wie kein graduirter Doktor der Theologie es mir je hätte geben können. — Wie armselig steht der Mensch mit seinem beschränkten Wissen da vor der Höhe und Einfalt einer solchen Seele! — Nenne mir Einer was immer Seelengröße, Seelenstärke; wenn das keine ist, so giebt es keine! Im Tode so reden, — im Tode, wo jeder Schein, jeder Trug aufhört; wo nur Wahrheit besteht und das Sterben einer solchen Seele nur ein Wiederklang ihres verflossenen Lebens ist! — Heiliger Glaube, du hellschimmernde Leuchte durch's dunkle Thal des Lebens, o bleibe ein Eigenthum meines kindlichen Herzens! Meine Philosophie sei das Sterben frommer Christen, ihr Tod der Lehrmeister meines Lebens! — —

Am andern Tag Abends um acht Uhr war Mater Agnes eine Leiche. Noch nach ihrem Tode konnte man in ihren verklärten Zügen lesen: Sie starb im festen Glauben an Jesus Christus! —

---

445 — 465. Das Sterbe-Glöcklein.

1. Der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, war im Sterben überaus heiter, und ermuthigte sich selbst mit den Worten: „Ich fürchte mich nicht zu sterben, weil wir einen guten Herrn haben!" —

2. Als der Abt Johannes dem Sterben nahe kam, und zwar, wie Kinder gegen ihre Eltern in solcher Stunde zu thun pflegen, umgeben von seinen Jüngern, baten ihn diese inständig: er möchte ihnen doch Etwas zu ihrem Trost und zu ihrem geistigen Fortschritte sagen, und ihnen eine denkwürdige Vorschrift, gleichsam als ein Erbstück hinterlassen, wodurch sie, wie vermittelst einer kurzen Anleitung, desto leichter zum Gipfel der Vollkommenheit gelangen könnten. — Einen tiefen Seufzer holend, hat dann Jener geantwortet: „Niemals that ich meinen Willen, und niemals lehrte ich Jemanden Etwas, das ich nicht selbst im Werke geübt habe!" —

3. Der heilige Einsiedler und Abt Pammon sprach in seiner Sterbestunde zu anderen heiligen Männern, die ihn umgaben:

„Meine Brüder, seit ich in diese Wildniß kam, erinnere ich mich nicht, daß ich jemals anderes Brod gegessen, als solches, das ich im Schweiße meines Angesichts verdient hatte; auch besinne ich mich bis auf diese Stunde nicht, daß ich je ein Wort geredet, über das mich hernach Reue überkam; und dennoch sterbe ich also, als hätte ich niemals angefangen, Gott dem Allmächtigen zu dienen!" —

4. Ein Offizier im Heere des Kaisers Carl V., der ausgezeichnet durch persönlichen Muth und herrliche Kriegsthaten, zugleich treu ergeben seinem Kaiser und Herrn gewesen, hatte aber Gott, dem allerhöchsten König und Herrn, während seines Lebens sehr nachlässig oder vielmehr gar nicht gedient. — In einem Treffen tödtlich verwundet, lag er auf dem Sterbebett, als ein Bote des Kaisers zu ihm herantrat, und im Namen desselben ihn befragte: „Ob er noch irgend Etwas zu wünschen habe? Der Kaiser sei bereit, — als Lohn seiner Dienste und Treue, — ihm jegliche Gnade und Wohlthat zu gewähren." — „„Wohl denn,"" erwiederte der Befragte mit sterbenden Lippen, „„sage dem Kaiser, er möge mein Leben nur um drei Tage verlängern!""

— **Nur** drei Tage! —

Und doch konnte kein Kaiser und König der Erde ihm diese kurze Frist — als Bußzeit — gewähren!

„Sie werden mich suchen," spricht der Herr, „aber nicht finden, und in ihren Sünden sterben!" —

5. Balthasar Alvares (geboren zu Cervera in Spanien im Jahr 1533) ließ sich in die Gesellschaft Jesu aufnehmen. Er hatte das sogenannte „vierte Gelübde" abgelegt, war einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters, Beichtvater der heiligen Theresia von Jesu, und bekleidete in dem Orden die ansehnlichsten Aemter.

Im Jahr 1580 hat ihn der General der Jesuiten zum Provinzial von Toledo ernannt, und dabei der Provinz geschrieben: „Ich gebe das Beste, was ich habe, indem ich euch den Pater Balthasar schicke!" — Er reiste dahin, wie er zu sagen pflegte, „„mit Jesus dem Gekreuzigten im Herzen,"" und mit seinen drei Gefährten „„Armuth, Verachtung und Leiden."" —

Auf der Reise wurde er von der Sonnenhitze, von seinen anstrengenden Arbeiten und anderen Beschwerden so abgemattet, daß sein schwacher Körper unterlag. — Der Arzt wollte ihm die Gefahr verbergen; aber Balthasar sprach zu ihm: „„Fürchten Sie sich nicht, mein Herr! mir gerade herauszusagen,

daß ich sterben muß! Ich achte dieses Leben nicht, und betrübe mich nicht über dessen Verlust! Wenn es einmal sein muß, warum denn **jetzt nicht?**" —

Nach einer siebentägigen Krankheit endigte er sanft und selig seine Pilgerschaft im stillen Genuß der Nähe Gottes, am 25. Juli 1580. —

6. Am Tage vor seinem Tode ließ der heilige Sturmius in dem von ihm gestifteten Kloster zu Fulda alle die Seinen zusammenkommen und sprach zu ihnen: „Ihr kennt mein Streben, wie ich für eueren Nutzen und Frieden bis heute gearbeitet habe, daß dieß Kloster nach meinem Tode dem Willen Christi treu bleiben möge, und daß ihr hier aufrichtig in Liebe dem Herrn dienen könnet! Nun bleibt auch alle Tage eueres Lebens bei dem angefangenen Wandel! Betet für mich zum Allerhöchsten, und verzeiht mir, wenn ich etwas Böses bei euch gethan, oder Jemand mit Unrecht beleidigt habe! Ich verzeihe Allen von ganzem Herzen alle Schmähungen gegen mich!" —

Als am andern Tage die Zeichen der Todesnähe sich bei ihm einstellten, baten ihn die Mönche, bei dem Herrn, zu dem er nun kommen werde, ihr Fürsprecher zu sein. — Und er antwortete: „Zeigt euch würdig, und seid so in eueren Sitten, daß ich mit Recht für euch bitten könne; dann werde ich thun, was ihr verlanget!" —

7. Der Pater Carl aus dem Hause Lothringen pflegte oft zu sagen: „O wie tröstlich und erfreulich ist es, sich im Leben gänzlich dem Dienste Gottes geweiht zu haben, und im Sterben von der Liebe Gottes verzehrt zu werden!" — Und es ist zu vermuthen, daß diese heilige Begierde bei seinem Abschied von dieser Welt an ihm in Erfüllung gegangen ist; denn seine letzten Worte lauteten: „Wenn Gott es gefallen sollte, daß ich noch länger lebe, wünsche ich dieses nur in der Absicht, um länger leiden zu können! O, es wäre mir weit besser, am Kreuze, als im Bette zu sterben! Ich danke Gott für seine große Barmherzigkeit und für den Tod, den er mir sendet! Gott und ich werden dabei gewinnen. Er wird durch meine Bosheit nicht mehr beleidigt, und ich werde durch seine Gütigkeit selig werden! Jesus, mein Gott und Erlöser! O, daß dich alle Menschen die ganze Ewigkeit hindurch lieben möchten!" —

8. Carl VIII., König von Frankreich, besichtigte das Schloß Amboise, welches er ausbauen ließ. Durch die Folge eines Stoßes, welchen er am Kopf erlitt, als er schnell durch eine sehr niedrige Thüre dieses Gebäudes gehen wollte, fiel er rückwärts in der Gallerie nieder, durch welche er mit der Königin gegangen war.

Die Kopfwunde erwies sich als tödtlich, und man legte den bewußtlosen König auf einen armseligen Strohsack, der das Eigenthum eines der dort arbeitenden Maurer gewesen; und auf diesem elenden Lager harrte der Herrscher Frankreichs seinem letzten Stündlein entgegen. Dreimal gewann er die Sprache, und dreimal rief er aus: „Mein Gott! Du glorreiche Jungfrau Maria! Mein heiliger Claudius und Blasius! Stehet mir bei!“ Und erst des Abends um neun Uhr erschien seine Seele vor Gottes Thron in der Ewigkeit.

Die Königin kniete neben der Leiche, rang die Hände, und rief: „„Was ist der Mensch?! — Was ist ein König?! — Alles ist Eitelkeit der Eitelkeiten!!“ —

9. Der Papst Benedikt XIV., der bis in sein hohes Greisenalter so rastlos für die Verherrlichung Gottes und die Ausbreitung und Festigung der Kirche gewirkt, fühlte im April des Jahres 1758 mehr und mehr seine gänzliche Entkräftung, und bereitete sich darum recht sorgsam für den nah' ihm bevorstehenden Gang in die Ewigkeit vor. — Als man ihm zum Zweitenmal die heiligste Wegzehrung brachte, zerfloß seine demuthvolle Frömmigkeit in Thränen, und er rief mit lauter Stimme: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du zu mir eingehest! Ich war auch nicht würdig, dein Stellvertreter auf der Erde zu sein! Sieh', o Herr, auf mich, der sich deinen Händen anheimgiebt! Bald richtest du mich! Rechenschaft muß ich dir geben von dem Amte, das ich unwürdig verwaltete! Herr, schone meiner im Gerichte!“ — Alle Anwesenden waren gleichfalls bis zu Thränen gerührt, und unter ihrem erflehten Gebet verschied er am 3. Mai in einem Alter von drei und achtzig Jahren. —

10. Die deutsche Kaiserin Maria Theresia hatte sich schon seit mehreren Jahren zum Tode vorbereitet, und empfing zwei Tage vor ihrem Abscheiden kniend und im Beisein ihres ganzen Hofes die heiligen Sterbsakramente. — Kurz vor ihrer Todesstunde lag sie in scheinbarer Bewußtlosigkeit mit geschlossenen Augen auf ihrem Leidensbette. Da hörte sie auf die Frage Einer ihrer Kammerfrauen: „Wie befindet sich die Kaiserin?“ antworten: „„Sie scheint zu schlafen!““ — „„Nein,““ erwiederte die Kaiserin, „„ich könnte wohl schlafen, wenn ich wollte; aber ich fühle, meine Stunde kommt; sie soll mich nicht im Schlafe überfallen! **Wachend** will ich meiner Auflösung entgegengehen!““ —

11. Ein armer, aber sehr frommer Handwerker, der während seines ganzen mühsamen Lebens nach der Mahnung des

heiligen Apostels Paulus stets das Herz bei Gott und die Hand bei der Arbeit hatte, lag an einer tödtlichen Krankheit darnieder.

Als die unsäglichen Schmerzen sich noch immer mit ihrer Marter steigerten, rief er einmal in der heißesten Qual aus: „Großer Gott, ich danke dir, daß mich nur Schmerzen und nicht Gewissensbisse peinigen!“ —

12. Der heilige Germanus, Patriarch von Constantinopel († 733), wiederholte oft die Worte: „Wenn ich auch tausendmal des Tages sterben und selbst einige Zeit lang in der Hölle leiden müßte — so würde ich auf dieses Alles nicht achten, wenn ich nur meinen Jesus in seiner Herrlichkeit dereinst sehen darf!“ —

13. Der fromme Pater Tollener aus der Gesellschaft Jesu fragte sich selbst im Todeskampfe: „Wo werde ich heute noch sein?“ — Und gleich darauf sagte er mit dem größten Vertrauen: „Wenn Gott mir gnädig und barmherzig ist, werde ich heute noch im Schooße von Jesus und Maria sein!“ —

14. Drei Tage, bevor sich die fromme Gridonia von Gonzaga auf ihr Sterbebett legte, verfaßte sie folgendes Gebet zu Jesu im allerheiligsten Sakrament, um es zu beten, wenn sie ihn zur Wegzehrung in die Ewigkeit empfangen würde:

„O heiligstes Sakrament! du Trost meiner Seele, du Freude meines Herzens, Wegweiser meiner Pilgerschaft. O heiligste Wegzehrung! du Hafen meiner Wünsche, Ziel meiner Verbannung, glückselige Botschaft meines geliebten Vaterlandes, Frohlocken meines Herzens, Feiertag meiner Hochzeit, Erquickung meines drangsalvollen Lebens, Erfüllung meiner Hoffnungen. Gepriesen sei die Barmherzigkeit, welche dich zu mir sendet; zu mir, die ich tausend Höllen verdiene; zu mir, die ich so arm an Tugend und so belastet mit Sünden bin; zu mir, die ich das undankbarste Geschöpf unter dem Himmel bin! Tritt ein, o Herr, und tröste mich, deine arme Magd; ertheile mir Verzeihung und vollkommenen Nachlaß aller meiner Sünden! Laß dir anempfohlen sein die heilige Kirche; beschütze dieses Collegium von Jungfrauen, und nimm meinen Geist auf in deine heiligen Hände! Amen.“ —

Am 17. Juli 1650 war es, wo Gridonia, die Augen in Andacht versammelt und auf das Crucifix gerichtet, ihre heilige Seele aushauchte, während alle Jungfrauen des Collegiums und das Volk außerhalb desselben bitterlich weinend im Gebete verharrte. —

15. Der heilige Wilhelm, Erzbischof zu Burgos in Spanien, verlangte auf seinem Sterbebette, mit der letzten Wegzehrung

gestärkt zu werden. Als der Klang des Glöckleins die Ankunft des Herrn verkündete, nahm er, obwohl dem Tode schon nah', alle Kräfte zusammen, um aus dem Bett aufzustehen und dem Hochwürdigsten Gut entgegen zu gehen. Sobald er das allerheiligste Sakrament erblickte, fiel er auf die Kniee nieder und betete seinen Herrn und Gott unter Vergießung vieler Thränen demüthigst und mit unbeschreiblicher Freude an; und damit er diese Anbetung öfters wiederholen könnte, richtete er sich mehrmal auf, wodurch er der christlichen Nachwelt ein schönes Beispiel der Liebe und Anbetung hinterlassen hat. —

16. Als der heilige Edmund, Erzbischof zu Canterbury, schon halb sterbend, die heilige Wegzehrung empfangen sollte, die er so dringend verlangt hatte, streckte er seine Arme nach Jesus Christus im Sakramente aus, und sprach mit größter Rührung: „Du bist es, o Herr! an den ich geglaubt, auf den ich gehofft, den ich gepredigt habe; du bist mein Zeuge, daß ich während meines ganzen Lebens dich allein gesucht habe; nichts Anderes habe ich geliebt, als dich; nichts Anderes habe ich verlangt, nichts Anderes verlange ich auch jetzt noch, als deinen heiligsten Willen zu thun; nimm mich also in Gnaden auf!" — Nachdem er das heiligste Sakrament empfangen, umfaßte er das Kreuz, benetzte es mit Thränen; und weil er das Uebermaaß seiner innerlichen Freuden nicht verbergen konnte, rief er mit großem Eifer: „Jetzt werde ich mit Freude das Heil aus dem Brunnen des Erlösers schöpfen!" — Dann drückte er das Kreuz an seine Lippen, und küßte öfters die Wunden Jesu, besonders die Seitenwunde, mit solcher Innigkeit, als ob er sich in dieselbe versenken wollte, und — gab seinen Geist auf. —

17. Ludwig II. de Bourbon, Prinz von Condé, ein ausgezeichneter Feldherr Frankreichs, und ob seiner ruhmreichen Kriegsthaten „der Große" genannt, wurde durch das Podagra gezwungen, sich auf sein Landgut Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er sich den Wissenschaften widmete, und mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, wie Corneille, Bossuet, Racine, Boileau, Bourdaloue, in stetem Umgang lebte. —

Als er am 11. December des Jahres 1687 zu Fontainebleau in den letzten Zügen lag, sagte er zu dem Geistlichen, der ihm die Tröstungen der Kirche in den heiligen Sterbsakramenten reichte: „Ich habe nie an den Geheimnissen unserer heiligen katholischen Religion gezweifelt!... Ja, wir werden Gott sehen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht!" —

18. Der heilige Homobonus war ein Kaufmann zu Cremona, und bewahrte durch alle Tage seines Lebens die Frömmigkeit, die Redlichkeit in Handel und Wandel, und die Barmherzigkeit gegen die Armen, welche Tugenden er im leuchtendsten Vorbild im Leben seiner lieben Eltern ausgeprägt sah.

Man darf von ihm sagen, daß er im Umgange mit Gott betend verschieden ist. —

Am 13. November 1197 wohnte er nämlich nach seiner Gewohnheit in der St. Aegidius-Kirche der Mette bei, und blieb vor einem Crucifix auf den Knieen liegen, bis der Priester die Feier der heiligen Messe begann. Beim „Gloria in excelsis Deo! Ehre sei Gott in der Höhe!" streckte er seine Arme aus, und kurz nachher beugte er sich mit seinem Angesichte zur Erde nieder.

Die Anwesenden glaubten, er habe dieß aus Andacht gethan.

Als man aber wahrnahm, daß er bei der Lesung des Evangeliums nicht aufstand, trat man näher auf ihn zu, und bemerkte, daß er nicht mehr lebte. —

Die Heiligsprechung des Verstorbenen geschah im Jahre 1198 durch den Papst Innocenz III. Der Leib des Heiligen wurde im Jahre 1356 erhoben, und in die Cathedrale von Cremona gebracht, sein Haupt aber blieb in der St. Aegidius-Kirche. —

19. Es war im Preußenlande eine fromme Wunderthäterin, Dorothea; die Gabe der Weissagung war ihr verliehen, und sie hat auch den Fall des deutschen Ordens vorausgesagt. Als sie unzählige Wunder gethan und viele Wallfahrten verrichtet hatte, verschloß sie sich in eine Bußzelle am Dom zu Marienwerder; und als sie ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie den Domherrn Johannes von Marienwerder rufen, daß er ihre letzte Beichte höre. Als die Mitternachtstunde kam, umwogte eine himmlische Helle das enge Gemach der frommen Büßerin, und Engelstimmen erklangen in harmonischen Chören zwei Stunden lang um ihre Zelle. Während dessen ward Dorothea's Seele zu Gott enttragen, und es fingen des Domes Glocken von selbst zu läuten an, und das dauerte so lange, bis jener himmlische Gesang zu Ende ging. — Im kleinen Chor der Domkirche zu Marienwerder wurde Dorothea beigesetzt, und noch an ihrem Grabe geschahen große Wunder, und Schaaren frommer Pilger wallten zu demselben. —

20. Als der König von Frankreich des bayerischen Herzogs Albert III. Tochter, mit Namen Barbara, zu einer Braut für seinen Kronprinzen begehrte, wollte sie lieber dem himmlischen Bräutigam für beständig eigen sein. Sie ist auch gar bald, in dem achtzehnten Jahre ihres Alters, von ihm zur himmlischen

Freude abgeholt worden. Im Jahre 1474, vierzehn Tage vor ihrem Abscheiden, ist der Majoran=Stock, der vor ihrem Fenster blühte, ganz verwelkt. Den Tag darauf haben alle Gattungen der im Käfig befindlichen Vögelein zu singen und auch zu leben aufgehört. Den achten Tag vor ihrem Ende versprang die von ihrem Herrn Vater ihr verehrte goldene Kette auf ihrer Brust. — Nach ihrem seligen Hintritte hat sich noch ein größeres Wunder ereignet, dergleichen in keiner Kirchengeschichte gelesen wird. An dem vierzehnten Tage nach ihrem Tode ist ihr eine andere Ordensschwester in die Ewigkeit nachgefolgt, nach dieser in gleicher Frist wieder eine andere, nach Verlauf solcher Zeit wieder eine andere, bis endlich zwanzig an der Zahl, Jede nach vierzehn Tagen, als unschuldige Tauben zu ihr nach dem Himmel geflogen sind. — Sie wurde in der St. Jakobskirche auf dem Anger zu München begraben. —

Als im Jahre 1642 ein großer Stein, unter welchem ihr Leichnam lag, in etwas hinweggerückt worden, hat ein annehmlich himmlischer Geruch alle Anwesenden mit Erstaunen erfüllt. —

21. Die heilige Theresia von Jesu erkrankte auf der Reise und mußte in einer Baumhütte übernachten. Die Ordensschwester, welche sie begleitete, konnte um baares Geld nichts bekommen als einige dürre Feigen, und weinte vor Betrübniß. Aber Theresia sprach mit fröhlichem Gesichte: „Weine nicht, diese Feigen sind ja ein Geschenk des Erlösers, ich bin mit ihnen herzlich zufrieden!" —

Am folgenden Tage kam sie unter großen Schmerzen nach Alba, und mußte sich gleich zu Bette legen. „Meine Stunde ist gekommen," sagte sie, „ich sterbe bald!" — Sie empfing mit großer Andacht den Erlöser im allerheiligsten Sakramente des Altars, und ein brünstiges Heimweh erwachte in ihrer Seele. „O mein Heiland," rief sie aus, „die Stunde ist gekommen, nach der ich mich schon so lange inbrünstig sehnte! Ich werde meinen Leib in's Grab legen, ich werde meinen Erlöser anschauen, ich werde an seinem Herzen die Seligkeit des Himmels kosten! Meine Verbannung ist aus, meine Freiheit, meine ewige Ruhe ist im Anzuge!"

Hierauf sank sie ihrer Schwester in die Arme und blieb vierzehn Stunden unverrückt liegen, ganz in Gott versunken.

Als sie starb, flog eine unaussprechliche Heiterkeit über ihr Angesicht, denn sie ging heim in die Arme ihres Erlösers. — Ihr nach zog, als der schönste Todtenkranz, als das erbaulichste Leichenbegängniß, ihre unbefleckte Keuschheit. — Ihr nach zog das Gebet von Tausenden, die sie mit Wort und Beispiel für Christus gewonnen hatte. — Ihr nach zog ihr tausendfaches Leiden, das sie

für Jesus erduldet; und nun ruht sie seit dreihundert Jahren in den Armen des Erlösers aus, und ruft es uns von Jenseits herüber, was Paulus sagt: „„Christus ist uns gemacht zur Gerechtigkeit, zum Heil und zur Erlösung!““

Auf diese Weise erwahrt sich am frommen Christen, der stets in der Gegenwart des Erlösers wandelt, im Leben und im Sterben das süße Wort: „„Es lebt nicht mehr ich, sondern **Christus** lebt in mir!““ —

---

466 — 468. Ehrwürdige Sterbebilder.

1. Die heilige Hedwig.

(Auszug aus: Christliche Frauenbilder von H. Merz.)

Eine in jeder Beziehung hochachtbare Fürstin war die heilige Hedwig, Königin von Polen und Herzogin von Litthauen. Neben der wahrhaft mütterlichen Sorge für das Wohl des Landes war sie auch stets bemüht, durch einen frommen Lebenswandel Christo Jesu, ihrem Heiland, immer gleichförmiger zu werden. Nie sah man sie deßhalb stolz, oder zornig, oder zerstreuungssüchtig; jedem Prunke blieb sie abgeneigt, und gern flüchtete sie in ein einsames Kämmerlein, um dort ungestört ihrem Gebet und ihren Betrachtungen obliegen zu können. Fleißig las sie in der heiligen Schrift, welche sie zum Erstenmal in's Polnische übersetzen ließ, ebenso in den Schriften der Kirchenväter Augustinus, Gregorius, Hieronymus und Bernardus. Gegen Arme, Wittwen, Waisen, Fremde und Pilger war sie unbegrenzt großmüthig. Getreu auch ihrer Liebe zur Wissenschaft, unterhielt sie auf ihre Kosten eine Menge armer Studenten in den gelehrten Schulen. Für die besten Jünglinge Litthauens stiftete sie im Jahre 1397 eine große, prachtvolle hohe Schule zu Praga, um dem katholischen Glauben, für dessen Ausbreitung ihr Gemahl so segensreich wirkte, einen sicheren Hort zu geben. Gemeinschaftlich mit ihrem Manne gründete sie auch eine Menge anderer religiöser Stiftungen, Kirchen, Hospitäler und Klöster und förderte durch eine besondere Anstalt auch die heilige Musik.

Kein Wunder, wenn sie der Liebling ihres Volkes geworden!

Nur Ein Schmerz betrübte Polen und den Scepter der allverehrten Königin. Sie war kinderlos.

Da verbreitete sich am Ende des Jahres 1398 die Nachricht durch das jubelnde Land, sie werde demselben einen Erben ihrer Tugenden hinterlassen.

Kurze Zeit aber vor ihrer Niederkunft mußte ihr Gemahl, der König Jagellon, in den Krieg ziehen. Während seiner Abwesenheit empfahl er ihr in seinen Briefen: Sorge zu tragen, daß die Vorbereitungen zu ihrer Entbindung mit aller Königspracht getroffen und Gold und Perlen nicht gespart würden.

Hedwig jedoch antwortete: „Ich habe längst schon auf die Pracht dieser Welt verzichtet; jetzt beim Herannahen des Todes, dem so oft eine Gebärerin ausgesetzt ist, will ich mich nicht mit derselben umgeben; nicht durch Gold und Edelsteine, sondern durch Ergebung und Demuth gedenke ich dem allmächtigen Gott angenehm zu sein, der mir die Gnade der Mutterschaft gewährt hat!"

Am 14. Juni 1399 schenkte ihr Gott eine Tochter, die alsbald in der Hauptkirche getauft wurde. Kaum aber erblühte der Königin die Mutterfreude, als ihr eigener krankhafter Zustand sich als sehr bedenklich gestaltete. Die kleine Elisabeth selbst starb nach drei Tagen. Hedwig, der man es verbergen wollte, ahnte den Tod ihres Kindes mit dem Gefühle der Mutter, und auch sie empfand es gar deutlich, daß ihr Leben der Schwelle der Ewigkeit sehr nahe gekommen. Sie begehrte die heiligen Sterbsakramente, nahm zärtlich Abschied von ihrem herbeigeeilten Gemahl, vermachte noch im Sterben alle ihre Edelsteine, Geräthe und Baarschaften dem Bischof und Kastellan von Krakau zur Gründung einer Hochschule in dieser Stadt, und gab in der Mittagsstunde des 17. Juli ihren Geist in die Hände ihres Gottheilandes und Seligmachers Jesu Christi. —

Der päpstliche Gesandte bestattete sie in der Hauptkirche von Krakau, links vor dem Hochaltare. Die Liebe des Volkes sah in ihr eine Heilige und rief sie um ihre Fürbitte bei Gott an. —

Auf ihr Grab wurde in lateinischer Sprache die folgende Inschrift gesetzt: „Hier liegt Hedwig, Polens Stern — sie wußte ihr Herz durch Vernunft zu zügeln und heldenhaft sich selbst zu überwinden. Sie war der Reichthum der Geistlichkeit, der Thau der Armen, die Säule der Kirche, der Schmuck des Adels, die fromme Beschützerin des Bürgerstandes. Ach, die Trösterin der Armen und Leidenden, unsere Mutter und Herrin, unsere Hoffnung und Zuversicht ist verschwunden! O König der Pole, nimm diese Königin der Polen auf und laß sie in deinem Paradiese sein!" —

Jagellon, der König, der sich nach ihrem eigenen Rathe wieder vermählte, bewahrte den Trauring seiner ersten Gattin als seinen kostbarsten Schatz; und vermachte ihn, sterbend, als eine bleibende Mahnung zum treuen Dienste gegen das Vaterland, das Hedwig so sehr geliebt, dem Bischofe von Krakau, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte. —

2. Der heilige Franziskus Xaverius.

(Aus: Lebensgeschichte des heiligen Apostels von Indien und Japan, von P. Bouhours. *)

1. Es war dem heiligen Franziskus Xaverius, dem Apostel von Indien, kund geworden, daß der König von Siam, einem in der Nähe von Mallakka gelegenen Reiche, ein Freund der Portugiesen, für das künftige Jahr eine glänzende Gesandtschaft an den Kaiser von China vorbereite. Xaver entschloß sich daher, mit der nächsten Gelegenheit nach Mallakka zurückzukehren, und Alles anzuwenden, um mit diesen Siamischen Gesandten nach China zu gelangen.

Allein regt auch zuweilen die ewige Weisheit ihre Diener zu großen Unternehmungen an, so will sie doch nicht immer dieselben durch sie ausführen lassen, sondern es genügt ihr, wenn sie nur mit allen ihren Kräften ihren Absichten zu entsprechen suchen. Gott verfuhr mit Xaver, wie einst mit Moses, den er im Anblicke des Landes sterben ließ, in das er ihm befohlen hatte, die Israeliten einzuführen. Am 20. November des Jahres 1552 ward Xaver von Neuem vom Fieber befallen. Zu gleicher Zeit erkannte er den Tag und die Stunde seines Hinscheidens, was in der Folge der Steuermann des Schiffes, Franz von Aghiar, von ihm selbst vernommen zu haben mit einem Eide betheuerte.

Von diesem Augenblick an empfand er einen wahren Ekel gegen alles Irdische, und sein Geist war nur mit dem Gedanken an das Vaterland erfüllt, wohin Gott ihn rief. Da er sich vom Fieber sehr entkräftet fühlte, zog er sich in das für die kranken Matrosen bestimmte Schiff zurück, um darin als ein Armer zu sterben, und Capitän Ludwig Almeyda nahm ihn, trotz Alvaro's Verbot, willig auf. Allein das stete Schwanken des Schiffes verursachte dem Heiligen so heftige Kopfschmerzen, daß es ihm schwer ward, sich ganz so, wie er es wünschte, in der Vereinigung mit Gott zu erhalten; daher bat er schon am folgenden Tage den Capitän, ihn wieder auf das Land bringen zu lassen. Man brachte ihn dahin, und ließ ihn auf dem Ufer, allem Ungemach der rauhen Jahreszeit und einem ungemein scharfen, schneidenden Nordwind ausgesetzt, ohne Obdach liegen. Hier würde er ohne allen Beistand gestorben sein, wenn nicht ein Portugiese, Georg Alvarez genannt, mitleidiger als die andern gewesen wäre und ihn in seine Hütte hätte bringen lassen, die freilich auch, von allen Seiten offen, nicht viel besser als das ungeschützte Ufer war.

*) Münster 1855. Coppenrath.

Die Krankheit gab sich durch einen stechenden Schmerz in der Seite und durch starke Beklemmungen zu erkennen; daher hielt Alvarez einen Aderlaß für zweckmäßig, und Xaver stimmte, aus Achtung für seinen Wirth, willig dessen Meinung bei, wiewohl er sehr gut wußte, daß kein Mittel mehr helfen würde. Ein unerfahrener Schiffswundarzt, der die Ader öffnen sollte, verletzte ihm eine Nerve, und zog dadurch dem Kranken eine Ohnmacht und Zuckungen zu; ein zweiter Aderlaß hatte keinen bessern Erfolg, und bewirkte einen so ungewöhnlichen Ekel, daß der Kranke, dessen köstlichste Nahrung bisher aus einigen Mandeln bestanden, die ihm der Capitän aus Liebe hatte zukommen lassen, nun auch gar nichts mehr genießen konnte.

Die Krankheit, und mit ihr eine große Entkräftung, nahm täglich zu; sein Gesicht aber blieb stets heiter und sein Geist sehr ruhig. Bald blickte er zum Himmel auf, bald zum Crucifix nieder, indem er unter zärtlichen Gesprächen mit Gott häufige Thränen vergoß.

In diesem Zustande blieb er bis zum 28. November, da das Uebel auch den Kopf ergriff. Während des Deliriums sprach er nur von Gott und von seiner Ueberfahrt nach China; aber mit einem Ausdruck inniger glühender Liebe zu Gott, wie noch nie. Hierauf verlor er die Sprache, und bekam sie erst nach drei Tagen wieder. Seine Kräfte verließen ihn damals so ganz, daß man jeden Augenblick sein Ende erwartete; aber er erholte sich wieder, und es kehrte ihm die Besinnung, sowie die Sprache vollständig zurück, so daß er wieder anfing, sich laut mit Gott zu unterhalten. Man hörte nichts als andächtige Seufzer und kurze, aber kräftige, inbrünstige Gebete. Die Umstehenden verstanden nicht Alles, was er sagte, weil er nur Latein sprach; aber Anton vom heiligen Glauben, der ihn nie verließ, erzählte, daß der Mann Gottes die Worte: „Jesu, fili David, miserere mei!" und die ihm sehr geläufigen: „O sanctissima trinitas!" ferner, die Königin des Himmels anrufend, die Worte: „monstra te esse matrem!" häufig ausgesprochen habe.

Seit zwei Tagen hatte er nicht die mindeste Nahrung zu sich genommen, und nachdem er das Kirchengeräthe, dessen er sich zum Messelesen bediente, und die von ihm zum Unterrichte der Völker verfaßten Bücher in das Schiff hatte bringen lassen, bereitete er sich zu seiner letzten Stunde vor, die schon ganz nahe herangerückt war.

Außer Anton vom heiligen Glauben war noch ein junger Indianer bei ihm, den er von Goa mitgebracht hatte.

Sterbend heftete der Heilige noch seinen Blick auf diesen jungen Menschen, und schien beunruhigt, indem er ihn ansah. Dann sprach er zweimal mit dem Ausdruck des innigsten Mitleidens die Worte: „O du Armer!" aus, und weinte über ihn. — Gott hatte ihm in diesem Augenblicke zu erkennen gegeben, welchen unglücklichen Todes der Indianer sterben würde, der fünf oder sechs Monate später, nachdem er sich einem ausschweifenden Leben ergeben hatte, plötzlich durch einen Büchsenschuß getödtet wurde. — Bis zum letzten Athemzuge begleitete also dieser prophetische Geist den heiligen Mann! —

Endlich, am 2. December, an einem Freitage Nachmittags gegen zwei Uhr, da er die in Thränen schwimmenden Augen voll der innigsten Zärtlichkeit auf sein Crucifix geheftet und die Worte: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum!" ausgesprochen hatte, durchdrang eine himmlische Wonne sein ganzes Wesen, selige Freude glänzte auf seinem Angesicht, und er verschied sanft und ruhig.

Er hatte nur ein Alter von sechs und vierzig Jahren erreicht, von denen er zehn und ein halbes Jahr in Indien zugebracht. —

Sobald des Paters Hinscheiden kund geworden, eilten mehrere Leute von dem Schiffe, worunter sogar Einige von Denen sich befanden, die dem Statthalter von Mallakka am meisten zugethan waren, der Hütte zu. Auf den ersten Anblick konnten sie, des hingeschiedenen Xaver's frischer und blühender Gesichtsfarbe wegen, kaum glauben, daß er wirklich todt sei. Nachdem sie ihn genauer betrachtet hatten, ergriff sie ein so mächtiges Gefühl der Andacht, daß sie sich auf die Kniee warfen, ihm ehrerbietig die Hände küßten und sich ihm mit Thränen in den Augen so zuversichtlich empfahlen, als ob es ganz unmöglich wäre zu zweifeln, daß seine Seele sogleich zur Anschauung Gottes im Himmel gelangt sei. —

Der Leichnam wurde erst am folgenden Sonntage Mittags zur Erde bestattet. Das Leichenbegängniß geschah ohne alle Feierlichkeit; nur Anton vom heiligen Glauben, Franz von Aghiar und noch zwei Andere wohnten demselben bei. Ein Geschichtschreiber sagt, daß die unerträgliche Kälte, welche gerade an diesem Tage geherrscht habe, die Ursache dieser Vernachlässigung gewesen sei. Allein wahrscheinlich mag die Furcht, sich den Unwillen des Statthalters von Mallakka zuzuziehen, die Schiffsleute ebenso sehr als die Kälte von der Begleitung der Leiche abgehalten haben. Die vier Getreuen, welche die letzten Pflichten gegen den Heiligen erfüllten, zogen ihm seinen ganz zerrissenen Leibrock aus, den sie voll Andacht unter sich vertheilten, und legten ihm seine priesterliche Kleidung an.

Georg Alvarez hatte dafür gesorgt, daß der Leichnam, nach chinesischem Gebrauch, in eine ziemlich große Kiste gelegt wurde, die

er mit ungelöschtem Kalk anfüllen ließ, damit das Fleisch desto schneller verzehrt würde, und die Gebeine alsdann auf den Schiffen, die in einigen Monaten absegeln sollten, nach Indien gebracht werden könnten.

An einer Spitze des Hafens erhebt sich ein Hügel, an dessen Fuß sich eine kleine Wiese ausbreitet, auf welcher die Portugiesen ein Kreuz aufgerichtet hatten. In der Nähe dieses Kreuzes wurde der Leib des Heiligen beigesetzt, und zur Bezeichnung der Grabstätte häufte man an dem obern und untern Ende derselben Steine auf. —

Während dieß Alles sich in der neuen Welt zutrug, offenbarte Gott in dem Königreiche Navarra die Heiligkeit seines Dieners durch ein wunderbares Ereigniß, oder vielmehr durch das Aufhören eines Wunders. —

In einer kleinen Kapelle des Schlosses Xaver befand sich ein altes Crucifix von Gyps, von der Höhe eines Mannes, welchem man in den letzten Lebensjahren des Heiligen an jedem Freitage häufiges Blut entquellen sah; doch sobald Xaver gestorben war, zeigte sich kein Blut mehr auf demselben. Noch jetzt ist dieses Crucifix an demselben Ort und zwar mit vielem geronnenen Blute längs der Arme und Schenkel, an den Händen und in der Seite zu sehen.

Alle, die es sahen, hatten dort vernommen, daß der Bischof von Pampeluna bei Strafe des Kirchenbannes verboten habe, Streifen dieses Blutes abzulösen und mit fortzunehmen, wie es schon einige Male geschehen war. Auch erzählte man daselbst, es sei aus den angestellten Vergleichungen mit den Berichten aus Indien hervorgegangen, daß jedesmal, wenn Xaver mit besonderer Anstrengung gearbeitet oder sein Leben in großer Gefahr geschwebt habe, dem Bild auf allen Seiten Blut entquollen sei. Gleichsam als habe Jesus Christus, wiewohl des Leidens unfähig, jedesmal mitleiden wollen, wenn sein Apostel, aus Liebe zu ihm, ein schweres Kreuz zu tragen hatte. —

2. Zwei und einen halben Monat nach dem Tode des heiligen Mannes, als das im Hafen von Sancian gelegene Schiff im Begriff war, nach Indien unter Segel zu gehen, bat Anton vom heiligen Glauben und Georg Alvarez den Capitän Ludwig Almeyda, die Reste des Paters doch ja nicht auf der Insel zurückzulassen; und Almeyda befahl deßhalb am 17. Februar 1553 einem seiner Leute, den Sarg zu öffnen, um zu sehen, ob das Fleisch verzehrt sei und die Gebeine zum Mitnehmen gesammelt werden könnten. Allein da der Diener den Kalk von dem Gesicht abgenommen hatte, fand er es so frisch geröthet, wie das eines sanft schlummernden Menschen. Seine Neugierde trieb ihn, auch den Körper zu untersuchen; und da

dieser gleichfalls unverwesen und voll Saft schien, wollte er sich noch größere Gewißheit verschaffen, und schnitt deßhalb vom rechten Schenkel in der Gegend des Knies ein Stückchen Fleisch ab. Sogleich floß Blut heraus. Nun lief er eiligst zu seinem Herrn, das Wunder zu verkünden, und brachte ihm das, etwa fingerlange, Stückchen Fleisch. Erstaunt begaben sich Alle nach der Grabstätte, untersuchten den Körper von allen Seiten sehr genau, ohne auch nur die mindeste Spur der Verwesung daran entdecken zu können, denn selbst die priesterliche Kleidung hatte durch den Kalk nicht den geringsten Schaden gelitten; und da sie auch noch einen so herrlichen Geruch wahrnahmen, der von dem heiligen Leib ausgehend die Luft erfüllte, und nach dem Zeugniß aller Anwesenden ein überirdischer Geruch zu sein schien, indem er die köstlichsten Rauchwerke an Lieblichkeit des Duftes weit übertraf, war ihre Verwunderung auf das Höchste gestiegen; und eben die Menschen, welche den Pater, da er noch lebte, mißhandelt hatten, um der Leidenschaft des Statthalters von Mallakka zu schmeicheln, erwiesen ihm nun nach seinem Tode die größte Verehrung. Einige baten ihn sogar mit Thränen in den Augen um Verzeihung, daß sie ihn während seiner Krankheit aus feiger Menschenfurcht verlassen hatten.

Unter andächtigen Gefühlen bedeckten sie nun den Körper wieder mit dem Kalke, den sie, um ihn zu sehen, abgehoben hatten, trugen den geweihten Gegenstand ihrer Verehrung in's Schiff, und gingen wenige Tage nachher unter Segel, indem sie sich glücklich priesen, einen so kostbaren Schatz nach Indien bringen zu dürfen.

Am 22. März kamen sie in Mallakka an, ohne auf der ganzen Reise einem einzigen jener furchtbaren Wirbelwinde begegnet zu sein, die auf diesem Meere so häufig sind, als ob die Gegenwart des heiligen Leibes sie zerstreut hätte.

Ehe sie noch den Hafen erreicht hatten, sandten sie die Schaluppe dahin ab, um der Stadt von dem Geschenke, das sie ihr mitbrächten, Nachricht zu geben. Wiewohl sich Niemand mehr von der Gesellschaft Jesu in Mallakka befand, und die Pest große Verheerung in der Stadt anrichtete; begab sich doch der gesammte Adel und die ganze Geistlichkeit mit Jakob Pereyra zum Ufer hin, um den Leib des Heiligen in Empfang zu nehmen, und ihn in feierlichem Zuge, mit brennenden Kerzen in den Händen, in die Kirche Unserer Frau vom Berge zu tragen. Dem Zuge folgten eine Menge Christen, Mahomedaner und Götzendiener durcheinander, daß es fast das Ansehen hatte, als bekennten Alle sich zu derselben Religion.

Das Volk wurde aber auch für die Ehrfurcht, die es dem Heiligen erwiesen hatte, von Gott auf der Stelle belohnt; indem

die Pest, welche schon seit einigen Wochen die Stadt entvölkerte — ein Uebel, das der Heilige vor seinem Tode in einem Briefe an Vater Franz Perez vorausgesagt hatte — plötzlich aufhörte, so daß sie sich nicht weiter verbreitete, und Diejenigen, welche davon befallen waren, ohne Mittel dagegen anzuwenden, gesund wurden. Auch der Hungersnoth, welche zu gleicher Zeit täglich unzähligen Menschen das Leben kostete, wurde gesteuert, indem noch mehrere andere Schiffe mit jenem, das die Leiche des heiligen Mannes an Bord gehabt hatte, in dem Hafen von Mallakka mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art eingelaufen waren.

So wunderbare Hilfe und Rettung hätte die Einwohner der Stadt bewegen sollen, ihrem Wohlthäter, diesem heiligen Werkzeuge göttlicher Gnaden, eine ehrenvollere Bestattung zu bereiten. Allein mochte Furcht vor dem Statthalter Alvaro von Ateyda sie bestimmen, oder geschah es durch Zulassung Gottes, der seinen Diener dadurch nur mehr verherrlichen wollte: sie begruben ihn, nachdem sie seinen Körper aus dem Sarge herausgezogen hatten, an einer Stelle außerhalb der Kirche, wohin gewöhnlich die gemeinen Leute begraben wurden; und weil sie nicht einmal die Oeffnung des Grabes groß genug gemacht hatten, so preßten sie den Körper mit Gewalt hinein, und verletzten ihm dadurch beide Schultern, aus denen sogleich Blut herausfloß, das einen sehr angenehmen Wohlgeruch verbreitete. Hierauf stampften sie die Erde, welche den Körper deckte, mit den Füßen fest, und verursachten diesem dadurch noch mehrere Quetschungen: gerade, als ob es des Heiligen Bestimmung gewesen wäre, auch noch nach seinem Tode von den Einwohnern Mallakkas mißhandelt zu werden, wie es ihm vorher geschehen war.

So blieb der heilige Leichnam ungeehrt, bis im Monat August Vater Johann Beira von Goa ankam, im Begriff, mit zwei Gefährten, die ihm der Viceprovinzial Caspar Barzea auf Xaver's Befehl zugegeben hatte, nach den Molukken zurückzukehren.

3. Beira, der den Heiligen innig liebte und von seinem Tode tief ergriffen war, konnte sich nicht entschließen, nach den Molukken abzureisen, ohne die Leiche, von der er so viel Wunderbares vernahm, gesehen zu haben. Er vertraute diesen Wunsch Jakob Pereyra und noch zwei oder drei andern Freunden des Verstorbenen, die sich Alle zusammen entschlossen, ihn in der Nacht heimlich auszugraben. Bei Eröffnung des Grabes fanden sie den Körper, welcher bereits seit fünf Monaten im feuchten Boden gelegen hatte, ganz unversehrt, frisch und den angenehmsten Geruch

verbreitend. Selbst das Linnen, mit dem sein Gesicht bedeckt war, sahen sie mit rosenrothem Blute gefärbt.

Dieser überraschende Anblick rührte sie Alle so sehr, daß sie den Körper nicht wieder versenken zu dürfen glaubten, und sie beschlossen, ihn nach Goa zu bringen. Pereyra ließ sogleich einen Sarg von kostbarem Holze, mit reichem chinesischen Damaste ausgefüttert, verfertigen, in den der in Goldstoff eingehüllte Körper gelegt ward, das Haupt auf einem Kissen von Brocat ruhend. So verwahrten sie ihn an einem Orte, den nur die treuen Freunde des Verstorbenen wußten, und woselbst es Gott gefiel, durch ein unbestreitbares Wunder sein Wohlgefallen an diesem frommen Eifer zu bezeugen, indem eine, bei dem Sarge brennende Wachskerze, die in weniger als zehn Stunden hätte ausgebrannt sein müssen, achtzehn Tage nicht allein ununterbrochen fortbrannte, sondern auch so viel Wachs abtropfte, daß dieses Tropfenwachs allein schwerer wog, als die Kerze selbst, da sie noch ganz war, gewogen hatte.

Während man auf eine Gelegenheit nach Goa hoffte, bot sich eine nach den Molukken dar, die Beira, welcher mehr wie jemals von Seeleneifer glühte, und der einen hohen apostolischen Muth aus dem Anblicke des heiligen verklärten Apostels geschöpft zu haben schien, sogleich benutzte.

Von seinen zwei Gefährten, welche für die Mission in den Molukken bestimmt waren, ließ er den Einen, Emanuel Tavora, zur Bewachung des heiligen Leichnams, in Mallakka zurück, und da auch in dieser Zeit Pater Alcaceva aus Japan ankam, von wo aus er in Angelegenheiten der neuen Christengemeinde nach Goa abgeordnet worden war, so geleiteten diese Beiden den heiligen Leib nach einiger Zeit auf dem Schiffe des Lope Norogna dahin. Dieses alte Schiff war so abgenutzt und in so schlechtem Zustande, daß Niemand sich einzuschiffen wagte; doch sobald man erfuhr, daß es die Leiche des Heiligen nach Goa bringen sollte, wollten Alle, in der Ueberzeugung, daß dann nichts zu fürchten wäre, Plätze darauf haben; und Keiner hatte Ursache, dieses Vertrauen zu bereuen, da Gott dieses Fahrzeug einige Male vor Schiffbruch bewahrte.

Gleich Anfangs hatte ein mächtiger Sturm dasselbe auf eine Sandbank geworfen, und der Kiel war so tief eingedrungen, daß es fest saß; plötzlich erhob sich, gegen alle Erwartung, ein Wind von der Seite her, nach der das Vordertheil des Schiffes hingekehrt war, und machte dieses flott. Damit aber die wirkende Hand Gottes nicht verkannt werde, legte sich der Wind wieder, sobald der Kiel außer dem Sande wogte.

Einige Zeit nachher stießen sie, am Eingange des Meerbusens von Ceylon, mit solchem Ungestüm auf verdeckte Klippen, daß das Steuerruder zerbrach und der Kiel zwischen den Felsen fest eingerannt war. Welches Wunder also, daß ein so altes, unhaltbares Fahrzeug nicht ganz zertrümmert ward! Die Matrosen wandten Alles an, was sonst nur in der äußersten Gefahr geschehen muß. Sie hoben die Maste ab, und da dieß nichts half, wollten sie, zur Erleichterung des Schiffes, alle Kaufmannsgüter über Bord werfen; konnten aber damit nicht zu Stande kommen, weil die Wuth der Wellen zu gewaltsam das Schiff von allen Seiten hin und her warf. In dieser äußersten Noth nahmen sie endlich ihre Zuflucht zu dem Heiligen, dessen entseelte Hülle sie nach Goa bringen sollten; trugen diese aus der Cajüte des Steuermannes auf das Verdeck, knieten mit brennenden Fackeln um den Sarg herum, und beschworen den verklärten Seligen, wie wenn er noch lebte und sie sähe und hörte, durch seine Fürbitte ihr Retter aus dieser Todesgefahr zu sein.

Kaum war ihr Flehen zu Ende, als sie unter dem Schiffe ein starkes Getöse hörten und zu gleicher Zeit wahrnahmen, daß sie sich im Kanal befanden, woraus sie schließen mußten, daß sich ein Felsen gespalten und dem Schiffe dadurch freie Durchfahrt verschafft habe.

Hierauf setzten sie ihre Fahrt fröhlich fort, und indem sie sich nach dem Vorgebirge von Comorin wandten, landeten sie in Cochin. Alle Einwohner der Stadt kamen herbei, ihren geliebten abgeschiedenen Lehrer und geistlichen Vater ehrerbietig zu begrüßen, und es ist unbeschreiblich, welche fromme Gesinnungen das Volk bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte. Von Cochin segelten sie bis Baticala, woselbst die Gattin Anton Rodriguez's, eines königlichen Beamten, schon lange krank lag, und nun ihre Gesundheit wieder zu erlangen hoffte, wenn sie den heiligen Mann nur sehen könnte. Man trug sie demnach in das Schiff, und augenblicklich kehrte bei dem Anschauen des heiligen Leichnams ihre Gesundheit zurück. Sie erbat sich hierauf ein Stückchen von dem Meßgewande, mit dem der Pater umkleidet war, und heilte in der Folge mit dieser kostbaren Reliquie sehr viele Kranke. —

Als das Schiff noch zwanzig Meilen von Goa entfernt war, und des widrigen Windes wegen nicht fortsegeln konnte, bestieg der Capitän mit einigen seiner Leute die Schaluppe, und ruderte der Stadt zu, um selbst dem Vicekönig und den Vätern der Gesellschaft Jesu die erste Nachricht von der Ankunft des heiligen Leibes zu bringen.

Vater Caspar Barzea war gestorben, und an seiner Stelle Melchior Nugnez als Rektor des Collegs zum heiligen Paul und als Viceprovinzial von Indien in Folge eines Briefes eingetreten, den Vater Xaver vor seiner Abreise nach China mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn erst nach Barzea's Tode zu eröffnen, verschlossen zurückgelassen hatte. Der Vicekönig ließ sogleich für Nugnez eine kleine Fuste ausrüsten, die dieser mit drei andern Mitgliedern der Gesellschaft Jesu und vier jungen Leuten aus dem Seminar bestieg, um nach der Küste von Baticala zu segeln und die Leiche des Heiligen in Empfang zu nehmen, was unter dem Donner des großen Geschützes von des Capitän Lope und noch sechs andern Schiffen geschah, die zugleich mit jenem durch widrigen Wind bei Baticala zurückgehalten waren.

4. Am 15. März des Jahres 1554 landete die Fuste zu Rebendar, eine halbe Meile von Goa, wo sie bis zum folgenden Tag verweilte, während in der Stadt Anstalten zur feierlichen Aufnahme des verklärten Apostels von Indien getroffen wurden. Am frühen Morgen dieses folgenden Tages, welcher der Freitag in der Passionswoche war, sah man sechs prachtvoll verzierte, ringsum mit brennenden Fackeln besetzte Barken heranrudern, in denen sich die Blüthe des portugiesischen Adels befand. In zwölf andern folgten dreihundert der vornehmsten Einwohner der Stadt, Alle mit brennenden Kerzen in den Händen, und in jeder Barke waren Musikchöre aller Art.

Das ganze Schiffgeschwader theilte sich zur Begleitung der Fuste, die es in die Mitte nahm, in zwei Flügel. Die heilige Leiche, mit dem Goldstoffe des Pereyra bedeckt, war auf dem Vordertheile des Schiffes, unter einem reichen Baldachin ausgesetzt, mit brennenden Kerzen umgeben. Zu beiden Seiten des Schiffes flatterten reiche Wimpeln.

So wogten sie langsam und in schönster Ordnung nach Goa hin. Die ganze Stadt hatte sich am Ufer versammelt, und harrte mit Ungeduld des geliebten Vaters. Sobald man ihn von Ferne kommen sah, erhob sich lautes Freudengeschrei, und es flossen viele Thränen andächtiger Rührung. Einige, die den Augenblick nicht erwarten konnten, sprangen in das Meer und schwammen der Fuste entgegen, die sie dann schwimmend bis zum Ufer begleiteten.

Hier erwartete sie der Vicekönig, von seiner Leibwache, dem übrigen Theile des Adels, den Rathsherren und den Magistratspersonen umgeben, Alle festlich gekleidet. Während man beschäftigt war, den heiligen Leib auszuschiffen, stimmte eine Gesellschaft junger Edelleute, die sich dem Dienste des Altars geweiht hatten, den

Gesang: „Benedictus Dominus Deus Israel!“ an, und die Prozession wurde folgendermaßen angeordnet: Neunzig weißgekleidete Kinder, mit Blumen bekränzt und Oelzweige in den Händen tragend, eröffneten den Zug. Nach ihnen kam die Barmherzigkeits-Bruderschaft mit einer prachtvollen Fahne. Dann folgte die Geistlichkeit und unmittelbar nach dieser die heilige Leiche, von den Vätern der Gesellschaft Jesu getragen, der Vicekönig mit seinem ganzen Gefolge schloß den Zug, und eine unzählige Menge Volks folgte nach. Alle Straßen waren mit Tapeten verziert, und wo der Leib des Heiligen vorübergetragen wurde, warf man Blumen aus den Fenstern und von den Dächern herab. —

Doch was diese Feier mehr als alles Andere verherrlichte, waren die Wunder, welche damals geschahen; denn es schien, als ob der heilige Leib zugleich mit einem himmlischen Geruche auch eine wunderbar heilende Kraft ausströme. Mehrere Kranke, die sich auf die Straßen hatten tragen lassen, wurden bei dem Anblicke des Heiligen geheilt; und selbst Die, welche das Bett nicht verlassen konnten, erhielten ihre Gesundheit wieder, da sie nur seinen Namen anriefen.

Auf mehreren absichtlich gemachten Umwegen langte man endlich bei dem Colleg zum heiligen Paul an und stellte den Sarg in der großen Kapelle der Kirche nieder, vor welcher Schranken gezogen werden mußten, um den Andrang des Volkes abzuwehren, dessen Ungestüm sie jedoch bald, aller Gegenwehr der Soldaten ungeachtet, durchbrach.

Um das Volk zufrieden zu stellen, sah man sich gezwungen, den Heiligen dreimal in die Höhe zu heben, damit Jedermann ihn leicht sehen konnte, und alsdann ihn noch drei Tage lang unverdeckt ausgesetzt stehen zu lassen zum Troste der Einwohner, die nicht müde wurden, ihn anzusehen, und, indem sie ihn betrachteten, sich von inniger Andacht durchdrungen fühlten. Viele Wunder geschahen in der Gegenwart des heiligen Leibes.

Noch an demselben Tage, der ein Freitag war, sangen die Domherren der Cathedralkirche feierlich die heilige Messe vom Kreuz, und den folgenden Morgen kamen die Franziskaner, welche der Mann Gottes immer sehr geschätzt und geliebt hatte, in die Kirche der Gesellschaft Jesu, um die Messe zu Ehren der heiligen Jungfrau zu singen.

Nachdem dieser öffentliche Gottesdienst beendigt, wurde dann der Sarg in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, an einem erhabenen Orte, nah' bei dem Hochaltar, auf der Seite des Evangeliums beigesetzt.

Es darf hier nicht unberührt bleiben, daß das Schiff, welches einen so kostbaren Schatz nach Goa überbracht hatte, nachdem die Leute und Kaufmannsgüter ausgeschifft waren, von selbst in Trümmer zerfiel und in den Grund des Meeres versank; gleich als solle dadurch angedeutet werden: daß es nur des heiligen Leibes wegen auf wunderbare Weise erhalten worden sei, und nachdem es zu so heiligem Zwecke gedient habe, nicht ferner mehr in weltlichem Dienste entweiht werden möge. —

3. Der deutsche Kaiser Carl V.

(Auszug aus: Geschichte Philipp's II. von William Prescott.)

In den ersten zehn Monaten nach seiner Ankunft im Hieronymitischen Kloster St. Justus zu Estremadura hatte sich unter dem Einflusse eines milden Klimas, der Stille des Mönchslebens und wahrscheinlich noch mehr unter der Befreiung von Staatsgeschäften die Gesundheit des Kaisers Carl V. im Ganzen genommen gebessert; seine Gichtanfälle waren weniger häufig und minder heftig als zuvor gewesen.

Allein im Frühjahre 1558 kehrte die alte Krankheit mit erneuerter Heftigkeit zurück. „Ich bin,“ schreibt er an seinen Sohn Philipp II., „nicht in dem Zustande, eine einzige Predigt während der Fastenzeit mitanzuhören.“ — Monate lang vermochte er kaum eigenhändig eine Zeile zu schreiben. — Sehr niederbeugend auf ihn wirkte auch der Tod seiner Schwester Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, der im Februar 1558 erfolgte. Zwischen dem Kaiser und seiner Schwester scheint eine große Anhänglichkeit bestanden zu haben. Das sanfte Gemüth der Königin Eleonore hatte sie ihrem Bruder besonders werth gemacht, weßhalb er jetzt ihren Verlust fast eben so schmerzlich, als eines seiner eigenen Kinder empfand. „Sie war eine gute Christin!“ sagte er zu seinem Secretär Gaztelu, und setzte, indem ihm die Thränen die Wangen herabrollten, hinzu: „Wir haben uns immer einander geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter, denn ich, und ehe diese Zeit verflossen ist, werde ich wahrscheinlich bei ihr sein!“ —

Noch vor der Hälfte dieser Zeit ging die gegebene Prophezeihung in Erfüllung. —

Um die Mitte des August flößte die Gewalt des Podagras, dem die Gewalt des starken Körperbaues sichtbar nachgab, dem Kaiser ernste Gedanken an das Sterben ein.

Am dreißigsten August verlangte Carl, daß ein Bildniß der Kaiserin, seiner Gemahlin, von der er mehr als eines in seiner

Sammlung besaß, zu ihm gebracht würde. Eine lange Zeit hindurch betrachtete er die schönen Züge, „„als ob,““ sagt der Chronikschreiber, „„er die Kaiserin anflehen wollte, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten.““ Darauf ging er in die Betrachtung eines andern Gemäldes von Titian über, den Todeskampf Jesu in Gethsemane darstellend, und von diesem auf jenes meisterhafte Erzeugniß desselben Künstlers, die sogenannte — Gloria, — welche in der Klosterkirche über dem Hochaltare gehangen. *) Er starrte so lange und mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Aufgeregtheit auf das Gemälde. Und als Carl sich aus seinen Betrachtungen aufgerafft, wandte er sich zum Doktor und klagte, daß er krank sei. Sein Puls bewies, daß er in einem heftigen Fieber lag. Weil die Symptome ungünstiger wurden, ließ ihm sein Arzt zur Ader, aber ohne guten Erfolg. Als die Regentin Johanna den gefährlichen Zustand ihres Vaters erfuhr, sandte sie ihm auf der Stelle von Valladolid ihren Leibarzt zum Beistande; aber keine irdischen Mittel wollten anschlagen; bald wurde es klar, daß das Ende herannahe.

Carl empfing die Mittheilung nicht nur mit Fassung, sondern mit Heiterkeit. „**Das ist's, was ich lange gewünscht!**“ sagte er. Seine erste Sorge war, einige Anordnungen bezüglich seiner Angelegenheiten zu treffen. Am 9. September vollzog er noch ein Codicill zu seinem Testamente.

Am 19. September hatten Carl's Kräfte schon so sehr abgenommen, daß man es für räthlich hielt, ihm die letzte Oelung zu geben. Er zog die Ertheilung derselben in der bei den Mönchen angewandten Form vor. Diese enthielt eine Litanei, die sieben Bußpsalmen und sonderliche andere Stellen aus der heiligen Schrift, und war viel länger und erschöpfender, als der bei den Laien gebrauchte Ritus. Indeß versagten ihm dabei die Kräfte nicht. Am folgenden Tage wünschte er, wie er während seiner Krankheit häufig gethan hatte, noch einmal die heilige Kommunion zu empfangen, und bemerkte seinem Beichtvater: „Sie ist eine gute Wegzehrung auf die lange Reise, die zu unternehmen ich im Begriffe stehe!“ Obschon er sehr erschöpft sich fühlte, kniete er doch während der Spendung der heiligen Kommunion eine volle Viertelstunde in seinem Bett, indem er Gott für die vielen Bezeugungen seiner Barmherzigkeit an ihm Dank darbrachte, und in einer ernsten Weise,

---

*) Dieses berühmte, in des Künstlers bestem Styl ausgeführte Gemälde bildet gegenwärtig eine der edelsten Zierden des Madrider Museums.

welche die Herzen aller Anwesenden rührte, über seine Sünden die tiefste Zerknirschung ausdrückte.

Am 21. September, dem Tage des heiligen Matthäus, gegen zwei Stunden nach Mitternacht, fühlte der Kaiser, der lange sprachlos geblieben, daß seine Stunde gekommen war, und rief aus: „Nun ist es Zeit!“ — Die heilige Kerze wurde ihm angezündet in seine rechte Hand gegeben, wie er an der Schulter seines treuen Dieners Quixada lehnte. Mit seiner linken Hand suchte er ein silbernes Crucifix zu umklammern. Dasselbe hatte schon die Kaiserin, seine Gemahlin, in ihrer Sterbestunde getröstet, und Carl hatte es dem Quixada anbefohlen, es für ihn bei der gleichen Gelegenheit in Bereitschaft zu halten. Es hatte eine Zeitlang an seiner Brust gelegen; und als es jetzt vor seinem brechenden Auge von Bartolome de Carranza, dem Erzbischofe von Toledo, in die Höhe gehoben wurde, heftete Carl seinen Blick lange und ernstlich auf das geweihte Symbol: für ihn das Andenken sowohl der irdischen, wie der himmlischen Liebe. Der Erzbischof betete den Psalm: „De profundis clamavi ad te, Domine! Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“ — als der Sterbende eine schwache Anstrengung machte, das Crucifix zu umarmen, und in einem so hörbaren Tone, daß man ihn im anstoßenden Zimmer hören konnte, ausrief: „Ach Jesus!“ worauf er auf das Kissen zurücksank und ohne Kampf verschied. — Er hatte immer zu dem lieben Heiland gebetet um die Gnade, daß er im Besitze seiner Verstandeskräfte sterben könne. — Sein Gebet fand Erhörung. —

Nachdem die Leiche des Kaisers einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt worden, stand sie drei Tage lang in der Kapelle im Staate aus, während welcher Zeit über sie von den besten Predigern des Klosters drei Reden gehalten wurden. Dann wurde sie mit gebührender Feierlichkeit unter den Gebeten und Thränen von den Mönchen und Dienern Carl's und in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Personen aus dem umliegenden Land in die Erde beigesetzt. —

Indeß ging das Begräbniß nicht ohne einige Schwierigkeit vor sich. — Carl hatte in seinem Testamente verlangt, daß er theilweise unter den großen Altar gelegt werden wolle, und in einer solchen Weise, daß der obere Theil seines Körpers unter die Stelle kommen möchte, wo der Priester stehe, wenn er den Gottesdienst verrichtet. Dieß war in aller Demuth vom Kaiser verlangt worden; aber es erregte unter den bedenklichen Geistlichen die Frage: ob schicklicherweise irgend welche Gebeine, mit Ausnahme derjenigen eines Heiligen, einen so hehren Platz unter dem Altar einnehmen

dürften. Diese Angelegenheit brachte man jedoch dadurch in thunlichster Weise zur Erledigung, daß man eine Aushöhlung in die Mauer machen ließ, in welche der Kopf hineingelegt wurde, so daß die Füße den Rand des geheiligten Grundes berühren konnten.

Der Leichnam des Kaisers blieb indessen nicht lange in seinem Ruheplatze liegen. Ehe noch viele Jahre dahin, wurde er auf Philipp's II. Befehl in das Escorial gebracht, und in diesem prachtvollen Mausoleum ruht er an der Seite der Kaiserin Isabella bis auf den heutigen Tag. —

---

469. Die Beerdigung eines Heiligen.

(Aus: Leben und Wirken des heiligen Simeon Stylites von P. Pius Zingerle.)

Im Jahre 459 am 29. August um 11 Uhr, eine Stunde vor dem Eintritt des Sonntags, ward der heilige Simeon (genannt Stylites, weil er viele Jahre in der Nähe der Stadt Antiochia in Syrien auf einer hohen Säule verlebte), plötzlich in der Gegenwart einiger seiner Schüler ohnmächtig und von heftigen Schmerzen am ganzen Körper ergriffen. In diesem Zustande der Erschlaffung und des Leidens blieb er drei Tage lang. Es ward ihm aber nun eine außerordentliche wunderbare Gnade zu Theil. Während der gewaltigen Hitze nämlich, die um diese Zeit herrschte, und die nur deßhalb so zu brennen schien, um das Wunder desto auffallender zu machen, begann plötzlich ein erquickend frisches und sehr angenehmes Lüftchen zu wehen, und ein Thau — wie vom Himmel selbst — floß auf den Seligen herab. Ein süßer Geruch duftete von ihm aus, wie er auf dieser Welt nie wahrgenommen ward, unaussprechlich lieblich. Es war, wie wenn Fluten auf Fluten kämen, alle voll verschiedener Gerüche, womit sich weder Gewürze, noch kostbare Spezereien dieser Welt vergleichen ließen. Doch nicht überall, ja nicht einmal auf der ganzen Leiter zur Säule wehten diese paradiesischen Düfte, sondern nur von der Mitte an bis zu oberst hinauf. Bald aber verbreiteten sich diese Fluten in der ganzen Mandra, ohne daß jedoch Jemand wußte, woher der Geruch komme. — Da nun sein Lieblingsschüler, der Tag und Nacht bei ihm aushielt, und besonders jetzt in diesen letzten Tagen ihn nicht mehr verließ, dieß Alles bemerkte, sprach er tröstend und ermuthigend zu ihm: „Sieh, o Herr, wie dein Herr dich liebt! Denn er hat, was noch keinem Menschen zu Theil ward, deiner Heiligkeit gewährt, und hier schon dir ein Unterpfand des Lohnes für deine

Mühen gegeben. Ein solcher Geruch nämlich ward nie in der Welt wahrgenommen. Jetzt wird dich Gott von der Welt abrufen, wie du es verdienst; ich flehe aber bei Ihm, den du von Jugend an geliebt: Sprich aus deinem Munde die Fülle des Segens über deinen Diener aus! Deine Vollkommenheit weiß ja, wie ich deine Heiligkeit verehre!" — Und der Heilige segnete ihn, gab ihm aber zugleich den Auftrag, Niemand etwas zu sagen, daß von ihm dieser Geruch ausgegangen.

Am Mittwoch, 2. September, um die neunte Stunde, da alle seine Jünger ihn umstanden, bestimmte er Zwei als Vorsteher über die Andern, und empfahl sie Alle dem Herrn. Dann beugte er sich plötzlich dreimal tief, und sah alsdann wieder zum Himmel empor. Hernach wendete er seine Blicke auf die unten versammelte ungeheuere Volksmenge, die ihm zurief: „„Segne, o Herr!"" — Nun schaute er in alle vier Weltgegenden hin, erhob dann segnend seine Hand, und empfahl die ganze Welt dreimal dem Herrn. — Jetzt aber drängten sich seine Schüler wieder zu ihm heran, wie Kinder an ihren guten und freundlichen Vater, und baten ihn von Neuem um seinen Segen, indem der Herr seinen Wunsch erfüllt habe, und ihn jetzt zu sich nehme, wie er ihn gebeten. Da ergriff er die Zwei, welche er zu Vorgesetzten über die Andern ernannt (und die auf der Leiter zu ihm hinangestiegen), bei den Händen, gebot ihnen, sich untereinander zu lieben, und gab ihnen noch einmal Verhaltungsregeln in Bezug auf die Andern. Dann erhob er seine Hand zum Himmel und empfahl sie segnend zum Letztenmale dem Herrn. Endlich richtete er seine Augen himmelan, schlug dreimal mit seiner Rechten sich auf die Brust, neigte sich dann, lehnte das Haupt auf die Schulter seines ersten Jüngers, und gab seinen Geist auf, indem beide oben neben ihm stehenden Schüler ihm die Augen zudrückten. Also entschlief er matt und erschöpft im Angesichte der ganzen umstehenden Menschenmenge zur ewigen Ruhe. —

Nachdem Simeon verschieden war, bereiteten seine Schüler einen Sarg, legten den Heiligen hinein, und ließen ihn auf der Säule aufgestellt, bis ein ehrenvollerer Platz für ihren seligen Meister aufgefunden sein würde.

Bald wurde sein Tod allerwärts bekannt, und erregte an allen Orten die schmerzlichste Bestürzung, die tiefste Trauer, bei Manchen aber auch Lob und Preis des Herrn für die Gnaden, die er durch den Heiligen so unzähligen Menschen erwiesen. Ward er auch auf's Schmerzlichste vermißt von seinen Schülern, dann von den Waisen und Wittwen, die er vor Bedrückung geschützt, von allen Bedrängten, denen er gegen Uebermuth und Ungerechtigkeiten beigestanden, von

den Kranken und Leidenden aller Art, die hoffnungs- und trostlos um den Wunderthäter weinten, der sie hätte heilen können, von der höhern und niedern Geistlichkeit, für die er Stütze und Tugendmuster von der ganzen Kirche, deren leuchtende Zierde und siegreicher Kämpfer gegen Heiden, Juden, Ketzer und Uebergriffe der weltlichen Macht er gewesen: so erwachte doch auf der andern Seite die bewundernde Erinnerung an seine Tugenden und Wunder, an alle ihm von Gottes Huld verliehenen Auszeichnungen, an die Großartigkeit und Herrlichkeit seiner Siege über die Leiden und Mühseligkeiten eines so bußfertigen Lebens.

Wie bei Simeon's Lebzeiten sich Alles um ihn gedrängt, so geschah es auch nach seinem Tode. Sobald derselbe in der Umgegend und zu Antiochia bekannt geworden, kamen Priester höheren und niederen Ranges mit ihren Heerden, kamen auch hochgestellte Kriegsleute mit einer Menge Untergebener, an ihrer Spitze Ardaburius, der kaiserliche Oberbefehlshaber des Morgenlandes, gleich seinem Vater Asphir verehrt wie der Kaiser selbst. Er führte ein und zwanzig Grafen (Befehlshaber) mit vielen Tribunen oder Kriegsobersten und der ganzen daselbst befindlichen Heeresmacht mit sich. Die Stadt Antiochia hatte ihn nämlich inständig unter vielen Thränen und Wehklagen gebeten, daß er Simeon's Leiche dahin bringen lasse, damit ihr dieselbe als Schutzmauer diene und sie durch seine Gebete beschirmt werde.

Die Bestattung des Heiligen ging auf eine höchst feierliche Weise vor sich. —

Nach der viertägigen Ausstellung fand der Abzug nach Antiochia Statt, Montags, am 7. September. Den Sarg trugen Priester, ja auch Bischöfe, bis nach Schick, einem von Simeon's Mandra viertausend Schritte weit entfernten Flecken. Von da an ward er auf einen Wagen gelegt, umgeben von hohen Militär-Personen, Großen und Richtern der Stadt, gefolgt von einer zahllosen Volksmenge: denn aus den Ortschaften strömten mit frommem Eifer Männer und Frauen, Greise und junge Leute, Arme und Reiche, Edle und Bürger herbei, um den Entseelten noch einmal zu grüßen und von ihm gesegnet zu werden, im festen Glauben, daß er vor Gott sie höre und wie hienieden auch oben für sie flehe. Man räucherte mit kostbaren Specereien und zündete Lampen an. So dauerte der Zug fünf Tage; am Freitag, dem fünften Tage, erreichte derselbe mit großem Gepränge das herrliche Antiochia. Die Erhabenheit der Trauerfeier läßt sich schwer beschreiben. Unter fortwährender Beräucherung, dem Schimmer brennender Lampen, dem Geruche kostbarer Gewürze, die vor ihm

her ausgestreut wurden, war die Volksmenge umduftet dahingezogen. Psalmen und andere geistliche Lobgesänge wurden vor dem heiligen Leibe gesungen, bis man damit in die herrliche, von Kaiser Constantin dem Großen erbaute Kirche eingezogen, wo dann auch der Leichnam zur Zeit feierlich beigesetzt wurde. — Diese Beisetzung in einem so berühmten Tempel erwies sich als eine Auszeichnung, die keiner anderen, auch noch so angesehenen Persönlichkeit, selbst nicht Aposteln und Marthyrern zu Theil geworden war; der Bischof von Antiochia aber, der Patriarch und Primas von Syrien und sein ganzer Clerus ehrten den heiligen Leib Tag für Tag beim Todtenamte mit Absingen von Psalmen und anderen geistlichen Liedern, sowie durch Beräucherung mit kostbaren Specereien, indem sie große silberne Rauchfässer vor ihm aufstellten, worin auserlesene Gewürze brannten und dufteten als ein Bild des Wohlgeruchs seines heiligen Lebens, und als ein Beweis, wie Gott im Tod ihn ehren ließ, gleichwie im Leben.

Bei Simeon's Leichenzug wirkte der Herr auch noch ein großes Wunder durch seinen seligen Diener, zum Erstaunen aller Zuschauer, und um die ihm verliehene Gabe der Heilung selbst nach dem Tode noch zu bestätigen. — Es war nämlich ein von einem bösen Geiste besessener Mann, der schon viele Jahre lang in Gräbern wohnte, die nah' am Wege bei dem fünftausend Schritte von Antiochia entfernten Flecken Meru (Meroe) sich befanden. Alle, die dieses Weges zogen, sahen den Unglücklichen, der sinnlos und grauenvoll brüllend bei der Thüre des Grabes ab- und zuging, so daß seines wilden Geschreies wegen Niemand in seine Nähe sich wagte. Als dieser Arme die Leiche des Heiligen vorbeiführen sah, ging über ihn das Licht der Erbarmung vom Himmel auf, als wenn er gerade für dieses Ereigniß aufbewahrt gewesen wäre; er verließ das Grab, in welchem er wohnte, stürmte eiligen Laufes heran, und stürzte sich auf den Sarg des Heiligen. Kaum hatte er den Sarg berührt, so entfloh aus ihm der böse Geist, der ihn bisher gequält hatte. Er kam völlig zur Besinnung und erhielt die Sprache wieder, die er nun zuerst zum lauten Lobpreise Gottes anwandte. Freudiges Erstaunen ergriff die Augenzeugen des Wunders. Der Geheilte folgte dem Leichenzuge, und auch in die Stadt, und blieb dort mehrere Tage in der Kirche, voll Freude Gott dankend und seine Gnade verherrlichend.

Kaiser Leo schickte, sobald er die Nachricht vom Tode Simeon's erhalten, sogleich Gesandte mit besonderen Schreiben an den Oberbefehlshaber Ardaburius und den Bischof von Antiochia, mit der Aufforderung: den Leichnam des Heiligen nach Constantinopel

bringen zu lassen, um daselbst ihm die seinem Verdienst gebührende Ehre zu erweisen, und durch seine Fürbitten Schutz für das Reich zu erlangen. Da erhob sich ganz Antiochia mit seinen Bewohnern, und sie baten den Kaiser flehentlich in einem Schreiben; wie ihre Mauern durch das Erdbeben (am 8. Juni 459) zerstört worden seien; so hätten sie den heiligen Leib in ihre Stadt gebracht, damit er ihnen als Mauer diene und sie durch die Gebete des Heiligen beschirmt würden; der Kaiser möge ihnen demnach den kostbaren Schatz lassen. Leo ließ mit Mühe sich bewegen, ihre Bitte zu erhören. —

In solchem Maaße verherrlichte Gott seinen Diener, und weil dieser Gott ehrte, so ward er auch von Gott geehrt und von den Menschen verehrt!" —

---

470. Pietät des Sohnes beim Leichenzug des Vaters.

Der deutsche Kaiser Konrad II. wurde im Jahre 1039 im Februar von einer heftigen Krankheit befallen, die ihn bis in den Mai an's Lager fesselte.

Als er darauf zu Utrecht das Pfingstfest feierte, kehrte die Krankheit in gesteigerter Heftigkeit wieder, so daß er am 4. Juni sein Ende nahe fühlte. Er empfing die heiligen Sterbsakramente, hörte in demüthiger Frömmigkeit die Tröstungen der Geistlichen und nahm dann von seiner treuen Gemahlin Gisela und von seinem Sohne Heinrich Abschied. Alle Anwesenden waren zu Thränen gerührt, als sie die liebevollen, ernsten Mahnungen vernahmen, welche der sterbende Vater dem schluchzenden Sohne gab, indem er ihm gebot — mild, gerecht und christlich zu regieren, die Unterdrückten zu schützen, die Kirche und ihre Diener zu ehren und Gesetz und Ordnung im Reiche aufrecht zu erhalten. Der sterbende Kaiser wußte gar wohl, welche schwere Bürde die Kaiserkrone sei, die nur Gefahr, Sorge und Mühsal brachte; aber er kannte auch den kräftigen Willen seines Sohnes. Der Sohn gelobte feierlich, des Vaters Mahnungen für sein höchstes Gebot zu halten, bat dann um den väterlichen Segen und drückte dem Verschiedenen endlich die Augen zu, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Hierauf ward des Vaters Leiche einbalsamirt und zu Lande den Rhein hinauf nach Speier geführt, begleitet von vielen Bischöfen, der Kaiserin und Heinrich III. — Jede Stadt empfing den Zug mit ernstem Trauergeläute, und während der Rast ward die Leiche jedesmal in einer Kirche niedergesetzt. Da versäumte es Heinrich

niemals, die Bahre mit auf seine Schultern zu nehmen; denn er wollte jetzt noch nicht König, sondern — Sohn sein, welcher dem Vater die letzten Pflichten kindlicher Liebe und Verehrung zu erweisen hatte. Bleichen Angesichts, ernst vor sich niederschauend, schritt Heinrich als Bahrträger durch die Straße und gelobte im Herzen, daß er gern Krone und Macht hingeben möchte, wenn er dadurch den lieben Vater vom Tode loskaufen könnte. — Auch als man Konrad's Leiche zu Speier nach dem Dome trug, befand sich Heinrich unter den Trägern; und als sie daselbst endlich in die Gruft eingesenkt wurde, verweilte er noch lange einsam an der heiligen Stätte, wo nun sein Vater ruhte, dem er Alles zu verdanken hatte, und überdachte die Vergangenheit und Zukunft. — Neben ihm kniete seine Mutter Gisela, von tiefstem Schmerz ergriffen. Hatte sie doch so glücklich mit ihrem Gemahl gelebt und ihre hohe Stellung nur dazu benutzt, um Unglücklichen zu helfen, Leid und Noth auf Erden zu mindern. Seit ihr Gemahl nicht mehr unter den Lebenden weilte, hatte das Leben inmitten des Weltgeräusches für sie keinen Werth mehr. Sie zog sich in die Einsamkeit des Klosters Kaufungen bei Kassel zurück, um den Rest ihrer Tage dem Angedenken ihres Gemahls in Gebet und Thränen zu widmen. —

---

471. Der Leichenzug eines Kindes.

(Auszug aus: Spanisches von Dr. Alban Stolz.)

Als ich Abends wieder zur Herrlichkeit von Tours (einer Stadt in Frankreich) in den Dom ging, war er einsam und still, denn die Leute drin waren zu gering für den großen Tempel, um beachtet zu werden.

Dann brachte man einen Sarg und stellte ihn nieder; das Todte drin konnte etwa ein Kind von acht bis zehn Jahren sein. Ein Priester kam, recitirte einige lateinische Psalmen; der Sarg wurde dann mit einem weißen Tuch bedeckt, ein armes Kränzlein darauf gelegt und fortgetragen. Der ganze Leichenzug war sehr klein, etwa nur vierzehn Personen zusammen, und Niemand weinte. Es war ein trüber, schwermüthiger Regenabend. Ich ging selbst in einiger Entfernung der Leiche nach; es war wohl zu sehen, daß Niemand unter den Lebenden nach dem todten Kinde fragte; so jung es war, so war es schon vergessen, bevor es nur in's Grab gelegt wurde. Und es wird wohl sein, daß ich, der Fremde, innigeren Theil genommen an der verlassenen Leiche, und schon mehr daran zurückgedacht habe, als irgend Jemand der damaligen Begleiter. Wahrscheinlich war es ein armes Waisenkind, an welchem

Niemanden etwas gelegen war; vielleicht ist es auch deßhalb gestorben! —

Eine ganz andere tiefere Trauer weckt der Anblick, wenn Jemand begraben wird, und es gehen nur sehr wenige gleichgiltige Menschen mit dem Zug. Es ist mir hier, wie wenn mein eigenes Herz sich verpflichtet fühlte, solche Verlassene besonders zu lieben, was freilich in unfruchtbarem Mitleid aufgeht. Hier kehrt sich aber die Trauer nicht wie bei andern Leichen dem Tod zu, sondern dem Leben; der Tod ist Erlösung und Trost. Das ist aber erst der gründlich vollendete Tod, wenn der Verstorbene in keinem lebenden Herzen mehr ruht; da ist die letzte Wurzelfaser von der Erde abgerissen, und es ist gar nichts daselbst zurückgeblieben, als die Zwangsjacke des Leibes, worin die Seele eingeschnürt war.

Es muß ein wunderbares Geisterschauspiel sein, wenn ein armes elternloses Kind, das auf Erden nur als eine Last umhergestoßen wurde, stirbt. Wenn ihm auf Erden allenthalben Liebe versagt worden war, so ist auch seine Seele nicht zur Liebe geweckt worden, seine Liebefähigkeit blieb im Keime verschlossen. Nun kommt nach dem Tode — Gott und ein ganzer Himmel voll Liebe ihm entgegen! —

---

472. Vor der Todten-Maske Napoleon's I.

In dem Hôtel des monnaies zu Paris betritt man auch mit großem Interesse den Saal des Musée monétaire — das die Geschichte Frankreichs in Medaillen enthält, und auf diesen seine meisten Fürsten, von ihrer Kindheit bis in die spätesten Altersstufen, ausgeprägt.

In dem letzten Zimmer dieses Museums, genannt „la salle Napoleon," befindet sich außer den vielen Medaillen, die an die wichtigsten Ereignisse in dem ehemaligen großen Kaiserreich erinnern, auch die in Erz modellirte Todten-Maske Napoleon's I., zwanzig Stunden nach des Kaisers Verscheiden genommen; — die aber bei seiner Autopsie thätigen Instrumente bewahrt die École de médecine.

Ueber diese Todten-Maske schreibt Emma von Niendorf in ihrem im Jahr 1854 erschienenen und betitelten Büchlein: „Aus dem heutigen Paris," wie folgt:

„Lange stand ich vor jener Todten-Maske, ohne mich über den Eindruck einigen zu können. Todten-Masken erschienen mir stets wie vom größten Plastiker — es ist auch ein Meister, der hier

arbeitet! Wir finden das Alles rein künstlerisch, weil es völlig Drama, das höchste Drama. — In dem Gesichte des Eremiten von Sanct Helena — unendlicher Gram, aber auch unendlicher Wille, etwas Eisernes. Welche Energie schon im Halse, wie er sich zum Sterben hinlegt, dem verhüllten Richter oder Engel sich darreichend! Der Hals eines Riesen, auch im Niederbeugen nicht erdrückt! Sieger vielmehr im Tode, durch den Tod! Ein Martyrer, wenn die Versöhnung vorträte! So — mehr antik groß! Hier noch gebietend — wenn nur sich selbst! Der Martyrer des Ehrgeizes! Man möchte sagen: er hat sich weniger mit Ergebung, als mit Bewußtsein so hingelegt. Diese „„Pose““ bis in das Grab erklärt auch das Ungelöste in der Maske. — Selbst der größte Tragiker, der Tod, konnte die Darstellung nicht verwischen! — So muß Einer aussehen, dem die Welt gehört hat, der sie errungen und verloren! Die Stirne unerschüttert. Das Meer hat sich an diesem Fels gebrochen. — So liegt Einer da, der selbst Gott sein wollte! Das Sterben zerriß den Bann nicht, den Egoismus; kein Himmelsfriede ergießt sich; nur Ruhe vom Kampfe — oder Waffenstillstand. — — Mit Ehrfurcht stand ich vor dieser letzten Stunde. Mit Schaudern: so trat er vor den Richter, mit dieser Riesen-Verantwortung! Nichts Gelöstes in den Mienen! Kein Wiederglänzen von aufgehender Sonne, auf Alpenhöhe früher geschaut!“ — —

---

473. Das Testament eines Bischofs.

Der heilige Perpetuus, Bischof von Tours, entstammte einer Senators-Familie und besaß in verschiedenen Provinzen beträchtliche Güter; alle seine Reichthümer aber verwandte er zum Gedeihen der Kirche und zur Unterstützung der Armen.

Nichts indessen bekundet diese Liebe zu den Armen mehr, als sein Testament, das er am 1. März 475, also fünfzehn Jahre vor seinem Tod, unterzeichnete, und das bis auf uns gekommen ist. —

Zuerst läßt er den Gläubigern Alles, was sie ihm schuldig sein könnten, nach; dann vermacht er seine Büchersammlung und noch andere Gegenstände seiner Kirche, und setzt alsdann die Armen als seine Erben ein.

Der Anfang dieses Testamentes lautet wie folgt:

„Im Namen Jesu Christi!

Ich Perpetuus, Sünder und Priester der Kirche von Tours, wollte nicht sterben, ehe ich meine letzte Willens-Meinung bekannt gemacht, aus Furcht — die Armen möchten bei der Vertheilung

meiner Güter vergessen werden! — O ihr, die ich in meinem Herzen trage, meine geliebten Brüder, meine Krone, meine Freude, meine Gebieter, meine Kinder! O ihr Armen Jesu Christi, die ihr in Dürftigkeit lebet, die ihr euer Brod bettelt! Ihr Kranken, Wittwen und Waisen, ich erkläre euch, und nenne euch und setze euch als meine Erben ein! Mit Ausnahme dessen, was ich oben bereits verfügt habe, gebe ich euch Alles, was ich besitze — Felder, Triften, Wiesen, Wälder, Weinberge, Häuser, Gärten, Bäche, Mühlen, Gold, Silber, Kleider, ja Alles. Ich will, daß gleich nach meinem Tod alle diese Güter veräußert und der Erlös in drei Theile zerlegt werde, wovon zwei, nach der Anweisung des Priesters Agrarius und des Comes Agilo, unter die armen Männer vergeben werden; den dritten soll man der Jungfrau Dodolena einhändigen, um ihn unter die Wittwen und Armen weiblichen Geschlechtes zu vertheilen." —

Der Heilige fügte dann noch zärtliche Worte der Mahnungen zur Frömmigkeit und Eintracht bei; — dann vermachte er seiner lieben Schwester Fidia Julia Perpetua ein kleines goldenes Kreuz nebst Reliquien. — Auch vermachte er noch Verschiedenes seinen Freunden und Priestern, dem Einen ein silbernes Reliquienkästchen, dem Andern goldene oder silberne Kreuze und Kelche, und beschwur sie Alle, seiner eingedenk zu sein in ihren Gebeten. —

Es starb dieser Mann nach dem Herzen Gottes, nachdem er dreißig Jahre das Bisthum Tours regiert und in ihm allhin aufrichtigste Gottesfurcht und kirchliches Leben geweckt hatte, von Allen bestens gesegnet. —

Alles zur größern Ehre Gottes!